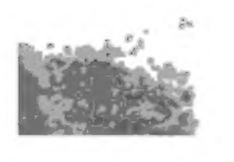



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.



Handbuch
deutscher Beredsamkeit.

Zweiter Theil.

Die weltliche Beredsamkeit.

Handbuch
deutscher Beredsamkeit

enthaltend

eine Uebersicht der Geschichte und Theorie der Redekunst, zugleich mit einer vollständigen Sammlung deutscher Reden jedes Zeitalters und jeder Gattung.

Zusammengestellt und herausgegeben

mit besonderer Rücksicht auf höhere Schulen und Selbststudium

von

Dr. O. L. B. Wolff,

ord. öffentl. Professor hon. der neueren Literatur an der Universität Jena, mehrerer gelehrten Gesellschaften wirklichem, correspondirendem und Ehrenmitgliede u. s. w.

Zweiter Theil.

Die weltliche Beredsamkeit.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1846.

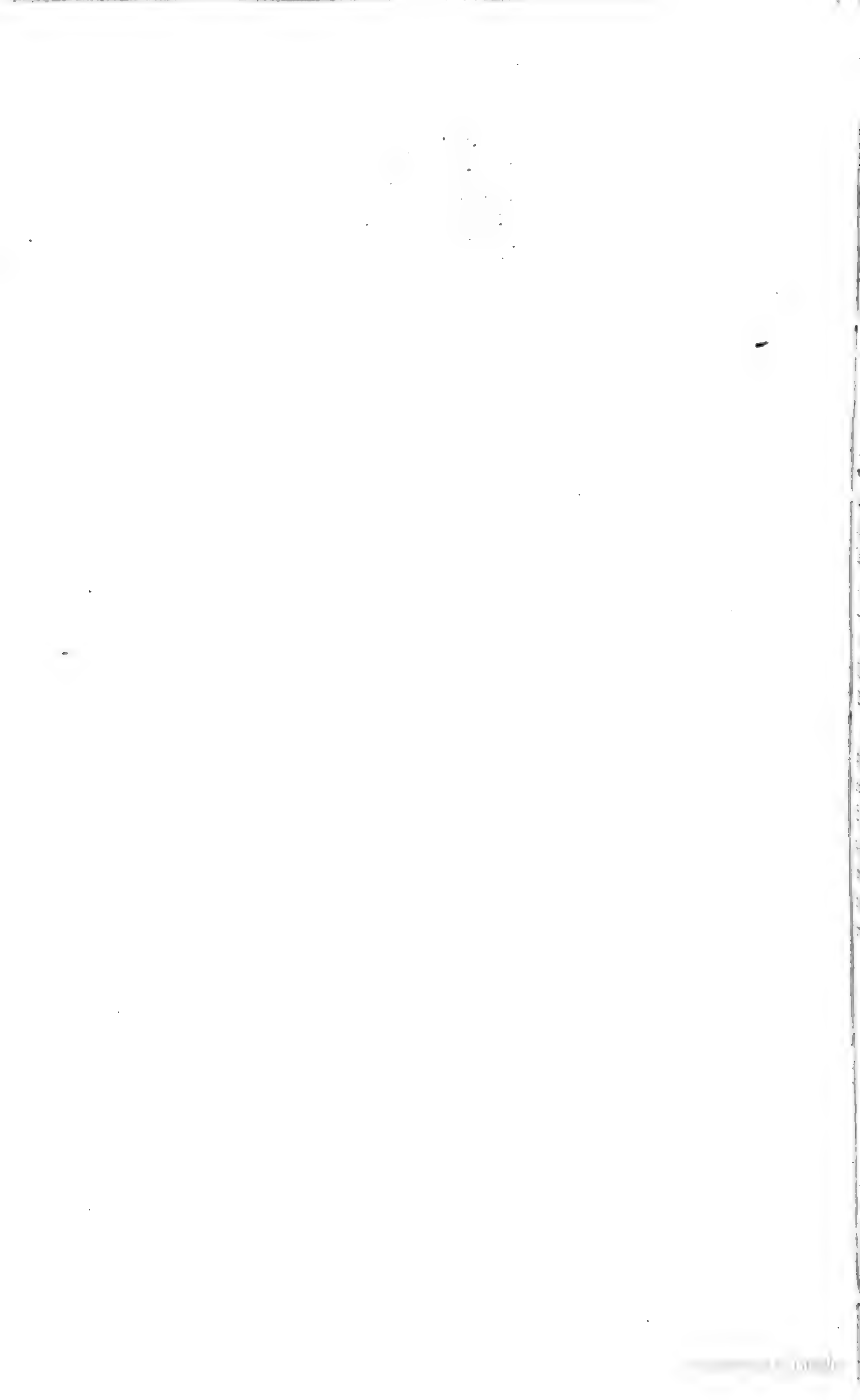




Inhalt.

Die politische Rede.

Anhang. Humoristische Reden.





Die politische Rede.

Die politische Rede beschäftigt sich mit der Aufstellung und Entwickelung von Wahrheiten und Ergebnissen aus dem Gebiete des Staatslebens, um die Zuhörer von deren Richtigkeit und Nothwendigkeit zu überzeugen und sie zu Handlungen zu bestimmen und zu veranlassen, durch welche sich als nothwendig ergebende Zwecke des Staatslebens erreicht werden sollen. — Außer den allgemeinen rhetorischen Erfordernissen überhaupt bedingt die politische Rede noch genaue Kenntniß der Rechtsverhältnisse, der Verfassung und der socialen und politischen Zustände eines Staates. Der Ton und die Ausdrucksweise werden durch die besonderen Umstände, unter denen sie zu halten ist, näher bestimmt, und es läßt sich keine allgemeine Regel dafür aufstellen. — Daß der Redner von der Wichtigkeit und hohen Würde seines Berufes durchdrungen, von Liebe und reinem Eifer für das Land, dem er seine Kräfte widmet, beseelt sein, aber zugleich die höchste Besonnenheit zur Führerin wählen müsse, versteht sich von selbst. Die Gattung des Styls, deren er sich zu bedienen hat, wird eben sowohl durch den Gegenstand und den Zweck seiner Rede, wie durch die geistige und politische Bildung seiner Zuhörer näher bedingt.

Isokrates' Rede vom Frieden,
übersetzt von A. H. Christian.

Alle, welche hier auftreten, pflegen zu sagen, Das sei das Wichtigste und am meisten Wünschenswerthe für den Staat, worüber sie ihren Rath ertheilen wollen; wenn es aber bei irgend einem andern Gegenstande passend ist, Dies vorauszuschicken, so scheint es mir bei dem

jetzt vorliegenden angemessen, damit den Anfang zu machen. Wir sind nämlich zusammengekommen, um in öffentlicher Versammlung uns zu berathen über Krieg und Frieden, welche den größten Einfluß auf das Leben der Menschen haben, und worüber einen richtigen Entschluß zu fassen die nothwendige Folge hat, daß man in bessere Umstände kommt, als die Anderen. So groß also ist die Wichtigkeit Dessen, weßwegen wir zusammengekommen sind.

Ich sehe aber, daß ihr nicht auf gleiche Weise den Rednern Gehör schenkt, sondern den Einen eure Aufmerksamkeit widmet, bei Andern nicht einmal ihre Stimme aushaltet. Und ihr thut (da) Nichts, worüber man sich wundern müßte; denn sonst pflegtet ihr alle Andern wegzujagen, außer Denen, welche euren Leidenschaften das Wort redeten. Man könnte euch aber darüber mit Recht tadeln, daß ihr, obgleich ihr wisset, daß viele große Familien von den Schmeichlern zu Grunde gerichtet wurden, und obgleich ihr im Privatleben Diejenigen hasset, welche daraus (aus dem Schmeicheln) ein Gewerbe machen, in den öffentlichen Angelegenheiten nicht ebenso gegen sie gesinnt seid, sondern während ihr Diejenigen scheltet, welche solche Leute annehmen und Gefallen an ihnen finden, selbst offenbar ihnen mehr glaubt, als den andern Bürgern; denn dadurch habt ihr bewirkt, daß die Redner nicht darauf sinnen und studiren, was dem Staate zuträglich sein werde, sondern wie sie Reden halten mögen, die euch gefallen, wie auch jetzt ihre ganze Schar in solche sich ergossen hat; denn Allen war einleuchtend, daß ihr an Denen euch mehr ergötzen werdet, welche euch zum Kriege auffordern, als an Denen, welche euch zum Frieden rathen. Jene nämlich erregen die Erwartung, daß wir unsere Besitzungen in den anderen Staaten wieder bekommen und die Macht wieder erhalten werden, die wir früher hatten; Diese aber stellen Nichts der Art in Aussicht, sondern daß man Ruhe halten müsse und nicht gegen Recht und Billigkeit nach Großem trachten, sondern mit Dem, was da ist, zufrieden sein, was für die meisten Menschen das Allerschwierigste ist. Denn so abhängig sind wir von der Hoffnung, und so unersättlich sind wir in Dem, was uns als Gewinn erscheint, daß nicht einmal Die, welche die größten Reichthümer besitzen, dabei stehen bleiben wollen, sondern immer nach mehr trachten, und Das, was sie schon haben, daran wagen. Daher ist zu fürchten, wir möchten auch jetzt dieser Verrücktheit uns schuldig machen; denn Manche scheinen mir gar zu eilig zum Kriege zu schreiten, wie wenn nicht gewöhnliche Menschen dazu gerathen, sondern sie von den Göttern gehört hätten, daß wir Alles glücklich ausführen und leicht über die Feinde die Oberhand erhalten werden.

Vernünftige Menschen aber müssen nicht über Das, was sie wissen, berathschlagen (denn Das ist überflüssig), sondern handeln, wie sie erkannt haben (daß man handeln müsse), bei Dem aber, worüber sie berathschlagen, nicht glauben, sie wissen was sich ereignen werde, sondern so darüber denken, als ob sie zwar eine Vermuthung davon hätten, aber geschehen werde, was der Zufall bringe. Von diesem Beiden aber thut ihr Nichts, sondern ihr befindet euch in der möglichst größten Verwirrung. Ihr seid nämlich zusammengekommen, als müßtet ihr aus Allem, was gesagt wird, das Beste auswählen, wollt aber, als ob ihr schon gewiß wüßtet, was zu thun ist, Niemand hören außer Denen, welche reden, wie ihr's gerne hört. Und doch solltet ihr, wenn ihr das dem Staate Zuträgliche suchen wolltet, mehr Denen eure Aufmerksamkeit schenken, welche euren Meinungen zuwider sind, als Denen, welche ihnen willfahren, da ihr wißt, daß von den hier auftretenden (Rednern) Diejenigen, welche sagen, was ihr wollt, euch leicht täuschen können (denn was euch zu Gefallen gesagt wird, verhindert, daß ihr das Beste erkennet), von Denjenigen aber, welche nicht, wie ihr's gerne hört, rathen, Nichts der Art euch widerfahren wird; denn es giebt kein Mittel, wie sie euch auf andere Ueberzeugung bringen könnten, wenn sie nicht, was euch zuträglich ist, einleuchtend machen. Außerdem aber wie könnten Menschen recht urtheilen über das Vergangene oder berathschlagen über das Zukünftige, wenn sie nicht die Gründe der sich Gegenüberstehenden vergleichend prüfen und Beiden gleiches Gehör schenken wollten?

Ich wundere mich aber über die Aelteren, daß sie sich nicht mehr erinnern, und über die Jüngeren, daß sie von Niemand gehört haben, daß wir durch Diejenigen, welche rathen, am Frieden festzuhalten, noch nie ein Unglück erlitten, durch Diejenigen aber, welche leichtsinnig den Krieg wählen, schon in viele große Unfälle geriethen. Dafür haben wir aber kein Gedächtniß, sondern sind bereit, ohne daß wir uns selbst weiter bringen, Dreiruder zu bemannen, Geldbeiträge zu liefern, Hülfe zu leisten und Krieg anzufangen, Wer es auch sei, als wenn es nicht unser Staat wäre, den wir in Gefahr bringen. Daran aber ist Schuld, daß ihr, da es doch eure Pflicht wäre, den gleichen Eifer für die allgemeinen, wie für die Privatangelegenheiten zu beweisen, nicht ebenso darüber denkt, sondern wenn ihr über Privatangelegenheiten berathschlagt, solche Rathgeber sucht, welche verständiger sind, als ihr, wenn ihr aber über den Staat in einer Versammlung euch berathet, solchen Männern mißtraut und zürnt, die Schlechtesten von allen, welche die Rednerbühne besteigen, ehret, und glaubt, die Betrunkenen seien größere Freunde des Volks, als die Nüchternen, und die Unvernünftigen,

als die Verständigen, und Die, welche die Staatsgelder unter sich theilen, als Die, welche aus ihrem eigenen Vermögen für euch öffentliche Leistungen bestreiten. Daher muß man sich wundern, wenn Jemand hofft, der Staat werde, da er sich solcher Rathgeber bedient, Fortschritte zum Besseren machen.

Ich aber weiß zwar, daß es mißlich ist, wenn man euren Gedanken zuwider ist, und daß es ungeachtet der Volksherrschaft keine Redefreiheit giebt, außer hier (auf der Rednerbühne) für die unvernünftigsten und um euch unbekümmerten Menschen, und im Schauspielhause für die Lustspieldichter (und Das ist noch das Allerärgste, daß ihr Denen, welche die Fehler des Staats unter die andern Griechen bringen, so großen Dank wisset, wie nicht einmal den Wohlthätern (des Staats), gegen Diejenigen aber, welche euch tadeln und ermahnen, so feindselig gesinnt seid, wie gegen Die, welche dem Staate etwas Böses zufügen); dennoch aber, obgleich Dies der Fall ist, werde ich nicht abstehen von Dem, was ich im Sinne hatte. Ich bin nämlich aufgetreten, nicht euch zu Gefallen zu sein, noch um eure Stimmen zu buhlen, sondern zu erklären, was ich denke erstens über Das, was die Prytanen vorlegen, dann über die andern Angelegenheiten des Staats; denn was wir jetzt über den Frieden beschließen, wird von keinem Nutzen sein, wenn wir nicht auch über das Uebrige einen richtigen Entschluß fassen.

Ich behaupte also, man müsse Frieden machen nicht bloß mit den Chiern und Rhodiern und Byzantiern, sondern mit allen Menschen, und die Verträge gelten lassen, nicht die, welche jetzt Einige vorgeschlagen haben, sondern die, welche mit dem (Perser) Könige und den Lacedämoniern geschlossen wurden, und verlangen, daß die Griechen selbstständig sein, und die Besatzungen aus den fremden Staaten abziehen, und Alle (nur) die ihrigen behalten sollen; denn gerechtere und dem Staate zuträglichere (Verträge), als diese, werden wir nicht finden.

Wenn ich nun hier meine Rede abbräche, so weiß ich, würde man glauben, ich verkürze den Staat, wenn die Thebaner Thespiä und Platää und die andern Städte behalten würden, welche sie gegen die beschworenen Verträge genommen haben, wir aber, ohne daß eine Nothwendigkeit dazu vorhanden ist, aus denen abziehen würden, welche wir jetzt besitzen; wenn ihr mich aber bis zu Ende aufmerksam anhört, so glaube ich, werdet ihr alle Diejenigen großen Unverstands und Wahnsinns beschuldigen, welche Ungerechtigkeit für Gewinn halten, und welche die fremden Städte mit Gewalt im Besitze haben, und das Unglück nicht bedenken, das aus solchen Handlungen entspringt. Dieses also wollen wir in unserer ganzen Rede euch zu zeigen versuchen, zuerst

aber von dem Frieden sprechen, und untersuchen, was wir gegenwärtig wünschen können, daß uns geschehe; denn wenn wir Dies gut und vernünftig bestimmt haben, so werden wir mit Rücksichtnahme auf diese Grundlage (der Untersuchung) auch über das Andere einen bessern Entschluß fassen.

Würde es uns also genügen, wenn wir unsern Staat in Sicherheit bewohnen, das zum Leben Erforderliche in reichlicherem Maße besitzen, unter uns in Eintracht leben und bei den Griechen in gutem Rufe stehen würden? Ich wenigstens glaube, wenn dieses stattfinde, werde der Staat vollkommen glücklich sein. Der Krieg nun hat uns alles Genannten beraubt; denn er hat uns ärmer gemacht und viele Gefahren zu bestehen genöthigt, und bei den Griechen in bösen Leumund gebracht und auf alle Arten unglücklich gemacht. Wenn wir aber Frieden machen, und uns so benehmen, wie die gemeinschaftlichen Verträge verlangen, so werden wir in voller Sicherheit den Staat bewohnen, befreit von Kriegen und Gefahren und Zwietracht, in welche wir jetzt gegen einander gerathen sind, wir werden täglich zu größerem Wohlstande gelangen, erlöst von den Geldbeiträgen und den Ausrüstungen der Dreiruder und den andern Leistungen für den Krieg, und ohne Furcht das Land bauend, das Meer befahrend, und die andern Handthierungen treibend, welche jetzt wegen des Kriegs in's Stocken gerathen sind; wir werden sehen, daß der Staat doppelt so viel Einkünfte, als jetzt, bezieht, und sich füllt mit Kaufleuten und Fremden und Beisassen, von denen er jetzt verlassen ist. Das Wichtigste aber ist: wir werden an allen Menschen Bundesgenossen haben, die nicht durch Zwang, sondern aus (freier) Ueberzeugung zu uns halten, nicht so lange wir in Sicherheit sind, wegen unserer Macht sich uns (unsere Herrschaft) gefallen lassen, wenn wir aber in Gefahren gerathen, von uns abfallen werden, sondern so gesinnt sind, wie wahre Bundesgenossen und Freunde es sein sollen. Zudem werden wir Das, was wir jetzt durch Krieg und große Kosten nicht wieder erlangen können, durch eine Gesandtschaft leicht erhalten. Denn glaubt ja nicht, daß Kersobleptes wegen des Chersoneses oder Philippus wegen Amphipolis Krieg führen werde, wenn sie sehen, daß wir nicht nach fremdem Eigenthum trachten; denn jetzt zwar fürchten sie sich natürlich, unsern Staat zum Nachbar ihrer Herrschaft zu machen (denn sie sehen, daß wir nicht zufrieden sind mit Dem, was wir haben, sondern immer nach mehr streben), wenn wir aber unsere Handlungsweise ändern und man eine bessere Meinung von uns hat, so werden sie nicht nur von unserm Gebiete ablassen, sondern auch von dem ihrigen uns dazu geben; denn es wird ihr Vortheil sein, wenn sie die Macht

unseres Staats heben, daß sie ihre Reiche mit Sicherheit besitzen. Ja es wird uns sogar möglich sein, von Thracien so viel Land loszureißen, daß wir nicht nur selbst ein reichliches Auskommen haben, sondern auch Denjenigen von den (andern) Griechen, welche es bedürfen und aus Mangel herumirren, ein hinlängliches verschaffen können. Denn wenn Athenodorus und Kallistratus, der Eine als Privatmann, der Andere als Verbannter, Städte zu gründen im Stande gewesen sind, so würden doch wahrlich wir, wenn wir wollten, viele solche Plätze besetzen können. Die aber, welche die Ersten unter den Griechen zu sein ansprechen, müssen viel mehr mit solchen Thaten vorangehen, als mit Krieg und Heeren von Miethsoldaten, womit wir es jetzt gerade zu thun trachten.

Darüber nun, was die Gesandten versprechen, ist Das hinreichend, Manches könnte man vielleicht auch noch dazu fügen; ich meine aber, wir müssen nicht bloß den Frieden beschließen, und aus der Versammlung weggehen, sondern auch berathschlagen, wie wir ihn halten wollen, und es nicht machen, wie gewöhnlich, daß wir nach einer kurzen Zwischenzeit wieder in dieselbe Verwirrung gerathen; und (wie wir) nicht einen Aufschub, sondern eine Erlösung von den gegenwärtigen Uebeln finden. Davon aber kann Nichts geschehen, ehe ihr überzeugt seid, daß die Ruhe mehr nützlich und gewinnbringend sei, als die unzeitige Geschäftigkeit, und die Gerechtigkeit mehr, als die Ungerechtigkeit, und die Sorgfalt für das Eigene mehr, als die Begierde nach dem Fremden, worüber noch nie ein Redner vor euch zu sprechen wagte; ich aber will gerade darüber am ausführlichsten zu euch reden; denn ich sehe, daß darin die Glückseligkeit besteht, und nicht in Dem, was wir jetzt gerade thun. Nothwendig aber muß Der, welcher von der gewohnten Weise der öffentlichen Reden abzuweichen unternimmt, und eure Meinungen umstimmen will, viele Dinge berühren und weitläufiger sprechen, und über Einiges erinnern, Anderes tadeln, Anderes loben, über Anderes seinen Rath ertheilen. Denn kaum wird man euch durch alles Dieses auf bessere Gedanken zu bringen vermögen.

Es verhält sich nämlich so: mir scheinen alle Menschen eine Begierde zu haben nach dem Nützlichen und daß sie mehr besitzen, als die Andern, keine Kenntniß aber von den Handlungen, welche dazu führen, sondern in ihren Ansichten von einander abzuweichen, die Einen nämlich ziemlich wahre zu haben und solche, die das Rechte treffen können, die Andern aber solche, die so sehr es möglich ist, das Nützliche verfehlen. Und Dies ist auch unserm Staate begegnet; denn wir glauben, wenn wir das Meer mit vielen Dreirudern befahren, und die

Staaten zwingen, Beiträge (Tribute) zu zahlen und Bundesgesandte hieher zu schicken, wir haben etwas Rechtes gethan, haben uns aber in der Wirklichkeit sehr getäuscht. Denn von Dem, was wir hofften, ist Nichts erfolgt, aber Feindschaften und Kriege und große Kosten sind daraus erwachsen, ganz natürlich; denn schon früher sind wir durch diese unzeitige Geschäftigkeit in die äußersten Gefahren gerathen, dadurch aber, daß wir unsern Staat als gerecht erwiesen und den Beeinträchtigten zu Hülfe kamen, und nicht nach Fremdem trachteten, erhielten wir von den Griechen aus freien Stücken die Vorsteherschaft, und Diese (die Griechen) behandeln wir jetzt unvernünftiger Weise und ganz ohne Grund schon lange Zeit verächtlich.

Denn Einige sind so weit im Unverstande gegangen, daß sie glauben, die Ungerechtigkeit sei zwar tadelnswerth, aber gewinnbringend und für das tägliche Leben zuträglich, die Gerechtigkeit aber zwar rühmlich, aber unvortheilhaft und mehr den Andern zu nützen im Stande, als Denen, welche sie besitzen, und verkennen es, daß Nichts weder zum Erwerbe, noch zum Ruhme, noch zu einem pflichtmäßigen Handeln, noch überhaupt zur Glückseligkeit so wirksam beitragen möchte, als die Tugend und ihre Theile. Denn durch die geistigen Vorzüge erwerben wir auch die übrigen Vortheile, deren wir eben bedürfen; daher versäumen Die, welche ihren Geist vernachlässigen, ohne es selbst zu wissen, zugleich verständiger zu werden, und in bessere Umstände zu kommen, als die Anderen. Ich wundere mich aber, wenn Mancher meint, Die, welche die Frömmigkeit und Gerechtigkeit üben, halten daran fest und bleiben dabei in der Erwartung, sie werden weniger (Vortheil) haben, als die Schlechten, und nicht vielmehr in dem Glauben, sie werden sowohl bei den Göttern, als bei den Menschen mehr erlangen, als die Andern; denn ich bin überzeugt, daß Diese allein darin reicher sind, worin man es soll, die Andern aber darin, worin es zu sein nicht besser ist (als es nicht zu sein). Denn ich sehe, daß es Denen, welche die Ungerechtigkeit vorziehen und von fremdem Eigenthum Etwas zu bekommen für das größte Gut halten, eben so geht, wie den angeköderten Thieren, daß sie anfangs zwar einen Genuß von Dem haben, was sie bekommen, bald darauf aber im größten Elend sind, Die aber, welche in Frömmigkeit und Gerechtigkeit leben, sowohl in der Gegenwart ruhig hinleben, als für die ganze Ewigkeit erfreulichere Hoffnungen haben. Und wenn Dies nicht durchaus so zu gehen pflegt, so geschieht es doch wenigstens meistens auf diese Art. Vernünftige Leute müssen aber, da wir, was immer vortheilhaft sein wird, nicht einsehen, Das, was oft nützt, offenbar vorziehen. Das Allerungereimteste aber begegnet Denen,

welche zwar glauben, die Gerechtigkeit sei eine edlere und den Göttern wohlgefälligere Handlungsart, als die Ungerechtigkeit, aber meinen, Die, welche sie anwenden, werden ein schlimmeres Leben haben, als Die, welche die Schlechtigkeit vorziehen.

Ich möchte wünschen, daß, wie es leicht ist, die Tugend zu loben, so es leicht wäre, die Zuhörer zu überreden, sie zu üben; nun aber fürchte ich, ich möchte vergeblich darüber sprechen. Denn wir sind schon lange verdorben von Menschen, welche nichts Anderes können, als betrügen, (Leuten,) die eine so geringe Meinung von dem Volke haben, daß sie, wenn sie einen auswärtigen Krieg unternehmen wollen, sich Geld geben lassen, und zu sagen sich erfrechen, man müsse den Vorältern nachahmen, und es nicht geschehen lassen, daß man uns verhöhne, und daß Diejenigen das Meer befahren, welche die Beiträge uns nicht bezahlen wollen.

Gern möchte ich nun von ihnen erfahren, welchen von unsern Vorfahren sie uns ähnlich werden heißen, Denen, welche zur Zeit der Perserkriege lebten, oder Denen, welche vor dem Deceleïschen Kriege den Staat verwalteten? Denn wenn sie Diesen (uns ähnlich werden heißen), so rathen sie uns nichts Anderes, als uns wieder der Gefahr der Sklaverei auszusetzen, wenn aber Denen, welche bei Marathon die Barbaren besiegten, und Denen, welche vor diesen lebten, sind sie da nicht die allerunverschämtesten Menschen, wenn sie, während sie Die loben, welche damals den Staat verwalteten, uns bereden, das Gegentheil von jenen zu thun, und solche Fehler zu begehen, über welche ich in Verlegenheit bin, was ich thun soll, ob ich die Wahrheit sagen soll, wie über das Andere, oder ob ich schweigen soll aus Furcht, mich bei euch zu verfeinden?

Es scheint mir nämlich zwar besser zu sein, darüber zu sprechen, ich sehe aber, daß ihr unwilliger seid über Die, welche euch tadeln, als über Die, welche an dem Unglücke Schuld sind. Jedoch ich würde mich schämen, wenn sich zeigte, daß ich mich mehr um meinen Ruf, als um die allgemeine Wohlfahrt bekümmere. Meine Sache also ist es und der Anderen, welche für den Staat sorgen, nicht den angenehmsten, sondern den nützlichsten Reden den Vorzug zu geben, ihr aber müßt erkennen, erstens daß es, während für körperliche Krankheiten viele und mancherlei Heilmittel von den Aerzten erfunden worden sind, für die Seele, wenn sie unwissend und voll böser Begierden ist, kein anderes Mittel giebt, als eine Rede, welche das Fehlerhafte zu tadeln wagt, dann daß es lächerlich ist, das Brennen und Schneiden von den Aerzten zu erdulden, damit wir von weiteren Schmerzen befreit werden, die

Reden aber zu verwerfen, ehe man gewiß weiß, ob sie eine solche Kraft besitzen, daß sie den Zuhörern nützen.

Darum aber habe ich Dies vorausgeschickt, weil ich über das Uebrige ohne Etwas zu fürchten, sondern ganz frei zu euch sprechen will. Denn Wer, der anderswoher käme und nicht schon mit uns verdorben wäre, sondern plötzlich in die Ereignisse versetzt würde, würde nicht glauben, wir seien rasend und von Sinnen, die wir auf die Thaten unserer Voraltern stolz sein, und den Staat wegen des damals Ausgeführten lobpreisen können, aber in Nichts Dasselbe, wie Jene, thun, sondern in Allem das Gegentheil? Denn Jene führten beständig für die Griechen gegen die Barbaren Krieg, wir aber entfernten Die, welche sich in Asien ihren Unterhalt verschafften, von dort, und führten sie gegen die Griechen; und Jene, weil sie die griechischen Staaten befreiten und ihnen zu Hülfe kamen, wurden der Vorsteherschaft gewürdigt, wir aber unterjochen sie, und thun das Gegentheil von Jenen, und sind unwillig, wenn wir nicht dieselbe Würde, wie Jene, haben sollen, da wir doch in den Handlungen und Gesinnungen so weit hinter Denen zurückstehen, welche um jene Zeit lebten, als sie für die Rettung der Griechen ihr Vaterland zu verlassen sich entschließen konnten, und in Land- und Seeschlachten die Barbaren besiegten, wir aber nicht einmal für unsern eigenen Vortheil uns in Gefahr begeben wollen, sondern zwar über Alle die Herrschaft zu erhalten suchen, in's Feld aber nicht ziehen mögen, und beinahe mit allen Menschen Krieg anfangen, aber nicht uns selbst dazu üben, sondern Leute, die theils heirathlos, theils Ueberläufer, theils wegen anderer schlechter Streiche zusammengelaufen sind, welche, wenn ihnen Jemand mehr Sold giebt, ihm gegen uns folgen werden. Aber dennoch lieben wir sie so, daß wir, während wir für unsere Kinder, wenn sie sich gegen Jemand verfehlen, nicht gerne Genugthuung geben würden, über das Rauben, die Gewaltthätigkeit und gesetzwidrige Handlungsweise jener Leute dagegen, obgleich die Klagen auf uns fallen werden, nicht nur nicht unwillig sind, sondern sogar uns freuen, wenn wir hören, daß sie Etwas der Art ausgeführt haben. So weit sind wir in der Thorheit gekommen, daß, während wir selbst an den täglichen Bedürfnissen Mangel leiden, wir Miethsoldaten zu halten unternommen haben, und unsere Bundesgenossen mißhandeln und besteuern, damit wir den gemeinschaftlichen Feinden aller Menschen den Sold reichen können. Und (in dieser Beziehung) sind wir um so viel schlechter, als unsere Voraltern, nicht bloß als Die, welche in gutem Rufe (bei den Griechen) standen, sondern auch als Die, welche gehaßt wurden, so fern diese, wenn sie gegen Andere Krieg zu führen beschlossen, obgleich die

Burg mit Gold und Silber angefüllt war, doch für Das, was sie beschlossen, in eigener Person sich den Gefahren aussetzen zu müssen glaubten, wir aber, die in so großen Mangel gerathen sind, und deren Zahl so groß ist, uns wie der große König der Söldnerheere bedienen. Und damals nahm man, wenn man Dreiruder bemannte, die Fremden und Sklaven als Schiffsknechte ein, die Bürger aber schickte man mit den Waffen aus, jetzt aber gebrauchen wir die Fremden als Schwerbewaffnete, die Bürger aber zwingen wir zum Ruderdienste, so daß, wenn sie in dem feindlichen Gebiete landen, Die, welche über die Griechen zu herrschen ansprechen, mit dem Ruderkissen in der Hand aussteigen, Die aber, welche ihrem Wesen nach so beschaffen sind, wie ich kurz vorher ausführte, mit den Waffen zum Kampfe gehen.

Doch wenn man die (innern) Staatsangelegenheiten gut verwaltet sähe, sollte man wegen des Uebrigen gutes Muths sein, und nicht gerade darüber am meisten unwillig werden? Wir, die wir behaupten, wir seien Eingeborene und diese Stadt früher, als die andern gegründet, und da es uns ziemte, Allen ein Muster einer guten und geordneten Staatsverwaltung zu sein, verwalten unsern Staat schlechter und unordentlicher, als Die, welche erst kürzlich ihre Städte gründeten, und während wir darauf stolz sind und uns Etwas einbilden, daß wir eine edlere Abstammung, als die Andern, haben, lassen wir Andere leichter an diesem Adel Antheil nehmen (durch Aufnahme unter die Bürger), als die Triballer und Lucaner an ihrer unedlen Herkunft. Wir geben sehr viele Gesetze, bekümmern uns aber so wenig um sie (wenn ihr nur einen Fall höret, werdet ihr auch in dem Uebrigen es einsehen), daß wir, während Todesstrafe darauf gesetzt ist, wenn Jemand der Bestechung überwiesen wird, Die, welche es am offenbarsten thun, zu Feldherren wählen, und Den, welcher die meisten Bürger bestechen kann, den wichtigsten Geschäften vorsetzen; wir lassen uns die (Erhaltung der) Staatsverfassung nicht weniger, als die Wohlfahrt des ganzen Staats, angelegen sein, und wissen, daß die Volksherrschaft in Ruhe und Sicherheit gedeiht und besteht, im Kriege aber schon zweimal gestürzt wurde, und sind doch gegen Die, welche den Frieden wünschen, aufgebracht, als ob sie die Herrschaft Weniger begünstigten, Die aber, welche den Krieg herbeiführen, halten wir für wohlgesinnt, als ob sie für die Volksherrschaft sorgten; wir sind sehr erfahren im Reden und Handeln, und betragen uns doch so unvernünftig, daß wir über den nämlichen Gegenstand an dem nämlichen Tage nicht die nämliche Meinung haben, sondern Das, was wir, ehe wir in die Volksversammlung gingen, tadelten, wenn wir zusammengekommen sind, beschließen, nach einer nicht langen

Zwischenzeit aber das hier Beschlossene, wenn wir fortgegangen sind, wieder mißbilligen; wir geben uns für die weisesten unter den Griechen aus, und bedienen uns doch solcher Rathgeber, die Jedermann verachten würde, und bestellen gerade Die zu Herren über alle öffentlichen Angelegenheiten, denen Niemand eine von den seinigen anvertrauen würde. Das Allerunvernünftigste aber ist Folgendes: Diejenigen nämlich, welche wir einstimmig für die schlechtesten unter den Bürgern erklären würden, halten wir für die treuesten Wächter der Staatsverfassung, und während wir von den Beisassen glauben, sie seien so, wie die Schutzherren, welche sie sich wählen, denken wir nicht, daß wir denselben Ruf, wie unsere Vorsteher, erhalten werden. Und wir sind darin so sehr von unsern Voraltern verschieden, als diese dieselben Männer zu Vorstehern des Staats machten und zu Feldherren wählten, weil sie glaubten, Wer auf der Rednerbühne den besten Rath zu geben vermöge, eben Dieser werde auch, wenn er auf sich allein stehe, den besten Entschluß fassen, wir aber das Gegentheil davon thun; denn Diejenigen, deren wir uns über die wichtigsten Angelegenheiten als Rathgeber bedienen, halten wir nicht für werth, sie zu Feldherren zu wählen, als Leute, die keinen Verstand haben, Diejenigen aber, mit denen Niemand weder über seine Privat-, noch über die öffentlichen Angelegenheiten zu Rathe gehen würde, schicken wir mit unumschränkter Macht aus, als würden sie draußen weiser sein, und leichter über die griechischen Angelegenheiten beschließen können, als über die hier (zur Berathung) vorgelegten. Ich sage aber Dies nicht von Allen, sondern von Denen, welche das Gesagte trifft. Aber der noch übrige Theil des Tages würde mir zu kurz sein, wenn ich alle die Fehler, welche in unsern Angelegenheiten vorgekommen sind, zu untersuchen unternähme.

Vielleicht möchte nun Einer von Denen, welche das Gesagte ganz trifft, unwillig darüber fragen: wie kommt es, daß, wenn wir so schlechte Beschlüsse fassen, wir uns wohl befinden und eine Macht besitzen, die keinem Staate nachsteht? Ich aber würde darauf antworten: weil wir Gegner haben, welche selbst nicht vernünftiger sind, als wir. Wenn nämlich nach der Schlacht (bei Leuktra 371 v. Chr.), in welcher die Thebaner die Lacedämonier besiegten, Jene den Peloponnes befreiten und die andern Griechen unabhängig machten und Ruhe hielten, wir aber solche Fehler begingen, so hätte Er diese Frage nicht machen können, und wir würden erkennen, wie viel besser ruhige Besonnenheit ist, als unzeitige Geschäftigkeit. Nun aber haben sich die Sachen so geändert, daß die Thebaner uns retten und wir sie, und sie uns und wir ihnen Bundesgenossen verschaffen. Daher wenn wir vernünftig wären, würden

wir einander Geld zu Volksversammlungen geben; denn welche von uns öfter sich versammeln, die machen, daß ihre Gegner in bessere Umstände kommen. Diejenigen aber, welche auch nur ein wenig überlegen können, müssen nicht auf die Fehler der Feinde die Hoffnung der Wohlfahrt setzen, sondern auf ihre eigene Denk- und Handlungsweise; denn das Gute, welches uns durch ihre Ungeschicklichkeit zu Theil wird, könnte vielleicht aufhören und sich in das Gegentheil verwandeln, Das aber, welches uns durch uns selbst erwächst, wird sicherer sein und uns eher bleiben.

Denjenigen also, welche unbesonnen ihre Einwendungen machen, ist nicht schwer zu antworten; wenn nun aber Einer von Denen, welche richtiger denken, zu mir herkäme, und zwar zugäbe, daß ich die Wahrheit rede und mit Fug Das, was vorgeht, tadle, aber sagte, es sei billig, daß Die, welche in wohlwollender Absicht ermahnen, nicht nur klagen über Das, was gethan werde, sondern auch rathen, was wir unterlassen und wonach wir streben müssen, damit wir aufhören, diese (verkehrte) Gesinnung zu haben und solche Fehler zu begehen, so würde mich diese Rede wegen einer Antwort in Verlegenheit bringen, nicht wegen einer wahren und ersprießlichen, sondern euch wohlgefälligen. Jedoch da ich unverhohlen zu reden angefangen habe, darf ich kein Bedenken tragen, auch darüber mich auszusprechen.

Was also bei Denen vorhanden sein muß, welche glücklich sein wollen, (nämlich) Frömmigkeit, besonnene Mäßigung, (Gerechtigkeit) und die andere Tugend, haben wir kurz vorher angegeben; wie wir aber am schnellsten zu solchen Menschen gebildet werden könnten, — was darüber von mir gesagt werden wird, ist zwar richtig, möchte aber vielleicht euch, wenn ihr es hört, gar zu scharf scheinen und weit von der Meinung der Andern abweichend.

Ich glaube nämlich, daß wir den Staat besser verwalten, und selbst besser sein, und in allem unsern Thun vorwärts kommen werden, wenn wir aufhören, nach der Herrschaft auf dem Meere zu trachten. Denn sie ist es, die uns jetzt in diese Verwirrung bringt, und jene Volksherrschaft stürzte, unter welcher unsere Voreltern als die glücklichsten unter den Griechen lebten, und beinahe an allem Uebel Schuld ist, das wir selbst leiden und den Andern verursachen. Ich weiß nun zwar, daß es schwer ist, wenn man eine Macht angreift, die von Allen geliebt und ein Gegenstand des Kampfs geworden ist, für einen Menschen zu gelten, den man anhören könne; jedoch da ihr auch die andern Behauptungen ertragen habt, die zwar wahr, aber gehässig sind, so bitte ich euch, auch diese hinzunehmen, und mich nicht eines solchen Wahnsinns zu beschul-

digen, als ob ich mir vorgenommen hätte, zu euch über so widersinnige Sachen zu sprechen, wenn ich nicht etwas Wahres darüber sagen könnte. Nun aber glaube ich, werde ich Allen deutlich machen, daß wir nach einer Herrschaft trachten, die weder gerecht, noch möglich, noch zuträglich ist.

Daß sie nämlich nicht gerecht ist, lernte ich von euch und kann es euch (aus Diesem) lehren. Als nämlich die Lacedämonier diese Macht besaßen, mit welchem Aufwande von Gründen haben wir da nicht ihre Herrschaft angeklagt, und ausgeführt, es sei gerecht, daß die Griechen unabhängig seien? Welchen von den ansehnlichen Staaten forderten wir nicht auf zu der Bundesgenossenschaft, die deswegen sich bildete? Wie viele Gesandtschaften schickten wir an den großen König, welche ihm zeigen sollten, es sei weder gerecht, noch zuträglich, daß ein Staat über die Griechen Herr sei? Und nicht früher hörten wir auf, Krieg zu führen, und uns zu Wasser und zu Lande Gefahren auszusetzen, bis die Lacedämonier die Verträge wegen der Unabhängigkeit schließen mochten.

Daß es also nicht gerecht ist, daß die Stärkeren über die Schwächeren herrschen, haben wir nicht nur in jenen Zeiten erkannt, sondern auch jetzt an der bei uns bestehenden Staatsverfassung. Daß wir aber nicht einmal vermöchten, diese Herrschaft zu gründen, glaube ich alsbald zeigen zu können. Denn da wir mit zehntausend Talenten nicht im Stande waren, sie zu behaupten, wie würden wir bei der gegenwärtigen Armuth sie zu erwerben vermögen, zumal da wir nicht die Lebensweise führen, durch welche wir sie erlangten, sondern die, durch welche wir sie verloren?

Daß endlich nicht einmal, wenn sie uns angeboten würde, sie anzunehmen, dem Staate zuträglich ist, werdet ihr — dünkt mich — am schnellsten aus dem Folgenden erkennen. Lieber will ich aber auch darüber Weniges vorausschicken; denn ich fürchte, es möchte, weil ich Vieles tadle, Manchen scheinen, ich habe mir vorgenommen, den Staat anzuklagen.

Wenn ich vor Andern so über die Angelegenheiten zu sprechen unternähme, so würde mir mit Recht dieser Vorwurf gemacht; nun aber richte ich meine Worte an euch, und suche euch nicht bei Andern anzuschwärzen, sondern wünsche euch zu bewegen, daß ihr selbst diese Handlungsweise aufgebt, und (wünsche,) daß der Staat und die andern Griechen den Frieden, von welchem die ganze Rede handelt, festhalten. Nothwendig aber müssen Die, welche ermahnen, und Die, welche anklagen, ähnlicher Reden sich bedienen, ihre Absichten aber so sehr, als möglich, einander entgegengesetzt sein. Daher dürft ihr gegen Die, welche Dasselbe sagen, nicht immer dieselbe Gesinnung haben, sondern Die,

welche um zu schaden schmälen, müßt ihr hassen, als gegen den Staat Uebelwollende, Die aber, welche um zu nützen tadeln, loben und für die besten unter den Bürgern halten, und unter diesen selbst Denjenigen am meisten, welcher am deutlichsten die schlechten Handlungen und die daraus entspringenden Unfälle darzustellen vermag; denn Dieser wird am schnellsten bewirken, daß ihr verabscheut, was er verdient, und nach besseren Handlungen trachtet. Ueber das Harte in meinen Worten also, sowohl den schon gesprochenen, als den noch zu sprechenden, habe ich Dies zu euch zu sagen; nun aber will ich, wo ich abgebrochen habe, wieder anfangen.

Ich sagte nämlich, aus dem Folgenden werdet ihr am besten erkennen, daß es nicht zuträglich sei, die Herrschaft auf dem Meere zu erhalten, wenn ihr (nämlich) untersucht, in welcher Lage der Staat war, ehe er diese Macht erwarb, und in welcher, nachdem er in ihrem Besitze war. Denn wenn ihr beide vergleichend im Geiste betrachtet, so werdet ihr einsehen, an wie vielem Uebel für den Staat sie Schuld gewesen ist.

Die damalige Staatsverfassung nun war um so viel besser und vorzüglicher, als die später eingeführte, als Aristides und Themistokles und Miltiades bessere Männer waren, als Hyperbolus und Kleophon und die jetzigen Volksredner. Das Volk aber, welches damals den Staat verwaltete, werdet ihr nicht voll Unthätigkeit und Dürftigkeit und leerer Hoffnungen finden, sondern fähig, in den Schlachten Alle zu besiegen, welche in das Land einfielen, und würdig geachtet der Belohnungen der Tapferkeit in den für Griechenland bestandenen Wagnissen, und in solchem Zutrauen stehend, daß die meisten Staaten sich freiwillig ihm übergaben. Während nun Dies stattfand, brachte uns diese Macht statt der bei Allen in gutem Rufe stehenden Staatsverfassung zu einer solchen Zügellosigkeit, welche kein Mensch loben wird; statt Die zu besiegen, die gegen uns ziehen, bildete sie die Bürger so, daß sie nicht einmal vor die Mauern den Feinden entgegenzurücken wagen; statt des Wohlwollens, das ihnen (unsern Voreltern) von Seiten der Bundesgenossen zu Theil wurde, und des Ruhms bei den Griechen versetzte sie uns in einen so großen Haß, daß es beinahe dahin kam, daß der Staat in Sklaverei gerieth, wenn wir nicht bei den Lacedämoniern, die uns anfangs bekriegten, mehr Wohlwollen gefunden hätten, als bei Denen, welche früher unsere Bundesgenossen waren. Und Diese können wir nicht mit Recht schelten, daß sie feindselig gegen uns gestimmt waren; denn nicht weil sie anfingen, sondern weil sie sich wehren mußten und viel Hartes erduldet hatten, hegten sie diese Gesinnung gegen uns.

Denn wer hätte den Uebermuth unserer Väter ertragen, die aus

ganz Griechenland die größten Müßiggänger und die Theilnehmer an allen schlechten Streichen sammelten, mit ihnen die Dreiruder bemannten, und sich dadurch den Griechen verhaßt machten, und die besten unter den Bürgern in den andern Staaten verjagten, den schlechtesten aber unter den Griechen das Eigenthum Jener austheilten? Doch, wenn ich es wagen würde, über Das, was in jenen Zeiten geschah, gründlich zu sprechen, so würde ich zwar vielleicht bewirken, daß ihr über die gegenwärtigen Verhältnisse einen besseren Entschluß faßtet, ich selbst aber würde in übeln Leumund gerathen; denn ihr pflegt nicht sowohl Die zu hassen, welche an den Fehlern Schuld sind, als Die, welche sie tadeln. Da ihr also eine solche Sinnesart habt, so fürchte ich, ich möchte, während ich euch Gutes zu thun versuche, selbst etwas Schlimmes erfahren. Jedoch will ich nicht gänzlich von Dem abstehen, was ich im Sinne hatte, sondern das Unangenehmste und was euch am meisten wehe thun würde, will ich übergehen, und nur Dasjenige erwähnen, woraus ihr den Unverstand der damaligen Staatslenker erkennen werdet.

So genau nämlich erfanden sie Alles, wodurch Menschen am meisten verhaßt werden, daß sie beschlossen, das von den Tributen (der Bundesgenossen) übrige Geld, nach Talenten vertheilt, in die Orchestra an den Dionysien zu bringen, wenn das Schauspielhaus voll sei; und Dies thaten sie und führten zugleich die Kinder der im Kriege Gefallenen auf, und zeigten auf der einen Seite den Bundesgenossen die Schatzungen von ihrem Vermögen von Miethlingen hereingetragen, auf der andern Seite den andern Griechen die Menge der Waisen und die Unfälle, welche in Folge dieser Habsucht eintraten. Und indem sie Dies thaten, hießen sie den Staat glücklich, und viele unvernünftige Menschen priesen ihn selig, weil sie keine Ahnung davon hatten, was in Folge Dessen sich ereignen sollte, den Reichthum aber bewunderten und priesen, der mit Unrecht in die Stadt gekommen war und auch den mit Recht schon erworbenen bald mit vertilgen sollte. Denn sie waren so weit gekommen in der Sorglosigkeit um das Ihrige und in dem Trachten nach Fremdem, daß sie, als die Lacedämonier in das Land eingefallen waren und die Befestigung bei Decelea schon stand, gegen Sicilien Dreiruder bemannten und sich nicht schämten, ihr Vaterland verheeren und verwüsten zu lassen, gegen Die aber, welche nie in Etwas gegen uns sich vergangen hatten, ein Heer auszuschicken, sondern so weit in der Unbesonnenheit gingen, daß sie, während sie ihre eigenen Besitzungen vor der Stadt nicht behaupten konnten, über Italien und Sicilien und Karthago herrschen zu können erwarteten. Und so weit übertrafen sie an Unverstand alle Menschen, daß sie, während die Andern das Unglück demüthigt

und vernünftiger macht, nicht einmal dadurch sich ziehen ließen. Und doch geriethen sie in mehr und größere Uebel während dieser Herrschaft, als in der ganzen (übrigen) Zeit dem Staate zustießen. Nach Aegypten schifften zweihundert Dreiruder und gingen mit der Bemannung zu Grunde, bei Cypern einhundert und funfzig; bei Datus verloren sie zehntausend Schwerbewaffnete von ihren Bürgern und den Bundesgenossen, in Sicilien vierzigtausend und zweihundert und vierzig Dreiruder, und zuletzt im Hellespont zweihundert (Dreiruder). Aber die zu zehen und zu fünf und noch in größerer Zahl verlorenen (Dreiruder) und die zu tausend und zweitausend gefallenen (Bewaffneten), Wer möchte diese zählen? Kurz es war eines von den immer wiederkehrenden Geschäften, jedes Jahr ein öffentliches Leichenbegängniß zu halten, zu welchem viele von den Nachbarn unserer Stadt und von den andern Griechen kamen, nicht um die Gefallenen mit zu betrauern, sondern um sich über unser Unglück mit einander zu freuen. Am Ende hatten sie, ohne es zu merken, die öffentlichen Begräbnißplätze mit Bürgern angefüllt, die Phratrieen aber und die Bürgerlisten mit Leuten, welche den Staat nichts angingen. Man kann aber aus Folgendem am ehesten die Menge der Umgekommenen abnehmen; die Geschlechter nämlich der namhaftesten Männer und die bedeutendsten Familien, welche den Unruhen während der Gewaltherrschaft (der Pisistratiden) und dem persischen Kriege entronnen waren, werden wir finden, sind während der Herrschaft, nach welcher wir trachten, vertilgt worden. Wenn man daher auch über die andern (Geschlechter) eine Untersuchung anstellen wollte, und sie darauf als ein Muster zurückführte, würde sich zeigen, daß wir beinahe ganz andere Menschen geworden seien.

Und doch muß man nicht den Staat glücklich preisen, welcher aus allen Menschen ohne Unterschied viele Bürger sammelt, sondern den, welcher den Stamm Derer, die im Anfange den Staat gründeten, mehr als die andern, erhält, und nicht die Männer hochschätzen, welche Gewaltherrschaft besitzen, oder eine größere Macht, als recht ist, erworben haben, sondern die, welche der größten Ehre würdig sind, aber sich mit denjenigen begnügen, welche ihnen vom Volke verliehen werden. Denn eine ehrenvollere, sicherere und würdigere Stellung, als diese, kann weder ein Mann, noch ein Staat einnehmen; (eine Stellung) in deren Besitze unsere Voraltern zur Zeit der Perserkriege nicht gleich den Räubern lebten, bald mehr, als hinreichend ist, besitzend, bald in Getreidemangel und Belagerung und das größte Elend versetzt, sondern in Betreff der täglichen Nahrung weder in Mangel noch in Ueberfluß lebend, in der Gerechtigkeit ihrer Staatsverfassung aber und ihren eigenen Tugenden

ihre Ehre suchend, und ihr Leben angenehmer, als die Anderen, hinbringend. Unbekümmert darum trachteten Die, welche nach ihnen kamen, nicht nach Herrschaft, sondern nach Gewaltherrschaft, (zwei Dinge) die zwar dasselbe Wesen zu haben scheinen, aber sehr weit von einander verschieden sind; denn der Herrscher Geschäft ist es, die Beherrschten durch ihre Sorgfalt glücklicher zu machen, bei den Gewaltherrschern aber ist es Sitte geworden, durch der Andern Mühen und Leiden sich Vergnügen zu bereiten. Nothwendig aber müssen Die, welche solche Thaten unternehmen, auch in die der Gewaltherrschaft eigenthümlichen Unfälle gerathen, und ihnen das Gleiche widerfahren, was sie den Andern thun. Und Dies ist auch unserm Staate begegnet; denn dafür, daß sie in die Burgen der Andern Besatzungen legten, mußten sie zusehen, wie die Feinde von der ihrigen Herr wurden; dafür, daß sie Kinder als Geißel nahmen und von Vater und Mutter fortschleppten, wurden viele Bürger genöthigt, die ihrigen während der Belagerung schlechter zu erziehen und zu nähren, als ihnen zukam; dafür, daß sie die fremden Länder anbauten, war ihnen viele Jahre nicht einmal das ihrige zu sehen vergönnt.

Wenn man uns daher fragte, ob wir es annehmen würden, so lange (wie früher) zu herrschen und zuzusehen, wie dem Staate das Gleiche (wie früher) widerfahre, Wer möchte wohl einwilligen, außer wenn Einer ganz von Sinnen ist, und sich weder um Heiliges, noch um Aeltern, noch um Kinder, noch sonst um Etwas bekümmert, als allein um die Zeit seines Lebens? Dieser Leute Denkungsart aber verdient keine Nachahmung, sondern vielmehr die der Menschen, welche für alles Jenes große Sorgfalt tragen, und nicht weniger für den öffentlichen Ruhm, als für ihren eigenen wetteifernd sich bemühen, und ein mäßiges Auskommen mit Gerechtigkeit lieber wählen, als großen Reichthum mit Ungerechtigkeit. Denn auch unsere Vorältern, welche sich als solche Männer bewiesen, überlieferten den Staat in den glücklichsten Umständen ihren Nachkommen, und hinterließen ein unsterbliches Andenken an ihre Tugend. Daraus also ist leicht dieses Beides zu erkennen, daß unser Land trefflichere Männer, als die andern, hervorzubringen vermag, und daß die sogenannte Herrschaft, die aber ein Unglück ist, ihrer Natur nach Alle, welche sie besitzen, schlechter macht.

Der größte Beweis aber ist Folgendes: nicht nur uns nämlich, sondern auch den Staat der Lacedämonier hat sie zu Grunde gerichtet, so daß Denen, welche ihre Tugenden zu loben pflegen, nicht möglich ist, die Behauptung aufzustellen, wir haben wegen unserer Volksherrschaft die Umstände schlecht benützt, wenn aber die Lacedämonier diese Macht bekommen hätten, würden sie die Andern und sich selbst glücklich gemacht

haben; denn noch weit schneller zeigte sich an Diesen ihre (verderbliche) Natur. Sie bewirkte nämlich, daß die Staatsverfassung, von der in siebenhundert Jahren Niemand weiß, daß sie weder durch gefährliche Unternehmungen, noch durch unglückliche Zufälle erschüttert wurde, in kurzer Zeit wankte und beinahe aufgelöst wurde. Denn statt der bei ihnen bestandenen Lebensweise erfüllte sie die einzelnen Bürger mit Ungerechtigkeit, Fahrlässigkeit, Gesetzlosigkeit, Geldliebe, das Gemeinwesen des Staats aber mit Uebermuth gegen die Bundesgenossen, mit Begierde nach fremdem Eigenthum, mit Geringschätzung der Eidschwüre und der Verträge. So sehr überboten sie nämlich unsere (Väter) mit ihren Vergehungen gegen die Griechen, als sie zu den früher vorhandenen noch Hinrichtungen und Parteiungen in den Staaten bewirkten, wodurch sie (die Bürger der Staaten) die gegenseitige Feindschaft auf ewige Zeiten forterben werden. So kriegslustig und abenteuersüchtig aber waren sie gestimmt, da sie sonst mehr, als die Andern, in dieser Beziehung auf der Hut waren, daß sie weder ihre eigenen Bundesgenossen noch ihre eigenen Wohlthäter verschonten, sondern, obgleich der (Perser-) König ihnen zum Kriege gegen uns mehr als fünftausend Talente gegeben, die Chier am bereitwilligsten unter allen Bundesgenossen mit ihrer Flotte die Gefahren getheilt, die Thebaner die größte Streitmacht zu dem Landheere beigetragen hatten, nicht sobald die Herrschaft besaßen, als sie sogleich gegen die Thebaner hinterlistige Anschläge faßten, gegen den (Perser-) König Clearchus und ein Heer schickten, von den Chiern die Ersten unter den Bürgern verbannten, die Dreiruder alle aus den Schiffswerften herausrissen und mit sich fortnahmen.

Aber es genügte ihnen nicht an diesen Vergehungen, sondern um dieselbe Zeit verheerten sie das Festland, bedrückten die Inseln, stürzten die Staatsverfassungen in Italien und Sicilien um und setzten Gewaltherrscher ein, verwüsteten den Peloponnes und erfüllten ihn mit Unruhen und Kriegen. Denn gegen welchen Staat (des Peloponneses) zogen sie nicht zu Felde? oder gegen welche (Bewohner des Peloponneses) vergingen sie sich nicht? Haben sie nicht den Aeltern einen Theil ihres Landes genommen, das Gebiet der Korinthier verheert, die Mantineer in andere Wohnsitze zerstreut, die Phliasier durch Belagerung zur Uebergabe gezwungen, in das Argivische einen Einfall gemacht und Nichts unterlassen, um den Andern Schaden zu thun, sich selbst aber die Niederlage bei Leuktra zu bereiten? von welcher Einige sagen, sie sei die Ursache des Unglücks für Sparta gewesen, aber nicht die Wahrheit reden; denn nicht wegen dieser wurden sie von den Bundesgenossen gehaßt, sondern wegen ihres Uebermuths in den früheren Zeiten erlitten sie diese

Niederlage und kamen in Gefahr wegen ihres eigenen Landes. Man muß aber die Ursachen nicht in den am Ende eingetretenen Unfällen suchen, sondern in den ersten Fehlgriffen, wodurch sie zu diesem Ende gebracht wurden. Viel mehr würde man daher die Wahrheit sagen, wenn man behauptete, damals habe ihr herrschendes Unglück angefangen, als sie die Herrschaft über das Meer bekamen, und eine Macht erwarben, die ihrer früher besessenen nicht gleich war. Denn wegen der Oberanführung auf dem Lande und der während derselben beobachteten Ordnung und Mäßigung bemächtigten sie sich leicht der Obermacht auf dem Meere, wegen der durch diese Herrschaft in ihnen erwachten Zügellosigkeit aber wurden sie schnell auch jener Oberanführung beraubt. Denn sie behielten die Gesetze nicht mehr, welche sie von den Voraltern überkommen, und blieben den Sitten nicht treu, welche sie früher gehabt hatten, sondern meinten, es sei ihnen erlaubt, zu thun, was sie nur wollen, und geriethen dadurch in große Verwirrung. Sie wußten nämlich nicht, wie die Macht, welche Alle zu erlangen wünschen (nämlich zu thun, was sie wollen), schwer anzuwenden ist, und wie sie Diejenigen, welche sie lieben, verrückt macht, und daß sie in ihrem Wesen den Hetären ähnlich ist, welche zwar Liebe zu sich erwecken, aber Die, welche Umgang mit ihnen haben, zu Grunde richten.

Und doch ist deutlich erwiesen (durch die Erfahrung), daß sie diese Wirkung hat; denn man wird sehen, daß Die, welche im Besitze der meisten Macht (zu thun, was sie wollten) waren, in die größten Unfälle verfielen, vor Allem wir und die Lacedämonier. Diese Staaten nämlich, die früher eine sehr vernünftige Staatsverwaltung hatten, und in dem besten Rufe standen, waren, als sie dieselbe erlangten und die Herrschaft bekamen, in Nichts von einander verschieden, sondern wie es bei Leuten gehen muß, die von denselben Leidenschaften und derselben Krankheit angesteckt sind, unternahmen sie dieselben Handlungen, begingen die gleichen Fehler, und verfielen am Ende in die nämlichen Unfälle. Denn wir wurden, gehaßt von den Bundesgenossen und in Gefahr, in Sklaverei zu gerathen, von den Lacedämoniern gerettet, und sie, als Alle ihren Untergang wollten, nahmen ihre Zuflucht zu uns und erlangten durch uns ihre Rettung. Und nun, wie soll man diese Herrschaft loben, die ein so schlechtes Ende nimmt? oder wie sie nicht hassen und meiden, sie, die diese beiden Staaten viel Hartes zu thun veranlaßte und zu dulden nöthigte?

Man darf sich aber nicht wundern, daß es bisher Allen entging, daß sie an so vielem Unglück Schuld ist für Die, welche sie besitzen, noch daß von uns und den Lacedämoniern um sie gestritten wurde; denn

ihr werdet finden, daß die meisten Menschen in der Wahl der Dinge fehlen und mehr Verlangen haben nach dem Bösen, als nach dem Guten, für ihre Feinde aber besser, als für sich selbst sorgen. Und Dies kann man an den wichtigsten Dingen sehen; denn was ist nicht auf diese Art geschehen? Haben nicht wir uns entschlossen, solche Dinge auszuführen, wodurch die Lacedämonier die Herren der Griechen wurden, sie aber so schlecht die Angelegenheiten verwaltet, daß wir wenige Jahre später wieder emporkamen und ihre Rettung von uns abhing? Hat nicht die unzeitige Geschäftigkeit Derer, welche es mit den (demokratischen) Athenern hielten, gemacht, daß die Staaten es mit den (oligarchischen) Lacedämoniern hielten, der Uebermuth Derer aber, welche es mit den Lacedämoniern hielten, eben dieselben genöthigt, es mit den Athenern zu halten? Hat nicht wegen der Schlechtigkeit der Volksredner das Volk selbst nach der Herrschaft Weniger Verlangen gezeigt, welche unter den Vierhunderten eingeführt wurde, sind wir aber nicht wegen der Raserei der Dreißig alle größere Freunde der Volksherrschaft, als Die, welche Phyle besetzt hatten? Aber auch an unbedeutenderen Dingen und dem täglichen Leben könnte man zeigen, daß die Meisten Gefallen haben an denjenigen Speisen und Beschäftigungen, welche dem Körper und der Seele Schaden bringen, Dasjenige aber für mühselig und beschwerlich halten, wovon beide Nutzen ziehen würden, und daß man Denjenigen Selbstbeherrschung zuschreibt, welche Dieses beobachten (was dem Körper und der Seele nützt). Wenn also Die, welche bei Dem, wovon sie leben und woran ihnen mehr gelegen ist, offenbar das Schlechtere vorziehen, über die Herrschaft auf dem Meere in Unwissenheit sind und mit einander kämpfen, über welche nachzudenken ihnen noch nie einkam, was ist da zu verwundern?

Betrachtet ferner auch die Alleinherrschaften, welche in Freistaaten gegründet werden, wie Viele danach trachten und bereit sind, sich Alles gefallen zu lassen, um sie zu besitzen; und doch was von allem Harten und Widrigen ist nicht mit ihnen verbunden? Verwickeln sie sich nicht, sobald sie die Gewalt bekommen haben, in so großes Ungemach, daß sie genöthigt sind, mit allen Bürgern Krieg zu führen, Die zu hassen, von welchen ihnen nichts Böses widerfahren ist, ihren Freunden und Bekannten zu mißtrauen, das Heil ihrer Person Miethlingen anzuvertrauen, welche sie nie gesehen haben, nicht weniger aber sich vor Denen zu fürchten, welche sie beschützen, als vor Denen, welche ihnen nachstellen, und so argwöhnisch gegen Alle zu sein, daß sie nicht einmal ihren nächsten Angehörigen guten Muths sich nähern? Natürlich; denn sie wissen, daß Die, welche vor ihnen die Gewaltherrschaft besessen

haben, theils von ihren Aeltern, theils von ihren Kindern, theils von Geschwistern, theils von ihren Frauen getödtet worden, und noch dazu ihr Geschlecht aus der Welt verschwunden ist. Aber dennoch unterziehen sie sich freiwillig so vielen Unfällen. Wenn aber Die, welche die Ersten sind und den größten Ruhm besitzen, nach so großem Ungemach gelüsten, was soll man sich wundern, wenn die Andern nach anderem Aehnlichen verlangen?

Es ist mir aber nicht unbekannt, daß ihr zwar meine Worte über die Gewaltherrscher billigt, die aber über die Herrschaft mit Unwillen hört; denn ihr habt euch die allergrößte Schmach und Gleichgültigkeit zu Schulden kommen lassen; was ihr nämlich an Anderen sehet, das erkennt ihr an euch selbst nicht. Und doch ist es nicht das geringste Zeichen vernünftiger Leute, wenn sich zeigt, daß sie dieselben Handlungen an Allen, welche von gleicher Art sind, erkennen. Darum aber war es euch nie zu thun, sondern die Gewaltherrschaft haltet ihr zwar für traurig und schädlich nicht nur für die Andern, sondern auch für Die, welche sie besitzen, die Herrschaft auf dem Meere aber für das größte Gut, sie, die weder in ihren Begegnissen, noch in ihren Handlungen von der Alleinherrschaft sich unterscheidet. Und während ihr glaubt, die Angelegenheiten der Thebaner stehen schlecht, weil sie ihren Nachbarn Unrecht thun, meinet ihr, obgleich ihr nicht besser mit euern Bundesgenossen verfahret, als Jene mit Böotien, Alles zu thun, was ihr schuldig seid.

Wenn ihr nun mir folgt, so werdet ihr aufhören, ganz unüberlegte Beschlüsse zu fassen, und eure Aufmerksamkeit auf euch selbst und auf den Staat richten, und nachdenken und untersuchen, was es ist, das bewirkte, daß diese beiden Staaten, ich meine den unsrigen und den lacedämonischen, aus niedrigen Umständen zur Herrschaft über die Griechen gelangten, nachdem sie aber unüberschwängliche Macht bekommen hatten, in Gefahr kamen, in die Sklaverei zu gerathen; und aus welchen Ursachen die Thessalier, obgleich sie sehr große Reichthümer überkamen, und ein sehr gutes und ausgedehntes Land besitzen, in Noth gerathen sind, die Megareer aber, obgleich Das, was ihnen von Anfang zu Gebote stand, gering und ungenügend war, und sie kein Feld besitzen, und keine Häfen und keine Silberbergwerke, sondern Felsen anbauen, das größte Vermögen unter den Griechen erworben haben; und die Burgen Jener beständig Andere besetzt halten, da sie doch mehr als dreitausend Reiter und unzählige Peltasten haben, Diese aber, obgleich sie eine kleine Streitmacht besitzen, mit ihrem Lande schalten, wie sie wollen; und noch zudem Jene sich selbst bekriegen, Diese aber, da sie doch

zwischen den Peloponnesiern und Thebanern und unserem Staate wohnen, beständig Frieden haben. Denn wenn ihr Dieses und Aehnliches durchdenkt, so werdet ihr finden, daß die Zügellosigkeit und der Uebermuth an dem Bösen Schuld ist, die Besonnenheit aber an dem Guten; welche ihr zwar in den Privatverhältnissen lobt und glaubt, daß Die, welche sie besitzen, am sichersten leben und die besten Bürger seien, euer Gemeinwesen aber meint ihr nicht so einrichten zu dürfen. Und doch kommt es weit mehr den Staaten zu, als den Privatleuten, die Tugend zu üben und die Schlechtigkeit zu meiden; denn ein gottloser und böser Mensch kann vielleicht vorher sterben, ehe er für seine Vergehungen büßt, die Staaten aber, weil sie nicht sterben, treffen die Strafen von Menschen sowohl als von Göttern.

Dies müßt ihr beherzigen und nicht Denen eure Aufmerksamkeit schenken, welche zwar in der Gegenwart euch zu Willen reden, für die Zukunft aber nicht sorgen, noch Denen, welche zwar das Volk zu lieben behaupten, aber den ganzen Staat zu Grunde richten, wie auch früher, als solche Leute die Herrschaft auf der Rednerbühne erhielten, diese den Staat zu so großem Unverstand fortrissen, daß ihm begegnete, was ich kurz vorher euch auseinandersetzte. Und darüber wird man sich am allermeisten wundern, daß ihr nicht den Volksleitern den Vorzug gebt, welche eben so denken, wie die, welche den Staat groß machten, sondern denen, welche so reden und handeln, wie die, welche ihn zu Grunde richteten, und Dies, da ihr wißt, daß nicht nur darin die guten vor den schlechten sich auszeichnen, daß sie den Staat glücklich machen, sondern auch, daß die Volksherrschaft unter Jenen in vielen Jahren weder erschüttert, noch geändert, unter Diesen aber in kurzer Zeit schon zweimal gestürzt wurde, und daß Die, welche unter den Tyrannen und den Dreißigen verbannt wurden, nicht durch die Sykophanten ihre Rückkehr erlangten, sondern durch Die, welche solche Menschen hassen und wegen ihrer Tugend den größten Ruhm besitzen.

Dennoch aber, obgleich uns so große Erinnerungen hinterlassen worden sind, wie es dem Staate unter diesen Beiden erging, haben wir so großes Gefallen an den Schlechtigkeiten der Redner, daß wir, wenn wir sehen, daß in Folge des Kriegs und der Verwirrungen, welche sie bewirkt haben, viele von den andern Bürgern um ihr väterliches Vermögen gekommen, sie aber aus armen Leuten reich geworden sind, nicht unwillig sind und nicht zürnen über ihr Glück, sondern es uns gefallen lassen, daß der Staat beschuldigt wird, er bedrücke und besteure die Griechen, sie aber den Nutzen davon ziehen, und daß das Volk, von welchem sie behaupten, es müsse über die Andern herrschen, in schlechtern

Umständen ist, als Die, welche in den Oligarchieen Sklaven sind, Die aber, welche nichts Gutes besaßen, durch unsern Unverstand aus verachteten Leuten gepriesene geworden sind. Und doch war Perikles, welcher vor Diesen als Volksleiter aufgetreten war, da er den Staat zwar mit einer schlechtern Denkungsart überkam, als ehe er die Herrschaft (auf dem Meere) besaß, aber noch mit einer erträglichen Verfassung, nicht auf seine eigene Bereicherung ausgegangen, sondern hatte sein Vermögen geringer hinterlassen, als er es von seinem Vater überkommen hatte, auf die Burg aber achttausend Talente, außer dem heiligen Schatze, hinaufgeschafft. Diese aber sind so sehr von ihm verschieden, daß, während sie zu sagen sich erkühnen, wegen der Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten können sie ihren eigenen keine Aufmerksamkeit schenken, diese (angeblich) vernachlässigten (Angelegenheiten) offenbar ein solches Gedeihen haben, wie sie es früher nicht einmal von den Göttern hätten erflehen mögen, die Mehrzahl von uns aber, für welche sie zu sorgen behaupten, in einer solchen Lage ist, daß kein Bürger vergnügt und sorglos lebt, sondern die Stadt voll von Jammer ist. Denn die Einen sind genöthigt, ihre Armuth und ihren Mangel einander zu erzählen und zu klagen, die Andern die Menge der Verordnungen und der Dienstleistungen für den Staat und der Leiden mit den Symmorieen und Vermögenstauschen, welche so viel Unlust bewirken, daß Die, welche Vermögen besitzen, ein traurigeres Leben haben, als Die, welche beständig in Armuth sind.

Ich wundere mich aber, daß ihr nicht einsehen könnt, daß keine Gattung von Menschen übelgesinnter gegen das Volk ist, als schlechte Redner und Volksleiter; denn außer den andern Leiden (welche sie verursachen) wünschen sie vorzüglich auch, daß ihr an dem zum täglichen Leben Nothwendigen Mangel leidet, weil sie sehen, daß Die, welche aus ihrem eigenen Vermögen ihre Bedürfnisse bestreiten können, es mit dem Staate halten und mit Denen, welche das Beste rathen, Die aber, welche von den Gerichten leben, und von den Volksversammlungen und den Einkünften davon, durch Mangel gezwungen sind, sich ihnen ganz hinzugeben, und ihnen großen Dank wissen für die Eisangelieen und Schriftklagen und die andern Angebereien, welche durch sie vorgebracht werden. In dieser Noth also, bei welcher sie ihre Herrschaft üben, möchten sie am liebsten alle Bürger sehen. Der größte Beweis aber ist Folgendes: sie denken nämlich nicht darauf, auf welche Weise sie den Bedürftigen ein Auskommen verschaffen, sondern wie sie Diejenigen, welche für wohlhabend gelten, den Dürftigen gleich machen können.

Welche Erlösung also von den gegenwärtigen Uebeln wäre möglich? Ich habe zwar in dem größten Theile der Rede gerade darüber gesprochen, nicht im Zusammenhange, sondern wie jedes eine passende Stelle fand, besser aber möchte es eurem Gedächtnisse sich einprägen, wenn ich das am meisten Dringliche zusammenzufassen und noch einmal durchzugehen versuchte.

Die Mittel, wodurch wir den Angelegenheiten des Staats wieder aufhelfen und sie besser machen könnten, sind: erstens wenn wir solche Menschen zu Rathgebern über die öffentlichen Angelegenheiten nehmen, wie wir sie uns für unsere eigenen wünschen würden, und aufhören für Volksfreunde die Sykophanten zu halten, für Freunde der Herrschaft Weniger aber die braven und rechtlichen Männer, und einsehen, daß von Natur Keiner Eines von beiden ist, sondern Jeder die Verfassung, bei welcher er am meisten geehrt wird, eingeführt haben will; zweitens wenn wir unsere Bundesgenossen auf die gleiche Weise, wie unsere Freunde, behandeln wollen, und sie nicht in Worten unabhängig sein lassen, in der That aber den Feldherren preisgeben, mit ihnen zu machen, was sie wollen, und nicht wie unumschränkte Herrscher pflegen, sondern wie es Bundesgenossen ziemt, ihnen vorstehen, und erkennen, daß wir zwar mächtiger sind, als jeder Staat einzeln, aber schwächer, als alle zusammen; drittens wenn ihr Nichts für höher achtet, nächst der Frömmigkeit gegen die Götter, als bei den Griechen in gutem Rufe zu stehen; denn Denen, welche diese Eigenschaften besitzen, übergeben sie gerne die Vorsteherschaft (auf dem Lande und auf dem Meere) und sich selbst.

Wenn ihr also dem Gesagten treu bleibt, und zudem euch kriegerisch erweist durch die Uebungen und Rüstungen, friedlich aber dadurch, daß ihr Nichts gegen das Recht thut, so werdet ihr nicht nur euren Staat glücklich machen, sondern auch die Griechen alle. Denn auch kein anderer Staat wird es wagen, sich gegen sie zu verfehlen, sondern sie werden sich scheuen und ganz ruhig verhalten, wenn sie sehen, daß unsere Streitmacht auf der Hut ist und gerüstet, den Beeinträchtigten zu helfen. Jedoch was sie auch thun mögen, so werden wenigstens wir in einer guten und vortheilhaften Lage uns befinden. Wenn es nämlich den mächtigeren Staaten gefallen wird, sich der Ungerechtigkeiten zu enthalten, so wird man uns diese Wohlthat zuschreiben; wenn sie aber sich unterfangen, Unrecht zu thun, so werden Alle, welche sich fürchten oder Unrecht leiden, ihre Zuflucht zu uns nehmen, häufige Hülfegesuche und Bitten an uns richten, und nicht nur die Vorsteherschaft, sondern auch sich selbst uns übergeben. Daher werden wir nicht in Ver-

legenheit kommen, mit Wem wir die sich Vergehenden in Schranken halten sollen, sondern Viele finden, die bereitwillig und gerne mit uns kämpfen. Denn welcher Staat oder welcher Mensch wird nicht wünschen, an unserer Freundschaft und Bundesgenossenschaft Antheil zu nehmen, wenn sie sehen, daß wir zugleich die gerechtesten sind und die größte Macht besitzen, und die Andern zu retten die Absicht und die Kraft haben, selbst aber keine Hülfe bedürfen? Und welches Gedeihen darf man erwarten, daß unser Staat haben werde, wenn ein solches Wohlwollen von den Andern uns zu Theil wird? Und welcher Reichthum (darf man erwarten) daß dem Staate zufließen werde, wenn durch uns des ganzen Griechenlands Wohlfahrt erhalten wird? Und Wer wird *nicht* Diejenigen loben, welche so vieler und so großer Wohlthaten Urheber geworden sind? Jedoch ich kann wegen meines Alters nicht Alles in meiner Rede zusammenfassen, was ich im Geiste gerade schaue, außer, daß es herrlich ist, bei der Ungerechtigkeit und dem Wahnsinn der Andern zuerst zur Besonnenheit zurückzukehren und sich der Freiheit der Griechen anzunehmen, und ihre Retter, nicht aber ihre Verderber genannt zu werden, und der Tugend wegen bewundert den Ruhm der Voraltern wieder zu erlangen.

Als die Hauptsache davon habe ich Folgendes zu sagen, worauf alles bisher Gesagte hinzielt, und worauf hinblickend man die Handlungen des Staats prüfen muß. Wir müssen nämlich, wenn wir den bösen Leumund, in welchem wir gegenwärtig stehen, vernichten, mit den vergeblich geführten Kriegen zu Ende kommen, und dem Staate die Vorsteherschaft auf alle Folgezeit erwerben wollen, alle unumschränkte Herrschaft und Gewalt verabscheuen, indem wir die daraus entspringenden Unfälle überdenken, und den Königen in Lacedämon nachahmen und nacheifern. Diesen nämlich ist es weniger möglich, Unrecht zu thun, als den Privatleuten, sie sind aber um so viel glücklicher, als Die, welche mit Gewalt die Alleinherrschaft behaupten, als Diejenigen, welche solche (Gewaltherrscher) tödten, die größten Geschenke von ihren Mitbürgern erhalten, Diejenigen aber, welche für Jene nicht in den Schlachten zu sterben den Muth haben, ehrloser werden, als Die, welche ihre Reihen verlassen und ihre Schilde wegwerfen. Nach einer solchen Vorsteherschaft also zu streben, ist der Mühe werth, und in unsern Verhältnissen liegt die Möglichkeit, diese Würde von den Griechen zu erlangen, welche Jene von ihren Mitbürgern haben, wenn sie annehmen dürfen, daß unsere Macht nicht Sklaverei, sondern Heil ihnen verursachen werde.

Obgleich noch viel Herrliches über diesen Gegenstand zu sagen wäre, so räth mir doch zweierlei, aufzuhören zu sprechen, sowohl die Länge

meiner Rede, als die Zahl meiner Jahre; Diejenigen aber, welche jünger und kräftiger sind, als ich, ermahne ich und fordere sie auf, solche Reden zu sprechen und zu schreiben, durch welche sie die größten unter den (griechischen) Staaten, welche den andern Unglück zu bereiten gewohnt sind, zur Tugend und Gerechtigkeit antreiben können, wie denn bei den glücklichen Verhältnissen Griechenlands es zutrifft, daß auch die Umstände Derer, welche den Wissenschaften leben, um vieles besser werden.

Demosthenes' Rede für die Krone,
übersetzt von Friedrich Jacobs.

Für das Erste, Ihr Männer Athens, flehe ich alle Götter und Göttinnen an, daß so viel Wohlwollen, als ich jederzeit der Stadt und Euch allen bewiesen, mir in gleichem Maße von Euch für den gegenwärtigen Handel zu Theil werde; dann, daß die Götter Euch das in den Sinn geben, was Euch und Euerm Gewissen und Ansehn am meisten ziemt: nicht von dem Gegner Rath zu nehmen, wie Ihr mich anhören sollt — denn arg wäre das — sondern von den Gesetzen und dem Eide, in welchem, außer allen andern Rechten, auch dies verordnet ist: beiden Parteien auf gleiche Weise Gehör zu geben. Dies heißt aber nicht blos, keine Meinung vorher zu fassen; auch nicht, beiden gleiches Wohlwollen zu schenken; sondern ebenfalls, Jedem der Streitenden diejenige Anordnung und Vertheidigungsart zu gestatten, die er gut gefunden und gewählt hat.

In Vielem steh' ich nun bei diesem Handel im Nachtheil gegen Aeschines, vornehmlich aber in zweien, höchst wichtigen Stücken: das Eine, daß ich nicht um Gleiches streite; denn nicht gleich ist es jetzt für mich, wenn ich Euer Wohlwollen einbüße, und für ihn, wenn seine Klage nicht durchdringt, sondern für mich — doch ich will nicht Anstößiges im Beginn der Rede sagen; er aber klagt mich aus Muthwillen an: das Zweite, da alle Menschen von Natur Schmähungen und Anklagen mit Lust hören, wenn aber Einer sich selbst lobt, Unlust fühlen: so ist das, was Lust bringt, sein Antheil, das aber, was fast Allen lästig fällt, bleibt mir zurück. Wenn ich nun, um dies zu vermeiden,

das, was ich gethan habe, nicht erwähne, so wird es scheinen, daß ich die Anklagen nicht entkräften, und das, weßhalb ich geehrt zu werden verlange, nicht erweisen könne; wenn ich mich aber auf das, was ich gethan und im Staate gewirkt habe, einlasse, so werde ich gezwungen sein, oft von mir selbst zu sprechen. Nun werde ich dies zwar mit der größten Mäßigung zu thun suchen; von dem aber, wozu die Sache selbst nöthigt, wird der die Schuld tragen müssen, der einen solchen Handel veranlaßt hat.

Darin aber, Ihr Richter, werdet Ihr, glaub' ich, alle einstimmig sein, daß dieser Handel mir und dem Ktesiphon gemein ist, und von meiner Seite keine geringere Anstrengung verdient; denn aller Dinge Beraubung ist schmerzlich und hart, vorzüglich wenn Einem dies von dem Feinde widerfährt; am meisten aber Eures Wohlwollens und Eurer Liebe, die auch zu erlangen das Höchste ist. Da es sich nun bei dem gegenwärtigen Streite eben hierum handelt, so bitte und beschwöre ich Euch alle auf gleiche Weise, meine Vertheidigung gegen die erhobenen Anklagen mit gerechtem Sinne anzuhören, wie die Gesetze gebieten, denen ihr Urheber, Solon, welcher wohlgesinnt gegen Euch und ein Volksfreund war, nicht blos durch schriftliche Abfassung, sondern auch durch den Eidschwur, den Ihr als Richter leistet, volle Kraft verleihen zu müssen glaubte; nicht aus Mißtrauen gegen Euch, wie mir scheint, sondern weil er einsah, daß bei dem Vortheile, den der Kläger als der, welcher zuerst spricht, voraus hat, der Beklagte unmöglich über die Beschuldigungen und Verleumdungen obsiegen könnte, wenn nicht von Euch Richtern ein Jeder, treu seiner Pflicht gegen Gott, auch das Recht dessen, der zuletzt spricht, mit Wohlwollen vernehmen, und so, daß er sich beiden als einen gleichgestimmten Zuhörer bewährt, über Alles sein richterliches Erkenntniß geben will.

Indem ich nun im Begriff bin, über mein ganzes Privatleben, wie es scheint, heute Rechenschaft abzulegen, und über das, was ich für den gesammten Staat gewirkt habe, will ich, wie beim Beginn, hinwiederum zu den Göttern flehen, und sie in Eurer Gegenwart bitten, erstlich, daß, soviel Wohlwollen, als ich jederzeit der Stadt und Euch allen bewiesen, mir in gleichem Maße von Euch für den gegenwärtigen Kampf zu Theil werde; dann, daß die Götter Euch allen das, was dem Ruhme der Gesammtheit, und dem Gewissen eines Jeden frommen wird, bei dem obwaltenden Handel zu erkennen verleihen mögen.

Wenn sich nun Aeschines in seiner Anklage auf das beschränkt hätte, worüber er Klage erhebt, so würde ich mich sogleich zu der Rechtfertigung des Vorschlages wenden; da er aber keinen geringen Auf-

wand von Worten für andre Dinge gemacht, und das Meiste gegen mich lügenhaft erdichtet hat, so halt' ich es für nothwendig und recht, Ihr Männer Athens, hierüber zuerst kürzlich zu sprechen, damit Keiner von Euch, durch die außerwesentlichen Reden verleitet, die richtige Beurtheilung der Klage mit entfremdetem Gemüthe vernehme.

Was nun also die Lästerungen betrifft, mit denen er meine Privatverhältnisse geschmäht hat, so seht, wie einfach und gerecht meine Antwort darauf ist. Wenn Ihr in mir den Mann erkennt, den seine Beschuldigungen darstellen, — denn ich habe nirgend anders gelebt, als bei Euch — so duldet meine Stimme nicht, selbst wenn meine öffentliche Verwaltung unübertrefflich ist, sondern erhebet Euch sogleich und stimmt gegen mich ab; wenn Ihr aber an mir einen weit bessern Mann, als an diesem hier, und von besserer Abkunft; wenn Ihr — um nichts Anmaßliches zu sagen — mich und die Meinigen nicht schlechter, als irgend einen der rechtlichen Bürger erfunden habt und kennt, so glaubet Diesem auch in den andern Dingen nicht — denn es ist klar, daß alles Uebrige auf gleiche Weise erdichtet ist — mir aber lasset das Wohlwollen, das Ihr mir zu aller Zeit bei vielen obwaltenden Rechtshändeln bewiesen habt, auch jetzt zu Theil werden. So argmüthig Du aber bist, Aeschines, so hast Du doch allzu gutmüthig geglaubt, ich würde das, was ich gethan und im Staate gewirkt habe, unerwähnt lassen, und mich zu Deinen Schmähungen wenden. Ich werde dies nicht thun (so blödsinnig bin ich nicht), sondern das, was Du über mein öffentliches Leben gelogen und gelästert hast, sogleich prüfen, jene zügellosen Schmähungen aber nachher, wenn diese es zu hören geneigt sind, erwähnen.

Die erhobenen Anschuldigungen sind zahlreich und furchtbar; einige sogar von solcher Art, daß die Gesetze große, ja die äußersten Strafen dafür anordnen; die Absicht des gegenwärtigen Handels aber geht nur auf feindliche Schmähung, auf Frevel und Lästerung und Herabwürdigung und Alles dergleichen zusammengenommen. Für diese Anklagen aber und die ausgesprochenen Beschuldigungen vermag die Stadt, wenn sie gegründet wären, keine angemessene Strafe zu finden, keine, die ihnen auch nur nah käme. Denn Keinem soll benommen sein, vor dem Volke aufzutreten und das Wort zu erhalten; nicht aber soll er dies aus Schmähsucht und Mißgunst thun; denn dies ist, bei Gott, weder gut, noch verfassungsmäßig, noch gerecht; sondern, wo er mich Unrecht thun sah gegen die Stadt, und wenn dieses Unrecht so groß war, als er es in tragischen Phrasen schildert, so mußte er sogleich die dagegen von den Gesetzen verordneten Strafen in Anwendung bringen; wenn er mein Thun öffentlicher Anklage werth fand, mich öffentlich anklagen, und auf

diese Weise eine Untersuchung bei Euch veranlassen; und wenn er mich Gesetzwidriges vorschlagen sah, mich der Gesetzwidrigkeit belangen; denn kann er den Ktesiphon gerichtlich verfolgen um meinetwillen, so konnte er auch mich selbst anklagen, wenn er den Beweis gegen mich zu führen hoffte. Und gewiß, wenn er mich in einer von den andern Sachen, die er jetzt vorgebracht und angeführt hat, oder auch in irgend etwas sonst unrecht gegen Euch handeln sah, so giebt es ja Gesetze für Alles, und Rechtsmittel und Prozesse und Urtheilsprüche, denen schwere und herbe Strafen folgen; dieses Alles konnte er anwenden gegen mich; und wenn er das gethan und auf diese Weise die gegen mich geltenden Mittel angewendet hätte, so würde seine Anklage den Handlungen entsprochen haben. Nun aber verläßt er den schlichten und gerechten Weg, und statt den Beweis aus wirklichen Thatsachen zu führen, spielt er so lange Zeit nachher seine mit Anschuldigungen, Spöttereien und Lästerungen angefüllte Rolle ab; verklagt mich, läßt aber über den Ktesiphon richten, und während er bei dem ganzen Handel seiner Feindschaft gegen mich folgt, tritt er mir doch nirgends damit entgegen, sondern strebt offenbar darnach, einen Andern um seine Ehre zu bringen. Außer vielen andern guten Gründen aber, die man für Ktesiphon's Sache anführen kann, scheint mir auch dies und mit vollem Rechte gesagt werden zu können, daß die Gerechtigkeit forderte, unsere Feindschaft unter uns auszumachen; nicht aber den Streit gegen einander aufzugeben und einen Dritten aufzusuchen, dem wir Böses zufügen möchten. Denn der Gipfel der Ungerechtigkeit ist dies.

Sämmtliche Beschuldigungen also sind, wie man schon hieraus sehen kann, auf gleiche Weise weder gerecht, noch der Wahrheit gemäß; ich will aber auch einzeln jede derselben prüfen, und vorzüglich was er in Rücksicht auf den Frieden und die Gesandtschaft mir angelogen hat, indem er mir aufbürdet, was er selbst mit dem Philokrates gethan. Es ist aber nothwendig, Ihr athenäischen Männer, und der Sache angemessen, Euch, wie zu jener Zeit die Sachen standen, in das Gedächtniß zurückzurufen, damit Ihr Jegliches den Zeitumständen gemäß erwägen mögt.

Als der phokische Krieg ausgebrochen war, nicht durch mich, denn ich war damals noch nicht wirksam im Staate, waren Eure Wünsche für die Rettung der Phokeer, ob Ihr gleich einsaht, daß sie nicht gerecht handelten, den Thebäern aber gönntet Ihr jegliches Ungemach; denn nicht ohne Grund und Recht zürntet Ihr ihnen, da sie ihr Glück bei Leuktra nicht mit Mäßigung benutzt hatten. Ferner herrschte Zwiespalt im ganzen Peloponnes, und weder die, welche die Lakedämonier haßten, waren stark

genug, sie zu vernichten, noch hatten Die, welche früher durch sie die Herrschaft ausübten, Gewalt über die Städte, sondern es war bei ihnen und den andern insgesammt eine verworrene Zerwürfniß und Zerrüttung. Als Philippus dieses sah — denn es war nicht verborgen — opferte er in jeder Stadt den Verräthern Geld, reizte die einen gegen die andern und verhetzte sie; und bei den Fehlern der Andern und ihren schlechten Gesinnungen rüstete er sich und wuchs Allen zum Schaden empor. Als aber Jedermann sah, daß, durch die Länge des Krieges erschöpft, die damals lästigen, jetzt unglücklichen Thebäer gezwungen sein würden, bei Euch Zuflucht zu suchen, sagte Philippus, damit dies nicht geschähe, und die Städte nicht zusammenträten, Euch den Frieden, Jenen Hülfe zu. Was war ihm nun behülflich, Euch zu täuschen und beinahe freiwillig zu fahen? Der andern Hellenen — soll ich sagen Feigheit, oder Unwissenheit, oder Beides? — die, während Ihr einen anhaltenden Krieg führtet, und dies, wie die That gezeigt hat, zum Vortheil Aller, Euch weder mit Geld, noch Mannschaft, noch mit sonst etwas zu Hülfe kamen; daher Ihr in Euerm gerechten Zorne bereitwillig dem Philippus Gehör gabt. Es wurde also der damals eingegangene Friede hierdurch, nicht durch mich, wie dieser hier schmäht, zu Stande gebracht; in den Ungerechtigkeiten aber dieser hier und ihrer Bestechlichkeit dabei wird, wer der Sache auf rechtliche Weise nachforscht, den Grund der gegenwärtigen Verhältnisse finden. Dieses Alles will ich der Wahrheit zu Liebe sorgfältig prüfen und durchgehn. Denn wenn sich hierinne auch die größte Ungerechtigkeit finden sollte, so geht dies doch mich nicht an, sondern der Erste, der den Frieden erwähnte und für ihn sprach, war der Schauspieler Aristodemus; der aber, welcher diesen Vorschlag unterstützte und niederschrieb, und sich mit diesem hier zu gleichem Zwecke verkaufte, war Philokrates der Agnusier, Dein Genosse, Aeschines, nicht der meinige, wenn Du auch mit Deinen Lügen bersten solltest; seine Beistände aber, aus welchem Grunde auch immer — denn dies lasse ich für jetzt zur Seite — waren Eubulus und Kephisophon; ich aber auf keine Weise. Und gleichwohl, da die Sache so stand, und sich so in ihrem wahren Verlaufe zeigt, trieb er die Schamlosigkeit so weit, daß er zu sagen wagte: außerdem, daß ich Schuld an dem Frieden gewesen, hätte ich auch die Stadt abgehalten, ihn in gemeinsamer Berathung der Hellenen abzuschließen. Aber o Du — wie soll man sagen, um Dich recht zu nennen? — wenn Du dabei warst und sahst, daß ich eine solche Verhandlung und Einigung, wie Du jetzt erzählst, der Stadt entriß, bist Du da etwa zürnend aufgetreten, um das, dessen Du mich jetzt anklagst, zu erzählen und kund zu machen? Und doch, wenn ich

die Hinderung des Vereines der Hellenen dem Philippus verkauft hatte, so lag Dir ob, nicht zu schweigen, sondern zu schreien und Zeugniß abzulegen und bei diesen hier Anzeige davon zu thun. Nun hast Du dies aber nirgends gethan, und Niemand hat diese Stimme von Dir gehört. Natürlich! Denn es war damals an keinen Hellenen eine Gesandtschaft abgeschickt worden, sondern längst waren Aller Gesinnungen geprüft, und nichts Wahres hat er darüber vorgebracht. Außerdem aber verleumdet er auch die Stadt auf das Aergste in dem, was er lügt; denn wenn Ihr zur selben Zeit die Hellenen zum Kriege rieft, selbst aber an Philippus wegen des Friedens Gesandte schicktet, so handeltet Ihr nach der Weise des Eurybates, nicht aber, wie es einer Stadt und rechtschaffnen Männern geziemt. Aber nicht so ist es; es ist nicht so. Denn wozu hättet Ihr sie herbeigerufen in jener Zeit? Zu dem Frieden? Den hatten Alle. Zum Kriege? Aber Ihr berietheť Euch über den Frieden. Offenbar also war ich nicht des anfänglichen Friedens Führer und Urheber, und auch von den andern Dingen, die er mir aufgelogen hat, erweist sich nichts als wahr.

Nachdem nun also die Stadt den Frieden gemacht hatte, so beachtet hier wiederum, was sich Jeder von uns beiden zu thun wählte; denn daraus werdet Ihr erkennen, wer der war, der dem Philippus in Allem Hülfe leistete, und wer für Euch wirkte und das Beste der Stadt suchte. Ich also that im Senate den Vorschlag, daß die Gesandten schleunigst nach den Orten absegeln sollten, wo sie hörten, daß Philippus zu finden sei, und ihm dort den Eid abnehmen; sie aber wollten dies auch auf meinen Vorschlag nicht thun. Was hatte dies, Ihr Männer Athens, auf sich? Ich will es zeigen. Dem Philippus nützte es, die Zwischenzeit bis zu dem Eide so viel möglich zu verlängern; Euch, sie abzukürzen. Weßhalb? weil Ihr nicht allein von dem Tage an, wo Ihr den Frieden beschwort, sondern schon, wo Ihr ihn zu erhalten hofftet, alle Rüstungen aufgabet; er aber in dieser ganzen Zeit vorzüglich geschäftig war, weil er glaubte, wie auch an dem war, daß Alles, was er der Stadt vor Ablegung des Eides wegnähme, sein sicheres Eigenthum sein werde; denn Niemand werde den Frieden brechen aus diesem Grunde. Da ich nun dieses voraussah, Ihr athenäischen Männer, und berechnete, brachte ich den Vorschlag ein: nach den Gegenden zu schiffen, wo Philippus wäre, und ihm den Eid auf das Schleunigste abzunehmen; damit der Eid geleistet wäre, so lange die Thracier, Euere Bundesgenossen, noch im Besitze der Plätze wären, die Aeschines jetzt verhöhnte, Serrion und Myrtion und Ergiske; nicht aber Jener durch Besetzung der bedeutendsten Gegenden Herr von Thracien würde, und dann mit Geld und Kriegern

reichlich versehen, von dort aus auch das Uebrige leicht zur Ausführung brächte. Diesen Vorschlag erwähnt er nicht, liest ihn auch nicht vor; wenn ich aber im Senate meinte, man müsse die Gesandten einführen, so wirft er mir dies vor. Aber was sollte ich thun? Sollte ich fordern, sie nicht einzuführen, sie, die ja eben gekommen waren, um mit Euch zu sprechen? oder dem Architekten befehlen, ihnen keinen Platz im Theater anzuweisen? Aber mittelst zweier Obolen hätten sie zugesehen, wenn ein solcher Beschluß nicht gefaßt wurde. Sollte ich also die kleinen Vortheile der Stadt wahren, das Ganze aber verkaufen wie diese? Gewiß nicht. Nimm also und lies mir dieses Psephisma, das er genau kannte, aber übergangen hat. Lies:

Psephisma.

Unter dem Archon Mnesiphilus, am dreißigsten des Hekatombäon, unter der Prytanie der Pandionischen Phyle, erklärte Demosthenes, des Demosthenes Sohn, der Päanier, daß, nachdem Philippus Gesandte wegen des Friedens geschickt und Verträge abgeschlossen hat, der Rath und das Volk der Athenäer Folgendes genehmigt hat: um den in der ersten Volksversammlung beschlossenen Frieden zu vollziehen, sollen sogleich aus den gesammten Athenäern fünf Gesandte gewählt werden; die Gewählten aber sollen ohne Verzug dahin reisen, wo sie erfahren, daß Philippus sich aufhält, und den Eid auf das Schleunigste in Gemäßheit der von ihm mit dem Volke der Athenäer verhandelten Verträge von ihm in Empfang nehmen und leisten, und die beiderseitigen Bundesgenossen mit einschließen. Zu Gesandten sind gewählt worden Eubulus der Anaphlystier, Aeschines der Kothokide, Kephisophon der Rhamnusier, Demokrates der Phlyer, Kleon der Kothokide.

Nachdem ich dies damals zur Vollziehung gebracht hatte, mit Rücksicht auf den Vortheil der Stadt, nicht auf Philippus' Nutzen, achteten diese guten Gesandten so wenig darauf, daß sie drei ganze Monate in Makedonien still saßen, bis Philippus aus Thracien zurückkam, wo er sich Alles unterworfen hatte, da sie doch binnen zehn, ja, binnen drei oder vier Tagen nach dem Hellespont kommen und die Plätze retten konnten, wenn sie ihm vor Eroberung derselben den Eid abnahmen. Denn in unserer Gegenwart würde er sie nicht berührt haben, oder wir hätten ihn nicht vereidet; und so hätte er den Frieden verfehlt und nicht Beides erhalten, den Frieden und die Plätze.

Von solcher Art war also bei der Gesandtschaft der erste Betrug des Philippus, und die erste Folge der Bestechung dieser ungerechten und den Göttern verhaßten Menschen; weßhalb ich schon damals und jetzt

und immer mit ihnen in Krieg und Zwist zu sein bekenne. Seht nun gleich nachher eine andere, noch weit größere Tücke. Nachdem Philippus den Frieden beschworen und Thracien durch diese Männer, die meinem Vorschlage keine Folge leisteten, vorweggenommen hatte, erkaufte er wiederum von ihnen, daß sie nicht aus Makedonien abreisten, bis er Alles zu dem Feldzuge gegen die Phokeer in Bereitschaft gesetzt hätte, damit, wenn sie seine Absichten und Rüstungen hier meldeten, Ihr nicht ausrücktet, mit Kriegsschiffen nach Pylä segeltet, und, wie früher, die Durchfahrt verschlösset, sondern, wenn Ihr diese Nachricht von ihnen bekämet, er eben auch schon diesseits der Pässe stände, und Ihr nichts mehr zu thun fändet. So groß aber war die Furcht, so gewaltig die Angst des Philippus, es möchte ihm, auch nachdem er diesen Vortheil gewonnen hatte, wenn Ihr den Phokeern vor ihrer gänzlichen Vernichtung Hülfe zu leisten beschlösset, die Sache entgehen, daß er diesen Verruchten hier erkaufte, nicht mit den andern Gesandten gemeinsam, sondern allein für sich, solche Dinge bei Euch auszusagen und zu verkündigen, durch die Alles verloren ging.

Ich wünsche aber, Ihr athenäischen Männer, und bitte Euch, bei diesem ganzen Handel nicht zu vergessen, daß, wenn nicht Aeschines über die Grenzen der Klage ausgeschritten wäre, ich auch kein anderes Wort gesagt haben würde; da er aber jede Art von Beschuldigung und Schmähung aufgeboten hat, so seh' ich mich genöthigt, ebenfalls auf jede der Anklagen mit Wenigem zu antworten.

Was waren denn nun die von ihm damals ausgesprochenen Reden, durch die Alles verloren ging? Ihr müßt, sagte er, nicht in Unruhe darüber gerathen, daß Philippus diesseits der Pässe vorgerückt ist; denn es wird Alles geschehen, was Ihr wünscht, sofern Ihr Ruhe haltet, und binnen zwei oder drei Tagen werdet Ihr hören, daß er Freund derer geworden, zu denen er als Feind gekommen ist, und Feind derer, denen er Freund war. Denn nicht die Worte, sagte er, befestigen die Freundschaften — einen so edlen Namen gebrauchte er — sondern die Gleichheit des Vortheils; vortheilhaft aber sei es dem Philippus und den Phokeern und Euch allen auf gleiche Weise von der Rohheit und Schwerfälligkeit der Thebäer frei zu werden. Dies hörten Manche gern von ihm wegen des damals herrschenden Hasses gegen die Thebäer. Was erfolgte nun unmittelbar darauf, nicht nach langer Frist? Daß die unglücklichen Phokeer zu Grunde gingen und ihre Städte zerstört wurden, Ihr aber, die Ihr ruhig und Diesem hier folgsam gewesen waret, kurz nachher mit Eurer Habe vom Lande herein flohet, Aeschines aber Gold empfing, und noch überdies in Beziehung auf die Thebäer und Thessalier

der Haß auf Athen, die Gunst wegen des Vollbrachten aber auf Philippus fiel. Daß dem aber so ist, lies mir das Psephisma des Kallisthenes und den Brief des Philippus; aus beiden wird Euch dieses Alles offenbar werden. Lies:

Psephisma:

Unter dem Archon Mnesiphilus, in einer von den Strategen und Prytanen, der Meinung des Senates gemäß, berufenen Versammlung, am einundzwanzigsten des Monats Mämakterion, schlug Kallisthenes, des Eteonikus Sohn, der Phalereer vor: kein Athenäer solle unter keinem Vorwande auf dem Lande übernachten, sondern in der Stadt und dem Piräeus, außer denen, die auf die Wachtposten gestellt sind; denn von diesen muß Jeder den ihm angewiesenen Posten bewachen und sich weder bei Tag noch bei Nacht davon entfernen. Wer diesem Beschlusse nicht Folge leistet, soll in die Strafe des Verrathes verfallen sein, wenn er nicht die Unmöglichkeit für sich nachweisen kann; über die Unmöglichkeit aber soll der befehlführende Strateg, nebst dem Verwalter der Casse, und der Schreiber des Senates richten. Man soll aber auch alle Habe vom Lande auf das Schleunigste wegschaffen, und zwar was innerhalb einer Strecke von 120 Stadien liegt, nach der Stadt und dem Piräeus, was über 120 Stadien entfernt ist, nach Eleusis und Phyle und Aphidna und Rhamnus und Sunium. So schlug Kallisthenes der Phalereer vor.

Waren dies nun wohl die Hoffnungen, auf die Ihr Frieden machtet? oder waren das die Verheißungen dieses Söldlings hier? Lies nun auch das Schreiben des Philippus, das er nach diesen Ereignissen hierher schickte:

Schreiben des Philippus.

„Der König der Makedonier grüßt den Rath und das Volk der Athenäer. Ihr wißt, daß wir durch die Pässe von Pylä vorgerückt sind und uns das Land von Phokis unterworfen haben; auch daß wir in alle Städte, die sich freiwillig angeschlossen, Besatzungen gelegt, diejenigen aber, die nicht gehorchten, haben wir mit Gewalt genommen, der Knechtschaft unterworfen und zerstört. Da ich aber höre, daß auch Ihr Euch rüstet, ihnen Hülfe zu leisten, hab' ich Euch dieses geschrieben, damit Ihr Euch keine weitere Unruhe um sie macht. Denn Ihr scheint mir überhaupt nicht verständig zu handeln, wenn Ihr nach geschlossenem Frieden demungeachtet in das Feld rückt, da doch die Phokeer nicht in unsern gemeinsamen Verträgen begriffen sind. Wenn Ihr also unserer Uebereinkunft nicht treu bleibt, so werdet Ihr nichts damit gewinnen, als im Unrecht voraus zu sein."

Ihr hört, wie deutlich er sich in diesem Schreiben an Euch, seine Bundesgenossen, erklärt: „Dies habe ich wider Willen der Athenäer gethan und zu ihrem Verdruß; und wenn Ihr vernünftig seid, Ihr Thebäer und Thessalier, werdet Ihr diese für Feinde halten, mir aber vertrauen" — zwar nicht mit diesen Worten, aber doch in solcher Gesinnung. So kam es denn, daß er Jene mit sich fortriß, so daß sie nicht das Geringste von den Folgen voraussahen oder ahnten, sondern geschehen ließen, daß Philippus Alles unter sich brachte; woraus denn die gegenwärtigen Schicksale über die Unglücklichen gekommen sind. Der Gehülfe aber, der dieses Vertrauen zu ihm bewirkte, sein Mitstreiter und der Berichterstatter lügenhafter und täuschender Nachrichten hier, das ist Er, der jetzt über die Leiden der Thebäer jammert und ihr Unglück erzählt; er, der dieses und die Schicksale der Phokeer, und alles Andere, was die Hellenen erlitten haben, verschuldet hat. Freilich mußt Du, Aeschines, diese Ereignisse beklagen und die Thebäer bemitleiden, da Du Güter in Böotien besitzest und auf ihren Feldern erntest; ich aber muß mich freuen, da meine Auslieferung von dem Vollbringer dieser Thaten sogleich gefordert wurde.

Doch ich bin auf Dinge gerathen, die nachher vielleicht eine schicklichere Stelle finden werden; ich kehre also wiederum zu dem Beweise zurück, daß die Ungerechtigkeiten dieser Menschen die gegenwärtige Lage der Dinge verschuldet haben.

Nachdem Ihr von Philippus betrogen worden durch diejenigen, die sich bei ihren Gesandtschaften verkauft und Euch nichts Wahres gemeldet hatten, und auch die unglücklichen Phokeer betrogen und ihre Städte zerstört waren, was geschah da? Die verabscheuungswürdigen Thessalier, die stumpfsinnigen Thebäer achteten den Philippus ihren Freund, Wohlthäter und Retter; Alles in Allem war er ihnen; nicht einen Laut wollten sie hören, wenn Jemand etwas Anderes sagte. Ihr aber beachtetet zwar das Geschehene mit Verdruß und Unwillen, hieltet aber dennoch Frieden; denn allein stehend vermochtet Ihr nichts. Auch die andern Hellenen, die eben so wie Ihr betrogen und in ihren Hoffnungen getäuscht waren, hielten gern Frieden, ob sie gleich auch in gewisser Weise seit langer Zeit bekriegt wurden. Denn zu der Zeit, wo Philippus umherzog, Illyrier, Triballer und auch Einige der Hellenen niederwarf, und viele und große Kräfte in seine Gewalt bekam, und Einige, die zu Folge der Freiheit, welche der Friede gestattete, dorthin reisten, bestochen wurden, deren Einer auch dieser hier war, zu dieser Zeit stand er mit Allen, gegen die er diese Anstalten traf, im Krieg. Wenn sie dies aber nicht gewahrten, so ist das eine andere Sache und geht mich nichts an;

denn ich sagte es vorher und beschwor Euch, sowohl bei Euch jederzeit, als wohin ich gesendet wurde; die Städte aber krankten, indem Einige bei der Verwaltung des Staates und bei den Geschäften Geschenke nahmen und mit Geld bestochen wurden, die Privaten aber und die Menge theils das Künftige nicht gewahrten, theils sich durch die schlaffe Gewohnheit und den Genuß der Muße berücken ließen, und an Uebeln solcher Art litten, außerdem daß Jeder glaubte, das Unglück werde ihn nicht treffen, sondern er werde eben durch die Gefahren Anderer das Seinige unversehrt erhalten, wenn er nur wollte. So geschah es denn, glaube ich, daß die Menge durch ihre große und unzeitige Sorglosigkeit die Freiheit verlor, die Vorsteher aber und die, welche meinten, alles Andere, nur nicht sich selbst zu verkaufen, gewahr wurden, daß sie sich selbst zuerst verkauft hatten. Denn statt wie damals, als sie Geschenke empfingen, Freunde zu heißen und Gastfreunde, müssen sie sich jetzt Schmeichler und Feinde der Götter und Alles, was ihnen sonst gebührt, nennen lassen. Kein Wunder! Denn Niemand, Ihr athenäischen Männer, verschwendet sein Geld zum Vortheil des Verräthers; noch nimmt er sich, wenn er den Handel geschlossen und seinen Zweck erreicht hat, den Verräther zum Rathgeber für das Uebrige; denn nichts wäre sonst glücklicher, als ein Verräther. Aber dem ist nicht so, fürwahr nicht. Wie könnt' es auch? Ja, gar viel fehlt daran. Sondern, wenn der Herrschbegierige das Gewünschte in seiner Gewalt hat, so ist er auch Herr derer, die dieses verkauft haben, und da er ihre Nichtswürdigkeit damals kennen gelernt hat, haßt er sie dann und mißtraut ihnen und verachtet sie. Erwägt Folgendes! — denn wenn auch die Zeit des Handelns vorüber ist, so ist doch bei solchen Dingen für den Verständigen die Zeit der Erkenntniß immer da — bis dahin hieß Lasthenes der Freund des Philippus, wo er Olynthus verrathen; bis dahin Timolaus, wo er Theben zu Grunde gerichtet; bis dahin Eudikus und Simus, die Larissäer, wo sie Thessalien dem Philippus unterworfen hatten; seitdem aber ist die ganze Welt mit ausgetriebenen, verhöhnten und jedes Ungemach duldenden Verräthern angefüllt worden. Was ist Aristratus in Sikyon? was Perilaus in Megara? Sind sie nicht weggeworfen? Hieraus aber erhellt auch auf das Deutlichste, daß wer am meisten über seinem Vaterlande wacht und diesen (Verräthern) am meisten entgegenstrebt, daß dieser Euch, Aeschines, Euch, den Verräthern und Söldlingen, Gelegenheit verschafft, Geschenke zu empfangen, und weil Viele sind, die Euern Anschlägen Widerstand thun, Ihr wohlbehalten und im Solde bleibt; denn durch Euch selbst wäret Ihr längst zu Grunde gegangen.

Ob ich nun gleich über das, was damals gethan worden, noch

Vieles zu sagen hätte, glaube ich doch auch hiermit schon mehr, als genug ist, gesagt zu haben. Davon aber trägt dieser hier die Schuld, da er ja gleichsam die schmutzigen Hefen seiner Nichtswürdigkeit und Ungerechtigkeiten über mich ausgeschüttet hat, wovon ich bei denen, die jünger sind als jene Begebenheiten, mich nothwendig reinigen mußte. Euch aber ist es vielleicht auch lästig gewesen, die Ihr seinen damaligen Lohndienst kanntet, eh' ich ein Wort davon sagte. Er zwar spricht von Freundschaft und Gastrecht; wie er denn auch jetzt wo sagt: „Der mir Alexanders Gastfreundschaft vorwirft." Ich Dir Alexanders Gastfreundschaft? woher wärest Du dazu gekommen? wie ihrer gewürdigt worden? Weder Philippus Gastfreund noch Alexanders Freund werd' ich Dich nennen — so wahnsinnig bin ich nicht — wenn man nicht etwa auch die Schnitter und wer sonst etwas für Lohn thut, Freunde und Gastfreunde des Lohnherrn nennen soll. Aber dem ist nicht so. Wie könnt' es auch? Ja Vieles fehlt daran. Nein, ein Lohndiener, früher des Philippus, jetzt Alexanders heißest Du mir und diesen hier insgesammt. Glaubst Du es nicht, so frage sie. Oder ich vielmehr will es an Deiner Stelle thun. Haltet Ihr, athenäische Männer, den Aeschines für einen Lohndiener oder für den Gastfreund Alexanders? Du hörst, was sie sagen.

Jetzt will ich nun auch über die Klage selbst mich rechtfertigen, und was von mir gethan worden, durchgehen, damit Aeschines, obschon er es weiß, dennoch höre, weßhalb ich behaupte, der vorgeschlagenen und noch weit größerer Geschenke werth zu sein. Jetzt nimm die Klage selbst und lies:

Klage.

Unter dem Archon Chärondas, am sechsten des Elaphebolion, brachte Aeschines, des Atrometus Sohn, der Kothokide, bei dem Archon eine Klage wegen Gesetzverletzung gegen den Ktesiphon, des Leosthenes Sohn, den Anaphlystier, ein, weil er den gesetzwidrigen Vorschlag gethan, daß Demosthenes, der Sohn des Demosthenes, der Päanier, mit einer goldenen Krone gekrönt und in dem Theater an den großen Dionysien, bei Aufführung der neuen Tragödien, verkündigt werden solle, daß das Volk den Demosthenes, den Sohn des Demosthenes, den Päanier, mit einer goldenen Krone krönt, wegen der Tugend und des Wohlwollens, das er stets gegen alle Hellenen und das Volk der Athenäer zeigt, und wegen seiner Biederkeit, und weil er stets mit Wort und That für das Beste des Volkes sorgt und bereitwillig ist, alles Gute, was er vermag, zu thun: welches Alles unwahr und gesetzwidrig ist, indem die Gesetze nicht gestatten, erstens, lügenhafte Schriften in das Archiv niederzulegen,

dann, einen zur Rechenschaft Verpflichteten zu krönen (Demosthenes aber ist Vorstand des Mauerbaues und über die Theatergelder gesetzt), außerdem aber auch nicht gestatten, die Krönung in dem Theater bei den Dionysien und der Aufführung der neuen Tragödien zu verkündigen, sondern vielmehr, wenn der Senat eine Krone zuerkennt, dieses im Rathhause auszurufen; wenn die Stadt, auf dem Pnyx in der Volksversammlung. Die Strafe ist funfzig Talente. Ladungszeugen sind: Kephisophon, des Kephisophon Sohn, der Rhamnusier, Kleon, Kleon's Sohn, der Kothokide.

Was er in dem Psephisma angreift, Ihr athenäischen Männer, ist also dies. Ich glaube aber zuvörderst hieraus schon Euch darzuthun, daß ich Alles auf gerechte Weise rechtfertigen werde; denn indem ich die Ordnung der Klage befolge, werde ich über Alles der Reihe nach sprechen, und absichtlich nichts übergehen. Wenn es heißt, „ich sorge stets mit Wort und That für das Beste des Volks, und sei bereitwillig, alles Gute, was ich vermag, zu thun, und deshalb zu loben", darüber, denke ich, hängt die Entscheidung von dem ab, was ich öffentlich gewirkt habe; denn aus der Prüfung hiervon wird sich ergeben, ob das, was Ktesiphon von mir geschrieben hat, mir zukommt, und ob es wahr oder gelogen ist; daß er aber nicht hinzugesetzt hat: „nach abgelegter Rechnung ihn zu krönen", und daß er den öffentlichen Ausruf der Krönung in dem Theater zu veranstalten fordert, so glaube ich auch davon, daß es mit meiner öffentlichen Wirksamkeit zusammenhängt, ob ich der Krone und Kundmachung vor dem Volke hier werth bin oder nicht; außerdem aber glaube ich auch, die Gesetze nachweisen zu müssen, die ihn zu diesem Vorschlage berechtigen. Auf solche Weise, Ihr athenäischen Männer, so gerecht und einfach habe ich die Vertheidigung zu führen beschlossen, schreite aber unmittelbar zu dem, was ich vollbracht habe. Und Niemand möge glauben, daß meine Rede sich von dem Gegenstande der Klage entferne, wenn ich mich über hellenische Verhandlungen und Reden verbreite. Denn der, welcher in dem Psephisma den Ausdruck angreift, „daß ich durch Wort und That für das Beste gesorgt", und dies für eine Unwahrheit erklärt, der ist es, welcher das Reden über alle meine Wirksamkeit im Staate mit diesem Handel in eine nothwendige Verbindung gebracht hat. Da nun die Staatsverwaltung vielfache Richtungen hat, so hab' ich mir die hellenischen Geschäfte gewählt; daher ich denn auch berechtigt bin, meine Beweise aus dieser Quelle zu schöpfen.

Was vor meiner Theilnahme an den Geschäften des Staats und den öffentlichen Verhandlungen Philippus wegnahm und inne hatte, werd' ich nicht berühren; denn ich glaube nicht, daß Etwas davon Be-

ziehung auf mich habe; an das aber, was er von dem Tage an, wo ich mich diesen Geschäften widmete, zu thun gehindert worden, will ich erinnern und davon Rechenschaft geben, nachdem ich nur so viel vorausgeschickt habe. Ein großer Vortheil, Ihr athenäischen Männer, kam dem Philippus zu Statten. Es war bei den Hellenen, nicht bei einigen, sondern bei allen auf gleiche Weise, eine so große Fülle von Verräthern und Lohndienern und gottverhaßten Menschen aufgeschossen, als sich früher Keiner erinnert; und mit Beistand und Hülfe dieser Menschen setzte er die Hellenen, die früher schon übel gegen einander und aufrührerisch gesinnt waren, in ein noch schlechteres Verhältniß, indem er diese betrog, jenen gab, andere auf alle Weise verführte, und spaltete sie in viele Theile, während nur Eines Allen heilbringend war, seine Vergrößerung zu hindern. Bei solchem Stande der Dinge und bei der Unkenntniß des sich bildenden und emporwachsenden Uebels, die noch unter allen Hellenen herrschte, müßt Ihr erwägen, Ihr athenäischen Männer, welche Wahl der Stadt in ihrem Thun und Handeln geziemte, und hierüber von mir Rechenschaft fordern; denn der sich auf diesen Posten der Verwaltung stellte, war ich. Sollte sie nun etwa, Aeschines, mit Verzichtleistung auf ihre Gesinnung und Würde, in den Reihen der Thessalier und Doloper dem Philippus im Erwerb der Herrschaft über die Hellenen beistehen, und der Vorfahren Ruhm und Recht zu Grunde richten? oder dies zwar nicht thun — denn arg war es in der That — aber das, was sie kommen sah, wenn Niemand entgegen trat, und was sie, wie es scheint, seit langer Zeit gewahrte, jetzt, wo es geschah, unbeachtet lassen? Aber jetzt möchte ich den heftigsten Tadler dessen, was gethan worden, gern fragen, auf welche Seite er die Stadt gestellt zu sehen wünschte, ob auf die, welche die von den Hellenen erduldeten Uebel und ihre Schmach mit verschuldet hat, wohin man die Thessalier und ihre Genossen rechnen kann; oder auf die, welche das, was geschah, in der Hoffnung eigenen Vortheils unbeachtet ließ, wohin wir die Arkadier, die Messenier und Argiver setzen mögen. Aber auch von diesen sind viele, oder vielmehr alle, schlechter gefahren, als wir. Denn wenn sich auch Philippus nach dem Siege sogleich entfernt und dann ruhig verhalten hätte, ohne seine Bundesgenossen oder einen der andern Hellenen in etwas zu verletzen, so würde doch diejenigen, die sich seinen Unternehmungen nicht widersetzten, einiger Vorwurf und Tadel treffen; wenn er aber Allen auf gleiche Weise ihre Würde, die Hegemonie, die Freiheit, ja selbst, wo er es vermochte, die Verfassung entriß, wie kann man da leugnen, daß Ihr von Allen in Folge meines Rathes den rühmlichsten Entschluß gefaßt hattet?

Doch ich kehre dorthin zurück. Was, o Aeschines, geziemte der Stadt zu thun, als sie sah, daß Philippus sich Herrschaft und Tyrannei über die Hellenen bereitete? oder was mußte der Rathgeber, was mußte ich sagen oder vorschlagen in Athen — denn auch dies giebt ein sehr wichtiges Moment — da ich wußte, daß zu jeder Zeit, bis auf den Tag, wo ich selbst die Rednerbühne bestieg, das Vaterland stets um den Preis der Ehre und des Ruhmes gekämpft, und aus Ehrbegier und für das Allen gemeinsame Wohl mehr Gut und Blut aufgeopfert hat, als jedes der andern hellenischen Völker für sich selbst; und da ich sah, daß dem Philippus selbst, gegen den wir kämpften, um der Macht und Herrschaft willen, das Aug' ausgeschlagen, das Brustbein zerbrochen, Hand und Schenkel verstümmelt worden war, und er jedes Glied seines Leibes, das ihm der Zufall entreißen mochte, leicht und willig aufopferte, um mit dem Uebrigen in Ruhm und Ehre zu leben? Und doch hätte fürwahr Niemand sich zu sagen erkühnt, daß dem in Pella, einem damals ruhmlosen und kleinen Orte, Erzogenen eine solche Großsinnigkeit geziemt habe, um nach der Herrschaft der Hellenen zu streben, und diesen Gedanken in seiner Seele zu fassen; Euch aber, die Ihr Athenäer seid und Tag für Tag in allen Reden und Schauspielen Erinnerungen an die Tugend der Vorfahren seht, eine solche Nichtswürdigkeit zukäme, um die Freiheit der Hellenen unaufgefordert von selbst dem Philippus einzuräumen. Auch nicht Einer würde dies gesagt haben. Es blieb also Alles zusammen übrig und nothwendig, seiner Ungerechtigkeit gegen Euch mit Gerechtigkeit entgegen zu treten. Dies thatet Ihr von Anfang an, wie recht und ziemlich war, und ich arbeitete durch schriftliche und mündliche Vorschläge dahin zu der Zeit, wo ich im Staate thätig war. Ich bekenne dies. Aber was sollte ich thun? Denn jetzt frage ich Dich, alles Andere bei Seite lassend, Amphipolis, Pydna, Potidäa, Halonesus; denn nichts von dem Allen erwähne ich; von Serrion aber, von Doriskus und der Zerstörung von Peparethus und allen ähnlichen Unbilden, welche die Stadt erfahren hat, will ich nicht einmal wissen, ob sie vorgefallen sind: gleichwohl sagtest Du, ich hätte durch meine Reden darüber diese hier in Feindschaft gestürzt, da doch die deshalb gefaßten Psephismen von Eubulus und Aristophon und Diopeithes herrühren, nicht von mir, o Du, der Du leichtfertig heraussagst, was Du nur Lust hast. Auch jetzt will ich hierüber nicht sprechen. Als er sich aber Euböa zueignete und es zu einem Bollwerk gegen Attika machte, und Megara angriff, und Oreon einnahm, und Porthmos zerstörte, und in Oreon den Philistides, in Eretria den Klitarchus zu Tyrannen setzte, und den Hellespont sich unterwarf, und Byzantium belagerte, und von den hellenischen

Städten die einen zerstörte, in andere die Vertriebenen zurückführte — als er Alles dieses that, handelte er da ungerecht und bundbrüchig, und brach er den Frieden oder nicht? und sollte einer der Hellenen gegen ihn auftreten, und ihn in diesen Unternehmungen hemmen oder nicht? Denn wenn es nicht nöthig war, und Hellas eine Beute der Mysier, wie man es nennt, werden mußte, während es noch ein Athen und einen Athenäer gab, so war mein Reden darüber nur eitel, und eitel nur auch das Thun der Stadt, die meinen Gründen Gehör gab, und Alles, was geschehen ist, soll mein Unrecht sein und meine Schuld. Wenn aber Jemand zur Hemmung jenes Beginnens auftreten mußte, wem sonst, als dem Volke der Athenäer, kam dieses zu? Dies also betrieb ich, und da ich sah, daß er alle Menschen der Knechtschaft unterwarf, that ich ihm Widerstand und hörte nicht auf zu lehren und zu warnen, ihm nicht dieses Alles hier preiszugeben.

Und gewiß war er es, der den Frieden durch Wegnahme der Schiffe brach, nicht die Stadt, Aeschines. Nimm hier die Beschlüsse und den Brief des Philippus und lies sie nach der Folge. Ihre Prüfung wird klar machen, wer von Jedem der Urheber ist. Lies:

Psephisma.

Unter dem Archon Neokles, im Monat Boëdromion, in der von den Strategen außerordentlich berufenen Versammlung des Senates, that Eubulus, Sohn des Mnesitheus, der Kyprier, folgenden Vortrag: Nachdem die Strategen in der Volksversammlung gemeldet haben, daß der Befehlshaber der Schiffe Leodamas und die mit ihm zur Bedeckung des Getreides nach dem Hellespont abgeschickten zwanzig Schiffe von dem Feldherrn des Philippus Amyntas nach Makedonien abgeführt und in Verwahrung genommen worden, sollen die Prytanen und Strategen Sorge tragen, daß der Rath zusammenberufen und Gesandte an Philippus ernannt werden, um mit ihm wegen Freilassung des Befehlshabers und der Schiffe und der Soldaten zu unterhandeln. Wenn Amyntas dieses aus Unwissenheit gethan hat, so führt das Volk keine weitere Beschwerde über ihn; wenn sich Leodamas aber in Etwas gegen den erhaltenen Auftrag vergangen hat, werden die Athenäer ihn auf angestellte Untersuchung nach Maßgabe seines Vergehens strafen. Wenn aber keines von Beidem ist, sondern entweder der Absender oder der Abgesendete auf eigene Hand sich vergangen hat, so sollen sie auch dieses schriftlich melden, damit das Volk, wenn es in Kenntniß gesetzt worden, sich berathen möge, was zu thun sei.

Diesen Vorschlag also brachte Eubulus ein, nicht ich; den nächsten

Aristophon, dann Hegesippus, dann wiederum Aristophon, dann Philokrates, dann Kephisophon, dann alle die andern. Ich aber that nichts dabei. Lies das Psephisma:

Psephisma.

Unter dem Archon Neokles, am letzten des Boëdromion, haben auf Gutachten des Senates, nach Berichterstattung über den Beschluß der Versammlung, die Prytanen und Strategen berathen, daß es dem Volke gefallen habe, Gesandte an Philippus zu ernennen wegen Zurückgabe der Schiffe, und ihnen Aufträge und die Beschlüsse der Versammlung zu übergeben. Sie wählten folgende: Kephisophon, Kleon's Sohn, den Anaphlystier; Demokritus, den Sohn Demophon's, den Anagyrasier; Polykritus, den Sohn des Apemantus, den Kothokiden. Während der Prytanie der Hippothoontischen Phyle that den Vortrag Aristophon der Kolytter, als Vorsitzender.

So wie ich nun diese Beschlüsse vorzeige, so weise auch Du, Aeschines, nach, durch welchen von mir abgefaßten Beschluß ich den Krieg verschuldet habe. Du wirst es aber nicht können; denn wenn Du es könntest, so wär' es das erste gewesen, was Du vorgebracht hättest. Ja, auch Philippus mißt mir wegen des Krieges keine Schuld bei, sondern klagt Andere an. Lies das Schreiben des Philippus selbst:

Schreiben des Philippus.

„Der König der Makedonier Philippus grüßt den Rath und das Volk der Athenäer. Eure Gesandten, Kephisophon und Demokritus und Polykritus, sind bei mir eingetroffen, und haben wegen Freilassung der Schiffe unterhandelt, die unter dem Befehle des Leodamas standen. Im Ganzen setzt es von Eurer Seite eine große Gutmüthigkeit voraus, wenn Ihr glaubt, es sei mir unbekannt, daß diese Schiffe zwar unter dem Vorwande abgeschickt worden, Getreide aus dem Hellesponte nach Lemnos zu geleiten, in der That aber, um den Selymbrianern Hülfe zu leisten, die von mir belagert, nicht aber in den zwischen uns bestehenden Freundschaftsverträgen begriffen sind. Diesen Auftrag hat der Befehlshaber ohne Zustimmung des Volks der Athenäer von einigen Archonten und Andern erhalten, die jetzt Privatleute sind, auf alle Weise aber das Volk statt des jetzt zwischen uns bestehenden freundschaftlichen Vernehmens zum Kriege veranlassen wollen, woran ihnen weit mehr als an der den Selymbrianern zu leistenden Hülfe liegt. Sie wähnen, so etwas werde ihnen Vortheil bringen; mir aber scheint dies weder Euch, noch mir nützlich zu sein. Deshalb geb' ich Euch jetzt die zu uns eingebrachten Schiffe frei, und ich werde auch sonst, wenn Ihr Euern

Vorständen nicht gestatten wollt, eine bösartige Politik zu befolgen, sondern sie bestraft, meinerseits den Frieden zu bewahren suchen. Lebet wohl!"

Nirgends in diesem Schreiben wird Demosthenes genannt, noch irgend eine Klage gegen mich erwähnt. Weßhalb thut er nun, da er doch den Andern Vorwürfe macht, dessen, was ich gethan, keine Erwähnung? Weil er seine eigenen Ungerechtigkeiten erwähnt hätte, hätte er etwas von mir geschrieben; denn an diese hielt ich mich, diesen that ich Widerstand. Zuerst brachte ich die Gesandtschaft nach dem Peloponnes in Antrag, als er zuerst in den Peloponnes einschlüpfte; dann die nach Euböa, als er Hand an Euböa legte; und den Feldzug nach Oreon, was keine Gesandtschaft war, und den nach Eretria, nachdem er in diesen Städten Tyrannen angestellt hatte. Nach diesem habe ich alle die Sendungen veranlaßt, durch welche der Chersones gerettet wurde, und Byzantium und alle Verbündeten. Und dafür wurde Euch der schönste Lohn zu Theil, Lob, Ruhm, Ehre, Kronen und Dank von denen, welche Gutes von Euch empfangen hatten; die Beeinträchtigten aber hatten, wenn sie Eurem Rathe Folge leisteten, Rettung zum Lohn, wenn sie ihn hingegen vernachlässigten, die öftere Erinnerung an Eure Voraussagungen, und die Ueberzeugung, daß Ihr nicht blos wohlgesinnt gegen sie, sondern auch einsichtsvolle Leute und Propheten waret; denn Alles traf ein, was Ihr vorhergesagt hattet. Daß aber Philistides viel Geld geben würde, um Oreon zu haben; vieles auch Klitarchus, um Eretria zu haben; vieles auch Philippus selbst, um diese Vortheile gegen Euch zu erhalten, und wegen der andern Dinge die Ueberführung zu vermeiden, wenn überall Niemand seine ungerechten Handlungen prüfte — das ist Niemandem unbekannt und von Allen am wenigsten Dir. Denn die Gesandten, die vom Klitarchus und Philistides damals hierher kamen, kehrten bei Dir ein, Aeschines, und Du sorgtest für sie. Diese Männer verstieß die Stadt als Feinde und weil das, was sie vorbrachten, weder gerecht noch heilsam war; Dir aber waren sie Freunde. Nichts also kam davon zu Stande, o Du Lästerer, der Du von mir sagst, daß ich schweige, wenn ich Etwas bekommen, und schreie, wenn ich es verthan habe. So nicht Du. Denn Du schreist, wenn Du bekommen hast; wirst aber nie aufhören, wenn Dich diese hier nicht heute noch für ehrlos erklären. Als Ihr mich also dieserhalb damals kröntet, und Aristonikus den Antrag dazu Sylbe für Sylbe so machte, wie ihn jetzt Ktesiphon hier gemacht hat, und die Krone im Theater ausgerufen wurde, und mir also diese Kundmachung jetzt zum zweiten Mal widerfährt — da widersprach Aeschines nicht, obwohl er zugegen war, und erhob gegen den Urheber des Vorschlags keine Klage. Lies mir auch dieses Psephisma.

Psephisma.

Unter dem Archonten Chärondas, Hegemon's Sohn, am fünfundzwanzigsten des Monats Gamelion, unter dem Vorsitz der Leontischen Phyle, machte Aristonikus der Phrearrier folgenden Antrag: Da Demosthenes, der Sohn des Demosthenes, der Päanier, dem Volke der Athenäer und vielen der Verbündeten schon früher viele Dienste geleistet, und in der gegenwärtigen Zeit durch Psephismen zu Hülfe gekommen, und einige der Städte in Euböa befreit hat, und jederzeit sich dem Volke der Athenäer wohlgesinnt beweist, und sowohl für die Athenäer selbst und für die andern Hellenen alles Gute, was er vermag, sagt und thut, so hat der Rath und das Volk der Athenäer beschlossen, dem Demosthenes, Demosthenes' Sohn, dem Päanier, Lob zu ertheilen und ihn mit einer goldenen Krone zu schmücken, und die Krone im Theater zu verkündigen an den Dionysien bei den neuen Tragödien. Die Verkündigung der Krone aber soll der Phyle obliegen, die den Vorsitz hat und dem Agonotheton. Den Antrag machte Aristonikus, der Phrearrier.

Weiß nun Jemand unter Euch, daß der Stadt irgend eine Schmach aus diesem Beschlusse erwachsen sei, oder Hohn und Spott, was sie, wie dieser sagt, betreffen wird, wenn ich gekrönt werde? Wenn aber Handlungen neu und Allen bekannt sind, so wird ihnen entweder, wenn sie schön und rühmlich sind, Dank zu Theil, oder im entgegengesetzten Falle Strafe. Es ist aber offenbar, daß ich damals Dank empfangen habe, nicht Tadel, noch Strafe.

Bis auf jene Zeit also, wo dieses gethan wurde, ist anerkannt, daß ich in allen Zeiten dasjenige that, was der Stadt das Zuträglichste war, dadurch daß meine Reden und schriftlichen Anträge bei Euern Berathungen obsiegten, daß dasjenige ausgeführt wurde, was ich in Antrag brachte, und in Folge davon der Stadt und mir und Euch allen Kronen zu Theil wurden; dadurch endlich, daß Ihr den Göttern als für empfangene Güter Opfer und feierlichen Dank dargebracht habt.

Nachdem Philippus also aus Euböa herausgeworfen worden, mit den Waffen durch Euch, mit friedlichen Mitteln und Beschlüssen aber — sollten auch Einige hier bersten wollen — durch mich, so versuchte er einen Angriff anderer Art gegen die Stadt. Da er sah, daß wir von allen Völkern das meiste fremde Getreide bedürfen, und sich dieser Zufuhr bemächtigen wollte, rückte er in Thracien ein und forderte von den Byzantiern, die mit ihm verbündet waren, an dem Kriege gegen Euch Theil zu nehmen, und als sie das nicht wollten und das Bündniß nicht auf diese Bedingungen geschlossen zu haben behaupteten, was auch die Wahrheit war, warf er Schanzen bei der Stadt auf, besetzte sie mit Kriegsmaschinen,

und fing eine Belagerung an. Was nun Euch hierbei zu thun gebührte, will ich nicht fragen; denn Alle wissen es. Aber wer stand den Byzantiern bei und rettete sie? Wer hinderte die Entfremdung des Hellespontes zu jener Zeit? Ihr waret es, Ihr Bürger Athens. Wenn ich Ihr sage, sage ich die Stadt. Und wer war es, der im Namen der Stadt sprach und schrieb und handelte, und sich der Sache ohne Weiteres ganz und gar hingab? Ich war es. In welchem Grade aber dies Alles genützt hat, braucht Ihr nicht mehr durch Worte zu lernen, sondern habt es durch die That erfahren. Denn der damals begonnene Krieg hat Euch, außer dem herrlichen Ruhm, den er brachte, für jeglichen Lebensbedarf größere Fülle und Wohlfeilheit verschafft, als der gegenwärtige Friede, den diese edeln Bürger dem Vaterlande zum Nachtheil für künftige Hoffnungen wahren. Möchten sie dieser verlustig gehn und keinen Theil haben an Dem, was diejenigen unter Euch, die das Beste wollen, von den Göttern bitten, aber auch Euch nicht mittheilen, was sie selbst sich gewählt haben! Lies Du ihnen aber die Ehrenkronen der Byzantier und die der Perinthier, womit sie in Folge jener Ereignisse die Stadt gekrönt haben.

Psephisma der Byzantier.

Unter dem Hieromnamon Bosporichos trug Damagetos, nachdem er von dem Senate das Wort erhalten, Folgendes vor: Da das Volk der Athenäer in den vorhergegangenen Zeitläuften sich stets den Byzantiern und ihren Verbündeten und den verwandten Perinthiern wohlwollend bewiesen, und viele und große Dienste erzeigt hat, und in der gegenwärtigen Zeit, da Philippus, der Makedonier, das Land und die Stadt mit Krieg überzog, um Byzantier und Perinthier aus ihren Sitzen zu treiben, und das Land mit Feuer und Schwert verheerte, mit hundert und zwanzig Schiffen, mit Getreide und Waffen und Hopliten Hülfe geleistet, und uns aus der großen Gefahr gerettet, und die vaterländische Verfassung und die Gesetze und Gräber hergestellt hat, so hat das Volk der Byzantier und Perinthier beschlossen, den Athenäern Eherecht, Einbürgerung, das Recht des Erwerbs von Land und Häusern, den Vorsitz bei den Spielen, Zutritt zu den Raths- und Volksversammlungen zuerst nach den Opfern zu verleihen, und Denen, welche in der Stadt wohnen, volle Freiheit von allen öffentlichen Leistungen; ferner drei Bilder von sechzehn Fuß Höhe in dem Bosporichos aufzustellen, dem Demos der Athenäer nämlich, der von dem Demos der Byzantier und Perinthier gekrönt wird; dann aber Gesandtschaften zu den Festen in Hellas, den Isthmischen und Nemeïschen und Olympischen und Py-

thischen zu senden, um die Kronen, mit denen der Demos der Athenäer von uns gekrönt worden ist, auszurufen, damit die Hellenen insgesammt die Tugend der Athenäer und die dankbaren Gesinnungen der Byzantier und Perinthier erfahren.

Lies nun auch die Ehrenkronen von den Bewohnern des Chersoneses.

Psephisma der Chersonesiten.

Die Chersonesiten, welche Sestus, Eleus, Madytus und Alopekonesus bewohnen, krönen den Senat und das Volk der Athenäer mit einer Krone von sechzig Talenten, und errichten einen Altar der Dankbarkeit und des Volkes der Athenäer, weil es den Chersonesiten das größte aller Güter erworben hat, indem es dieselben der Gewalt des Philippus entrissen, und ihnen Vaterland, Gesetze, Freiheit und Heiligthümer wiedergegeben. Auch werden sie in der ganzen folgenden Zeit nicht aufhören ihnen dankbar zu sein und alles Gute zu thun, was sie können. Dieses haben sie in gemeinsamer Rathsversammlung beschlossen.

Nicht also blos die Rettung des Chersoneses und Byzantiums und die Abwehr der Besitznahme des Hellespontes durch Philippus, auch nicht blos die deshalb der Stadt erwiesenen Ehrenbezeigungen hat der Gang meiner Politik bewirkt, sondern auch den Edelmuth der Stadt und des Königs Nichtswürdigkeit hat sie allen Menschen kund gemacht. Alle sahen ja, daß er, der Freund und Bundesgenosse der Byzantier, sie belagerte — was möchte es wohl Schändlicheres und Verruchteres geben? — Ihr aber, die Ihr Jenen mit vollem Rechte Vieles hättet vorwerfen können, worin sie sich gegen Euch in vorigen Zeiten vergangen hatten, bewieset Euch nicht nur frei von Groll, noch gabt Ihr sie preis, als ihnen Unrecht widerfuhr, sondern tratet rettend auf, wodurch Ihr Ruhm, Wohlwollen, Ehre bei Allen erwarbt. Daß Ihr schon Viele Eurer Staatsmänner gekrönt habt, weiß Jedermann; durch welchen Andern aber die Stadt gekrönt worden sei, ich sage, durch welchen Rathgeber und Redner, außer durch mich, dürfte nicht Einer sagen können.

Um aber auch von den Schmähungen, die er gegen die Euböer und Byzantier vorgebracht hat, indem er an Das, was Euch etwa Unfreundliches von ihnen widerfahren ist, erinnert, darzuthun, daß es boshafte Verleumdungen sind, nicht blos dadurch, daß sie falsch sind — denn dies, glaube ich, wißt Ihr selbst — sondern auch dadurch, daß, wenn sie vollkommen wahr wären, dennoch so, wie ich die Sache benutze, sie zu benutzen heilsam ist: so will ich eine oder zwei der rühmlichen Handlungen anführen, die von der Stadt vollbracht worden, nur

mit kurzen Worten; denn der einzelne Mann und die Gesammtheit der Stadt muß stets in ihrem Thun die schönsten der vorhandenen Beispiele vor Augen haben.

Damals also, Ihr athenäischen Männer, als die Lakedämonier Land und Meer beherrschten, und um Attika herum Alles durch Harmosten und Garnisonen besetzt hielten, Euböa, Tanagra, ganz Böotien, Megara, Aegina, Kleonä, die andern Inseln, und die Stadt damals weder Schiffe noch Mauern hatte, zoget Ihr nach Haliartus aus, und wiederum, wenige Tage nachher, nach Korinth, obgleich die damaligen Athenäer viel Ursache gehabt hätten, auf Korinthier und Thebäer über das zu grollen, was in dem Dekelischen Kriege geschehen war. Aber dies thaten sie nicht, auch nicht von fern. Und doch thaten sie Beides damals, o Aeschines, nicht für Wohlthäter, noch verkannten sie die Gefahr. Aber doch gaben sie deswegen diejenigen nicht preis, die bei ihnen Hülfe gesucht hatten, sondern stellten sich mit rechter und rühmlicher Gesinnung für Ruhm und Ehre willig den Gefahren bloß. Denn die Grenze des Lebens für alle Menschen ist der Tod, auch wenn sich einer eingeschlossen in einem Käfich hielte; tüchtige Männer aber sollen stets zu allem Schönen, mit froher Hoffnung vor Augen, die Hand bieten, was aber auch Gott geben mag, mit Edelmuth tragen. Dies thaten Eure Vorfahren, dies die Bejahrteren unter Euch, die von den Lakedämoniern, die weder Freunde noch Wohlthäter der Stadt waren, sondern ihr vieles und großes Unrecht angethan hatten, damals, als die Thebäer nach dem Siege bei Leuktra auf ihre Vernichtung dachten, die Gefahr abwehrten, ohne die damalige Stärke der Thebäer und ihren Ruhm zu fürchten, oder zu berechnen, was diejenigen gethan hatten, für die sie sich in Gefahr begäben; wodurch Ihr allen Hellenen gezeigt habt, daß wenn sich auch Jemand, worin es sei, an Euch vergeht, Ihr ihm Euern Zorn wohl für andere Zeiten aufbewahrt, wenn aber seine Erhaltung oder die Freiheit auf dem Spiele steht, Ihr den Groll hintansetzen und nicht mit ihm rechnen werdet. Und nicht hierbei allein zeigtet Ihr eine solche Gesinnung, sondern hinwiederum, als die Thebäer sich Euböa anmaßten, ließet Ihr dies nicht unbeachtet, noch gedachtet Ihr des Unrechtes, das Ihr von Themison und Theodorus (den Euböern) wegen Oropus erfahren hattet, sondern kamet auch diesen zu Hülfe, wobei damals der Stadt zuerst die freiwilligen Trierarchen dienten, von denen ich einer war. Doch hiervon noch nicht. So schön es nun von Euch war, daß Ihr die Insel rettetet, so war es doch noch weit schöner, daß, als Menschen und Städte in Eurer Gewalt waren, Ihr aus Liebe zur Gerechtigkeit denen, die sich an Euch vergangen hatten, Alles zurückgabt, ohne bei dem be-

wiesenen Zutrauen die erlittene Unbilde in Rechnung zu bringen. Unzähliges Andere, was ich sagen könnte, übergehe ich, Schlachten zur See, Heerfahrten zu Lande, Feldzüge, die vormals und jetzt zu Eurer Zeit von der Stadt für die Freiheit der andern Hellenen und ihre Erhaltung unternommen worden sind. Da ich also gesehen hatte, daß die Stadt bei so vielen und so wichtigen Veranlassungen für das Wohl Anderer zu kämpfen bereit war, was sollte ich jetzt, da es in gewisser Weise ihr selbst galt, fordern, oder ihr rathen zu thun? Groll zu hegen ohne Zweifel gegen die, welche Hülfe erwarteten, und Vorwände zu suchen, um Alles preis zu geben! Und wer hätte mich nicht mit vollem Rechte getödtet, wenn ich gewagt hätte, den edeln Ruhm der Stadt auch nur mit Worten zu beflecken? Denn Thaten dieser Art hättet Ihr Euch nicht schuldig gemacht, dies weiß ich gewiß. Denn wenn Ihr es gewollt hättet, was stand im Wege? war es nicht gestattet? waren nicht hier Diese mit solchem Rathe zur Hand?

Ich will nun auf das zurückkommen, was ich zunächst im Staate gewirkt habe; und hierbei erwägt wiederum, was der Stadt das Heilsamste war. Da ich, Ihr Männer Athens, Euer Seewesen in Auflösung sah, indem die Reichen bei geringem Aufwande (so gut als) frei von Lasten waren, die Besitzer eines mittelmäßigen oder kleinen Vermögens aber um das Ihrige kamen; außerdem aber die Stadt eben dadurch die günstigen Gelegenheiten verlor, entwarf ich ein Gesetz, wodurch ich Jene, die Reichen, gerecht zu sein nöthigte, den Armen den Druck des Unrechtes abnahm, der Stadt aber verschaffte, was ihr das Zuträglichste war, mit ihren Rüstungen zur gehörigen Zeit fertig zu sein. Da ich nun deshalb angeklagt wurde, erschien ich vor Euch und gewann den Prozeß, und der Ankläger bekam die nöthigen Stimmen nicht. Und doch wie viel Geld glaubt Ihr, daß mir die Führer der Symmorien und die von der zweiten und dritten Classe zu geben bereit waren, wenn ich jenes Gesetz gar nicht geben, oder doch in der Hypomosie fallen lassen wollte? So viel, daß ich mich scheuen würde, Ihr Männer Athens, es vor Euch auszusprechen. Daß Jene dies thaten, war auch natürlich. Denn da nach den früheren Gesetzen immer je sechzehn die Last trugen, so stand es in ihrer Gewalt, wenig oder nichts aufzuwenden, die unbemittelten Bürger aber zu drücken; nach meinem Gesetze aber mußte Jeder nach Verhältniß seiner Habe zahlen, und Mancher war nun wohl Trierarch von zwei Schiffen, der früher nur zu Einem den sechzehnten Theil beigesteuert hatte; auch nannten sie sich nicht mehr Trierarchen, sondern Beisteuernde. Dies also zu hintertreiben, und um nicht gezwungen zu sein, zu thun, was recht war, giebt es nichts, was

sie nicht zu entrichten bereit waren. Jetzt lies mir zuerst das Psephisma, weßhalb gegen mich Klage erhoben wurde, und dann die Listen, sowohl nach dem vorigen Gesetze, als nach dem meinigen. Lies:

Psephisma.

„Unter dem Archon Polykles, am sechzehnten des Monats Boëdromion, unter der Prytanie der Hippothoontischen Phyle, brachte Demosthenes, des Demosthenes Sohn, der Päanier, ein Gesetz ein wegen der Trierarchien, statt des vormaligen, dem zufolge die Genossenschaften der Trierarchen gesetzt waren. Und der Rath und das Volk stimmte dafür. Und Patrokles der Phlyenser erhob gegen Demosthenes Klage wegen Gesetzwidrigkeit, und da er den gehörigen Theil der Stimmen nicht erhielt, hat er fünfhundert Drachmen als Strafe bezahlt."

Lies auch die schöne Steuerliste:

„Es sollen die Trierarchen zu einem Schiffe je sechzehn aus den Steuergenossenschaften in den Lochen gerufen werden, von fünf und zwanzig bis zu vierzig Jahren, und die Leistung zu gleichen Theilen entrichten."

Lies nun dagegen die Steuerliste nach meinem Gesetze:

„Es sollen die Trierarchen zu einem Schiffe in Gemäßheit der Schätzung von ihrem Vermögen nach dem Fuße von zehn Talenten genommen werden; beläuft sich die Schätzung des Vermögens höher, so soll nach Verhältniß bis zu drei Schiffen und einem Beischiffe die Leistung sein. Nach demselben Maßstabe sollen Diejenigen, deren Vermögen unter zehn Talenten ist, in eine Genossenschaft bis zu zehn Talenten zusammengenommen werden."

Meinet Ihr nun wohl, daß ich den Armen eine kleine Hülfe geleistet, oder daß die Reichen es sich Weniges würden haben kosten lassen, um sich der gerechten Forderung zu entziehen? Nicht aber blos darum rühme ich mich, daß ich diese Sache nicht fallen gelassen, und bei der Anklage deshalb freigesprochen worden bin, sondern auch, daß ich ein heilsames Gesetz gegeben und seine Brauchbarkeit durch die That bewährt habe. Denn während des ganzen Krieges, da die Flotten nach meinem Gesetze ausgerüstet wurden, hat nie ein Trierarch wegen ungerechter Beeinträchtigung Eure Hülfe in Anspruch genommen, keiner auf dem Altar zu Munychia Schutz gesucht, keiner ist von den Vorständen gebunden, kein Schiff ist auf dem Meere weggenommen worden und der Stadt verloren gegangen, noch hier zurückgeblieben, weil es nicht im Stande war auszulaufen. Dieses Alles aber kam bei den frühern Gesetzen vor. Die Ursache davon war: die Bürde der Leistung fiel

auf die Armen, und häufig trat dann eine Unmöglichkeit ein; ich aber habe die Trierarchien von den Unbemittelten auf die Bemittelten übergetragen; und nun geschah Alles, was erforderlich war. Auch darum fürwahr verdiene ich Lob, daß ich durchaus solche Einrichtungen traf, woraus der Stadt Ruhm und Ehre und Macht erwuchs; Mißgunst aber und Herbigkeit und Bösartigkeit liegt in keiner meiner Einrichtungen, so wenig als Niederträchtigkeit oder was der Stadt unwürdig wäre. Es wird sich also bei mir in den Angelegenheiten der Stadt, wie in den hellenischen derselbe Charakter zeigen; denn weder in der Stadt hab' ich Gunst und Dank der Reichen mehr als die Gerechtsame des Volkes gesucht, noch in der hellenischen Sache die Geschenke und die Gastfreundschaft des Philippus höher geachtet, als das, was der Gesammtheit aller Hellenen zuträglich war.

Ich glaube also nur noch von der öffentlichen Kundmachung und der Rechnungspflichtigkeit sprechen zu müssen; denn daß ich das Beste gewirkt, und jederzeit voll von guten Gesinnungen und Eifer gewesen, Euch Gutes zu erweisen, ist, wie ich glaube, aus dem Gesagten hinreichend klar geworden. Doch lasse ich das Größte in meinem Staatsleben und Dem, was ich gewirkt habe, bei Seite liegen, weil ich glaube, zuerst nach der Ordnung über den Vorwurf der Gesetzverletzung Rechenschaft geben zu müssen, und daß, wenn ich auch von meiner übrigen Verwaltung nichts sage, dennoch bei einem Jeden von Euch seine eigene Kenntniß davon mir zu Statten komme.

Was nun Dieser hier, das Oberste und Unterste durch einander rührend, über den Widerspruch mit den Gesetzen gesagt hat, davon werdet Ihr, wie ich glaube, zuverlässig Vieles nicht begriffen haben; auch ich konnte Vieles davon nicht verstehen; ich will aber einfach und auf geradem Wege das, was recht ist, erörtern. Denn ich bin so weit von der Behauptung entfernt, daß ich nicht verantwortlich sei, was mir Dieser jetzt vorwirft, daß ich mich vielmehr während meines ganzen Lebens für das, was ich bei Euch unternommen und im Staate gethan habe, verantwortlich bekenne; für das aber, was ich aus meinem eigenen Vermögen auf mein Erbieten dem Volke gegeben habe, behaupte ich — hörst Du es, Aeschines? — keinen Tag verantwortlich zu sein, noch irgend ein Anderer, selbst wenn er einer der neun Archonten wäre. Denn wo ist ein Gesetz solcher Ungerechtigkeit und Menschenhasses voll, daß es den, welcher Etwas von seinem Eigenen giebt und eine menschenfreundliche und uneigennützige Handlung verrichtet, erst des Dankes beraubt, dann ihn den Sykophanten preisgiebt, und diese bei Prüfung dessen, was er geschenkt hat, zu Richtern bestellt? Auch nicht eines.

Wenn Dieser es behauptet, so zeige er es vor, und ich will mich zufrieden geben und schweigen. Aber es giebt keines, Ihr Männer Athens, sondern Dieser sagt nach seiner sykophantischen Weise, weil ich damals als Vorstand bei den Theatergeldern einen Zuschuß gemacht habe: „Der Rath hat ihn, während er noch verantwortlich war, belobt." Nicht um irgend Etwas, wofür ich verantwortlich war, sondern um das, was ich zugeschossen habe, Du Sykophant! — Aber auch bei dem Bau der Mauern warst Du angestellt, sagt er. — Auch deßwegen wurde ich mit Recht gelobt, weil ich den Aufwand darauf aus eigenen Mitteln deckte, ohne dies in Rechnung zu bringen. Denn eine Rechnungsablage fordert Prüfung und prüfende Richter; ein Geschenk aber hat Anspruch auf Dank und Lob. — Deshalb hat Ktesiphon den mich betreffenden Antrag gemacht; und daß dies nicht blos in den Gesetzen, sondern auch in Euern Sitten gegründet ist, werde ich leicht von allen Seiten her darthun. Erstens ist Nausikles als Feldherr für das, was er von seinem Vermögen aufgewendet hat, oft von Euch bekränzt worden; dann wurde Diotismus für das Geschenk der Schilde, und dann wieder Charidemus gekrönt; endlich ist dieser Neoptolemus hier, welcher Vorstand bei vielen Arbeiten war, für das, was er zugeschossen, geehrt. Denn arg wär' es ja, wenn der, welcher ein Amt verwaltet, entweder der Stadt wegen des Amtes das Seinige nicht schenken dürfte, oder für das Geschenkte, statt Dank zu empfangen, zur Verantwortung gezogen würde. Daß ich aber darin die Wahrheit sage, so nimm hier die Psephismen selbst, die bei diesen Gelegenheiten abgefaßt worden sind. Lies:

Psephisma.

Archon war Demonikus der Phlyeer; am sechs und zwanzigsten des Boëdromion, auf Gutachten des Senates und des Volkes, sagte Kallias der Phrearrier, daß es dem Senate und dem Volke beliebe, den über die Hopliten gesetzten Nausikles zu krönen, weil er, als zweitausend athenäische Hopliten in Imbrus waren, und den die Insel bewohnenden Athenäern Hülfe leisteten, Philon aber, der dazu gewählte Zahlmeister, wegen der Stürme nicht in See gehen und den Hopliten den Sold auszahlen konnte, ihn aus eigenen Mitteln entrichtete, ohne ihn dem Volke anzurechnen; auch soll die Krönung an den Dionysien bei den neuen Tragödien bekannt gemacht werden.

Das andere Psephisma.

Kallias der Phrearrier sagte auf den Vortrag der Prytanen auf Gutachten des Senates, nachdem Charidemus, der Führer der Hopliten,

als er nach Salamis geschickt worden, und Diotimus, der Führer der Reiterei, als in dem Treffen am Flusse einige der Krieger von den Feinden geplündert worden waren, auf eigene Kosten die junge Mannschaft mit achthundert Schilden versehen haben, daß es dem Senate und Volke beliebt habe, den Charidemus und Diotimus mit einer goldenen Krone zu krönen und dies an den großen Panathenäen bei den gymnischen Wettspielen und an den Dionysien bei den neuen Tragödien bekannt zu machen. Die Kundmachung liegt den Thesmotheten, den Prytanen und Agonotheten ob.

Jeder von diesen, Aeschines, war für das Amt, das er bekleidete, verantwortlich; für das aber, weßhalb er bekränzt wurde, war er nicht verantwortlich. Folglich auch ich nicht; denn bei diesen Dingen ist mir doch wohl dasselbe Recht, was es den Andern war. Hab' ich Zuschuß gegeben, so werd' ich deßhalb gelobt, da ich nicht verantwortlich bin für das, was ich zugeschossen habe. Hab' ich ein Amt gehabt, so hab' ich Rechenschaft davon gegeben, nicht aber von dem Zuschusse. Nun ja; aber ich habe mein Amt ungerecht verwaltet! — Warum klagtest Du mich denn nicht an, da Du gegenwärtig warst, als die Revisoren mich vornahmen?

Damit Ihr aber seht, daß er mir selbst bezeugt, ich werde wegen solcher Gegenstände gekrönt, für die ich nicht verantwortlich bin, so nimm und lies das ganze meinetwegen abgefaßte Psephisma. Denn aus den Punkten desselben, die er in der Anklage nicht berührt, wird seine Schikane in dem von ihm angegriffenen Theile erhellen.

Psephisma.

Unter dem Archon Euthykles, neun Tage vor Ablauf des Pyanepsion, unter der Prytanie der Oeneïschen Phyle, trug Ktesiphon, der Sohn des Leosthenes, der Anaphlystier, Folgendes vor: Da Demosthenes, Demosthenes' Sohn, der Päanier, als Vorstand des Baues der Mauern drei Talente aus seinen Mitteln für die Arbeiten zugeschossen und diese dem Volke geschenkt hat, auch als Vorgesetzter über die Theatergelder den Theoren aus allen Phylen hundert Minen für die Opfer geschenkt hat, habe es dem Senate und Volke beliebt, den Demosthenes, Demosthenes' Sohn, den Päanier, der Tugend und Wohlgesinntheit wegen, die er bei jeder Gelegenheit dem Volke der Athenäer beweist, zu loben, und ihn mit einer goldenen Krone zu krönen, und die Krönung im Theater an den Dionysien bei den neuen Tragödien zu verkündigen. Die Kundmachung liegt dem Agonotheten ob.

Also was ich geschenkt habe, hast Du in der Klage nicht berührt; was aber der Senat mir dafür zuerkennt, das nimmst Du in Klage.

Während Du also eingestehst, daß der Empfang der Gabe gesetzmäßig ist, findest Du in der Klage die Erstattung des Dankes dafür widerrechtlich. Wer, um aller Götter willen, wer ist wohl ein durchaus nichtswürdiger Mensch, ein Feind der Götter, ein scheelsüchtiger Verleumder? Ist es nicht ein solcher?

Was nun aber die Kundmachung im Theater betrifft, so übergehe ich, daß Tausende tausendmal ausgerufen, und ich selbst früher oftmals gekrönt worden bin. Aber bist Du denn um Gottes willen so verkehrt, Aeschines, und so stumpfsinnig, um nicht zu begreifen, daß dem Bekrönten die Krone gleiche Ehre bringt, wo er auch immer ausgerufen wird, daß aber die Kundmachung zum Vortheil der Krönenden im Theater geschieht? Denn Alle, die es hören, werden dadurch aufgefordert, der Stadt Gutes zu erzeigen, und preisen die, welche den Dank entrichten, höher, als den Gekrönten; deshalb hat die Stadt dieses Gesetz gegeben. Nimm hier das Gesetz selbst hin und lies es mir:

Gesetz.

„Wenn eine Gemeinde Jemanden krönt, so soll die Kundmachung in den Gemeinden selbst stattfinden, außer wenn das Volk der Athenäer oder der Rath einen krönt; denn diesen soll im Theater an den Dionysien kund zu machen gestattet sein."

Du hörst, Aeschines, daß das Gesetz deutlich sagt, „außer wenn das Volk oder der Rath einen zu krönen beschlossen hat, diesen rufe es aus." — Warum also, Unseliger, schikanirst Du? warum künstelst Du an Worten? warum reinigst Du Dir nicht mit Nießwurz das Hirn? Schämst Du Dich nicht aus Mißgunst, nicht wegen erlittenen Unrechts, eine Klage zu erheben, und die Gesetze zu verändern, und Theile wegzulassen von denen, die den Richtern, die den Gesetzen gemäß zu stimmen geschworen haben, ganz vorgelesen werden mußten? Und bei solch einem Verfahren zählst Du die Eigenschaften eines wahren Volksmannes auf, wie Einer, der nach einem abgeschlossenen Vertrage ein Standbild bestellt hat, und es dann nicht mit den vertragsmäßigen Erfordernissen bekommt; oder als ob der Patriot an der Rede und nicht an seiner Wirksamkeit im Staate erkannt würde; und schreist dabei, was Dir nur in den Mund kommt, aus, wie vom Karren herab; Worte, die Dir und Deinem Geschlechte zukommen, nicht aber mir. Und doch auch dies, Ihr Männer Athens. Ich setze zwischen Schmähung und Anklage diesen Unterschied, daß die Anklage sich auf Handlungen bezieht, für die in den Gesetzen Strafen bestimmt sind; die Schmähung aber ehrenrührige Vorwürfe enthält, wie ihrer Natur gemäß Feinde gegen

einander ausstoßen. Ich bin aber der Meinung, daß die Vorfahren diese Gerichtsstätten hier errichtet haben, nicht um Euch in ihnen zu versammeln, und schmähend die Geheimnisse des Privatlebens gegenseitig aufzudecken, sondern wenn Einer der Stadt Unrecht zugefügt hat, dies an den Tag zu bringen. Dies weiß Aeschines, aber nichts desto weniger hat er vorgezogen, mich mit Lästerungen anzufallen, als anzuklagen. Er darf also von Rechtswegen nicht weniger von hier mit wegnehmen. Denn auch hierauf will ich jetzt kommen und ihn fragen: Soll man Dich, Aeschines, einen Feind der Stadt oder den meinigen nennen? Den meinigen, ohne Zweifel. Und doch hast Du da, wo Du mich den Gesetzen gemäß, wenn ich Unrecht gethan hatte, Deiner Mitbürger wegen zur Rechenschaft ziehen konntest, dies unterlassen, bei Prüfung der Rechnungen, bei Anklagen und andern Gerichtshändeln, da aber, wo ich in jeder Rücksicht vor Verantwortung geschützt bin, durch die Gesetze, durch die Zeit, durch den Ablauf der Fristen, durch frühere zahlreiche Urtheile über Alles und Jedes, dadurch endlich, daß ich nie irgend einer Ungerechtigkeit gegen Euch überführt worden bin; und da die Stadt nothwendigerweise an der Meinung über das, was von Seiten des Staats gethan worden ist, mehr oder weniger Theil haben muß, da trittst Du mir in den Weg? Bedenke denn, ob Du nicht ein Feind Deiner Mitbürger bist, während Du vorgiebst, der meinige zu sein.

Nachdem nun also Allen gewiesen ist, wie das gewissenhafte und gerechte Urtheil ausfallen muß, ich aber, obgleich von Natur kein Freund von Schmähungen, doch wegen der von Diesem ausgestoßenen Lästerungen statt des vielen Erlogenen wenigstens das Nothwendigste von ihm sagen und zeigen muß, wer und woher er ist, der so leichthin mit Schmähen den Anfang macht und über einige meiner Ausdrücke spottet, während er selbst Worte ausstößt, die sich jeder rechtliche Mann auszusprechen scheuen würde — denn wenn Aeakus oder Rhadamanthys oder Minos der Ankläger wäre, nicht aber ein Zungendrescher, ein Marktschreier, ein verdorbener Schreiber, so würde er, mein' ich, solche Dinge nicht sagen, noch so gewichtige Worte vorbringen, als ob er in einem Trauerspiele schrie: „O Erde und Sonne und Tugend" und dergleichen, und dann wieder „Einsicht und Bildung" anrufen, „wodurch das Schöne und das Schändliche erkannt und unterschieden werde"; denn dies habt Ihr ihn sagen gehört. Aber was, Du Schandfleck! was hast Du oder die Deinigen mit der T u g e n d gemein? oder welche E i n s i c h t hast Du in das, was schön und was nicht schön ist? Woher oder wie hättest Du dies empfangen? und welches Recht hast Du, von B i l d u n g zu sprechen? Wer diese wirklich besitzt, sagt nicht so etwas von sich selbst,

sondern wird, wenn ein Anderer es sagte, erröthen; wer sie aber entbehrt, wie Du, und sie sich aus Blödsinn anmaßt, der kann, wenn er spricht, den Zuhörern wohl Verdruß machen, nicht aber sie überreden, er sei, was er sagt.

So wenig ich nun verlegen bin, was ich von Dir und den Deinigen zu sagen habe, so bin ich doch verlegen, was ich zuerst erwähnen soll, ob, wie Dein Vater Tromes beim Elpias, der am Theseustempel eine Leseschule hielt, mit dicken Beinschellen und einem Holze belastet, als Knecht diente, oder wie Deine Mutter aus ihren Tag-Hochzeiten in der Hütte neben dem Heros Kalamites Dich, das schöne Standbild und den unübertrefflichen Tritagonisten, auferzog. Aber Jedermann weiß das, auch wenn ich es nicht sage. Oder wie der Schiffspfeifer Phormio, Dion's des Phrearriers Knecht, sie diesem ehrenvollen Handwerk entzog? Aber beim Zeus und den andern Göttern, ich fürchte, daß ich, wenn ich, was Dir zukommt, sage, Worte gebrauchen muß, die mir selbst nicht zukommen; denn nicht etwa von gemeiner Herkunft war er, sondern Solchen entstammt ist er, denen das Volk flucht; darum will ich hiervon abgehen und mit seinem eigenen Leben den Anfang machen. Spät erst — spät, sage ich? — gestern vielmehr und vorgestern ist er zugleich Bürger und Redner geworden, und hat mit Anfügung zweier Sylben aus seinem Vater Tromes einen Atrometus gemacht, seiner Mutter aber gar würdevoll den Namen Glaukothea ertheilt, ihr, von der Jedermann weiß, daß sie Empusa hieß und diesen Namen davon erhalten hatte, daß sie Alles und Jedes that und litt. Denn woher sonst? Und doch bist Du so undankbar und so bösartiger Natur, daß, da Du durch Deine Mitbürger hier aus einem Knechte frei und aus einem Bettler reich geworden bist, Du doch so wenig Dankbarkeit gegen sie hegst, daß Du Dich vielmehr verkauft hast, um gegen sie zu wirken. Und hier will ich Das, wobei ein Zweifel obwalten kann, ob er nicht etwa für die Stadt gesprochen habe, übergehen und nur Das erwähnen, wobei seine Thätigkeit für die Feinde klar erwiesen ist.

Wer von Euch weiß nicht von dem ausgestoßenen Antiphon, der dem Philippus versprochen hatte, Eure Arsenale anzustecken, und deshalb in die Stadt kam? Da ich diesen im Piräeus versteckt gefunden und vor die Versammlung gestellt hatte, erhob dieser Schelsüchtige hier ein lautes Geschrei, es sei unverantwortlich, in einer Demokratie unglückliche Bürger zu mißhandeln und ohne Bevollmächtigung eines Decretes in die Häuser einzudringen, und bewirkte dadurch seine Freilassung; und wenn nicht der Rath des Areopagus, der die Sache gewahr wurde, und Euren so zur ungehörigen Zeit eintretenden Unverstand sah, den

Menschen aufgesucht, ergriffen und zu Euch zurückgebracht hätte, so wäre ein solcher Missethäter der Strafe entgangen, und von diesem würdigen Sprecher hier hinweggeschickt worden; nun aber habt Ihr ihn auf die Folter gebracht und getödtet, wie auch hier Diesem geschehen sollte. Weil nun damals der Rath des Areopagus dies von ihm wußte, so geschah es, daß, als Ihr zufolge desselben Unverstandes, womit Ihr so Vieles im Staate aufgeopfert habt, Diesen für den Tempel zu Delos zu Euerm Wortführer ernannt hattet, nachher aber auch jenen (den Areopag) dazu zoget und zur Entscheidung der Sache bevollmächtigtet, er Diesen auf der Stelle zurückwies und dem Hyperides das Wort zu führen befahl; und zwar that er dies auf die Weise, daß die Stimmmarken von dem Altar genommen wurden; und keine einzige Stimme fiel auf diesen Verruchten hier. Zum Beweise, daß ich die Wahrheit sage, rufe mir die Zeugen dafür auf.

Zeugen.

Es zeugen dem Demosthenes statt Aller Kallias aus Sunium, Zenon der Phlyeer, Kleon der Phalereer, Demonikus der Marathonier, daß, als einst das Volk den Aeschines zum Wortführer bei den Amphiktyonen für den Tempel zu Delos erwählt hatte, wir in der Sitzung den Hyperides für würdiger erklärten, für die Stadt zu sprechen, und Hyperides abgeschickt wurde.

Indem also der Rath ihn, als er das Wort führen wollte, zurückstieß und einen Andern dazu bestellte, da erklärte er ihn für einen Verräther und einen gegen Euch übelgesinnten Mann.

Dies ist nun also eine solche Staatshandlung des Jünglings hier, die — meint Ihr nicht? — denen ähnlich ist, die er mir vorwirft; einer andern aber werdet Ihr Euch auch noch erinnern. Als Philippus den Python den Byzantier abschickte, und von allen seinen Bundesgenossen Gesandte ihm beigab, um die Stadt zu beschämen und sie der Ungerechtigkeit zu zeihen, da gab ich dem Python, der sich überaus kühn benahm und in überströmender Rede gegen Euch ergoß, nicht nach und wich ihm nicht, sondern trat auf und widerlegte ihn, und verrieth das Recht der Stadt nicht, sondern erwies das Unrecht des Philippus so klar, daß selbst seine Verbündeten sich erhoben und beistimmten. Dieser (Aeschines) aber stritt für ihn, und zeugte gegen das Vaterland mit lügenhaften Behauptungen.

Dies war nicht genug, sondern nachher ward er später wiederum auf einer Zusammenkunft mit dem Kundschafter Anaxinus in dem Hause des Thraso ertappt. Wer aber mit einem von Feinden Abgeschickten

unter vier Augen zusammenkam und Unterredung pflog, der war selbst von Natur ein Kundschafter und des Vaterlandes Feind. Und daß ich hierin die Wahrheit sage, dafür rufe mir die Zeugen auf.

Zeugen.

Teledemus, Kleon's, Hyperides, des Kalläschrus, Nikomachus, des Diophantus Sohn, zeugen dem Demosthenes unter Ablegung eines Eides bei den Strategen, daß ihnen bekannt ist, wie Aeschines, des Atrometus Sohn, der Kothokide, in dem Hause Thrason's mit dem Anaxinus, welcher überführt worden, ein Kundschafter von Philippus zu sein, Zusammenkünfte gehabt, und Unterredung mit ihm gepflogen habe. Diese Zeugnisse wurden abgegeben unter dem Nikias, am dritten Tage des Monats Hekatombäon.

Tausend Anderes, was ich von ihm zu sagen hätte, übergehe ich. Denn es verhält sich damit eben so. Vieles also könnte ich von Diesem noch außerdem aufweisen, worin er zu jener Zeit den Feinden diente und mich frevelhaft behandelte. Dafür aber habt Ihr kein treues Gedächtniß, noch den gebührenden Zorn, sondern, einer schlechten Sitte gemäß, gebt Ihr Jedem, der Dem, welcher für das Heil der Stadt spricht, ein Bein unterschlagen oder Schikanen machen will, volle Gewalt, indem Ihr dem Reize des Lästerns und der Lust daran das Wohl der Stadt zum Opfer bringt; so daß es immer bequemer und sicherer ist, den Feinden für Lohn zu dienen, als für Euch Partei zu nehmen.

Daß er nun vor dem offenbaren Ausbruche des Krieges gegen das Vaterland für Philippus gekämpft hat, ist zwar arg — o Erde und Götter! — denn wie sollt' es nicht? — Doch erlaßt, wenn Ihr wollt, erlaßt ihm dies! — Als aber die Schiffe schon öffentlich geraubt worden waren, der Chersones verheert wurde, und jener Mensch gegen Attika anrückte, die Sache also gar nicht mehr zweifelhaft, sondern der Krieg wirklich da war, da hat dieser Schelsüchtige, dieser Jambenschlucker nichts aufzuweisen, was er je für Euch gethan hätte, und es giebt kein größeres oder kleineres Psephisma vom Aeschines für das Beste der Stadt. Wenn er dies behauptet, so zeige er es jetzt in der mir zugemessenen Zeit. Aber es giebt keines. Und doch muß Eines von Beiden sein; entweder, daß er damals an Dem, was ich that, nichts zu tadeln fand, und deshalb keine andern Vorschläge einbrachte, oder daß er den Nutzen der Feinde suchte, und deshalb nichts vorschlug, was besser war, als dies.

Wenn es aber galt, Euch ein Uebels zu thun, sprach er da auch nicht, so wie er schriftlich keinen Vorschlag that? Vielmehr kam dann

kein Andrer zum Wort. Das Uebrige konnte nun, wie es scheint, die Stadt ertragen, und Er konnte mit seinem Thun verborgen bleiben; Eines aber, Ihr Männer Athens, verübte er, was allem Frühern die Krone aufsetzte; das, worüber er so viele Worte verschwendet hat, um durch Erzählung der Beschlüsse gegen die Lokrischen Amphisseer die Wahrheit zu verdrehen. Dies aber war nicht so. Nichts weniger. Nie, nie wirst Du das, was Du dort gethan hast, auslöschen, wie viele Worte Du auch immer darüber machen wirst.

Ich rufe aber hier vor Euch, Ihr Männer Athens, alle Götter und alle Göttinnen an, welche dies attische Land besitzen, und den pythischen Apollo, den angestammten Schützer der Stadt, und bitte sie alle, daß wenn ich wahr zu Euch spreche, und gleich damals wahr vor dem Volke sprach, als ich zuerst sah, daß dieser Verruchte Hand an die That legte, — denn ich bemerkte es, ich bemerkte es sogleich — mir Wohlfahrt und Heil zu gewähren; wenn ich aber aus Feindseligkeit, oder eigener Hadersucht wegen eine unwahre Beschuldigung auf ihn wälze, mir aller Güter Genuß zu versagen.

Weßhalb aber spreche ich diese Verwünschungen und mit solchem Nachdrucke aus? Weil ich troß der Schriften, die im Staatsarchive liegen, und aus denen ich dies deutlich nachweisen werde, und troß der Ueberzeugung, daß Ihr Euch des Geschehenen erinnert, dennoch fürchte, er möchte für das von ihm verübte Böse allzu gering scheinen, wie es früher geschah, als seine falschen Berichte den unglücklichen Phokeern den Untergang bereiteten. Denn den Krieg in Amphissa, durch den Philippus nach Elatea kam, durch den er zum Feldherrn der Amphiktyonen erwählt ward, dieser Krieg, der Alles und Jedes in Hellas umgestürzt hat, den hat dieser mit veranstalten helfen, und Ein Mann trägt die Schuld aller der größten Uebel. Und als ich mich damals sogleich entgegensetzte, und in der Versammlung ausrief: „Du führst den Krieg nach Attika, Aeschines, einen Amphiktyonischen Krieg" — so ließen mich die Einen, die zufolge der Aufforderung zusammenhielten, nicht zum Worte kommen; die Andern wunderten sich, und muthmaßten, ich wälzte aus eigener Feindseligkeit eine leere Anklage auf ihn. Von welcher Natur aber, Ihr Männer Athens, jene Sache war, und weßhalb Alles veranstaltet und wie es bewirkt wurde, vernehmet jetzt, da Ihr damals daran gehindert wurdet; denn daraus werdet Ihr erkennen, wie gut sie zusammengefügt war, und werdet an Kenntniß der gemeinsamen Sache gewinnen, und zugleich einsehn, welche große Kraft in Philippus lag.

Es war für Philippus kein Ende, noch Erledigung von dem Kriege mit Euch abzusehn, wenn er nicht die Thebäer und Thessalier zu Fein-

den der Stadt machte; und so kläglich und schlecht auch Eure Feldherren den Krieg mit ihm führten, so verursachte ihm doch der Krieg selbst und die Räuber unsägliches Uebel. Denn weder ausgeführt wurde Etwas von den Erzeugnissen seines Landes, noch das, was man bedurfte, ihm zugeführt. Er war aber damals auf dem Meere nicht mächtiger, als Ihr, und nach Attika zu kommen vermochte er nicht, wenn die Thessalier ihm nicht folgten, und die Thebäer ihm nicht den Durchzug verstatteten; und ob er gleich im Kriege die von Euch ausgeschickten Feldherren besiegte — wie diese auch immer waren — denn dies laß ich dahin gestellt sein — so befand er sich doch durch die Natur der Oertlichkeit und durch das, was Beiden zu Gebot stand, in einer ungünstigen Lage. Wenn er nun entweder die Thessalier oder die Thebäer bereden wollte, um eigner Feindseligkeit willen gegen Euch auszurücken, so hätte er geglaubt, bei Keinem Gehör zu finden; wenn er aber die ihnen gemeinsamen Vorwände ergriffe, und zum Feldherrn gewählt würde, so hoffe er leichter, hier durch Berückung, dort durch Ueberredung zum Ziele zu kommen. Was thut er also? Er unternimmt — seht, wie geschickt! — den Amphiktyonen einen Krieg zu erregen, und um die Pyläa her Unruhen anzustiften; denn dabei, meinte er, würden sie sogleich seine Hülfe bedürfen. Wenn nun dies entweder von einem seiner eignen Hieromnemonen oder von seinen Verbündeten in Anregung gebracht würde, so glaubte er, die Thebäer und Thessalier würden Verdacht schöpfen, und Alle auf ihrer Hut sein; wenn aber ein Athenäer, und einer von Euch, seinen Gegnern, dies thäte, so würde seine Absicht leicht verborgen bleiben. Dies geschah auch. Wie bewirkte er dieses nun? Er nimmt hier Diesen in Sold. Ohne daß nun Jemand die Sache vorher wußte, oder auf der Hut war, wie solche Dinge bei Euch zu geschehen pflegen, wurde Dieser zum Pylagoras vorgeschlagen, und da ihm drei oder vier ihre Stimmen gaben, dazu ausgerufen. Wie er nun, bekleidet mit der Würde der Stadt, zu den Amphiktyonen kam, setzte er alles Andere bei Seite, und vollbrachte, wozu er gedungen war, und indem er wohlgestaltete Reden und Fabeln von dem, was zur Heiligung der Kirrhäischen Ebne Anlaß gegeben, zusammensetzte und erzählte, beredete er die Hieromnemonen, Leute, die der Reden unkundig waren und die Folgen nicht vorhersahen, daß sie den Beschluß faßten, das Land zu umgehen, das die Amphisseer als ihr Eigenthum zu bauen behaupteten, er aber für heiliges Land ausgab, ohne daß die Lokrier eine Strafe über uns verhängt hatten, noch was er sonst jetzt gegen die Wahrheit vorgiebt. Ihr werdet dies aus Folgendem erkennen. Es war den Lokriern doch gewiß nicht verstattet, ohne Vorladung, einen Prozeß über die Stadt

zu verhängen. Wer hat uns nun vorbeschieden? unter welchem Archon? Nenne den, der es weiß. Zeige ihn auf. Aber Du kannst es nicht, sondern mißbrauchtest dies leere und lügenhafte Vorgeben. Als nun die Amphiktyonen nach seiner Anleitung das Land umgingen, wurden sie von den Lokriern überfallen und fast sämmtlich niedergeschossen, auch Einige der Hieromnemonen wurden ergriffen und fortgeführt. Wie nun einmal auf diese Veranlassung Beschwerde und Krieg gegen die Amphisseer aufgeregt war, führte zuerst Kottyphus das Heer der wirklichen Amphiktyonen; da aber die Einen nicht kamen, und die, welche gekommen waren, nichts thaten, so lenkten bei der nächsten Versammlung die dazu angestifteten und längst schon schlechtgesinntesten der Thessalier und Einige aus andern Städten die Sache sogleich dahin, daß Philippus zum Feldherrn ernannt wurde. Auch hatten sie wahrscheinliche Vorwände genommen. Entweder, sagten sie, müßten sie selbst die Kosten aufbringen und Söldner werben, und die, so dies nicht thäten, in Strafe nehmen, oder Jenen wählen. Was bedarf es vieler Worte? Er ward von ihnen zum Feldherrn gewählt, und zog gleich darauf ein Heer zusammen, und nachdem er vorgeblich gegen Kirrhäa vorgerückt war, wünschte er den Kirrhäern und Lokriern auf lange Zeit wohl zu leben, und nahm Elatea weg. Wären nun die Thebäer, als sie dies sahen, nicht sogleich andern Sinnes geworden, und auf unsre Seite getreten, so würde dieser ganze Handel wie ein reißender Strom auf die Stadt losgebrochen sein; so aber hielten Jene ihn wenigstens vom plötzlichen Vordringen ab; zuerst und am meisten, Ihr Männer Athens, durch die Huld eines der Götter gegen Euch; dann aber, so weit ein Einzelner etwas vermag, auch durch mich. — Gieb mir diese Beschlüsse und die Bestimmung der Zeiten, wann Jegliches gethan worden ist, damit Ihr erkennt, welche Händel dieses verruchte Haupt erregt hat, ohne dafür zu büßen. Lies mir die Beschlüsse:

Beschluß der Amphiktyonen.

„Unter dem Priesterthume des Klinagoras, bei der Frühlingsversammlung, beschlossen die Pylagoren und die Beisitzer der Amphiktyonen und die Gemeinde der Amphiktyonen, da die Amphisseer das heilige Land betreten und besäen und mit Herden beweiden, daß die Pylagoren und Beisitzer einschreiten, die Grenzen durch Grenzsteine bezeichnen, und den Amphisseern verbieten sollen, es künftig zu betreten."

Zweiter Beschluß.

„Unter dem Priesterthume des Klinagoras, bei der Frühlingsversammlung, beschlossen die Pylagoren und die Beisitzer der Amphik-

tyonen und die Gemeinde der Amphiktyonen, da die Einwohner von Amphissa das heilige Land vertheilt haben, es als Ackerland behandeln und mit Herden beweiden, und als man sie davon abgehalten, bewaffnet herbeigekommen sind, das gemeinsame Synedrium der Hellenen mit Gewalt abgewehrt, Einige auch verwundet haben: den erwählten Feldherrn der Amphiktyonen Kottyphus den Arkadier an Philippus den Makedonier zu senden, und ihn aufzufordern, daß er dem Apollo und den Amphiktyonen zu Hülfe komme, und den von den gottlosen Amphisseern an dem Gotte verübten Frevel nicht gestatte, und daß ihn die an dem Rathe der Amphiktyonen Theil habenden Hellenen zum Feldherrn mit voller Macht ernennen."

Lies jetzt auch die Bestimmungen der Zeit, wann dieses geschehn ist; denn es sind die, in welchen Aeschines Pylagoras war. Lies:

„Archon war Mnesithides, am sechzehnten des Monats Anthesterion."

Gieb mir nun auch den Brief, den Philippus, als die Thebäer keine Folge leisteten, an die Verbündeten im Peloponnes sandte, damit Ihr auch daraus deutlich erkennt, wie er den wahrhaften Grund der Sache, nämlich sie gegen Hellas, gegen die Thebäer und Euch zu benutzen, verbarg, und für das gemeinsame Beste und in Gemäßheit des Amphiktyonen-Beschlusses zu handeln vorgab; derjenige aber, der ihm diese Anlässe und die Vorwände dazu bot, Dieser hier war. Lies:

Brief des Philippus.

Der König der Makedonier Philippus grüßt die Demiurgen und Beisitzer und sämmtliche Zugeordnete der zur Symmachie gehörigen Peloponnesier. Da die Lokrier, welche die Ozolischen genannt werden, die in Amphissa wohnhaften, gegen das Heiligthum des Apollo in Delphi freveln, und mit den Waffen in der Hand das heilige Land verheeren, so will ich dem Gotte mit Euch zu Hülfe kommen, und Diejenigen strafen, welche die Satzungen der Gottesfurcht unter den Menschen übertreten. Findet Euch also bewaffnet in Phokis ein, mit Lebensmitteln versehn auf vierzig Tage, im Laufe des Monats Loos nach unserm Kalender, oder nach dem athenäischen, des Boëdromion, oder des Panemus, nach dem korinthischen. Diejenigen, die sich nicht in voller Zahl einfinden, werden wir der Strafe unterwerfen. Lebet wohl.

Ihr seht, daß er die eignen Bewegungsgründe verschweigt, und zu dem amphiktyonischen flüchtet. Wer hat ihm nun dies einzurichten geholfen? wer hat ihm diese Vorwände dargeboten? wer hat an dem geschehenen Unglück die meiste Schuld? Ist es nicht Dieser hier? Gehet also, Ihr Männer Athens, nicht umher, und sagt: Hellas habe dies

Unglück durch Einen Menschen erlitten. Nicht durch Einen, sondern, o Erde und Götter! durch die vielen Nichtswürdigen, die es überall gab, und deren Einer Dieser hier ist, den ich, wenn ich ohne Rückhalt die Wahrheit sagen müßte, ohne Bedenken die gemeinsame Pest alles dessen nennen würde, was nachher zu Grunde gegangen ist, der Menschen, Orte und Städte; denn wer den Samen hergiebt, der ist Schuld an Dem, was daraus erwächst; und ich wundre mich, daß Ihr Euch nicht sogleich bei seinem Anblicke mit Abscheu von ihm abgewendet habt. Aber, wie es scheint, liegt große Finsterniß zwischen Euch und der Wahrheit.

So bin ich also in Erwähnung Dessen, was dieser gegen das Vaterland verübt hat, zu dem gelangt, was ich beim Widerstreben dagegen für den Staat gethan habe; und es ist aus vielen Gründen billig, mich hierüber anzuhören, vorzüglich aber, Ihr Männer Athens, weil es schändlich wäre, wenn, während ich in That und Wahrheit für Euch gearbeitet habe, Ihr nicht einmal Worte darüber vernehmen wolltet. Denn da ich sah, daß die Thebäer und einigermaßen auch Ihr verführt von Denen, die mit Philippus hielten und von ihm bestochen waren, dasjenige, was beide zu fürchten hatten und der größten Wachsamkeit bedurfte, das ungehinderte Emporwachsen Philipp's, unbeachtet ließen, und statt vereint Wache zu halten, immer zur Feindseligkeit und zu gegenseitigen Kränkungen bereit waren, war ich ohne Unterlaß auf der Hut dagegen, was ich nicht blos nach eigner Einsicht für zuträglich hielt, sondern auch, weil ich wußte, daß Aristophon und Eubulus zu aller Zeit diese Freundschaft hatten bewirken wollen, und, bei aller Verschiedenheit der Meinungen in vielen andern Dingen, doch hierin immer Eines Sinnes waren. Diesen Männern bist Du, Schlange, so lange sie lebten, schmeichelnd nachgegangen; nun sie aber todt sind, schämst Du Dich nicht, sie anzuklagen; denn was Du wegen der Thebäer mir vorwirfst, das ist weit mehr eine Anklage gegen sie, als gegen mich, da sie früher, als ich jenes Bündniß bewährt und nützlich geachtet haben. — Aber ich kehre zu dem Obigen zurück. Als Dieser den Krieg in Amphissa erregt, seine andern Gehülfen aber ihm beigestanden hatten, die Feindschaft gegen die Thebäer zu bewirken, rückte Philippus gegen uns vor, weßhalb eben Jene die Städte mit einander verfeindeten; und wären wir nicht ein wenig vorher erwacht, so würden wir uns nicht einmal wieder haben aufrichten können. So weit hatten sie die Sache gebracht. Wie aber Eure gegenseitige Lage war, werdet Ihr einsehn, wenn Ihr diese Beschlüsse hier und die Antworten vernommen habt. Nimm sie und lies:

Psephisma.

Unter dem Archon Heropythes, am sechsundzwanzigsten des Monats Elaphebolion, während der Prytanie der Erechtheischen Phyle, auf Gutachten des Senates und der Strategen: da Philippus einige der benachbarten Städte eingenommen hat, und einige belagert, hauptsächlich aber sich anschickt, in Attika einzurücken, ohne unsre Verträge zu achten, und die Eidschwüre und den Frieden zu brechen unternimmt, mit Ueberschreitung der gemeinsamen Angelöbnisse, hat der Senat und das Volk beschlossen, Gesandte an ihn zu schicken, die sich mit ihm besprechen, und ihn ermahnen sollen, vor allen Dingen die Einigkeit mit uns und die Verträge zu bewahren; wo nicht, der Stadt zur Berathung Zeit zu gönnen, und einen Waffenstillstand zu schließen bis zum Monat Thargelion. Gewählt sind worden aus dem Senate Simus der Anagyrasier, Euthydemus der Phlyasier, Bulagoras aus Alopeke.

Anderes Psephisma.

Unter dem Archon Heropythes, am letzten des Monats Munychion, nach Gutachten des Polemarchen: da Philippus damit umgeht, die Thebäer uns abwendig zu machen, und sich anschickt, mit dem ganzen Heere die Attika zunächst gelegenen Plätze zu besetzen, wodurch er die zwischen ihm und Euch bestehenden Verträge übertritt, so hat der Senat und das Volk beschlossen, einen Herold und Gesandten an ihn zu schicken, mit der Aufforderung, einen Waffenstillstand abzuschließen, damit sich das Volk den Umständen gemäß berathe; denn jetzt hat es noch nicht beschlossen, auszurücken bei irgend mäßigen Bedingungen. Gewählt wurden aus dem Senate Nearchus, Sosinomus' Sohn, Polykrates, des Epiphron Sohn, und als Herold Eunomus der Anaphlystier aus dem Volke.

Lies nun auch die Antworten.

Antwort an die Athenäer.

Der König der Makedonier Philippus grüßt den Senat und das Volk der Athenäer. Es ist mir nicht unbekannt, welche Partei Ihr von Anfang an gegen uns ergriffen habt, und wie eifrig Ihr Euch bemühtet, Thessalier und Thebäer, und überdies auch die Böotier auf Eure Seite zu ziehn; da diese aber bessere Gesinnungen hegen, und ihre Wahl nicht von Euch abhängig machen wollen, sondern ihren Vortheil in den Augen behalten, habt Ihr Eure Gesinnung geändert, und schickt Gesandte und einen Herold an mich, und erinnert mich an die Verträge, und verlangt Waffenstillstand, obwohl Ihr von uns in keinem Stücke

verletzt worden seid. Doch gewähre ich nach Anhörung der Gesandten Euer Verlangen, und bin bereit, den Waffenstillstand abzuschließen, wenn Ihr die, welche Euch nicht gut berathen, von Euch laßt, und der verdienten Geringschätzung übergebt. Lebet wohl.

Antwort an die Thebäer.

Der König der Makedonier Philippus grüßt den Senat und das Volk der Thebäer. Ich habe Euer Sendschreiben empfangen, worin Ihr mir von Neuem Frieden und Eintracht zusagt. Ich höre aber, daß die Athenäer Alles aufbieten, um Euch zur Einstimmung in ihre Forderungen zu bewegen. Anfänglich also war ich ungehalten auf Euch, daß Ihr ihren Hoffnungen vertrautet und ihren Absichten folgtet; jetzt aber, da ich sehe, daß Ihr lieber Frieden mit mir haben, als Anderer Meinungen folgen wollt, hab' ich mich gefreut, und lobe Euch um desto mehr aus vielen Rücksichten, vorzüglich aber, weil Ihr in diesen Dingen das Sicherste gewählt habt, und gute Gesinnungen gegen unsre Sache hegt; was Euch, wie ich hoffe, keinen geringen Vorschub thun wird, wenn Ihr anders bei demselben Vorsatze verharrt. Lebet wohl.

Nachdem nun Philippus hierdurch die Städte so gegen einander gestellt hatte, kam er, übermüthig gemacht durch jene Beschlüsse und die Antworten, mit seiner Macht heran und nahm Elatea weg, in der Meinung, daß, was auch immer geschehen möchte, wir und die Thebäer nie mehr zusammenstimmen würden. Welcher Aufruhr aber damals in der Stadt entstand, wißt Ihr zwar alle; doch höret jetzt ein Weniges und eben nur das Nothwendigste davon.

Es war Abend. Da kam Einer mit der Meldung zu den Prytanen, daß Elatea eingenommen sei. Hierauf standen diese sogleich von der Mahlzeit auf, trieben die Leute aus den Buden auf dem Markte fort, und steckten das Holzwerk davon in Brand; andere schickten nach den Strategen, und riefen den Trompeter herbei. Die Stadt war in größter Bewegung. Am folgenden Morgen, bei Tagesanbruch, riefen die Prytanen den Senat auf das Stadthaus, Ihr aber begabt Euch in die Versammlung, und ehe der Senat noch sein Geschäft vollbracht und einen vorläufigen Beschluß gefaßt hatte, saß das ganze Volk schon oben. Und als hierauf der Senat eintrat, und die Prytanen das, was ihnen gemeldet worden war, öffentlich bekannt machten, und den Ueberbringer der Nachricht vorführten, und auch dieser gesprochen hatte, fragte der Herold: Wer will sprechen? Niemand aber meldete sich. Wiewohl nun der Herold seine Frage oft wiederholte, trat darum doch Keiner auf, obgleich alle Strategen gegenwärtig waren, und alle Redner und das

Vaterland mit gemeinsamer Stimme einen Sprecher für seine Rettung aufrief; denn die Stimme, die der Herold dem Gesetze gemäß ertönen läßt, kann mit allem Rechte für die Stimme des gesammten Vaterlandes gehalten werden. Und doch, wenn die, welche die Rettung der Stadt wünschten, hätten auftreten sollen, da würdet Ihr alle und die andern Athenäer aufgetreten und zur Rednerbühne geeilt sein; denn Ihr alle, weiß ich, wünschtet die Rettung der Stadt; oder, wenn die Reichsten, die Dreihundert oder wenn die, welche Beides zugleich sind, wohlgesinnt für die Stadt und reich, so wären diejenigen aufgetreten, die nachher die großen Beiträge brachten; denn dies thaten sie aus Wohlgesinntheit und weil sie reich waren. Jene Zeit aber und jener Tag forderte nicht blos den wohlgesinnten und reichen Mann, sondern einen, der die Sache vom Anfang an verfolgt und richtig erwogen hatte, weßhalb Philippus so handelte, und was seine Absicht war. Denn wer dies nicht wußte, und nicht von weitem her sorgfältig erforscht hatte, konnte, auch wenn er wohlgesinnt und reich war, doch deshalb nicht wissen, was zu thun sei, noch einen Rath für Euch haben. Als dieser nun erschien ich an jenem Tage. Ich trat auf und sagte zu Euch, was Ihr jetzt aus doppeltem Grunde mit Aufmerksamkeit von mir hören müßt; erstlich, damit Ihr erkennt, daß ich allein von den Sprechern und Geschäftsführern den Posten des Wohlwollens in der Gefahr nicht verließ, sondern redend und schreibend das, was Euch zuträglich war, mitten unter den Schrecknissen erforschte; zweitens aber, um durch einen kleinen Aufwand von Zeit für das Uebrige der ganzen Verwaltung viel an Erfahrung zu gewinnen.

Ich sagte also, „daß die, welche glaubten, die Thebäer hätten sich ganz dem Philippus hingegeben, und deshalb allzu bestürzt wären, meiner Meinung nach, den gegenwärtigen Stand der Dinge verkannten; denn, fuhr ich fort, ich weiß gewiß, daß, wenn dem so wäre, wir nicht hören würden, daß er in Elatea sei, sondern an unsern Grenzen; daß er aber in der Absicht gekommen ist, die Sachen in Theben in Bereitschaft zu setzen, weiß ich gewiß. Was es damit, fuhr ich fort, für eine Bewandtniß hat, höret von mir. Diejenigen der Thebäer, die er mit Geld gewinnen oder täuschen konnte, hat er alle in seiner Gewalt; diejenigen aber, die ihm vom Anfang an Widerstand thaten, und auch jetzt zuwider sind, kann er auf keine Weise überreden. Was ist also seine Absicht und weßhalb hat er Elatea weggenommen? um dadurch, daß er eine Macht in der Nähe zeigt, und Waffen aufstellt, seine Freunde zu ermuthigen und kühn zu machen, die Gegner aber zu schrecken, damit sie entweder aus Furcht das, was sie jetzt nicht wollen, zugeben, oder dazu gezwungen werden. Wenn wir uns also, sagte ich, beigehen lassen,

unter den gegenwärtigen Umständen an das Mißfällige, was die Thebäer etwa an uns gethan haben, zu denken, und ihnen zu mißtrauen, als wären sie auf der Seite der Feinde, so werden wir erstlich gerade das thun, was Philippus wünschen kann; dann aber fürchte ich, daß wer ihm jetzt gegenüber steht, sich auf seine Seite schlagen, und Alle Eines Sinnes, philippisirend, mit einander gegen Attika ziehn. Wenn Ihr mir aber folgt, und Euch zur Erwägung, nicht aber zur Bestreitung dessen, was ich sage, wendet, so hoffe ich, das Erforderliche sagen zu können, und die der Stadt drohende Gefahr zu zerstreuen. Was also halt' ich für erforderlich? Erstlich, die gegenwärtige Furcht fahren zu lassen; dann ihr eine andere Richtung zu geben, und vielmehr für die Thebäer zu fürchten; denn sie sind dem Uebel weit näher, als wir, und die Gefahr trifft sie früher; ferner mit der jungen Mannschaft und den Reitern nach Eleusis hin auszurücken, und der Welt zu zeigen, daß Ihr selbst unter den Waffen steht, damit diejenigen, welche in Theben auf unsrer Seite sind, in den Stand gesetzt werden, auf gleiche Art für das Recht freimüthig zu sprechen, wenn sie wissen, daß, wie denen, welche dem Philippus ihr Vaterland verkaufen, eine hülfreiche Macht in Elatea bereit steht, so für die, welche die Freiheit vertheidigen wollen, Ihr bereit seid, Hülfe zu leisten, wenn Jemand gegen sie ausrücken wollte. Ferner verlange ich, daß man zehn Gesandte wähle, und diesen nebst den Strategen Gewalt gebe, zu bestimmen, wann sie dorthin gehen sollen, und über den Ausmarsch. Wenn aber nun die Gesandten nach Theben gekommen sind, wie soll dann die Sache behandelt werden? Hierauf richtet mir jetzt Eure ganze Aufmerksamkeit. Verlangt nichts von den Thebäern — der Zeitpunkt dazu wäre schmählich — sondern versprecht ihnen, wenn sie es verlangen, Hülfe zu leisten, da sie in der äußersten Gefahr schweben, wir aber das Zukünftige besser, als sie, voraussehn; damit wenn sie dieses Erbieten annehmen und uns Folge leisten, wir nicht nur das, was wir wünschen, vollbringen, sondern auch der Würde der Stadt gemäß handeln; wenn wir aber unsre Absicht nicht erreichen sollten, Jene sich selbst anzuklagen haben, wenn sie jetzt einen Fehltritt thun, wir uns aber von jeder schimpflichen und erniedrigenden Handlung frei erhalten." Nachdem ich nun Dieses und Aehnliches gesprochen hatte, stieg ich herab. Da wir nun Alle beistimmten, und Niemand ein Wort dagegen sagte, begnügte ich mich nicht, so zu sprechen, ohne den Antrag niederzuschreiben; noch auch den Antrag niederzuschreiben, ohne die Gesandtschaft zu übernehmen; noch hab' ich die Gesandtschaft übernommen, ohne die Thebäer zu überzeugen; sondern habe vom Anfang bis zum Ende Alles durchgeführt, und mich für Euch ohne

Rückhalt den die Stadt umringenden Gefahren hingegeben. Nimm jetzt den Beschluß, welcher damals gefaßt worden ist.

Welchen Platz aber soll ich nun Dir, Aeschines, und welchen mir an jenem Tage anweisen? Wie meinst Du? War ich, wie Du mich lästernd und verhöhnend nennest, der Batalus? Du aber nicht ein gewöhnlicher Heros, sondern einer von der Bühne, ein Kresphontes, oder Kreon, oder jener Oenomaus, den Du in Kolyttus einst so schmählich agirtest? Damals also und in jener Zeit erschien ich, der Päanische Batalus, dem Vaterlande mehr werth, als Du, der Kothokidische Oenomaus. Du warst nirgends brauchbar zu etwas; ich aber vollbrachte Alles, was dem guten Bürger zukommt. Lies mir das Psephisma.

Psephisma des Demosthenes.

Unter dem Archon Nausikles während der Prytanie der Aeantischen Phyle, am sechzehnten des Skirophorion, trug Demosthenes, des Demosthenes Sohn, der Päanier, Folgendes vor: Da Philippus der Makedonier in der verwichenen Zeit die mit dem Volke der Athenäer abgeschlossenen Verträge wegen des Friedens offenbar übertreten, die Eide und was bei allen Hellenen für recht gilt, vernachlässigt hat, da er Städte wegnimmt, die ihm nicht gehören, einige auch, die den Athenäern sind, mit Gewalt eingenommen hat, ohne irgend eine Beleidigung von Seiten des Volkes der Athenäer erfahren zu haben; gegenwärtig auch es mit Gewaltthätigkeit und Grausamkeit immer weiter treibt; denn in einige hellenische Städte legt er Besatzung und hebt ihre Verfassung auf, einige zerstört er und knechtet sie; einigen aber giebt er statt der Hellenen Barbaren zu Bewohnern, denen er die Tempel und Gräber preisgiebt, was seinem Vaterlande und seiner eignen Sitte gemäß ist, indem er mit Uebermuth sein gegenwärtiges Glück mißbraucht, und gänzlich vergißt, daß er von einem kleinen und gemeinen Anfange wider Verhoffen groß geworden. Und so lange das Volk der Athenäer sah, daß er nur barbarische, wenn gleich ihm angehörige Städte wegnahm, legte es weniger Werth auf die Beeinträchtigungen, die ihm allein widerfuhren; jetzt aber, da es sieht, daß hellenische Städte frevelhaft behandelt, einige auch zerstört werden, dünkt es ihm schmählich und des Ruhmes der Vorfahren unwerth, die Unterjochung der Hellenen unbeachtet zu lassen. Deshalb hat der Senat und das Volk der Athenäer beschlossen, nach Verrichtung der Gebete und Opfer für die Götter und Heroen, welche die Stadt und das Land der Athenäer beherrschen, und in Erwägung der Tugend der Altvordern, welche die Bewahrung der hellenischen Freiheit höher achteten, als das eigene Vaterland, daß zweihundert Schiffe

in See gehn, der Nauarch die Pässe hinauf segeln, der Strateg und Hipparch aber die Fußtruppen und Reiter nach Eleusis führen soll; ferner, daß Gesandte zu den andern Hellenen abgehn, vor allen aber zu den Thebäern, weil Philippus ihren Grenzen zunächst steht, und sie auffordern sollen, ohne Furcht vor Philippus ihre und der andern Hellenen Freiheit zu vertheidigen; auch daß das Volk der Athenäer, ohne dessen zu gedenken, was früher etwa Ungeeignetes zwischen den Städten vorgefallen, mit Truppen und Geld, Wehr und Waffen Hülfe leisten wird, überzeugt, daß es zwar ihnen selbst als Hellenen rühmlich, um die Hegemonie zu streiten, von einem Manne fremden Stammes aber beherrscht und der Hegemonie beraubt zu werden, des Ruhmes der Hellenen und der Tugend der Altvordern unwürdig sei. Es hält aber das Volk der Athenäer das Volk der Thebäer weder in Rücksicht auf die Verwandtschaft, noch den Stamm für fremd, sondern gedenket der Wohlthaten seiner Vorfahren gegen die Vorfahren der Thebäer. Denn sie haben die Söhne des Herakles, als sie von den Peloponnesiern der väterlichen Herrschaft beraubt wurden, zurückgeführt, indem sie die, so den Enkeln des Herakles entgegen zu treten wagten, mit den Waffen besiegten; auch den Oedipus und die mit ihm Vertriebenen haben wir aufgenommen, und bei noch vielen andern Gelegenheiten haben wir uns freundlich und ehrenvoll gegen die Thebäer bewiesen. Daher wird sich auch jetzt das Volk der Athenäer von dem, was sowohl den Thebäern, als den andern Hellenen zuträglich ist, nicht zurückziehn; sondern will Waffen- und Ehebündniß mit ihnen schließen, und darüber den Eid leisten und in Empfang nehmen. Gesandte sind Demosthenes, des Demosthenes Sohn, der Päanier; Hyperides, des Kleandros Sohn, der Sphettier; Mnesithides, des Antiphanes Sohn, der Phrearrier; Demokritus, des Sophilus Sohn, der Phlyer; Kalläschrus, des Diotimus Sohn, der Kothokide.

Dies war der Anfang und das erste Verfahren in der thebäischen Sache, da vorher die Städte zur Feindschaft, zum Haß und Mißtrauen von Diesen verleitet worden waren. Dieser Beschluß verscheuchte nun die der Stadt damals drohende Gefahr wie ein Gewölk. Es stand also einem guten Bürger an, damals Allen zu zeigen, ob er etwas Besseres wüßte, als dies, nicht aber jetzt es zu tadeln. Denn der Rathgeber und der Sykophant, die sich auch in andern Dingen nicht gleichen, unterscheiden sich am meisten darinnen von einander: der Eine spricht seine Meinung vor den Begebenheiten aus, und macht sich denen, die ihm folgen, dem Glücke, den Ereignissen, Jedem, der will, verantwortlich; Jener aber schweigt, wenn er sprechen sollte, und wenn sich etwas Widriges ereignet, schmäht er es. Es war dies also, wie ich sagte, die

rechte Zeit für einen Mann, dem das Wohl der Stadt am Herzen lag, und für gerechte Reden; ich aber gehe so weit, daß, wenn noch jetzt Jemand etwas Besseres vorzubringen weiß, oder wenn überhaupt etwas Anderes möglich war, als was ich wählte, ich mein Unrecht eingestehe. Denn wenn jetzt Einer irgend etwas wahrnimmt, was Nutzen gebracht hätte, wenn es damals geschehen wäre, so sage ich, daß mir dies nicht hätte entgehen sollen; wenn es aber so etwas nicht giebt, noch gab, und Niemand heute oder irgend einmal es vorbringen wird, was sollte da der Rathgeber thun? Mußte er nicht von dem, was ihm vor Augen lag und möglich war, das Beste wählen? Dies also hab' ich gethan, Aeschines, als der Herold frug: Wer will sprechen? nicht: Wer will Vergangenes anklagen? oder: Wer will für die künftigen Ereignisse Bürgschaft leisten? Und während Du zu jener Zeit stumm in der Versammlung saßest, trat ich auf und sprach. Was Du aber damals nicht thatest, das zeige doch jetzt. Sage, welcher Gedanke, den ich hätte finden sollen, oder welche für die Stadt günstige Gelegenheit von mir vernachlässigt worden ist; oder welches Bündniß, welche That, zu der ich meine Mitbürger eher hätte veranlassen sollen. Aber das Vergangene lassen Alle immer unbeachtet gehn, und Niemand stellt weiter eine Berathung darüber an; die Zukunft aber oder die Gegenwart ruft den Rathgeber auf seinen Posten. Damals nun war ein Theil der drohenden Gefahr noch im Anzuge, der andere war schon da; bei diesem prüfe das Streben meiner Verwaltung, nicht aber hänge Dich schmähend an den Erfolg. Der Erfolg liegt bei allen Dingen in den Händen der Gottheit; bei dem Streben aber giebt sich die Gesinnung des Rathgebers kund. Rechne dies also nicht mir zum Verbrechen an, wenn Philippus in der Schlacht obgesiegt hat; denn der Ausgang hiervon lag in Gottes Hand, nicht in der meinigen; daß ich aber nicht Alles, was nach menschlicher Berechnung möglich war, ergriffen, und dies mit aller Gerechtigkeit, Sorgfalt und Arbeitsamkeit über Vermögen vollbracht, oder daß ich nicht rühmliche und der Stadt würdige und nothwendige Unternehmungen begonnen habe, das thue mir dar, und dann erst klage mich an. Wenn aber der einbrechende Orkan mächtiger war, nicht blos, als wir, sondern als alle die andern Hellenen, was sollte man da thun? Wie wenn Jemand dem Schiffspatron, der Alles zur Erhaltung seines Fahrzeugs gethan, und es mit Allem ausgerüstet hat, was zu seiner Sicherheit nöthig war, wenn ein Sturm sich erhebt, und sein Geräthe beschädigt oder auch gänzlich zerstört wird, den Schiffbruch zur Last legen wollte. Aber ich lenkte das Schiff nicht, würde er sagen, so wie auch

ich nicht das Heer führte; auch war ich nicht Herr über das Glück, sondern dieses über Alles.

Erwäge aber auch dies: wenn uns in dem Kampfe, den wir im Bunde mit den Thebäern kämpften, ein solches Schicksal beschieden war, was mußten wir erwarten, wenn wir auch diese Bundesgenossen nicht hatten, sondern sie auf Philippus' Seite traten, für den Jener damals alle seine Beredsamkeit aufbot? Und wenn jetzt, da die Schlacht drei Tagereisen fern von Attika geliefert wurde, dennoch so große Gefahr und Furcht die Stadt umringte, was mußte man erwarten, wenn sich dasselbe Unglück im Lande selbst begab? Weißt Du nicht, daß jetzt ein und zwei und drei Tage uns aufrecht zu stehn, zusammen zu kommen, aufzuathmen und vieles Andre der Stadt zur Rettung verschafft haben? Dann aber — doch wozu aussprechen, was durch die Huld eines Gottes und den Schutz des Bündnisses, das Du so hart tadelst, von der Stadt abgewendet worden ist.

Dieses Alles aber, diese vielen Worte sind für Euch, Ihr Richter, und für die, welche draußen umher stehn und zuhören; denn für diesen Verabscheuungswürdigen genügte ein kurzes und klares Wort. Wenn Dir, Aeschines, das Zukünftige von Allen allein kund war, so mußtest Du es damals, als sich die Stadt darüber berieth, vorhersagen; wenn Du es aber nicht wußtest, so fällt Dir dieselbe Unkunde zur Last, wie den Andern. Weßhalb also klagst Du mich mehr deshalb an, als Dich? In Rücksicht auf das aber, wovon ich spreche — denn noch rede ich nicht von dem Andern — bin ich ein weit besserer Bürger gewesen, als Du, insofern ich mich dem hingegeben habe, was für Alle heilsam schien, ohne irgend eine eigne Gefahr zu scheuen oder zu berechnen; Du aber brachtest weder etwas Besseres vor, als dies — denn sie würden dann von diesem keinen Gebrauch gemacht haben, — noch bewiesest Du Dich selbst hierbei brauchbar; sondern was der nichtswürdigste Mensch und der bitterste Feind der Stadt gethan hätte, das hast Du gethan, nachdem Alles vorüber war; und zu gleicher Zeit zieht in Naxos Aristratus, in Thasos Aristolaus, diese erklärten Feinde der Stadt, die Freunde Athens vor Gericht, und in Athen klagt Aeschines den Demosthenes an. Wer aber in den Unfällen der Hellenen Ruhm suchte, der verdient doch wohl selbst eher umzukommen, als daß er einen Andern verklage; und wer von eben den Zuständen, die den Feinden der Stadt erwünscht sind, Nutzen zieht, der kann nicht wohlgesinnt gegen das Vaterland sein. Dies aber giebst Du kund durch Dein Leben, durch das, was Du thust und im Staate treibst und wiederum nicht treibst. Geschieht Etwas, das Euch vortheilhaft scheint, so ist Aeschines stumm;

giebt es wo einen Anstoß, und erfolgt Etwas, wie es nicht sollte, dann ist Aeschines bei der Hand; so wie Brüche und Verletzungen dann in Bewegung gerathen, wenn den Leib ein Unfall trifft.

Da er uns aber doch so gewaltig über das, was nun einmal geschehen ist, drängt, so will ich Etwas sagen, das auffallend sein mag; aber Niemand, beim Zeus und den Göttern, lasse sich das Ueberschwängliche meiner Rede wundern, sondern erwäge, was ich sage, mit Wohlwollen. Hätte das, was sich ereignen sollte, Allen offen vor Augen gelegen, hätten es Alle vorher gewußt, und hättest Du, Aeschines, es vorher gesagt, und mit Geschrei und Lärm betheuert, Du, der nicht einmal den Mund darüber öffnete; so durfte die Stadt doch auch dann nicht von ihrem Wege abweichen, wenn sie den Ruhm der Vorfahren oder das Urtheil künftiger Geschlechter beachtete. Jetzt freilich scheint sie in ihrem Unternehmen verunglückt, was allen Menschen begegnen kann, wenn es Gott so gefällt; wäre sie aber zurückgetreten, sie, die den Andern vorzugehn begehrt, so hätte sie der Vorwurf getroffen, Alle an Philippus verrathen zu haben. Denn wenn sie kampflos dasjenige preisgab, wofür die Vorfahren jegliche Gefahr bestanden, wer würde Dich nicht angespuckt haben? Dich, nicht die Stadt, noch mich. Mit welchen Augen, beim Zeus, würden wir die Fremden, die hierher kommen, ansehn müssen, wenn die Sache auch so wie jetzt gekommen, Philippus zum Führer und Machthaber über Alles gewählt worden wäre, Andre aber, um dies abzuwehren, den Kampf ohne uns unternommen hätten, da in voriger Zeit die Stadt niemals eine ruhmlose Sicherheit dem gefahrvollsten Kampfe für Ehre und Ruhm vorgezogen hat? Denn wer der Hellenen, wer der Barbaren weiß nicht, daß der Stadt von den Thebäern, und von den früher als diese mächtigen Lakedämoniern, und von dem Könige der Perser gern und mit vielfältigem Danke Alles, was sie wünschte, gegeben, und, was sie besaß, gelassen worden wäre, hätte sie nur Befehlen gehorchen, und die Führung der Hellenen einem Andern gestatten wollen? Aber das war, wie es scheint, den damaligen Athenäern nicht angeboren, nicht erträglich, noch eingeimpft, noch hat jemals Einer die Stadt zu irgend einer Zeit bereden können, sich denen anzuschließen, die zwar mächtig waren, nicht aber gerecht handelten, und sich einer gefahrlosen Knechtschaft hinzugeben, sondern zu aller Zeit hat sie unablässig für den Vorrang gekämpft, und für Ehre und Ruhm keine Gefahr gescheut. Und dies haltet Ihr für etwas so Würdiges und Euern Sitten Angemessenes, daß Ihr auch unter den Vorfahren die, welche so gehandelt haben, am höchsten preiset. Mit Recht. Denn wer sollte nicht die Tugend jener Männer bewundern,

die den Muth hatten, das Land und die Stadt zu verlassen und sich in die Schiffe zu werfen, um nicht das Befohlene zu thun; den Themistokles, der hierzu gerathen hatte, zum Feldherrn wählten, den Kyrsilus hingegen, der sich dem an sie ergangenen Gebote zu folgen geneigt bewies, steinigten, und nicht blos ihn, sondern auch Eure Weiber sein Weib. Denn nicht suchten die Athenäer jener Zeit einen Rhetor oder Strategen auf, um durch ihn glückliche Knechte zu werden; sondern nicht einmal zu leben begehrten sie, wenn es nicht mit Freiheit sein konnte. Denn Jeder von ihnen glaubte, nicht blos dem Vater und der Mutter geboren zu sein, sondern auch dem Vaterlande. Welchen Unterschied macht dies? Daß der, welcher nur den Aeltern geboren zu sein glaubt, den natürlichen, vom Schicksal bestimmten Tod erwartet; der Andere aber für das Vaterland zu sterben bereit ist, um es nicht der Knechtschaft unterworfen zu sehn, und die Frevel des Uebermuthes und die Schmach der Ehrlosigkeit, welche die Einwohner einer unterjochten Stadt ertragen müssen, für furchtbarer hält, als den Tod.

Wenn ich nun behaupten wollte, Euch zu solchen der Vorfahren würdigen Gesinnungen angeführt zu haben, so würde mich Jeder mit vollem Rechte tadeln können; nun aber zeige ich, daß dies eben Eure eignen Gedanken waren, und thue dar, daß auch vor mir die Stadt diese Gesinnung hegte; behaupte aber, daß bei Allem, was gethan worden, auch ich für meinen Theil Dienste geleistet habe; Dieser aber, welcher Alles tadelt, und Euch auffordert, feindlich gegen mich zu verfahren, weil ich Schuld an den Schrecknissen und Gefahren der Stadt gehabt hätte, trachtet zwar eben darnach, mich jetzt einer Ehrenbezeigung zu berauben, entzieht Euch aber für die ganze künftige Zeit das gebührende Lob. Denn wenn Ihr diesen Mann aus dem Grunde verurtheilt, daß ich den Staat nicht auf die beste Weise berathen hätte, so wird man glauben, daß Ihr durch Eure Fehler, nicht aber durch die Unbilligkeit des Geschicks in das Unglück gerathen seid. Aber so ist es nicht. Nein, Ihr habt nicht gefehlt, Ihr Männer Athens, als Ihr den Kampf für die Freiheit und Rettung Aller übernahmt; nein, bei den Ahnherren schwör' ich, die zu Marathon kämpften, und bei denen, die zu Platää dem Feinde gegenüberstanden, und die auf dem Meere bei Salamis stritten und bei Artemisium, und den vielen andern tapfern Männern, die in den öffentlichen Grabmälern liegen, welche die Stadt alle auf gleiche Weise desselben ehrenvollen Begräbnisses gewürdigt hat, nicht blos diejenigen von ihnen, Aeschines, welche glücklich gewesen waren, und nicht die Sieger allein. Und mit Recht. Denn was wackern Männern oblag, haben Alle vollbracht; vom Glücke aber hat

Jeder so viel bekommen, als die Gottheit ihm zugetheilt hat. Und nun sprichst Du, verruchtester Buchstabenhocker, um mir die Ehre von Diesen hier und ihre Liebe zu entziehn, von Trophäen und Schlachten und alten Großthaten, als ob der gegenwärtige Handel dieses nöthig hätte. Ich aber, o Du Lückenbüßer von Komödianten, ich, welcher auftrat als Rathgeber der Stadt in dem, was ihren Rang betraf, mit welcher Gesinnung sollt' ich die Bühne betreten? Sollt' ich sagen, was der Stadt unwürdig war? Dann würde ich mit vollem Rechte getödtet. Denn auch Euch, Ihr Männer Athens, geziemt es, nicht mit demselben Sinne Privatstreitigkeiten und öffentliche Händel zu schlichten, sondern die Verhandlungen des alltäglichen Lebens nach dem Rechte und den Handlungen der Privaten zu beurtheilen; bei öffentlichen Unternehmungen aber Eure Blicke auf die Würde der Vorfahren zu richten; und Jeder von Euch muß zugleich mit dem Stabe und dem Eintrittszeichen die der Stadt würdige Gesinnung zu empfangen glauben, wann er eintritt, um über öffentliche Geschäfte zu richten; wenn er anders glaubt, auf eine der Alten würdige Weise handeln zu müssen.

Indem ich aber auf das gerathen bin, was Eure Vorfahren gethan haben, bin ich über einige Beschlüsse und Handlungen hinweggegangen. Ich will also auf das, wovon ich hierher abgeschweift bin, zurückkehren.

Als wir nach Theben kamen, fanden wir Gesandte von Philippus, von den Thessaliern und den andern Verbündeten gegenwärtig; unsre Freunde in Furcht, die seinigen voll Selbstvertrauens. Daß ich dies aber nicht jetzt sage, weil es mir nützlich ist, so lies mir den Brief, den wir Gesandte damals sogleich abgehen ließen. Dennoch geht Dieser so weit in seinen Schikanen, daß er behauptet, wenn etwas Ersprießliches geschehn sei, so sei dies nicht durch mich, sondern durch die Umstände bewirkt worden; an allem Nachtheiligen aber, was sich ereignet habe, sei ich und mein Geschick Schuld. Und, wie es scheint, gelte ich, der Rathgeber und Redner, bei ihm in keiner Sache, die durch Wort und Rath vollbracht worden, als Theilnehmer, von den Unfällen aber, die sich unter den Waffen und bei der Führung des Heeres ereigneten, trag' ich allein die Schuld. Sollt' es wohl einen grausamern, einen fluchwürdigern Sykophanten geben? Lies den Brief.

(Brief.)

Als sie nun die Versammlung veranstaltet hatten, führten sie Jene, weil sie zu den Verbündeten gehörten, zuerst ein, und diese traten auf und sagten Vieles zu Philippus' Lob, Vieles auch als Anklage gegen uns, indem sie an Alles erinnerten, was Ihr jemals den Thebäern zu-

wider gethan habt. Die Hauptsache aber war die Forderung, sich für die von Philippus empfangenen Wohlthaten dankbar zu erweisen, wegen der Beleidigungen aber, die sie von Euch erfahren, Rache zu nehmen, und zwar, wie sie eben wollten, entweder dadurch, daß sie ihm den Durchzug zu Euch gestatteten, oder selbst mit ihnen in Attika einbrächen; zugleich bewiesen sie auch, wie sie meinten, daß, wenn Jene ihrem Rathe folgten, die Herden und Sklaven und die andern Güter aus Attika nach Böotien kommen; wenn aber dem, welchen wir geben würden, in Böotien Alles durch den Krieg würde zerstört werden. Außer diesem sagten sie noch vieles Andre; Alles aber zu demselben Zwecke. Was wir nun diesem entgegensetzten, möcht' ich für mein ganzes Leben gern einzeln erzählen; da aber jene Zeiten vorüber sind, so fürchte ich, daß Euch Alles wie eine überströmende Fluth vorkommen, und das Reden darüber nur eine eitle Belästigung scheinen möge. Vernehmet also, was wir ihnen gerathen, und was sie uns geantwortet haben. Nimm dies und lies.

(Antwort der Thebäer.)

Hierauf also riefen sie Euch herbei, und schickten nach Euch. Ihr rücktet aus, brachtet Hülfe, und wurdet — damit ich übergehe, was dazwischen liegt, — so freundschaftlich aufgenommen, daß, während ihre Hopliten und Reiter draußen lagen, sie unser Heer in die Häuser und in die Stadt bei ihren Kindern und Weibern und ihren kostbarsten Schätzen aufnahmen. Und so ertheilten Euch an jenem Tage die Thebäer durch die That vor allen Menschen ein dreifaches höchst ehrenvolles Lob, erstlich der Tapferkeit, dann der Gerechtigkeit, drittens der Enthaltsamkeit. Denn indem sie den Entschluß faßten, lieber mit Euch, als gegen Euch zu kämpfen, erklärten sie Euch für tapfrer und gerechter in Euern Forderungen, als den Philippus; und indem sie das, was bei ihnen und allen Menschen auf das Sorgfältigste bewahrt wird, Kinder und Weiber, in Eure Hände gaben, zeigten sie, wie viel Vertrauen sie auf Eure Enthaltsamkeit setzten. Auch bewährte sich, Ihr Männer Athens, in diesem Allen die Richtigkeit ihres Urtheils von Euch. Denn als das Heer in die Stadt eingezogen war, erhob Keiner in keiner Sache, nicht einmal ungerechter Weise, eine Klage über Euch; mit solcher Bescheidenheit betrugt Ihr Euch; und bei zweimaligem Kampfverein in den ersten Schlachten, in der am Flusse und in der Winterschlacht, erwieset Ihr Euch nicht blos untadelhaft, sondern bewundernswürdig durch Ordnung, Rüstung und Eifer. Dafür wurde Euch von den Andern Lob, von Euch aber wurden den Göttern Opfer gebracht und feierliche Umgänge gehalten. Und hier möchte ich den Ae-

schines fragen, ob er, als dieses geschah, und die Stadt mit Bewunderung und Freude und Lob erfüllt war, auch mitopferte, und sich mit dem Volke freute, oder ob er betrübt und stöhnend und unmuthig über die glücklichen Ereignisse des Staates zu Hause saß? Denn wenn er gegenwärtig war und sich so wie die Andern benahm, ist es nicht schrecklich, ja ruchlos vielmehr, wenn er verlangt, daß Ihr gegen das, was er selbst Angesichts der Götter für gut erklärte, jetzt als nicht gut stimmen sollt? Ihr, die Ihr den Göttern eidlich verpflichtet seid? War er aber nicht gegenwärtig, muß man ihn da nicht eines vielfachen Todes schuldig erkennen, wenn er das, worüber die Andern sich freuten, mit Betrübniß sah? Lies mir also auch diese Beschlüsse.

(Beschlüsse wegen der Opfer.)

So waren wir also damals bei den Opfern, die Thebäer aber in der Ueberzeugung durch uns gerettet zu sein, und während es bei dem, was Diese hier thaten, den Anschein hatte, als ob wir um Beistand würden bitten müssen, stellte sich jetzt, nach den auf meinen Rath gefaßten Beschlüssen, die Sache so, daß wir Andern Beistand leisteten. Welche Reden aber damals Philippus ausstieß, und in welche Bestürzung er darüber gerieth, werdet Ihr aus den Briefen lernen, die er in den Peloponnes abgehn ließ. Nimm sie hin und lies sie ab, damit Ihr seht, was meine Beharrlichkeit, mein Hin- und Herreisen, meine Anstrengungen und die zahlreichen Decrete, die Dieser jetzt verhöhnt, ausgerichtet haben.

Obgleich es bei Euch, Ihr Männer Athens, viele berühmte und große Redner vor mir gegeben hat, jenen Kallistratus, Aristophon, Kephalus, Thrasybulus und unzählige andre, so hat doch nie irgend einer von diesen sich der Stadt für irgend eine Sache so durchaus hingegeben, sondern der, welcher Decrete schrieb, diente nicht als Gesandter, und wer als Gesandter diente, schrieb nicht, sondern Jeder von ihnen behielt sich Muße, und, wenn sich etwas Widriges ereignen sollte, einen Rückenhalt vor. Wie also? sagt vielleicht Einer, überragst Du die Andern so weit an Kraft und Muth, daß Du Alles selbst thatst? — Nicht dies sage ich, sondern ich war überzeugt, daß die den Staat bedrohende Gefahr so groß sei, daß sie keineswegs erlaube, an die eigne Sicherheit zu denken, sondern daß man sich gefallen lassen müsse, bei dem Bewußtsein nichts unterlassen zu haben, das, was sein muß, zu leiden. Ich hatte die Ueberzeugung von mir, aus Stumpfsinn vielleicht, daß, wo es der Vorschläge gelte, Niemand Besseres in Vorschlag bringe, als ich, noch bei der Ausführung Besseres ausführe, noch bei Gesandtschaften

mit größerem Eifer und größerer Gerechtigkeit diene. Deshalb übernahm ich dieses Alles. Lies die Briefe von Philippus.

(Briefe.)

Dahin hatte den Philippus meine Verwaltung gebracht, Aeschines; diese Reden stieß er aus durch mich, er, der sich vordem so viele und so dreiste Reden gegen die Stadt erlaubt hatte. Dafür wurde ich mit Recht von diesen meinen Mitbürgern hier gekrönt, und Du warst dabei, und widersetztest Dich nicht; Diondas aber, welcher eine Klage deshalb eingab, erhielt die gebührende Zahl der Stimmen nicht. Lies mir die Beschlüsse, welche damals der Verurtheilung entgingen, vom Aeschines aber nicht einmal angegriffen wurden.

(Beschlüsse.)

Diese Beschlüsse, Ihr Männer Athens, enthalten die nämlichen Sylben, die nämlichen Worte, welche früher Aristonikus und jetzt Ktesiphon hier geschrieben hat. Und Aeschines hat sich weder selbst dagegen erhoben, noch mit dem Ankläger gemeine Sache gemacht. Und doch hätte er, wenn er jetzt mit Recht Klage erhebt, damals den Demomeles, der diesen Vorschlag that, und den Hyperides mit weit größerem Rechte, als Diesen, angreifen können. Warum? Weil Ktesiphon sich auf Jene und die Aussprüche der Gerichtshöfe berufen kann, so wie auch darauf, daß dieser hier selbst Jene nicht angeklagt hat, die dasselbe in Vorschlag gebracht hatten, was Ktesiphon jetzt, und daß die Gesetze nicht gestatten über das, was auf solche Weise entschieden worden ist, Klage zu erheben, und vieles Andre; damals aber die Sache an sich beurtheilt worden wäre, ehe von jenen Umständen etwas stattgefunden hatte. Damals aber konnt' er nicht, wie er jetzt thut, nachdem er aus alten Zeiten und vielen Decreten herausgeklaubt hatte, was Niemand vorher wußte, und Niemand heute zu hören glaubte, Verleumdungen vorbringen, und mit Verwechselung der Zeiten und der Beweggründe den Begebenheiten statt des Wahren Falsches unterschieben, und seiner Rede dadurch einen Anstrich geben. Dies fand damals nicht statt, sondern den Thatsachen so nah, als Ihr Jegliches noch im Gedächtnisse, ja fast in den Händen hattet, würde keine seiner Reden vor der Wahrheit bestanden haben. Deshalb also, weil er die Prüfung durch unmittelbares Vergleichen mit den Begebenheiten mied, ist er nun hintennach gekommen, in der Meinung, wie es scheint, die Sache sei nur ein Wettstreit der Beredsamkeit, wobei Ihr das, was im Staate gewirkt worden, nicht untersuchen würdet, und es werde nur über Worte nicht über die Wohlfahrt der Stadt entschieden werden.

Ferner spielt er den Sophisten und sagt, es gezieme Euch, die über uns vom Hause mitgebrachte Meinung unbeachtet zu lassen; und wie es geschieht, daß wenn Ihr mit Einem rechnet, von dem Ihr glaubt, er habe Ueberschuß an Geld, und die Rechnung rein aufgeht und nichts übrig bleibt, Ihr Euch dabei beruhigt: so solltet Ihr Euch auch jetzt blos an das halten, was sich aus den Reden ergiebt. Erwäget nun, wie hinfällig und morsch von Natur Alles ist, was nicht mit Gerechtigkeit vollbracht worden. Denn eben durch dieses sinnreiche Beispiel gesteht er jetzt zu, daß Ihr einseht, wie ich für das Beste des Vaterlandes spreche, er für Philippus; denn er würde Eure Gesinnung nicht umzustimmen suchen, wenn nicht eine solche Meinung über uns beide obwaltete. Und daß er Unrecht thut, eine Veränderung in Euerm Urtheile von Euch zu fordern, das will ich Euch mit leichter Mühe darthun, nicht durch Rechnung mit Zahlpfennigen — denn solche Berechnung findet nicht statt bei Handlungen — sondern indem ich Euch in der Kürze an Jegliches erinnere, und die, welche mich hören, zugleich zu Richtern und Zeugen nehme. Meine Politik also, welche er verurtheilt, hat bewirkt, daß die Thebäer, statt, wie Jedermann glaubte, mit Philippus in Attika einzufallen, vielmehr im Bunde mit uns ihn abhielten, und daß der Krieg, statt in Attika, siebenhundert Stadien von der Stadt entfernt innerhalb der Grenzen der Böotier geführt wurde; daß, statt von Euböa aus durch Räuber geplündert zu werden, Attika während des ganzen Krieges von der Seeseite in Ruhe war; daß, statt den Philippus im Besitze des Hellespontes zu lassen, wenn er Byzantium nahm, die Byzantier mit uns gegen ihn kämpften. Erscheint Dir also die Beurtheilung von Handlungen wie eine Rechnung mit Zahlpfennigen? oder meinst Du, daß man sie gegen einander aufheben, und nicht vielmehr dafür sorgen müsse, sie für alle Zeiten im Andenken der Menschen aufzubewahren? Ich setze nicht hinzu, daß von der Grausamkeit, die man kennen lernen kann, wo Philippus mit einem Mal Herr geworden ist, Andre die Erfahrung gemacht haben, von der Freundlichkeit aber, die er gegen Euch heuchelte, während er sich mit dem Uebrigen zu umschirmen suchte, Ihr mit Recht die Früchte geerntet habt. Aber dies laß ich bei Seite liegen. Doch will ich kein Bedenken tragen, auch das zu sagen, daß, wer einen Redner auf gerechte Weise beurtheilen, nicht aber als Sykophant gegen ihn verfahren will, seine Anklage nicht so, wie Du thust, stellen wird, daß er Gleichnisse erfindet, und Worte und Stellungen nachahmt (denn freilich, Du siehst es ja, hängt das Schicksal der Hellenen gar sehr daran, daß ich dieses Wort und nicht jenes brauchte, oder daß ich die Hand hierhin und nicht dorthin bewegte),

sondern er wird die Sache selbst in's Auge fassen, welche Mittel und welche Kräfte die Stadt hatte, als ich in die Geschäfte eintrat, und welche ich ihr darauf erwarb, als ich mich der Sache unterzogen hatte, und wie die Lage der Gegner war. Hätte ich die Kräfte der Stadt vermindert, so würde er bei mir die Schuld nachgewiesen haben; wenn ich sie aber um Vieles vergrößert hätte, würde er nicht darüber Schikanen machen. Da Du dies aber umgangen hast, so will ich es thun, und Ihr werdet erwägen, ob ich, wie es recht ist, spreche.

Die Macht der Stadt bestand also in den Insulanern, nicht allen, sondern den schwächsten; denn weder Chius, noch Rhodus, noch Korkyra gehörte zu Euch; der Betrag des Tributes belief sich auf fünf und vierzig Talente, und diese waren zum Voraus erhoben; einen Hopliten oder Reiter hatte sie außer den einheimischen keinen; was aber von Allem das Furchtbarste und für die Feinde das Günstigste war, Diese hier hatten sämmtliche Nachbarn, Megareer, Thebäer, Euböer, der Feindschaft näher, als der Freundschaft gebracht. So war der Zustand der Stadt, und Niemand wird etwas Anderes, als dies, davon sagen können. Nun erwägt auch, wie Philippus' Lage war, mit dem wir im Kampfe waren. Erstlich gebot er über die, so ihm folgten, als unumschränkter Herr, was im Kriege von Allem das Wichtigste ist; ferner hatten diese immer die Waffen in den Händen; endlich war er reich an Gelde und that, was ihm gut dünkte, ohne es in Decreten vorher zu sagen, oder öffentlich darüber Rath zu pflegen, oder dem Urtheile der Sykophanten bloßgestellt zu sein, noch wegen Gesetzwidrigkeit verklagt oder irgend einem Andern zur Rechenschaft verpflichtet zu werden; sondern ohne weiteres Herr, Führer und Gebieter von Allem. Ich aber, der ihm gegenüber gestellt war, — denn auch dies muß erwogen werden — worüber war ich Herr? Ueber nichts. Denn das Reden vor dem Volke — das Einzige, woran ich Theil hatte, — gestattetet Ihr auf gleiche Weise denen, die in seinem Solde standen, wie mir; und Alles, worin diese die Oberhand über mich behalten mochten — dessen aber war viel, was auch die jedesmalige Ursache sein mochte — das wurde von Euch zum Vortheil des Feindes berathen. Und dennoch gewann ich Euch bei solchen Nachtheilen die Euböer, Achäer, Korinthier, Thebäer, Megareer, Leukadier, Korkyräer zu Verbündeten, von denen funfzehntausend Söldner und zweitausend Reiter ohne die einheimischen Truppen zusammengezogen wurden; die Beiträge an Geld aber brachte ich so hoch, als es nur möglich war. Wenn Du aber von dem sprichst, Aeschines, was gegen die Thebäer gerecht war, oder gegen die Byzantier oder die Euböer, oder wenn Du jetzt der gleichen Vertheilung erwähnst, so weißt

Du erstlich nicht, daß auch vordem bei dem Kampfe für die Hellenen, als der Schiffe im Ganzen dreihundert waren, die Stadt deren zweihundert gestellt hatte, und nicht glaubte, bevortheilt zu sein, noch die, welche dazu gerathen hatten, zur Rechenschaft zog, noch hierüber zürnte — denn schmählich wäre das — sondern es den Göttern Dank wußte, daß sie bei der gemeinsamen, die Hellenen bedrohenden Gefahr allein noch einmal so viel, als die Andern zur Rettung Aller beitrug: dann aber erwirbst Du Dir durch diese Schikanen bei Deinen Mitbürgern wenigen Dank. Denn warum sagst Du jetzt, was man hätte thun sollen, statt damals, wo Du in der Stadt und gegenwärtig warst, Vorschläge zu thun, wenn es bei den vorwaltenden Umständen möglich war, wo wir nehmen mußten, nicht was wir wollten, sondern was die Sache verstattete? Denn der Mitbietende, der die von uns Zurückgewiesenen sogleich an sich gezogen, und noch Geld überdies gegeben hätte, stand in Bereitschaft. Wenn ich aber jetzt über das, was geschehn ist, angeklagt werde, was würde, glaubt Ihr, geschehen sein, wenn ich es damals allzu genau hiermit genommen, die Städte sich dann zurückgezogen und mit Philippus verbündet hätten, und er zugleich Herr von Euböa, von Theben und Byzantium geworden wäre? was würden dann diese verruchten Menschen hier gethan, was würden sie gesagt haben? nicht, daß sie preisgegeben, nicht, daß sie weggestoßen worden, da sie mit uns hätten verbündet sein wollen? Dann weiter: durch die Byzantier ist der Hellespont in seine Gewalt gekommen; er ist Herr der Zufuhr nach Hellas, ein naher und schwerer Krieg ist durch die Thebäer über Attika gebracht, das Meer ist durch die aus Euböa hervordringenden Räuber unzugänglich gemacht worden. Würden sie das nicht gesagt haben, und noch vieles Andere außerdem? — Ein boshaftes Wesen, Ihr Männer Athens, ist der Sykophant, boshaft immer und überall, mißgünstig und schmähsüchtig; aber dieser Wicht ist eine Bestie von Natur; von Anbeginn hat er nichts Gesundes, nichts Freisinniges gethan, dieser leibhafte Affe der Tragödie, dieser dörfische Oenomaus, dieser Redner von schlechtestem Schrot und Korn. Denn worin hat Deine Beredsamkeit dem Vaterlande Nutzen gebracht? Jetzt sprichst Du uns von dem, was vergangen ist? Wie wenn ein Arzt beim Krankenbesuche nicht sagt und angiebt, wie der Leidende der Krankheit entgehen könne; wenn aber einer gestorben ist und ihm die letzte Ehre erwiesen wird, ihm zum Grabe folgt, und hier auseinander setzt, wie der Mann, wenn er dieses oder jenes gethan hätte, nicht gestorben sein würde. — Wahnsinniger! Jetzt also sprichst Du?

Aber auch selbst die Niederlage, wenn Du über diese triumphirst, da Du, Verruchter, darüber seufzen solltest, werdet Ihr keiner meiner

Handlungen beimessen können. Bedenket Folgendes: Nirgends bin ich je, wenn Ihr mich als Gesandten wohin geschickt hattet, besiegt von Philippus' Gesandten abgezogen; nicht von Thessalien, nicht von Ambrakia, nicht aus Illyrien, nicht von den Königen der Thracier, nicht aus Byzantium, nicht von anderswo, noch auch endlich von Theben; aber was seinen Gesandten im Kampfe der Worte verloren ging, das eroberte er mit den Waffen in der Hand. Dies also forderst Du von mir zurück, und schämst Dich nicht, denselben Mann als einen Weichling zu verspotten, und doch von ihm zu verlangen, daß er, der Einzelne, Philippus' Macht hätte überwältigen sollen? Und dies durch Worte? Denn was war denn Anderes in meiner Gewalt? nicht der Muth jedes Einzelnen, nicht das Glück der Heere, nicht die Anführung derselben, worüber Du mich zur Rechenschaft ziehst. So unverständig bist Du! Ueber das, wofür der Redner verantwortlich ist, magst Du mich auf alle Weise prüfen; ich weigere mich dessen nicht. Was also ist dieses? Daß er die Dinge bei ihrem Entstehen erkenne, sie vorher ahne, und den Andern voraussage. Dies hab' ich gethan. Ferner, daß er die überall eintretenden Zögerungen, das Zaudern, die Unkunde, den Hader — Mängel, die allen Volksregierungen eigen und unvermeidlich sind — daß er diese auf das Möglichste beschränke, und dagegen für Eintracht, Freundschaft und Erfüllung der Pflicht Eifer erwecke. Auch dieses hab' ich Alles gethan, und Niemand wird irgend etwas nachweisen, das von mir verabsäumt worden. Wenn nun Jemand fragen wollte, womit Philippus das Meiste von dem, was er vollbrachte, bewirkt hat, so würde Jeder antworten: durch sein Heer, durch sein Geben und das Bestechen der Geschäftsführer. Nun war aber die Kriegsmacht nicht in meiner Gewalt, und ich war nicht ihr Führer; so daß in dieser Rücksicht bei dem, was geschehn ist, von mir nicht einmal die Rede sein kann. Dadurch aber, daß ich nicht mit Geld bestochen worden bin, hab' ich den Philippus besiegt. Denn wie beim Handel der Bietende den, der das Gebot annimmt, besiegt; so besiegt der, welcher es nicht annimmt, und sich nicht bestechen läßt, den Bietenden. So viel daher an mir lag, blieb die Stadt unbesiegt.

Dies ist also, außer vielem Andern und Aehnlichen das, was ich meinerseits gethan habe, um den Ktesiphon zu seinem Antrage zu berechtigen; was Ihr alle aber (hierzu gethan habt), will ich jetzt sagen. Unmittelbar nach der Schlacht gab das Volk, das all mein Thun wußte und gesehn hatte, in den Gefahren und Schrecknissen, die es umringten, wo es nicht zu verwundern gewesen wäre, wenn die Menge ungleich über mich geurtheilt hätte, seine Zustimmung zu meinen Vorschlägen

wegen Rettung der Stadt; und Alles, was der Sicherheit wegen geschah, die Anordnung der Wachen, die Führung der Gräben und der Aufwand für die Mauern, Alles geschah meinen Anträgen gemäß; ferner als das Volk zum Getreidekauf einen bevollmächtigten Ausschuß ernannte, wählte es vor Allen mich dazu. Und als hierauf diejenigen zusammentraten, die sich ein Geschäft daraus machten, mir Böses zuzufügen, und Beschwerden und Untersuchungen und peinliche Anklagen, alles nur Mögliche, gegen mich einbrachten, anfänglich nicht in ihrem eigenen Namen, sondern durch solche, hinter denen sie sich am besten zu verbergen meinten — denn Ihr wißt ohne Zweifel und erinnert Euch, daß ich in den ersten Zeiten Tag für Tag vor Gericht stand, und weder die Verrücktheit des Sosikles, noch die Rabulisterei des Philokrates, noch des Diondas und Melantus Wahnsinn, noch sonst etwas von diesen Leuten unversucht gegen mich blieb — in allen diesen Bedrängnissen also wurde ich zumeist durch die Götter, zunächst aber durch Euch und die andern Athenäer gerettet. Mit Recht. Denn so ist es der Wahrheit, so der Pflicht geschworener und ihres Eides eingedenker Richter gemäß. Bei jenen öffentlichen Anklagen also habt Ihr damals, als Ihr mich freispracht, und den Anklägern nicht den erforderlichen Theil der Stimmen gabt, zugleich erklärt, daß mein Verfahren das beste gewesen; durch die Freisprechung von Beschuldigungen wegen Gesetzwidrigkeit ward erwiesen, daß meine Vorschläge und Reden den Gesetzen gemäß waren, und durch die Bestätigung meiner Rechnungsablage habt Ihr mir bezeugt, daß ich gerecht und unbestechlich in Allem verfahren bin. Da nun dem so ist, welchen Namen sollte Ktesiphon nach Billigkeit und Recht meinen Handlungen beilegen? nicht den, welchen das Volk, nicht den, welchen die geschworenen Richter ihnen beilegten, nicht den, welchen die Wahrheit bei Allen bestätigte?

Ja, sagt er, aber schön ist doch der Ruhm des Kephalus, nie angeklagt zu sein! Ein glückliches Loos in der That! Soll aber dem, der oft angeklagt, aber nie einer Ungerechtigkeit überwiesen worden ist, deshalb mit Recht ein Vorwurf gemacht werden? Und doch kann ich, was Diesen betrifft, Ihr Männer Athens, auch den Ruhm des Kephalus in Anspruch nehmen. Denn nie hat er gegen mich eine Klage erhoben oder verfolgt, so daß ich in Beziehung auf Dich wenigstens in keinem Fall ein schlechterer Bürger bin, als Kephalus.

Von vielen Seiten her also erhellt sein Unverstand und seine Scheelsucht, nicht am wenigsten aber aus dem, was er von dem Glücke gesagt hat. Ich halte im Ganzen Jeden, der, ein Mensch einem Menschen, sein Glücksloos vorwirft, für unverständig; denn da auch derjenige,

der in der günstigsten Lage zu sein glaubt und das beste Geschick zu haben wähnt, doch nicht weiß, ob es bis zum Abend so bleiben wird, wie darf er von ihm sprechen, oder wie es einem Andern vorrücken? Da sich aber Dieser außer vielem Anderen auch hierüber mit Uebermuth ausspricht, so erwägt, Ihr Männer Athens, und beachtet, wieviel wahrhafter und menschlicher ich von dem Geschicke sprechen werde, als er. Ich halte das Geschick der Stadt für gut, und sehe, daß dies auf die Aussprüche des Dodonäischen Zeus und des pythischen Apollo gegründet ist; das Geschick aller Menschen aber, wie es jetzt herrscht, für hart und schrecklich. Denn wer der Hellenen, wer der Barbaren hat nicht in der gegenwärtigen Zeit viel Böses erfahren? Daß wir also das Rühmlichste erwählt haben und uns dabei in einer bessern Lage befinden, als diejenigen der Hellenen, die, wenn sie uns preisgäben, in Fülle der Glückseligkeit zu leben hoffen, das schreibe ich dem guten Geschicke der Stadt zu; sind aber Unfälle eingetreten, und hat sich nicht Alles so, wie wir wünschten, begeben, so hat, glaube ich, die Stadt hierdurch ihren Antheil an dem Geschicke anderer Menschen empfangen; das eigene Geschick aber, das meinige sowohl, als das jedes Einzelnen von uns, muß, meines Erachtens, nach den persönlichen Verhältnissen erwogen werden. So urtheile ich von dem Glück wahrhaft und gerecht, wie es mir, und ich glaube auch Euch scheint; er aber erklärt mein persönliches Geschick für mächtiger, als das gemeinsame Geschick der Stadt, das kleine und unbedeutende für stärker, als das gute und große. Wie ist es möglich, daß dem so sei?

Wenn Du aber doch durchaus, Aeschines, mein Glück zu untersuchen beabsichtigst, so wirf einen Blick auf das Deinige, und wenn Du das meine besser findest, als das Deine, so höre auf, es zu schmähen. Betrachte es also gleich vom Anbeginn. Hier aber möge, beim Zeus und den Göttern! Niemand mich abgeschmackten Frostes zeihen. Denn ich halte weder Den für verständig, der die Armuth verhöhnt, noch Den, der sich brüstet, weil er im Ueberfluß erzogen ist; aber die Schmähungen und Verleumdungen dieses lästigen Menschen zwingen mich, auf solche Gegenstände einzugehn; wobei ich indeß, so gut ich kann, und so weit es die Umstände erlauben, die größte Mäßigung beweisen werde.

Mir also, Aeschines, wurde das Glück zu Theil, als Knabe angemessene Schulen zu besuchen, und so viel zu besitzen, als man nöthig hat, um nicht aus Mangel etwas Schändliches zu thun, und nachdem ich den Knabenjahren entwachsen war, auf eine meiner Lage angemessene Weise zu handeln, Chöre auszustatten, Trieren auszurüsten, zu den Staatsbedürfnissen beizutragen, weder in eigenen, noch in öffentlichen

Verhältnissen an Freigebigkeit zurückzubleiben, sondern der Stadt und meinen Freunden nützlich zu sein; als ich aber für gut fand, mich den Geschäften des Staates zu widmen, einen solchen Weg einzuschlagen, daß ich sowohl von dem Vaterlande, als von vielen andern Hellenen oftmals gekrönt wurde, und selbst Ihr, meine Feinde, nicht wagtet zu sagen, daß der von mir gewählte Weg nicht rühmlich sei. Von solcher Art also war das Glück, das ich auf meiner Laufbahn genoß, wobei ich vieles Andere, was ich noch darüber sagen könnte, übergehe, um nicht dem Einen oder dem Andern mit dem, worin ich mich rühme, weh zu thun. Du aber, würdiger Mann, der Du die Andern neben Dir verachtest, halte jetzt mit diesem Geschicke das Deinige zusammen, das Dich als Knaben in der größten Dürftigkeit aufwachsen ließ, indem Du sammt Deinem Vater in der Schule dientest, die Dinte einriebst, die Bänke scheuertest, die Schulstube ausfegtest, und also die Stelle eines Knechtes, nicht eines freien Knaben einnahmst. Als Du aber zum Manne geworden warst, lasest Du Deiner Mutter bei ihren Weihungen die Bücher vor, und halfst ihr auch bei den übrigen Einrichtungen, indem Du zur Nachtzeit den Eingeweihten die Nebris umhingst, sie aus dem Mischkruge tränktest und reinigtest, mit Thon und Kleie abriebst; dann ihnen nach der Reinigung aufzustehn und zu sagen befahlst: „Bösem entfloh ich und fand weit Besseres"; wobei Du Dir etwas darauf zu Gute thust, daß nie Einer lauter geheult habe, als Du — und ich glaube das; denn Ihr dürft nicht meinen, daß er, der in so hohem Tone spricht, nicht auch mit recht heller Stimme geheult habe — bei Tage aber den schönen Thiasus durch die Straßen führtest, geschmückt mit Kränzen von Fenchel und Pappeln, die dickbackigen Schlangen drücktest und über dem Kopfe schwenktest, Evoi, Saboi rufend, und dazu tanzend Hyes Attes, Attes Hyes! Führer und Leiter und Kastenträger und Korbträger und anderes dergleichen von den alten Weibern genannt, und mit Kuchen und Bretzeln und Semmelbrod dafür belohnt. Sollte nun Einer bei solchen Dingen nicht mit Recht sich und sein Glück rühmen dürfen? Nachdem Du nun aber als Bürger eingeschrieben warst, wie das auch immer geschehen sein mag — denn dies will ich unerörtert lassen — nachdem Du also eingeschrieben worden warst, wähltest Du Dir sogleich das höchst edle Geschäft eines Schreibers und Handlangers der untersten Stellen. Als Du aber auch hiervon entfernt wurdest, und Alles, was Du Andern vorwirfst, selbst thatest, beschimpftest Du, bei Gott! keine Deiner früheren Verrichtungen durch Dein nachheriges Leben, sondern verdingtest Dich an jene Schauspieler, Simylus und Sokrates, die Tiefstöhnenden, wie man sie nannte, und spieltest die

dritten Rollen, wobei Du Feigen und Trauben und Oliven wie ein Obsthöker auf fremdem Grund und Boden auflasest, und mehr Wunden davontrugst, als bei den Kämpfen, die Ihr auf Leben und Tod kämpftet; denn ein unversöhnlicher und bitterer Krieg waltete zwischen Euch und den Zuschauern ob, von denen Du viele Wunden erhieltest, so daß Du wohl mit Recht die, welche solche Schlachten nicht kennen, als Feiglinge verhöhnst. Doch ich übergehe, was man der Armuth beimessen kann, und wende mich unmittelbar zu dem, was in Deiner Weise tadelnswürdig ist. Du schlugst einen solchen Weg der Politik ein, da Dir einfiel, auch dies zu versuchen, bei dem Du, wenn das Vaterland glücklich war, das Leben eines Hasen führtest, furchtsam und zitternd und immer in Erwartung der Züchtigungen, die Du Dir bewußt warst, verdient zu haben; wo aber die Andern unglücklich waren, da zeigtest Du Dich Allen keck und kühn. Wen aber der Tod von tausend Mitbürgern froh macht, was verdient der nicht von den Lebenden zu leiden? — Vieles Andere, was ich von ihm zu sagen habe, will ich übergehen; denn ich glaube nicht, alles Schändliche und Schmachvolle, was ich an ihm nachweisen könnte, leichthin sagen zu dürfen, sondern nur, was mir auszusprechen nicht schimpflich ist.

Stelle nun also, was Du und was ich in unserem Leben gethan haben, prüfend gegen einander, mit Ruhe und ohne Bitterkeit, Aeschines; und dann frage diese hier, wessen Geschick Jeder von ihnen sich wählen würde. Du hieltest Schule, ich besuchte die Schulen; Du besorgtest die Weihungen, ich empfing sie; Du tanztest im Chor, ich stattete Chöre aus; Du dientest als Schreiber, ich sprach vor dem Volke; Du spieltest die dritten Rollen, ich sah zu; Du fielst durch, und ich zischte; Du wirktest für die Feinde, ich für das Vaterland. Ich schweige von dem Andern; aber heute werde ich erprobt, um bekränzt zu werden, und erhalte das Zeugniß, in keiner Sache unrecht gethan zu haben; Dir aber wird das Glück zu Theil, für einen Sykophanten zu gelten, und es ist die Frage gestellt, ob Du ferner so fortfahren, oder zum Schweigen gebracht werden sollst, wenn Du nicht den fünften Theil der Stimmen bekommst. So gut — Du siehst es ja — ist Dein Geschick, und doch erklärst Du schmähend das meinige für schlecht?

Wohlan denn, auch die Zeugnisse für die Leistungen leg' ich Euch jetzt vor, die ich für den Staat gemacht habe; und neben diesen lies mir auch die Verse ab, die Du gemißhandelt hast:

Ich kam aus dunkeln Tiefen von des Hades Thor.

und:

Unglück verkünd' ich, wisse, gegen meinen Wunsch.

Und möchten Dich Unseligen auf die unseligste Weise zuerst vor Allen die Götter, dann diese hier insgesammt zu Grunde richten, da Du ein eben so schlechter Bürger als Schauspieler bist.

Lies die Zeugnisse.

(Zeugnisse.)

So war ich also in meinem Verhältnisse zu der Stadt; was aber mein Privatleben betrifft, wenn Ihr nicht alle wißt, daß ich zugänglich und wohlwollend und gegen Hülfsbedürftige dienstbeflissen war, so schweig' ich hierüber und sage nichts davon, noch bring' ich ein Zeugniß deshalb bei; weder daß ich Gefangene von den Feinden losgekauft, noch daß ich Einigen ihre Töchter auszustatten geholfen habe, noch sonst etwas dieser Art. Denn nach meiner Ueberzeugung muß, wer Gutes empfangen hat, dies jederzeit im Gedächtniß haben; wer Gutes gethan hat, es sogleich vergessen, wenn Jener mit rechtschaffener, Dieser nicht mit kleinlicher Gesinnung handeln will. Selbst aber Wohlthaten, die man erzeigt hat, zu erwähnen und davon zu sprechen, ist beinah' einem Vorwurfe gleich. Nichts dergleichen werde ich thun, noch mich dazu verleiten lassen, und wie auch diese hierin über mich denken mögen, mir genügt es so.

Ich will aber, statt der eigenen Verhältnisse weiter zu gedenken, Einiges noch zu Euch von dem Gemeinwesen sagen. Wenn Du, Aeschines, von den Menschen unter dieser Sonne hier einen nennen kannst, welcher unversehrt vormals von Philippus', jetzt von Alexander's Herrschaft geblieben ist, unter den Hellenen oder den Barbaren, dann mag es sein, dann will ich Dir zugeben, daß mein Geschick oder Mißgeschick, wie Du es nennen magst, Schuld an Allem gewesen sei. Wenn aber auch von denen, die mich nie gesehen, nie meine Stimme gehört haben, Viele vieles Harte erlitten haben, nicht blos Mann für Mann, sondern städte- und völkerweis, wie viel gerechter, wie viel wahrhafter war es, dem gemeinsamen Geschick aller Menschen und einer harten und widrigen Gewalt der Ereignisse die Schuld davon beizumessen. Du aber läßt dies aus den Augen und giebst mir die Schuld, der ich unter diesen hier gewaltet habe, ob Du gleich weißt, daß wenigstens ein Theil dieser Lästerung auf Alle, und am meisten auf Dich fällt. Denn wenn ich für mich mit unbeschränkter Macht über die Begebenheiten gewaltet hätte, so würdet Ihr andern Redner mir die Schuld beimessen können; wenn Ihr aber stets in allen Versammlungen gegenwärtig wart und die Stadt Alle insgesammt aufforderte, über ihr Wohl zu berathen, Allen aber damals dieses das Beste zu sein schien, und hauptsächlich Dir — denn aus Wohlwollen wenigstens überließest Du mir die Hoffnungen, die

Bewunderung und Ehre nicht, was Alles damals mit dem, was ich that, verbunden war; sondern weil Du von der Wahrheit besiegt warst, und nichts zu sagen wußtest, was besser war — handelst Du nicht ungerecht und frevelhaft, wenn Du jetzt auf das schiltst, dem Du damals nichts Besseres entgegen zu setzen hattest? Bei allen andern Menschen finde ich doch Folgendes bestimmt und als sicher angenommen: Thut Einer Unrecht mit Absicht: Zorn und Strafe folgt ihm nach. Fehlt er unabsichtlich, so wird ihm Verzeihung statt Strafe zu Theil. Thut er nicht Unrecht und fehlt auch nicht, sondern giebt sich dem hin, was Allen nützlich scheint, hat aber nicht in Allem guten Erfolg, so fordert die Gerechtigkeit, ihn nicht zu schmähen, noch ihm Vorwürfe zu machen, sondern mit ihm zu trauern. Dies erweist sich so nicht nur in dem, was gesetzmäßig ist, sondern die Natur selbst hat es in den ungeschriebenen Gesetzen und in menschlicher Sitte also geordnet. Aeschines übertrifft also alle Menschen so weit an Hartherzigkeit und Schmähsucht, daß er auch sogar das, was er selbst als Unfälle erwähnt hat, mir zum Vorwurfe macht. Außerdem aber, nicht anders, als ob alle seine eigenen Reden vollkommen unschuldig und vom Wohlwollen eingegeben wären, ermahnt er Euch, mich zu beobachten und auf Eurer Hut zu sein, damit ich Euch nicht täusche und betrüge, indem er mich gewaltig, einen Gaukler und Sophisten und dergleichen nennt, eben als ob, wenn Jemand Etwas, das ihm selbst zukommt, zuerst von einem Andern aussagt, dies nun auch wirklich so wäre, und die Zuhörer nicht nachsehen würden, wer der ist, der es sagt. Ich weiß aber, daß Ihr Alle ihn kennt, und überzeugt seid, daß jenes Alles weit mehr ihm, als mir zukommt. Aber auch das weiß ich sehr wohl, daß meine Rednergewalt — denn es sei dem so — ob ich gleich weiß, daß der größte Theil der Gewalt des Redners von den Zuhörern abhängt; denn je nachdem Ihr einen aufnehmt und ihm Wohlwollen zu erkennen gebt, so fällt auch das Urtheil über seine Einsicht aus. — Wenn also auch mir eine Gabe dieser Art verliehen ist, so werdet Ihr Alle finden, daß sie sich bei gemeinsamen Angelegenheiten immer für, nie gegen Euch kund gegeben hat, auch in eigenen nicht; seine Gabe hingegen nicht blos darin, daß er für die Feinde sprach, sondern auch, wenn ihn Jemand gekränkt oder beleidigt hatte, gegen diesen. Denn nicht auf gerechte Weise benutzt er sie, noch zum Besten der Stadt. Es soll aber der edle und wackere Bürger weder für seinen Zorn, noch für seine Feindschaft, noch für Anderes dieser Art von den des Staates wegen versammelten Richtern Unterstützung für sich fordern, noch aus einem solchen Grunde vor Euch auftreten, sondern vor allen Dingen nichts dergleichen in seinem Gemüthe hegen, wenn es

aber nöthig ist, es mit Milde und Mäßigung hegen. Bei welchen Veranlassungen also soll der Staatsmann und der Redner heftig sein? Da, wo die Stadt in ihrer Gesammtheit Gefahr läuft, wo es der Sache des Volkes gegen die Feinde gilt; hierbei. Denn dies kommt einem edeln und wackeren Bürger zu. Nie aber wegen irgend eines öffentlichen, ja auch wegen keines Privatvergehens Rechenschaft von mir gefordert zu haben, weder in Rücksicht auf die Stadt, noch auf sich selbst; und nun aufzutreten, und gegen die Krönung und das mir ertheilte Lob Klage zu erheben, und so viele Worte zu verschwenden, das ist ein Zeichen von Feindseligkeit, von Neid und kleinlicher Gesinnung, nicht von Rechtlichkeit; daß er aber sogar auch den Streit gegen mich selbst jetzt bei Seite läßt und sich gegen diesen hier wendet, das ist der Gipfel der Nichtswürdigkeit. Es scheint mir aber hieraus zu erhellen, Aeschines, daß Du diesen Handel in der Absicht aufgegriffen hast, um ein Probestück Deiner Rednergabe und Stimme zu geben, nicht um Bestrafung eines Vergehens zu fordern. Aber nicht das Wort des Redners, Aeschines, ist ehrenwerth, auch nicht der Klang seiner Stimme, sondern daß er gleiche Bestrebungen wie das Volk, und dieselben Gegenstände des Hasses und der Liebe wie das Vaterland hat. Denn wer so gesinnt ist, der wird in Allem Wohlwollen aussprechen; wer aber denen dient, von denen die Stadt Gefahr für sich fürchtet, der liegt nicht vor demselben Anker, wie das Volk, und hegt nicht dieselbe Erwartung der Sicherheit. Wohl aber ich, siehst Du? Denn ich wählte mir eben das, was diesen hier Nutzen schafft, und nahm mir nichts Besonderes, nichts Eigenes heraus. Auch Du nicht? und wie? Du, der sogleich nach der Schlacht als Gesandter zum Philippus ging, welcher zu jener Zeit Urheber des Unglücks dem Vaterlande war; Du, der in der ganzen vorigen Zeit diesen Dienst verweigert hatte, wie Alle wissen. Wer ist nun der, der die Stadt betrügt? ist es nicht der, welcher nicht sagt, was er denkt? Gegen wen spricht der Herold mit vollem Rechte den Fluch aus? nicht gegen solche Menschen? und welches größere Unrecht kann man einem Redner zur Last legen, als wenn er nicht denkt, wie er spricht? Als dieser bist Du erfunden worden. Und doch wagst Du den Mund zu öffnen, und diesen hier in's Angesicht zu schauen? Glaubst Du etwa, sie kennten Dich nicht? oder Alle wären so in Schlaf und Vergessenheit versunken, um sich nicht der Reden zu erinnern, die Du während des Krieges hieltest, als Du unter Verwünschungen und Schwüren betheuertest, es finde zwischen Dir und Philippus nichts statt, sondern ich beschuldige Dich dessen aus persönlicher Feindschaft ohne Grund der Wahrheit? Nicht sobald aber war der Erfolg der Schlacht gemeldet worden, als

Du, unbekümmert um das Alles, sogleich Freundschaft bekanntest und geltend machtest, und von dem mit ihm obwaltenden Gastrechte sprachst; denn mit diesem Namen belegtest Du Deinen Lohndienst. Aus welchem Grunde der Gleichheit oder des Rechts fand denn zwischen dem Aeschines, dem Sohne der Glaukothea, der Paukenschlägerin, Gastrecht oder Freundschaft oder Bekanntschaft mit Philippus statt? Ich sehe keinen; sondern verkauft warst Du an ihn mit der Bedingung, das, was Deinen Mitbürgern heilsam war, zu Grunde zu richten. Und doch, so ganz offenbar als Verräther und durch die Ereignisse als Dein eigener Angeber erkannt, schmähst Du auf mich, und machst mir das zum Vorwurfe, was Du Allen eher, als mir, Schuld geben kannst.

Vieles Edle und Große, Aeschines, hat die Stadt beschlossen und glücklich vollbracht durch mich, was sie nicht vergessen hat. Beweis davon ist, daß das Volk, als es unmittelbar nach jenen Ereignissen einen Redner am Grabe der Gefallenen wählen wollte, nicht Dich wählte, der vorgeschlagen war, trotz Deiner schallenden Stimme; auch den Demades nicht, welcher eben den Frieden geschlossen hatte; noch den Hegemon, noch irgend einen Andern von Euch, sondern mich. Und als Du und Pythokles, o Zeus und Götter, auftratet und dieselben Beschuldigungen, wie Du jetzt, gegen mich vorbrachtet, bestätigte es seine Wahl nur desto mehr. Die Ursache davon ist Dir zwar nicht unbekannt; doch will auch ich sie Dir sagen. Sie kannten Beides, die Wohlgesinntheit und den Eifer, mit dem ich die Angelegenheiten der Stadt betrieb, und auch Eure Ungerechtigkeit; denn was Ihr in glücklichen Zeiten mit Eidschwüren ableugnetet, dazu bekanntet Ihr Euch bei den Unfällen der Stadt. Sie glaubten also, daß die, welche ihre Gesinnungen bei dem gemeinsamen Unglück, als sie es ohne Gefahr thun konnten, ausgesprochen hatten, schon längst ihre Feinde gewesen, jetzt aber auch dafür erkannt wären. Ferner meinten sie, daß es sich nicht zieme, daß der, welcher am Grabe der Verstorbenen spräche und ihre Tugend feire, unter einem Dache und an einem Tische mit denen gesessen habe, die ihnen im Kampfe gegenüber gestanden, noch daß er dort mit den Urhebern ihres Todes festliche Reigen begehe und Päane anstimme über das Unglück der Hellenen, hierher aber komme, um einer Ehre gewürdigt zu werden; daß er auch nicht blos mit dem Munde, wie auf der Schaubühne, ihr Schicksal beweine, sondern es in der Seele betraure. Dieses fanden sie bei sich und bei mir; bei Euch aber nicht. Darum wählten sie mich, und nicht Euch. Und nicht das Volk allein war so, die Väter und Brüder der Gebliebenen aber, die damals von dem Volke für die Beerdigung erkoren waren, anders gesinnt, sondern

da das Trauermahl bei dem nächsten Verwandten der Todten, wie der Gebrauch ist, gehalten werden sollte, so stellten sie es bei mir an. Mit Recht. Denn dem Blute nach war Jeder Jedem näher verwandt, als mir; der Gesinnung nach aber Keiner Allen näher, als ich; denn wer an ihrer Erhaltung und ihrem Siege den meisten Theil nahm, der fühlte auch über das Loos, das sie nie hätte treffen sollen, von Allen den meisten Schmerz.

Lies ihm aber die Inschrift, welche die Stadt auf ihr Grab zu setzen beschloß, damit Du, Aeschines, auch hieraus erkennest, was für ein unverständiger und schändlicher Sykophant Du bist. Lies.

Inschrift.

Die hier liegen, erhoben das Schild, für den Boden der Heimath
Kämpfend, und scheuchten den Hohn frevelnder Feinde hinweg.
Tugend bewährte der Kampf; ihr Leben zu retten gelang nicht,
Sondern des Aides Hand reichte die Preise des Siegs
Für der Hellenen Geschlecht, daß nicht ihr Nacken der Knechtschaft
Schmählichem Joche gebeugt trüge der Herrscher Gebot.
Jetzo ruht ihr Gebein in des heimischen Bodens Umarmung
Aus von dem Kampf; denn Zeus ordnete dieses Gesetz:
Niemals fehlen und Sieg allzeit sei Himmlischer Vorrecht.
Aber der Mensch entflieht nimmer dem Todesgeschick.

Hörst Du, Aeschines, auch in dieser Inschrift wird gesagt, daß nie zu fehlen und in Allem obzusiegen nur den Göttern beschieden ist? nicht den Rathgebern legt sie die Kraft bei, den Kämpfern Sieg zu verschaffen, sondern den Göttern. Warum also, Verruchtester, schmähst Du mich deshalb, und sagst, was die Götter auf Dein und der Deinigen Haupt fallen lassen mögen?

Bei den vielen Anklagen, Ihr Männer Athens, die er gegen mich vorgebracht und gelogen hat, hat mich Eines vorzüglich in Verwunderung gesetzt, daß er bei Erwähnung der damaligen Ereignisse nicht die Gesinnung eines wohlwollenden und gerechten Bürgers zeigte, keine Thräne vergoß, noch irgend etwas dieser Art in seiner Seele fühlte, sondern mit heller Stimme und jubelnd und aus voller Kehle gegen mich zu sprechen glaubte, in der That aber nur gegen sich selbst das Zeugniß ablegte, daß er bei den schmerzlichsten Ereignissen nichts mit den Andern gemein habe. Und doch sollte, wer für die Verfassung und die Gesetze zu sorgen vorgiebt, wie dieser jetzt, wenigstens über dieselben Gegenstände trauern und über dieselben sich freuen, wie das Volk, nicht aber in den Bestrebungen seiner Politik auf der Seite der Gegner stehen. Daß Du dies gethan, giebst Du jetzt kund, während Du mir von Allem die Schuld

beimissest, und behauptest, die Stadt sei durch mich in ihr Unglück gerathen, da Ihr doch nicht erst seit meiner Verwaltung und Wirksamkeit angefangen habt, den Hellenen hülfreich zu sein; denn wenn mir von Euch dies beigelegt würde, durch mich der gegen Hellas gerichteten Macht widerstanden zu haben, so wäre dies ein größeres Geschenk, als Alle, die Ihr je den Andern gewährt habt. Aber weder ich würde dies sagen — denn Unrecht würd' ich Euch thun — noch würdet Ihr, wie ich gewiß weiß, dieses zugestehen; und wenn dieser hier recht handelte, würde er nicht aus Feindschaft gegen mich den schönsten Theil Eures Ruhmes verletzen und herabwürdigen.

Doch warum rück' ich ihm dieses vor, da er doch viel Aergeres in seiner Anklage gesagt und gelogen hat? Denn wer mich, o Erde und Götter! des Philippisirens beschuldigt, was wird sich der nicht sonst zu sagen erlauben? Und doch, beim Herakles und allen Göttern! wenn man, mit Entfernung lügenhafter Erdichtungen und der Eingebungen der Feindschaft, nur der Wahrheit nachforschen will, wer diejenigen sind, auf deren Haupt Alle und Jede mit Fug und Recht die Schuld der Ereignisse legen dürfen, so wird sich zeigen, daß es diejenigen sind, die in jeder Stadt Diesem hier, nicht die, welche mir gleich waren; die, als Philippus' Sache noch schwach und seine Macht überaus klein war, während wir oft warnten und ermahnten und das Beste riethen, aus schmählichem Eigennutze das Wohl des Ganzen preisgaben und ihre Mitbürger betrogen und verführten, bis sie Alle zu Sklaven gemacht hatten; die Thessalier Daochus, Kineas, Thrasybulus; die Arkadier Kerkidas, Hieronymus, Eukampidas; die Argiver Myrtis, Teledamus, Mnaseas; die Eleer Eupitheus, Kleotimus, Aristächmus; die Messenier Neon und Thrasylochus, die Söhne des den Göttern verhaßten Philiades; die Sikyonier Aristratus und Epichares; die Korinthier Dinarchus und Dematus; die Megareer Ptöodorus, Helixus und Perilaus; die Thebäer Timolas, Theogiton, Anemötas; die Euböer Hipparchus, Klitarchus, Sosistratus; aber der Tag würde nicht lang genug sein, wollt' ich alle Verräther mit Namen nennen. Diese Alle, Ihr Männer von Athen, hegten in ihrer Heimath dieselben Absichten, wie diese hier bei Euch, Menschen mit Schande bedeckt, Schmeichler und Missethäter, deren Jeder sein Vaterland schmählich verstümmelte und die Freiheit desselben zuerst dem Philippus, jetzt dem Alexander darbot; Leute, die nach dem Bauche und den schändlichsten Lüsten die Glückseligkeit abmaßen, die Freiheit aber, und was den vorigen Hellenen Grenze und Maßstab des Guten war, keinen Gebieter über sich zu haben, umstürzten.

Von diesem so schändlichen und berufenen Verein, von dieser

Schlechtigkeit, oder vielmehr, Ihr Männer von Athen, wenn man die Wahrheit sagen will, von diesem Verrathe der Freiheit der Hellenen, ist die Stadt durch meine Politik in aller Menschen Augen unschuldig geblieben, und ich in den Eurigen. Und doch fragst Du mich, für welche Tugend ich geehrt zu werden verlange? Ich sage Dir also, daß, während die Verwalter der Staaten bei den Hellenen insgesammt, bei Dir anzufangen, bestochen sind, früher vom Philippus, jetzt vom Alexander, mich weder Zeitverhältnisse, noch freundliche Worte, noch große Verheißungen, weder Hoffnung, noch Furcht, noch irgend etwas Anderes gereizt und bewogen hat, von dem, was ich für recht und dem Vaterlande heilsam glaubte, etwas zu verrathen; noch habe ich mich je bei irgend einem Rathe, den ich hier ertheilt habe, nach Eurer Weise, dem Gewinne wie auf der Wagschale zugeneigt, sondern bei Allem mit geradem Sinn und mit gerechtem, unbestochenem Gemüthe gehandelt, und während ich von allen Menschen meiner Zeit die größten Angelegenheiten unter den Händen hatte, hab' ich sie Alle mit Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit geleitet. Deshalb verlange ich, geehrt zu werden. Den Bau der Mauer aber, den Du verspottest, und des Grabens Führung halte ich zwar des Dankes und Lobes werth — denn warum nicht? — setz' es aber weit dem nach, was ich im Staate gewirkt habe. Nicht mit Steinen hab' ich die Stadt befestigt und nicht mit Ziegeln; auch setz' ich nicht hierein meinen größten Stolz; sondern wenn Du meine Befestigungsweise recht in's Auge fassen willst, so wirst Du Waffen finden und Städte und Plätze und Häfen und Schiffe und Rosse, und eine Mannschaft, diese zu vertheidigen. Mit dieser Schutzwehr umgab ich Attika, so weit es nach menschlicher Berechnung möglich war; damit ummauerte ich das Land, nicht blos den Umkreis des Piräeus oder der Stadt. Auch wurde ich nicht durch Philippus' Klugheit überwältigt — hieran fehlt viel — noch durch seine Rüstungen, sondern die Feldherren und Heere der Bundesgenossen durch das Geschick. Welche Beweise hab' ich dafür? Die klarsten und augenscheinlichsten. Sehet selbst.

Was mußte ein wohlgesinnter Bürger, was mußte der thun, der mit aller Vorsicht, mit Eifer und mit Gerechtigkeit für das Vaterland wirkte? Mußte er nicht auf der Meerseite Euböa zu einem Bollwerke von Attika machen? von der Landseite Böotien, nach dem Peloponnese hin die diesem Lande angrenzenden Plätze? Mußte er nicht Sorge tragen, daß die Zufuhr des Getreides auf sicherer und befreundeter Straße bis nach dem Piräeus gelangte? daß auf der einen Seite erhalten würde, was wir hatten, indem er Hülfe sendete und diesem Zwecke gemäß sprach und schrieb, Prokonnesus, der Chersones, Tenedus? auf der andern

Freunde und Bundesgenossen gewonnen würden, Byzantium, Abydus, Euböa? endlich, daß den Feinden der vornehmste Theil ihrer Kräfte entzogen, und was der Stadt mangelte, ihr hinzugefügt würde? Dieses Alles nun ist in Folge meiner Vorschläge und meiner Verwaltung bewirkt worden, und wer diese neidlos erwägen will, der wird finden, daß sie wohl bedacht und mit aller Gerechtigkeit ausgeführt waren, daß keine Gelegenheit von mir vernachlässigt oder verkannt oder preisgegeben, und von Allem, was die Kräfte und der Verstand Eines Mannes vermag, nichts unterlassen worden ist. Wenn aber eines Gottes oder des Glückes Macht, oder die Untauglichkeit der Heerführer, oder die Nichtswürdigkeit derer, die Eure Städte verriethen, oder Alles dieses zusammen dem Ganzen feindlich war, bis es zum Umsturze kam, was hat dann Demosthenes gesündigt? Wenn so, wie ich hier auf meinem Posten stand, in jeder hellenischen Stadt Ein Mann gewesen wäre, oder vielmehr wenn Thessalien nur Einen Mann und Arkadien Einen Mann gehabt hätte, der gleiche Gesinnung mit mir hegte, so würde keiner der Hellenen weder außerhalb der pylischen Pässe, noch innerhalb derselben die gegenwärtigen Uebel erfahren haben, sondern alle würden frei und selbstständig mit vollkommener Sicherheit und im Genusse des Glückes ihr Vaterland bewohnen, und alle diese großen Güter würden sie Euch und den andern Athenäern verdankt haben durch mich. Damit Ihr aber erkennt, wie viel ich, aus Scheu vor dem Neide, meine Worte im Vergleich mit den Thatsachen selbst herabstimme, so nimm dies hier und lies die Aufzählung der Hülfstruppen nach meinen Vorschlägen.

(Aufzählung.)

Dieses und Aehnliches, Aeschines, muß der edle und wackere Bürger thun; und wäre es damit gelungen, o Erde und Götter! auf welcher Höhe würden wir dann stehen, ohne Widerspruch und mit vollem Rechte obendrein; da es aber anders ausgeschlagen ist, so ist uns wenigstens der Ruhm geblieben, und daß Niemand die Stadt und ihre Absichten tadelt, sondern das Glück, das die Sache auf die Weise entschieden hat; nicht aber, beim Zeus! mußte er sich von dem, was der Stadt Nutzen bringt, lossagen, sich den Gegnern verkaufen, die den Feind begünstigenden Umstände mehr als des Vaterlandes Wohl befördern; nicht den, welcher redend und schreibend die Stadt zu würdigen Thaten führte und seine Vorsätze mit Beharrlichkeit verfolgte, schelsüchtig angreifen; und wenn er persönlich eine Kränkung erfahren hat, diese im Gedächtnisse aufbewahren; endlich auch nicht eine ungerechte und heimtückische Ruhe beobachten, wie Du häufig thust. Es giebt, ja es giebt eine gerechte

und der Stadt heilsame Ruhe, welche viele von Euch ganz harmlos beobachten; aber das ist nicht die Ruhe, welche dieser hält; daran fehlt viel; sondern, wenn es ihm beliebt — und oft beliebt es ihm — tritt er zurück, und lauert auf die Zeit, wo Ihr desjenigen überdrüssig seid, der fortwährend spricht, oder wo das Glück einen Unfall oder sonst etwas Ungünstiges herbeiführt, wie Vieles im Laufe des menschlichen Lebens geschieht; in solchen Zeiten bricht der Redner plötzlich aus seiner Ruhe wie ein Windstoß hervor, und mit schallender Stimme, Worte auf Worte häufend, knüpft er Reden an Reden, vernehmlich und ohne Athem zu schöpfen; Reden, die Niemandem Nutzen oder irgend etwas Gutes schaffen, sondern manchem der Bürger Unheil und dem Staate Schmach. Es müßten doch diese Uebungen, Aeschines, und diese Bestrebungen, wenn sie aus einem gerechten und dem Wohle der Stadt zugewendeten Gemüthe kämen, edle, rühmliche und Allen nützliche Früchte bringen, Bündnisse der Städte, Zuwachs an Einkünften, Vortheile für den Handel, Feststellung nützlicher Gesetze, Widerstand gegen offene Feinde. Alle diese Gegenstände dienten in früherer Zeit zur Prüfung; und auch die vergangene bot dem wackern und edlen Manne sich zu zeigen Gelegenheit; aber nie bist Du unter diesen hervorgetreten, nicht als der erste, nicht der zweite, nicht der dritte, nicht der vierte, nicht der fünfte, nicht der sechste, noch sonst an irgend einer Stelle, wenigstens nicht da, wo für das Vaterland Vortheil war. Denn welches Bündniß ist der Stadt durch Deine Vermittelung zu Theil geworden? welche Hülfe, oder welcher Gewinn an Wohlwollen und Ruhm? welche Gesandtschaft, welche Dienstleistung, wodurch die Stadt einen Zuwachs an Ehre erhalten hätte? Welcher heimische, oder welcher hellenische oder auswärtige Gegenstand, den Du unter den Händen gehabt hast, ist gebessert worden durch Dich? Welche Schiffe? welche Waffen? welche Arsenale? welcher Bau der Mauern? welche Reiterei? Wo bist Du in irgend Etwas nützlich gewesen? welche öffentliche und gemeinsame Hülfe ist den Begüterten oder Unbegüterten durch Dich geworden? Durchaus keine. — Aber, Freund, wenn auch hiervon nichts, so hegt er doch wenigstens Wohlwollen und Bereitwilligkeit! — Wo? Wann? Du — o Nichtswürdigster! — der Du selbst damals, da Alle, die je auf der Rednerbühne gesprochen hatten, zur Rettung der Stadt freiwillige Beiträge gaben (zuletzt selbst noch Aristonikus das zur Wiedererlangung seiner bürgerlichen Rechte gesammelte Geld), nicht hervortratest, noch einen freiwilligen Beitrag gabst — nicht aus Unvermögen; denn wie war das möglich, da Du von Philo, Deinem Verwandten, mehr als fünf Talente geerbt, und eine Collecte von zwei Talenten als Geschenk von den Führern der Symmorie dafür

erhalten hattest, daß Du das trierarchische Gesetz verunstaltetest. — Um aber nicht, indem ein Wort das andere treibt, mein Ziel aus den Augen zu verlieren, will ich dies übergehen. Daß also nicht Mangel Dich hinderte, Beiträge zu geben, ist aus dem Gesagten offenbar; sondern vielmehr die Besorgniß, Etwas zu thun, was denen, für die Du Alles thatest, entgegen wäre. In welchen Dingen also bewiesest Du Dich wacker? wann kräftig? Wenn Du für nöthig fandest, gegen Deine Mitbürger zu sprechen, da tönte Deine Stimme kräftig vor, da war Dein Gedächtniß treu; da warst Du der beste Schauspieler, ein tragischer Theokrines.

Und doch gedenkst Du der edeln und wackern Männer voriger Zeit! Du thust wohl daran. Nicht recht aber ist es, Ihr Männer Athens, daß er das Wohlwollen gegen die Todten bei Euch benutzt, um mich, der ich jetzt unter Euch lebe, mit Jenen zu vergleichen und an ihnen zu prüfen. Denn wer weiß nicht, daß alle Lebenden bald mehr, bald weniger einiger Mißgunst ausgesetzt sind, die Todten aber Niemand, selbst ihre Feinde nicht mehr hassen? Dies ist so der Natur gemäß; und doch soll ich jetzt mit diesen zusammengehalten, und nach den Männern beurtheilt werden, die vor mir gewesen sind? Dies darf nicht sein; denn es ist weder gerecht, noch billig, Aeschines; sondern mit Dir und jedem Andern, mit dem es Dir beliebt, der mit Dir gleiche Gesinnung hat und gleich Dir lebt. Auch dies erwäge: ist es rühmlicher und besser für die Stadt, wenn um der von den Vorfahren empfangenen Wohlthaten willen, welche überschwänglich sind, denn Niemand kann ihre Größe aussprechen, denjenigen, die dem gegenwärtigen Zeitalter erwiesen werden, mit Undank und Verachtung gelohnt wird, oder wenn Alle, die Etwas mit guter Gesinnung bewirken, Theil an der von ihnen erworbenen Ehre und Liebe haben? Und fürwahr, wenn ich auch dies noch sagen soll, wer meine Politik und meine Gesinnung richtig prüft, der wird finden, daß sie der Politik und den Gesinnungen der damals gepriesenen Männer gleich ist und dasselbe beabsichtigt, die Deinige aber der Gesinnung jener Sykophanten gleicht, welche solche Männer damals verleumdeten. Denn es ist bekannt, daß es auch in jener Zeit Leute gab, die ihre Zeitgenossen schmähten, und diejenigen priesen, die vor ihnen gelebt hatten, ein Verfahren der Mißgunst, ganz dem Deinigen gleich. Du sagst, ich sei Jenen durchaus nicht ähnlich. Bist Du ihnen ähnlich, Aeschines? oder Dein Bruder? oder ein Anderer der jetzigen Redner? Nicht Einer, behaupt' ich. Aber mit den Lebenden, Du braver Mann, um Dir keinen andern Namen zu geben, vergleiche den Lebenden und mit seinen Zeitgenossen, sowie alles Andere, die Dichter, die

Chöre, die Kämpfer. Philammon ging nicht unbekränzt aus Olympia weg, weil er weniger stark war, als Glaukus der Karystier und einige andere Athleten, die in früheren Zeiten lebten; sondern weil er unter denen, die gegen ihn in die Schranken traten, am besten kämpfte, ward er bekränzt und als Sieger ausgerufen. So vergleiche also auch Du mich mit den jetzigen Rednern, mit Dir, oder mit wem Du sonst willst. Ich weiche vor keinem zurück. Als es der Stadt freistand, das Beste zu wählen, und Alle nach dem Preise der Vaterlandsliebe streben durften, da bewies ich mich als den kräftigsten Redner, und Alles wurde durch meine Decrete, Gesetze und Gesandtschaften angeordnet; von Euch aber war keiner irgendwo zu sehen, außer wenn es galt, diesen hier Böses zuzufügen; als aber geschehen war, was nie hätte geschehen sollen, und man nicht mehr nach Rathgebern fragte, sondern nach Leuten, die auf Befehl hörten, und sich gegen das Vaterland zu verdingen bereit waren, und Andern zu schmeicheln Lust hatten, da standest Du und Jeder von diesen auf seinem Posten, groß und strahlend und mit Rossen prunkend; ich aber war ohne Kraft, ich gestehe es, aber mit besserer Gesinnung, als Ihr, gegen unsere Mitbürger erfüllt. Zwei Dinge sind es, die der von Natur gesittete Mann — denn so darf ich doch wohl ohne Anmaßung von mir sprechen — besitzen muß: während der Macht muß er der Stadt die Gesinnung des Edelmuthes und Vorranges bewahren, zu jeder Zeit aber und bei jeder Handlung das Wohlwollen; denn dies hat die Natur in ihrer Gewalt; das Können aber und die Kraft hängt von andern Dingen ab. Diese Gesinnung nun werdet Ihr bei mir ohne Ausnahme herrschend finden. Seht selbst. Nicht als meine Auslieferung gefordert wurde, nicht als man amphiktyonische Processe gegen mich in Gang setzte, nicht als sie drohten, nicht als sie versprachen, nicht als sie diese Ruchlosen hier wie reißende Thiere auf mich losließen, zu keiner Zeit hab' ich die guten Gesinnungen gegen Euch aufgegeben. Denn gleich von Anfang an wählte ich mir den geraden und gerechten Weg der Politik, des Vaterlandes Ehre, Macht und Ruhm zu befördern, dieses zu erhöhn, mit diesem zu leben. Nicht also geh' ich, wenn den Feinden ein Glück begegnet, heiter und frohen Muthes auf dem Markte umher, mit vorgestreckter Rechte die frohe Kunde solchen mittheilend, von denen ich erwarten kann, daß sie es dorthin melden; noch höre ich die glücklichen Ereignisse der Stadt bebend und seufzend und zur Erde gebückt, wie diese Ruchlosen hier, welche die Stadt verhöhnen, als ob sie sich nicht selbst dadurch verhöhnten, daß sie so handeln, und nach außen schauen, und was bei dem Unglück der Hellenen einem

Andern Glück bringt, loben, und behaupten, man müsse für die beständige Dauer seiner Erhaltung sorgen.

Möchte doch, o all' ihr Götter! keiner von Euch dieses billigen, sondern Ihr vor allen Dingen auch diesen hier einen besseren Sinn und besseres Gemüth verleihen; wenn sie aber unheilbar sind, sie allein für sich dem Verderben überliefern, uns, den Uebrigen, aber die schnellste Befreiung von den obschwebenden Besorgnissen und unerschütterte Wohlfahrt gewähren!

Aeschines' Rede über die Truggesandtschaft.

Deutsch von J. H. Bremi.

Ich bitte Euch, Athener, daß Ihr meine Rede mit Wohlwollen anhören möget, indem Ihr auf die Größe der Gefahr Rücksicht nehmet, und die Menge der Beschuldigungen, gegen die ich mich vertheidigen muß, und auf die Ränke und die Umtriebe des Anklägers und seine Rohheit; da er sich erfrecht hat, Männer, welche die streitenden Parteien gleich geneigt anzuhören geschworen, aufzufordern, der Stimme des Beklagten ihr Ohr nicht zu leihen. Und dies sagte er nicht aus Zorn (denn kein Lügner zürnt Denen, die mit Unrecht verleumdet werden, und auch Die, welche die Wahrheit sagen, hindern den Angeklagten nicht, das Wort zu erhalten. Denn eine Anklage vermag nicht eher Etwas bei den Zuhörern, als bis der Angeklagte, welchem die Vertheidigung gestattet worden, nicht im Stande ist, sich von den zuerst vorgebrachten Beschuldigungen los zu machen; aber Demosthenes scheint rechtliche Verhandlungen nicht zu lieben, und es auch gar nicht darauf angelegt zu haben); sondern er wollte Euern Zorn aufregen, und hat eine Anklage wegen Bestechungen vorgebracht, er, der bei einer solchen Verdächtigung keinen Glauben finden kann. Denn wer die Richter zum Unwillen gegen Bestechungen reizen will, der muß selbst von solcher Handlungsweise weit entfernt sein.

Als ich, Männer von Athen, die Anklage des Demosthenes hörte, wandelten mich ganz verschiedene Empfindungen an, Furcht, Aerger und Freude, in einem Grade, wie noch nie. Denn ich gerieth in Furcht und hege noch jetzt die Besorgniß, es möchten Einige unter Euch, um-

strickt von jenen arglistigen und boshaften Gegensätzen, mich verkennen. Aerger aber ergriff mich, so daß ich kaum meiner selbst mächtig war, über die Beschuldigung, womit er mir eine in der Trunkenheit verübte Mißhandlung einer freien Frau, und zwar aus dem Olynthischen Volke, aufbürdete. Freude hingegen fühlte ich, als Ihr ihm bei dieser Anklage Stillschweigen gebotet, und ich glaube dadurch für die Sittenreinheit meines Lebens belohnt worden zu sein. Euch freilich gebührt das höchste Lob und mein liebevollster Dank, daß Ihr mehr dem Lebenswandel des Angeklagten glaubet, als den Beschuldigungen ihrer Gegner; ich selbst aber möchte mich doch nicht enthalten, mich in dieser Hinsicht zu vertheidigen. Denn wenn Jemand von Denen, die außer den Schranken uns umstehen (beinahe die Mehrzahl der Bürger ist ja gegenwärtig), oder von Euch Richtern überzeugt wäre, daß ich Etwas von der Art verübt, nicht nur gegen eine freie Person, sondern selbst gegen wen es sein möge, so ist mir mein Leben unerträglich. Und wenn ich nicht im Verlauf der Vertheidigung erweisen werde, theils daß die Anklage falsch, theils daß Der, der sie auszusprechen wagte, ruchlos und ein Verleumder sei, so will ich, selbst wenn ich in Bezug auf alles Andere unschuldig erscheinen sollte, mich selbst des Todes würdig erklären.

Widersinnig erschien mir aber auch jene Rede, und gewaltig ungerecht, als er Euch fragte, ob es möglich sei, in derselben Stadt, wo Philokrates zum Tode verurtheilt worden, weil er im Bewußtsein seines Unrechts den Urtheilsspruch über sich nicht abwarten wollte, mich loszusprechen. Ich nun glaube gerade darum mit Recht freigesprochen werden zu müssen. Denn wenn Der, der sich selbst verurtheilt, und nicht erscheint, ein Verbrecher ist, so ist gewiß Der, welcher gegen die Anklage auftritt, und sich und seine Person den Gesetzen und den Mitbürgern übergiebt, kein Verbrecher. Im Betreff der Anklage überhaupt aber bitte ich Euch, Ihr Männer, wenn ich Etwas übergehe und nicht erwähne, mich zu fragen, und mir anzudeuten, was Ihr von mir zu hören wünschet, und nicht im voraus zu urtheilen, daß ich ein Verbrecher sei, sondern unparteiisch mich anzuhören. Ich bin aber in Verlegenheit, wo ich zuerst anfangen soll, wegen der Verwirrung in der Anklage. Erwäget nun, ob die Behandlung, die mir widerfährt, in der Billigkeit begründet ist. Denn Ich bin es eigentlich, dessen Person hier gefährdet ist; und doch ist der Haupttheil der Anklage gegen den Philokrates und Phrynon und die andern Mitgesandten und den Philippus und den Frieden und die Staatsverwaltung des Eubulus gerichtet. Neben diesen Allen bin ich auch aufgezählt. Nur Demosthenes allein erscheint in seiner Rede als Beschützer der Stadt, die Andern als Verräther. Denn er hat uns von

Anfang bis an's Ende beschimpft, und lügenhafte Schmähungen nicht blos gegen mich, sondern auch gegen die Andern ausgestoßen. Und mich, den er so herabgewürdigt, behandelt er wieder zur Abwechslung, wie es ihm gut dünkt, als ob er einen Alcibiades oder Themistokles zu beurtheilen hätte, die am meisten durch Ruhm unter den Griechen sich auszeichneten, und beschuldigt mich, daß ich die Städte in Phocis zu Grunde gerichtet, das Gebiet in Thracien von Euch entfremdet, und den Kersobleptes, einen mit der Stadt befreundeten und verbündeten Mann, aus seinem Reiche vertrieben habe; er hat es auch gewagt, mich mit Dionysius, dem Tyrannen in Sicilien, zu vergleichen, und Euch mit Eifer und mit lautem Geschrei gewarnt, Euch vor dem wilden Thiere zu hüten, und den Traum der Priesterin in Sicilien erzählt. Und nachdem er die Sache so übertrieben, mißgönnte er mir selbst seine Verleumdungen, und stellte als Ursache des Geschehenen nicht meine Reden, sondern die Waffen des Philippus auf.

Bei solcher Dreistigkeit und Gaukelei des Menschen ist es schwierig, theils sich an das im Einzelnen Gesprochene zu erinnern, theils in einer bedenklichen Lage sich gegen unerwartete Verleumdungen zu vertheidigen. Ich will aber mit Dem anfangen, was nach meiner Ueberzeugung meine Rechtfertigung am deutlichsten machen und Euch wohlbekannte und gesetzmäßige Gründe darbieten wird, mit den Punkten über den Frieden und die Wahl der Gesandtschaft. Denn so werde ich am besten der Sache mich erinnern und sie entwickeln können, so, daß Ihr mich am besten verstehet. Es wird nämlich Euch Allen, wie ich glaube, noch im Gedächtniß sein, wie die Gesandten der Euböer, nachdem sie über den Frieden mit ihrer Nation zu dem Volke gesprochen, sagten, daß auch Philippus ihnen aufgetragen, Euch anzukündigen, daß er sich mit Euch auszugleichen und Frieden zu halten wünsche. Nicht lange Zeit nachher aber wurde der Rhamnusier Phrynon von Räubern gefangen, während der Waffenruhe der Olympischen Spiele, wie er selbst sich beklagte. Als er aber nach bezahltem Lösegeld hieher zurückkehrte, bat er Euch, in seiner Angelegenheit einen Gesandten an Philippus zu wählen, damit ihm wo möglich das Lösegeld erstattet würde. Ihr gewährtet seine Bitte, und gabet ihm den Ktesiphon als Gesandten bei. Als nun Ktesiphon von der Gesandtschaft hieher zurückgekehrt war, berichtete er vor Euch über seine Sendung, und zudem, daß Philippus sage, er habe gegen seinen Willen mit Euch Krieg geführt, und wünsche auch jetzt des Krieges los zu werden. Als Ktesiphon dies vortrug und hinzusetzte, wie viele Gefälligkeit ihm Philippus erwiesen, und das Volk dies mit großem Beifalle aufnahm und den Ktesiphon belobte, und Niemand dagegen

auftrat, da machte der Hagnusier Philokrates alsobald den Vorschlag, den auch das ganze Volk einstimmig zum Beschlusse erhob, es solle dem Philippus gestattet sein, Herolde und Gesandte wegen des Friedens hieher zu senden. Denn früher wurde selbst gerade dieses von gewissen Leuten hintertrieben, die ein besonderes Interesse dabei hatten, wie die Sache selbst zeigte.

Diese nun klagen den Vorschlag als gesetzwidrig an, Lykinus unterschreibt die Anklage, und bestimmt als Strafe hundert Talente. Drauf kam die Anklage vor Gericht. Da aber Philokrates krank war, rief er den Demosthenes zu seinem Vertheidiger auf, und keineswegs mich. Demosthenes, der Feind des Philippus, trat auf, und wandte den ganzen Tag zur Vertheidigung an, und zuletzt wird Philokrates freigesprochen. Der Ankläger aber hatte nicht den fünften Theil der Stimmen für sich, was Ihr Alle wisset. Gerade zu derselben Zeit aber wurde Olynthus eingenommen, und viele unserer Mitbürger geriethen dabei in Gefangenschaft; unter ihnen Stratokles, der Bruder des Ergochares, und Eueratus, der Sohn des Strombichus. Die Verwandten traten als Flehende vor das Volk und baten dasselbe, sich für Jene zu verwenden. Philokrates und Demosthenes aber traten als ihre Sachwalter auf, und keineswegs Aeschines. Und sie senden an Philippus als Gesandten den Schauspieler Aristodemus, welcher Demselben bekannt und wegen seiner Kunst bei ihm beliebt war. Als aber Aristodemus von der Gesandtschaft zurückkehrte und wegen gewisser Abhaltungen nicht vor dem Rath erschien, sondern Stratokles ihm zuvorkam, der, als Kriegsgefangener von Philippus ohne Lösegeld freigegeben, aus Macedonien zurückgekommen war, da wurden Viele unwillig, daß Aristodemus von der Gesandtschaft keinen Bericht erstattete, da sie dieselben Aeußerungen des Philippus (wie durch Ktesiphon) auch durch Stratokles vernahmen. Und zuletzt trat der Aphidnäer Demokrates vor den Rath und beredete ihn, den Aristodemus vor sich zu entbieten. Einer der Rathsmitglieder war aber Demosthenes, mein Ankläger. Aristodemus trat auf und erstattete von dem großen Wohlwollen des Philippus zu der Stadt Bericht, fügte auch bei, daß er selbst ein Bundesgenosse der Stadt zu werden wünsche. Und dieses sagte er nicht blos vor dem Rath, sondern auch vor dem Volke. Damals widersprach ihm Demosthenes nicht, sondern trug sogar darauf an, den Aristodemus zu bekränzen.

Nachdem nun dies dem Volke vorgetragen war, so trug Philokrates auf den Beschluß an, zehn Männer als Gesandte an Philippus zu wählen, die mit Philippus über den Frieden, und was den Athenern und dem Philippus gemeinsam zuträglich wäre, unterhandeln sollten.

Und da die zehn Gesandten gewählt wurden, so ward ich von Nausikles vorgeschlagen, Demosthenes aber von Philokrates selbst, Er, der jetzt den Philokrates anklagt. Und er war so für die Sache eingenommen, daß er vor dem Rath den Vorschlag machte, damit Aristodemus ungestraft mit uns als Gesandter abgehen könnte, Gesandte an die Städte zu wählen, in welchen Aristodemus in Spielen hätte auftreten sollen, um die Entlassung der Strafe für ihn zu erbitten. Und zum Beweise, daß dieses wahr ist, nimm die Beschlüsse, und lies das Zeugniß des Aristodemus vor, und rufe Diejenigen auf, an welche er es ausgestellt hat, damit die Richter wissen, wer der Genosse des Philokrates gewesen, und wer gesagt, er werde das Volk bereden, dem Aristodemus den Gefallen zu erweisen.

[Beschlüsse. Zeugniß.] Die Anordnung des ganzen Geschäfts geschah also von Anfang an nicht durch mich, sondern durch Demosthenes und Philokrates. Während der Gesandtschaft aber verlangte er, daß wir mit einander speisen sollten; jedoch hat er nicht (eigentlich) mich dazu beredet, sondern meine Reisegenossen, den Aglaokreon von Tenedos, den Ihr aus den Bundesgenossen wähltet, und den Jatrokles. Auf der Reise aber, sagte er, habe ich ihm zugesprochen, gemeinsam auf das wilde Thier Acht zu geben, den Philokrates; das ist aber eine Erdichtung. Wie hätte ich den Demosthenes gegen den Philokrates aufreizen sollen, von dem ich wußte, daß er den Philokrates vertheidigt, als die Anklage über die Gesetzwidrigkeit stattfand, da auch Demosthenes von Philokrates zur Gesandtschaft vorgeschlagen worden? Zudem pflogen wir Mitgesandten keine solche Unterredungen mit ihm, sondern wir waren genöthigt, auf der ganzen Reise das anmaßende und unerträgliche Benehmen des Demosthenes auszuhalten. Wenn wir Mitglieder der Gesandtschaft etwa überlegten, welche Vorträge wir halten sollten, und Cimon die Besorgniß äußerte, Philippus möchte in der Entwickelung der Rechtsgründe über uns Meister werden, brüstete sich Demosthenes, ihm stehe ein reicher Strom von Worten zu Gebot, er getraue sich über unsere Rechte in Bezug auf Amphipolis und die Ursachen des Krieges so zu sprechen, daß er dem Philippus wie mit trockenen Binsen den Mund stopfen, und die Athener bereden werde, den Leosthenes aufzunehmen, den Philippus aber, den Athenern Amphipolis zurückzugeben.

Doch, um nicht über seinen Hochmuth mich allzu weitläufig auszulassen, sobald wir nach Macedonien kamen, so redeten wir unter uns ab, daß, wenn wir bei Philippus vorgelassen würden, die Aeltesten zuerst sprechen sollten, dann die Uebrigen dem Alter nach. Demosthenes aber war zufällig nach seiner Aussage der Jüngste. Hierauf wurden

wir vorgerufen; — — Und nun gebet doch ja genau auf Dieses Acht! denn daraus könnet Ihr den übermäßigen Neid des Menschen sehen und seine arge Feigheit und zugleich seine Bosheit und Hinterlist gegen Tischgenossen und Mitgesandte, welche von der Art ist, wie man sie nicht einmal gegen die ärgsten Feinde so ganz ohne Grund aussinnen möchte. Das ist nämlich der Mann, welcher behauptet, daß ihm das Salz der Stadt und der öffentliche Tisch so viel werth sei, ob er gleich (ich kann es nicht verschweigen) kein ächter Landessohn und nicht einmal von gleichem Geschlechte mit uns ist. Wir aber, die wir Heiligthümer und Grabstätten der Ahnen im Vaterland haben, mit Euch Verkehr und einen der Freigeborenen würdigen Umgang pflegen, und gesetzliche Ehen und Verwandte und Kinder haben, wir waren wohl zu Athen Eures Zutrauens würdig, denn sonst hättet ihr uns nie gewählt; wie wir aber nach Macedonien kamen, wurden wir gleich zu Verräthern. Er hingegen, dem alle Glieder seines Körpers, selbst das Organ der Stimme, feil sind, Er wagt es, als ob er ein Aristides wäre, der den Griechen die Auflagen bestimmte und den Beinamen des Gerechten trug, Unwillen und Abscheu gegen Bestechungen zu äußern!! Höret nun unsere Vorträge, die wir für Euch gehalten, und dann was jene große Stütze der Stadt, Demosthenes, gesprochen, auf daß ich dann der Reihe nach und auch im Kleinen und Einzelnen mich gegen jeden der Anklagepunkte vertheidigen kann. Euch Allen aber, Ihr Männer, sei mein innigster Dank dargebracht, daß Ihr mit Stillschweigen und Unparteilichkeit uns anhöret. Wenn ich daher einen der Anklagepunkte nicht beseitigen sollte, so werde ich nicht Euch, sondern mir selbst die Schuld beimessen.

Nachdem die Aelteren über die Absicht der Gesandtschaft gesprochen hatten, und die Reihe zu sprechen an mich kam, — doch was ich im Einzelnen dort gesprochen, und was Philippus darauf geantwortet, habe ich vor dem Volke ausführlich an alle Athener berichtet, und ich will jetzt versuchen, Euch nur die Hauptsache davon in's Gedächtniß zurückzurufen: — sprach ich zuerst von der Zuneigung, welche seine Vorfahren gegen unsern Staat hatten, und von den Freundschaftsdiensten, womit Ihr dem Amyntas, dem Vater des Philippus, entgegenkamet, und überging Nichts, sondern brachte Alles der Reihe nach in Erinnerung, und dann auch das Gute, wovon er selbst Zeuge war, daß es ihm von Eurer Seite zu Theil geworden. Denn kurz nach Amyntas' Tode, welcher als Söhne Alexander, den Aeltesten unter seinen Brüdern, den Perdikkas und Philippus noch im Knabenalter hinterließ, sah sich ihre Mutter Eurydice von ihren Scheinfreunden verrathen, und Pausanias nahm ihr Reich in Anspruch, der zwar verbannt gewesen, aber jetzt

durch die Zeitumstände mächtig geworden war. Dieser hatte, da Viele es mit ihm hielten und er ein griechisches Heer hatte, Anthemus und Therma und Strepsa und einige andere Plätze eingenommen, weil auch die Macedonier nicht einig waren, sondern die Meisten auf die Seite des Pausanias traten: zu dieser Zeit wählten die Athener den Iphikrates zum Feldherrn gegen Amphipolis, da die Amphipoliten damals selbst die Stadt inne hatten und die Einkünfte des Landes bezogen. Als aber Iphikrates zuerst mit wenigen Schiffen in diese Gegenden gekommen war, mehr um die Lage der Dinge zu beobachten, als die Stadt zu belagern, da, sprach ich zu Philipp, ließ ihn Deine Mutter Eurydice zu sich kommen, übergab, wie alle Anwesenden bezeugen, Deinen Bruder Perdikkas in die Hände des Iphikrates, Dich aber legte sie als Knäblein in den Schooß Desselben, und sagte: Amyntas, der Vater dieser Knaben, nahm Dich während seines Lebens an Sohnes Statt an, und stand in so vertrauten Verhältnissen mit der Stadt der Athener, daß Du als Privatmann der Bruder dieser Knaben geworden, von Staates wegen aber unser Freund bist. Und darauf fügte sie dringende Bitten bei für Euch und sich selbst und das Reich, und überhaupt für ihre Rettung. Iphikrates erhörte ihre Wünsche, vertrieb den Pausanias aus Macedonien und rettete Eure Herrschaft.

Dann sprach ich über Ptolemäus, der zum vormundschaftlichen Regenten ernannt war, wie undankbar und schlimm er gehandelt, indem ich zeigte, daß er zuerst in Beziehung auf Amphipolis unserer Stadt entgegen arbeitete, und mit den Thebanern, mit welchen die Athener in Zwist waren, ein Bündniß schloß. Ferner erwähnte ich, wie Perdikkas, nachdem er zur Regierung gelangt war, um Amphipolis mit unserer Stadt Krieg führte. Dabei zeigte ich, wie milde Ihr gehandelt, ungeachtet des erlittenen Unrechtes, und sagte, daß Ihr den Perdikkas, unter Kallisthenes' Anführung, im Kriege besiegt und doch einen Waffenstillstand mit ihm geschlossen, immer in der Erwartung, zu Eurem Rechte zu gelangen. Dann suchte ich die nachtheilige Deutung jener Geschichte zu beseitigen, und zeigte, daß das Volk den Kallisthenes zum Tode verurtheilt, nicht wegen des Waffenstillstandes mit Perdikkas, sondern um anderer Vergehungen willen. Auch scheute ich mich nicht, gegen den Philippus selbst zu sprechen, und ihm vorzuwerfen, daß er den Krieg gegen die Stadt fortgesetzt. Und als Belege von Allem, was ich sagte, legte ich die Briefe Jener vor und die Beschlüsse des Volkes und den Waffenstillstand des Kallisthenes. Ueber den ursprünglichen Besitz des Landes, und die sogenannten neun Wege, und die Söhne des Theseus, unter denen Akamas dieses Land als Mitgift seiner Gattin erhalten haben soll,

sprach ich damals gemäß den Verhältnissen, und zwar so umständlich als möglich; jetzt aber muß ich wohl jenen Vortrag in's Kurze ziehen. Auch die Beweise, die nicht aus den alten Mythen hergenommen sind, sondern aus Thatsachen, die zu unserer Zeit sich ereigneten, brachte ich in Erinnerung. Denn als ein Waffenbund zwischen den Lacedämoniern und den andern Griechen zu Stande gekommen war, und Amyntas, der Vater des Philippus, sich auch anschloß, und einen Abgeordneten zur Versammlung sandte, und eine unabhängige Stimme führte, so beschloß er, mit den andern Griechen Amphipolis als Athenische Besitzung zu Gunsten der Athener zu erobern. Und den gemeinsamen Beschluß der Griechen darüber und die Namen seiner Urheber legte ich aus den öffentlichen Urkunden als Belege vor. Auf was aber Amyntas, der Vater des Philippus, in Gegenwart aller Griechen, nicht blos durch Erklärungen, sondern auch durch (feierliche) Stimmgebung Verzicht geleistet, Das, sagte ich, solltest Du, sein Sohn, Dir nicht zueignen wollen. Wenn Du es Dir aber als rechtmäßigen Besitz zueignest, weil Du es im Kriege genommen, so besitzest Du es dann rechtsgültig, wenn Du im Kriege mit uns die Stadt mit den Waffen genommen und sie nach Kriegsrecht erworben; wenn Du aber den Amphipoliten die Stadt der Athener genommen, so hast Du nicht das Eigenthum Jener inne, sondern das Gebiet der Athener.

Nachdem diese und andere Vorträge gehalten waren, kam nun die Reihe, als Gesandter zu reden, an Demosthenes, und Alle erwarteten außerordentliche Kraftreden von ihm zu hören. Denn auch an Philippus selbst, wie wir nachher hörten, und an dessen Vertraute waren jene prahlerischen Verheißungen berichtet worden. Da nun Alle so zum Anhören gespannt waren, beginnt dieses Ungethüm mit einer dunkeln und vor Feigheit erstorbenen Vorrede, geht dann ein wenig auf die früheren Ereignisse zurück, und schweigt plötzlich stille und geräth in Verlegenheit; zuletzt fällt er ganz aus seiner Rede. Da aber Philippus seinen Zustand sah, ermahnte er ihn, Muth zu fassen, und nicht zu glauben, daß, was ihm begegnet, wie im Schauspiel, etwas zu bedeuten habe, sondern mit Ruhe sich eine Weile zu sammeln, und zu sprechen, wie er sich vorgenommen. Er aber, wie er einmal erschrocken und von dem Geschriebenen abgeirrt war, konnte sich nicht mehr fassen, sondern da er es versuchte, zum zweiten Male zu sprechen, so widerfuhr ihm dasselbe. Wie nun Alles still war, hieß uns der Herold abtreten. Da wir Mitgesandten aber unter uns allein waren, so sagte dieser ehrsame Demosthenes mit gewaltig finsterem Blicke, ich hätte die Stadt und die Bundesgenossen zu Grunde gerichtet. Als nun nicht blos ich, sondern auch alle Mitge-

sandten darüber erstaunt waren und nach der Ursache fragten, weßwegen er dies behaupte, so fragte er mich, ob ich vergessen, wie die Sachen zu Athen ständen, und ob ich mich nicht erinnere, daß das Volk ganz entkräftet sich sehr nach dem Frieden sehne. Oder, sagte er, pochest Du auf die beschlossenen funfzig Schiffe, die nie werden bemannt werden? Du hast den Philippus so gereizt, und solche Dinge gesprochen, daß nicht nur aus dem Kriege nicht Frieden werden kann, sondern selbst der Friede sich in einen unversöhnlichen Krieg verwandeln könnte.

Da ich nun anfing, darauf zu erwiedern, riefen uns die Diener Philipp's. Und wie wir nun eingetreten waren und uns gesetzt hatten, suchte Philippus auf jede der Aeußerungen etwas zu antworten, und hielt sich aus gutem Grunde am längsten bei meinen Reden auf; denn wahrscheinlich hatte ich, wie ich meine, Nichts von dem, was zu sagen war, übergangen; auch nannte er oft während seiner Rede meinen Namen; mit Demosthenes aber, der so lächerlich abgezogen war, sprach er über gar Nichts, so viel ich mich erinnere. Und das war für Diesen ein kränkender Verdruß. Als aber Philippus zur traulichen Unterhaltung überging, und der hämische Vorwurf, den mir Dieser so eben vor den Mitgesandten gemacht hatte, daß ich Urheber von Krieg und Streit sein werde, in Nichts zerfiel, da sah man es ihm deutlich an, daß er ganz außer sich war, so daß er auch, da wir zum Ehrenmahl eingeladen wurden, sich auffallend unanständig benahm. Als wir nun von der Gesandtschaft nach Hause aufbrachen, unterhielt er sich plötzlich auf der Reise wider Vermuthen sehr freundlich mit Jedem. Ich wußte nämlich früher nicht, was ein heimtückischer, oder verschlagener, oder falscher Mensch sei, oder etwas von der Art; jetzt aber, seit Dieser mir die ganze Bosheit seines Charakters entschleiert hat, habe ich es gelernt. Denn er nahm Jeden von uns in's Besondere vor, und versprach dem Einen Geldbeiträge auszuwirken, und aus seinem Vermögen ihn zu unterstützen, dem Andern, ihm eine Feldherrnstelle zu verschaffen, mir aber wich er nicht von der Seite, pries mich glücklich wegen meiner Talente, hielt den von mir gehaltenen Vorträgen eine Lobrede, und ergoß sich in Lobsprüche bis zum Ueberdrusse. Als wir Alle zu Larissa mit einander speisten, spottete er über sich selbst und über die Verlegenheit, die ihn bei der Rede überfallen, und sagte, Philippus sei der gewaltigste von allen Menschen unter der Sonne.

Und da auch ich darin beistimmte, daß er mit gutem Gedächtnisse auf unsere Aeußerungen geantwortet, und Ktesiphon, welcher der Aelteste von uns war, mit Uebertreibung seines Alters und seiner Lebensjahre beifügte, daß er in einer so langen Lebenszeit nie einen so angenehmen

und liebenswürdigen Menschen gesehen habe, schlug dieser Sisyphus hier die Hände zusammen, und sagte: Das, Ktesiphon, würdest Du doch nie vor dem Volke sagen, und auch Dieser (er meinte mich) würde sich nicht erkühnen, den Athenern zu sagen, wie gut Philippus spreche, und mit welchem Gedächtniß. Und so, ohne daß wir es merkten und die Tücke vorher sahen, die Ihr sogleich vernehmen werdet, verband er uns durch eine Art von Vertrag und Wette, dieses vor Euch zu sagen, mich aber bat er gar dringend, es nicht zu übergehen, sondern zu sagen, wie auch Demosthenes etwas zu Gunsten von Amphipolis gesprochen habe. Bis dahin sind die Mitgesandten meine Zeugen, die Dieser in der Anklage von Anfang bis zu Ende beschimpft und verleumdet hat; ihre Reden aber auf der Bühne vor Euch habet Ihr gehört, so daß es mir unmöglich wäre, eine Unwahrheit zu sagen. Ich bitte Euch aber, auszuharren und auch die weitere Entwickelung der Sache anzuhören. Denn daß Jeder von Euch wünscht, die Begegnisse mit Kersobleptes zu vernehmen, und die Beschuldigungen in Bezug auf die Phoceer, weiß ich bestimmt, und eile daher zu Diesem. Aber wenn Ihr Euch nicht das Frühere vortragen lasset, so werdet Ihr auch nicht Jenem gehörig folgen können; wenn Ihr aber mir, der ich in Gefahr bin, zu reden gestattet, wie ich wünsche, so werdet Ihr nicht allein mich retten können, wenn ich unschuldig bin, ndem Euch hinreichende Gründe dafür an die Hand gegeben werden, sondern Ihr werdet aus dem, worin man übereinstimmt, auch das beurtheilen, was man widerspricht.

Wie wir also hierher kamen, und vor dem Rath der Hauptsache nach von der Gesandtschaft Bericht erstatteten, und den Brief von Philippus übergaben, machte Demosthenes unsern Lobredner vor dem Rathe, und schwor bei der Hestia (dem heiligen Herde) des Rathhauses, er wünsche dem Staate Glück, daß er solche Männer zur Gesandtschaft abgeordnet, die durch Wort und That des Staates würdige Gesandte gewesen, und von mir sagte er etwas von der Art, daß ich die Hoffnungen derer, die mich zur Gesandtschaft gewählt, nicht getäuscht hätte. Zum Schlusse des Ganzen trug er darauf an, Jeden von uns mit einem Kranze von Oelzweigen zu bekränzen, wegen unserer guten Gesinnungen gegen das Volk, und uns auf den folgenden Tag in das Prytaneum zum Mahle einzuladen. Zum Beweis aber, daß ich keine Unwahrheit vor Euch gesprochen, nehme der Schreiber den Beschluß, und lese die Zeugnisse der Mitgesandten vor.

[Beschluß des Rathes, auf den Demosthenes antrug; Zeugnisse der Mitgesandten über das Gesagte.]

Als wir nun von der Gesandtschaft vor dem Volke Bericht erstat-

teten, trat zuerst Ktesiphon als der Aelteste auf, und sprach theils über andere Punkte, theils über solche, die er mit Demosthenes verabredet, Euch vorzutragen, über die Umgänglichkeit des Philippus, sein Aeußeres und seine Gewandtheit im Trinken. Und als Philokrates und Derkyllus nach Diesem Einiges gesprochen, trat ich auf. Ich ließ mich über die Gesandtschaft im Allgemeinen aus, und kam dann zu den Punkten des Vertrags, zu denen ich mich bei den Mitgesandten verstanden hatte, und sagte, daß Philippus mit gutem Gedächtniß und mit Kraft spreche, auch vergaß ich die Bitte des Demosthenes nicht, daß ihm aufgetragen worden sei, über Amphipolis zu sprechen, wenn wir Etwas übergingen. Nach uns Allen tritt zuletzt Demosthenes auf, nahm, wie gewöhnlich, eine wichtige Gauklermiene an, rieb sich die Stirn, und als er sah, daß das Volk mit Zeichen des Beifalls meine Reden aufgenommen hatte, sagte er:

„Er verwundere sich über Beide, über die Zuhörer und die Gesandten, wenn die Einen die Zeit der Berathung, die Andern die Zeit, Rath zu geben, vorbei gehen lassen und vertändeln, indem sie an solchem Geplauder über das Ausland bei Angelegenheiten, welche die Heimath betreffen, Gefallen finden; denn es sei Nichts leichter, als von einer Gesandtschaft Bericht zu erstatten. Ich will Euch aber, sagte er, auch zeigen, wie die Sache verhandelt werden soll." Und zugleich befahl er, den Beschluß des Volkes vorzulesen. Nach der Vorlesung aber sagte er: Dies ist es, weßwegen wir abgesendet wurden, und dies haben wir ausgeführt, was hier geschrieben steht. Nimm auch den Brief, den wir von Philippus gebracht haben. Da dieser vorgelesen war, sagte er: Da habet Ihr die Antwort, und es ist nun Eure Sache, Euch zu berathen.

Da aber die Einen ihm lärmend zuriefen, daß er beredt und bündig gesprochen, die Meisten aber ihn boshaft und hämisch nannten, sagte er: „So sehet nun auch, wie bündig und kurz ich alles Andere berichten werde. Aeschines hat geurtheilt, Philippus sei ein gewandter Redner von trefflichem Gedächtniß. Ich nicht also. Denn nähme man ihm seinen hohen Glücksstand, und versetzte man einen Andern in denselben, so würde ein solcher Jenem nicht viel nachstehen. Ktesiphon sprach über seine stattliche Gestalt; mir aber scheint der Schauspieler Aristodemus, der mit uns als Gesandter dort war, nicht minder stattlich auszusehen. Einer sagte, er haben ein gutes Gedächtniß; das haben auch Andere. „„Er war ein tüchtiger Zechgenosse."" Unser Gefährte Philokrates ist darin noch geübter. Es sagt Einer, er habe mir über Amphipolis zu sprechen übrig gelassen? Aber weder Euch, noch mir würde dieser Redner gerne das Wort lassen. Das sind Possen, sagte er, ich aber will auf

den Beschluß antragen, daß man mit dem Herold sowohl, der von Philippus hierher geschickt worden, als mit den Gesandten, die von ihm hierher kommen werden, unterhandle, und daß die Prytanen, sobald die Gesandten kommen, eine Volksversammlung auf zwei Tage nach einander veranstalten, nicht nur wegen des Friedens, sondern auch in Betreff eines Bündnisses, ferner, daß die Volksversammlung uns Gesandten, wenn wir dessen würdig scheinen, ihren Beifall bezeige, und uns auf den kommenden Tag in's Prytaneum zum Mahl einlade." Zum Beweis, daß ich die Wahrheit sage, nimm die Beschlüsse, damit Ihr sehet, Ihr Männer, wie wankelmüthig und neidisch er ist, und wie er mit Philokrates Gemeinschaft gemacht, und was für einen hinterlistigen und treulosen Charakter er hat. Rufe mir auch die Mitgenossen auf, und lies ihre Zeugnisse vor. [Beschluß des Demosthenes.] Nicht blos darauf trug er an, sondern er schlug auch hernach im Rathe vor, den Gesandten des Philippus, sobald sie kämen, bei den Dionysien einen Ehrenplatz anzuweisen. Lies auch diesen Beschluß. [Beschluß des Demosthenes.] Lies auch das Zeugniß der Mitgesandten, damit Ihr sehet, Ihr Athener, daß Demosthenes nicht für die Stadt zu sprechen im Stande ist, wohl aber gegen seine Tisch- und Amtsgenossen Ränke schmiedet. [Zeugniß.]

Ihr findet also, daß nicht ich und Philokrates für den Frieden gemeinsam handelten, sondern Demosthenes und Philokrates, und ich glaube, Euch hinlängliche Belege für das Gesagte vorgelegt zu haben. Denn von dem, was berichtet worden, seid Ihr Zeugen; von dem aber, was in Macedonien gesprochen wurde, und was uns auf der Reise begegnete, habe ich die Mitgesandten Euch als Zeugen vorgeführt; die von Demosthenes aber so eben vorgetragene Anklage habet Ihr gehört, und Ihr erinnert Euch, wie er mit der Volksrede anfing, die ich über den Frieden gehalten. In diesem Theile der Anklage war er ganz Lügner, und hat sich in jenem Augenblick als Bösewicht erwiesen. Denn er sagt, daß diese Reden vor den Gesandten gehalten worden, welche die Griechen zu Folge einer Einladung des Volkes zu uns gesendet, damit sie gemeinsam mit den Athenern gegen Philippus Krieg führten, wenn es sein müßte, und am Frieden Theil nähmen, wenn dieses zuträglich scheinen würde. Sehet den Trug in einer so wichtigen Sache und die arge Unverschämtheit des Menschen. Denn von den Gesandten, die Ihr nach Griechenland abgeordnet, da wir noch im Kriege mit Philippus begriffen waren, sind die Zeit der Wahl, als sie abgesandt wurden, und die Namen der Gesandten in den öffentlichen Archiven verzeichnet; ihre Personen aber sind nicht in Macedonien, sondern in Athen; bei fremden

Gesandtschaften aber hält der Rath zuerst eine Vorberathung, ehe sie vor dem Volke erscheinen. Dieser nun sagt, die Gesandtschaften der griechischen Staaten seien gegenwärtig gewesen. So tritt denn auf diese Bühne, Demosthenes, in der Zeit, die mir zu reden angewiesen ist, und nenne den Namen von welcher griechischen Stadt Du willst, aus welcher Du behauptest, daß damals Gesandte gekommen seien, und gieb, was über sie vorberathen worden, aus dem Rathhause zu lesen, rufe auch die Atheniſchen Gesandten zu Zeugen, die man vorher in die Städte ausschickte; und wenn sie bezeugen werden, daß sie gegenwärtig, und nicht außer dem Lande waren, als die Stadt den Frieden schloß, oder Du ihren Zutritt vor dem Rath erweisest und daß die Beschlüsse zu der Zeit, wie Du behauptest, gefaßt worden, so trete ich ab und erkläre mich des Todes schuldig.

Lies auch vor, was der Beschluß der Bundesgenossen enthält. In diesem steht ausdrücklich: da das Athenische Volk über den Frieden mit Philippus sich berathe, die Gesandten aber nicht gegenwärtig seien, die das Volk in die Städte Griechenlands ausgeschickt habe, um die Städte für die Freiheit der Griechen aufzurufen, so habe die Bundesversammlung beschlossen, daß, sobald die Gesandten anlangen, und von den Gesandtschaften den Athenern und den Bundesgenossen Bericht erstatten würden, die Prytanen zwei Volksversammlungen nach den Gesetzen ausschreiben sollen. Und in diesen sollen sich die Athener über den Frieden berathen. Was aber das Volk beschließen wird, das soll gemeinsamer Beschluß der Bundesgenossen sein. Lies mir den Beschluß der Synedren vor. [Beschluß der Synedren.] Auch den Beschluß des Demosthenes lies vor, in welchem er den Antrag macht, daß die Prytanen nach den Dionysien in der Stadt, und nach der Versammlung in dem Theater des Dionysus, zwei Volksversammlungen ausschreiben, die eine am achtzehnten, die andere am neunzehnten Tage, wobei er also die Zeit festsetzt, und die Volksversammlungen vorwegnimmt, ehe die Gesandten von den Griechen zurückkehren konnten. Auch bestimmt der Beschluß der Bundesgenossen, dem auch ich beigestimmt zu haben erkläre, daß Ihr Euch nur über den Frieden berathen sollet; Demosthenes aber räth auch über das Bündniß. Lies ihnen den Beschluß. [Beschluß des Demosthenes.] Ihr habt nun die beiden Beschlüsse gehört, Ihr Athener, durch die Demosthenes überwiesen wird, behauptet zu haben, die abwesenden Gesandtschaften seien gegenwärtig gewesen, und daß er, wiewohl Ihr wünschtet, Jene anzuhören, doch den Beschluß der Bundesgenossen ungültig gemacht habe. Denn diese erklärten, die Stadt sollte die griechischen Gesandtschaften abwarten. Demosthenes aber hat Euch nicht blos durch einen Vortrag

verhindert, zu warten, indem er so hastig als möglich auf eine höchst unanständige Weise Eure Ansicht umstimmte, sondern er hat auch in der That und durch einen Beschluß es durchgesetzt, daß man sogleich zur Berathung schritt.

Er hat ferner behauptet, daß ich, da Philokrates in der ersten Volksversammlung zu dem Volke sprach, nach ihm auftretend ihn getadelt, und den Frieden, den Jener vorschlug, einen schimpflichen und der Stadt unwürdigen genannt hätte: und daß ich doch am zweiten Tage dem Philokrates beigestimmt habe, und so glücklich gewesen sei, die Volksversammlung hinzureißen, und Euch zu bereden, nicht auf die zu achten, die von den Schlachten und Siegeszeichen der Vorväter sprächen, auch nicht den Griechen beizustehen. Daß er mich aber nicht blos erdichteter, sondern auch unmöglicher Dinge beschuldigt hat, dafür wird Demosthenes selbst ein Zeugniß gegen sich ablegen, ein zweites aber ganz Athen und auch Ihr, sobald Euch dieses in Erinnerung gebracht wird, ein drittes die Unwahrscheinlichkeit der Anklage, ein viertes ein glaubwürdiger Mann, Einer der Staatsmänner, Amyntor, welchem Demosthenes den Beschluß zeigte, und ihn fragte, ob er ihn dem Schreiber übergeben solle, da er nicht das Gegentheil, sondern dasselbe, wie Philokrates, vorgeschlagen. So nimm den Beschluß des Demosthenes und lies ihn vor. In diesem zeigt es sich, daß er der frühern Volksversammlung vorgeschlagen, daß mitrathen dürfe, wer wolle, der spätern aber, daß die Proedren die Stimmen sammeln, und nicht einen Antrag machen lassen sollen, wobei ich, wie er sagt, dem Philokrates beigestimmt. [Beschluß des Demosthenes.] Also die Beschlüsse, wie sie von Anfang an vorgeschlagen wurden, bleiben; die Reden der falschen Ankläger aber richten sich nach den täglichen Umständen. Der Ankläger aber macht meine Volksrede zu einer doppelten; der Beschluß und die Wahrheit aber zu einer einzigen. Denn da keine Vorschläge vor der späteren Versammlung gemacht wurden, sondern die Proedren es hinderten, so konnte man nicht sprechen. Mit was für einer Absicht aber hätte ich auch, wenn ich die gleichen Grundsätze mit Philokrates befolgt hätte, vor denselben Zuhörern am ersten Tage als Ankläger, und nach Verfluß einer Nacht als Vertheidiger auftreten können? etwa, um selbst Ruhm einzuernten, oder um Jenem zu nützen? Aber ich konnte ja nicht Beides davon tragen; also um von Allen gehaßt zu werden, und Nichts zu Stande zu bringen?

Rufe mir auch den Amyntor von Ercheia auf, und lies sein Zeugniß vor. Auf was für eine Weise es aufgesetzt ist, will ich vorher entwickeln. Es bezeugt Amyntor dem Aeschines, daß, als das Volk sich über das Bündniß mit Philippus nach dem Beschluß des Demosthenes

berieth, in der spätern der zwei Volksversammlungen, als es nicht erlaubt war, vor dem Volk aufzutreten, sondern die Beschlüsse über den Frieden und das Bündniß zur Abstimmung gebracht wurden, daß in dieser Volksversammlung Demosthenes, der neben ihm saß, ihm einen Beschluß gezeigt habe, von ihm selbst aufgesetzt, auf dem der Name des Demosthenes geschrieben stand, und daß er ihn gefragt, ob er ihn dem Schreiber geben solle, und den Proedren, um abstimmen zu lassen; er habe darin vorgeschlagen, Frieden und ein Bündniß zu schließen, unter den gleichen Bedingungen, unter denen es auch Philokrates gethan. Rufe mir den Amyntor von Ercheia auf, und rufe ihn bei Verantwortlichkeit, wenn er nicht hier auftreten will. [Zeugniß des Amyntor.] Ihr habt das Zeugniß gehört, Ihr Männer. So sehet denn, ob es Euch scheint, Demosthenes habe mich angeklagt, oder nicht vielmehr sich selbst unter meinem Namen.

Da er aber auch meine Volksrede verleumdet, und die gehaltenen Vorträge verdreht, so möchte ich weder der Anklage unvermerkt ausweichen, noch etwas von dem damals Gesprochenen abläugnen, noch schäme ich mich desselben, sondern ich rechne es mir zur Ehre. Ich will Euch aber auch an die Umstände erinnern, unter denen Ihr Euch berietbet. Wir hatten den Krieg wegen Amphipolis begonnen, unser Feldherr aber hatte das Unglück gehabt, in dem Kriege fünfundsiebenzig verbündete Städte zu verlieren, welche Timotheus, der Sohn des Konon, erworben, und mit unserer Bundesgenossenschaft vereinigt hatte (ich habe mich nämlich entschlossen, durch offene und freie Aeußerung der Wahrheit meine Rettung zu suchen; wenn Ihr aber anderer Meinung seid, so machet mit mir, was Ihr wollet, ich werde mich nicht entziehen); und von den hundertundfunfzig Trieren, die er aus den Schiffswerften erhielt, keine zurückzubringen, wie dieses von Chares Anklägern immer nachgewiesen wird; tausend fünfhundert Talente hatte er ferner nicht für die Soldaten, sondern für die anmaßliche Hoffart der Führer, und auf einen Deiares, Deipyros und Polyphontes, entlaufene Sklaven, die er aus Griechenland zusammengelesen, aufgewendet, und überdies noch für die bei der Rednerbühne und der Volksversammlung besoldeten; Jene zogen von den unglücklichen Inselbewohnern jedes Jahr eine Auflage von sechzig Talenten ein, und führten Schiffe mit Griechen aus dem freien Meer weg. Statt ihren hohen Rang und die Vorsteherschaft über die Hellenen zu behaupten, genoß unsere Stadt in vollem Maße einen Ruf, wie Myonnesus und wie ein Seeräuberstaat. Philippus aber brach aus Macedonien auf, und stritt nicht mehr mit uns um Amphipolis, sondern bereits um Lemnos und Imbros und Skyros, unsere Besitzthümer. Unsere

Mitbürger aber sollten den Chersones verlassen, der anerkannt den Athenern gehörte, und Ihr wurdet genöthigt, mehrere außerordentliche Versammlungen mit Angst und Lärm zu halten, als von den Gesetzen vorgeschrieben sind. Unsere Lage aber war so schwankend und gefährlich, daß Kephisophon, der Päaniäer, Einer der Freunde und Vertrauten des Chares, genöthigt wurde, auf einen Beschluß anzutragen, daß Antiochus, der über die Schnellsegler gesetzt war, so schnell als möglich abfahre, und den obersten Befehlshaber unserer Kriegsmacht aufsuche, und ihm, wo er ihn treffe, erkläre, daß sich das Volk der Athener verwundere, daß, während Philippus gegen den Athenischen Chersones ausziehe, die Athener nicht wissen, wo ihr Feldherr sei, oder die Macht, die sie ausgesendet. Zum Beweise der Wahrheit meiner Behauptung höret den Beschluß, und erinnert Euch des Krieges, und fordert über den Frieden von den Kriegsführern und nicht von den Gesandten Rechenschaft. [Beschluß des Volkes, auf den Kephisophon antrug.]

So waren die Umstände der Stadt, während die Reden über den Frieden gehalten wurden. Einer Verabredung zu Folge erhoben sich die Redner, und wagten nicht, von den Mitteln der Rettung der Stadt Etwas zu sagen, ermahnten uns aber, auf die Vorhallen der Burg hinzublicken, und uns an die Seeschlacht bei Salamis gegen den Perserkönig zu erinnern, und an die Gräber der Ahnen, und die Siegeszeichen. Ich hingegen sagte, man müsse sich zwar an Alles dieses erinnern, indessen die Besonnenheit der Ahnen nachahmen, vor ihren Fehlern aber und ihrer unzeitigen Streitlust sich hüten; ich empfahl, man solle zwar der Landschlacht gegen die Perser bei Platäa nacheifern, den Kämpfen bei Salamis, und der Schlacht bei Marathon, dem Seetreffen bei Artemisium, und dem Feldzug des Tolmides, der mit tausend auserwählten Athenern mitten durch den feindlich gesinnten Peloponnes furchtlos hinzog; vor einem Sicilischen Feldzug aber sich hüten, den man den Leontinern zu helfen unternommen, während die Feinde in unser Land eingefallen, und Decelia zur feindlichen Festung geworden war; auch solle man sich vor jener Unbesonnenheit hüten, welche die Athener zuletzt begingen, als sie den Krieg mit Nachtheil geführt, und ungeachtet die Lacedämonier sie aufforderten, Frieden zu schließen, wobei sie im Besitz von Attika, Lemnos und Imbros und Skyros, und unter einer gesetzmäßigen Volksherrschaft hätten bleiben können, von diesem nichts thun wollten, sondern es vorzogen, Krieg zu führen, wiewohl sie es nicht im Stande waren. Damals hatte Kleophon, der Leiermacher, von welchem Viele sich erinnerten, wie er in Ketten gelegen, der heimlich auf eine schändliche Weise als Bürger eingeschrieben worden war, und das Volk

durch Geldspenden bestochen hatte, gedroht, Dem mit dem Schwert den Hals abzuhauen, der vom Frieden reden würde. Endlich brachten sie die Stadt dahin, daß sie mit einem Frieden sich begnügen mußte, in welchem sie auf Alles Verzicht that, die Mauern niederriß, eine Besatzung aufnahm, und einen Harmosten der Lacedämonier, und die Volksherrschaft den Dreißigen überließ, welche funfzehnhundert Bürger ohne Recht und Urtheil tödteten.

Ich gestehe ein, daß ich ermahnte, sich vor einer solchen Unbesonnenheit zu hüten, das früher Angeführte aber nachzuahmen. Denn nicht Fremde, sondern ein Mann, der mir am nächsten verwandt ist, hat mir jene Ereignisse oft erzählt. Mein Vater Atrometus nämlich (den Du beschimpfest, ungeachtet Du ihn weder gekannt, noch gesehen hast, wer er unter seinen Altersgenossen war, o Demosthenes, da Du doch dem mütterlichen Geschlechte nach von den herumziehenden Scythen abstammst) war zwar zur Zeit der Dreißig aus Athen entwichen, hatte aber die Volksherrschaft wieder herstellen helfen. Und der Bruder meiner Mutter, mein Oheim Kleobulus, der Sohn des Glaukus von Acharne, half mit Demänetus, dem Sohn eines Buzygen, in einem Seetreffen den Chilon, den Anführer der Lacedämonischen Flotte, besiegen. Und so war es in meinem Hause etwas Gewöhnliches, von den Unfällen der Stadt mit eigenen Ohren zu hören. Du wirfst mir aber auch die Volksrede und Gesandtschaft bei den Zehntausenden in Arkadien vor, und sagst, ich habe die Rolle gewechselt, Du, der selbst sklavisch gesinnt und ein beinahe gebrandmarkter Ueberläufer ist. Ich nun suchte während des Krieges die Arkadier und die andern Griechen, so viel es mir möglich war, gegen Philippus zu gemeinsamer Bekämpfung desselben aufzuregen; da aber Niemand unserer Stadt zu Hülfe kam, sondern die Einen nicht auf die Zukunft achteten, die Andern mit ihm zu Felde zogen, die Redner in der Stadt aber den Krieg zum Erwerbsmittel für ihren täglichen Aufwand machten, da gestehe ich, dem Volk gerathen zu haben, sich mit Philippus zu vergleichen, und den Frieden zu schließen, den Du jetzt für schimpflich hältst, Du, der nie Waffen berührt hat. Ich aber behaupte, derselbe sei weit rühmlicher als der Krieg. Man sollte aber, Ihr Athener, die Gesandten beurtheilen nach den Umständen, unter denen sie abgesandt wurden, die Feldherren aber nach der Macht, die sie anführten. Denn Ihr stellet freilich Bildsäulen auf, und gebet Ehrensitze und Kränze, und Gastmähler in dem Prytaneum nicht Denen, die den Frieden verkündigen, sondern die eine Schlacht gewonnen. Wenn aber die Rechenschaft des Krieges die Gesandten treffen soll, die Belohnungen hingegen den Feldherren zukommen, so werdet Ihr unversöhnliche, nur

mit dem Untergange des einen Theiles endende Kriege führen, denn Niemand wird Gesandter sein wollen.

Es bleibt mir nun noch übrig, von Kersobleptes, und den Phoceern und dem Uebrigen zu sprechen, dessen ich noch weiter beschuldigt werde. Denn was ich, Ihr Athener, bei der früheren und bei der späteren Gesandtschaft berichtet habe, das habe ich Euch berichtet, wie ich es sah, und was ich hörte, wie ich es hörte. Was ist es nun, das ich in Bezug auf Kersobleptes gesehen und gehört habe? Ich sah, wie alle Mitgesandten, daß der Sohn des Kersobleptes als Geißel bei Philippus war; und auch jetzt noch findet dies statt. Und bei der früheren Gesandtschaft, als ich nebst den Mitgesandten hierher zurückkehrte, zog Philippus zu gleicher Zeit gegen Thracien aus, und war mit uns überein gekommen, so lange Ihr über den Frieden Euch berathen würdet, den Chersones nicht bewaffnet zu betreten. An jenem Tage nun, an welchem Ihr den Frieden beschlosset, geschah keine Erwähnung von Kersobleptes. Da wir aber schon zur Eidesleistung erwählt, indessen noch nicht zu der späteren Gesandtschaft abgereist waren, wird eine Volksversammlung gehalten, in welcher Demosthenes, mein jetziger Ankläger, den Vorsitz erhält. In dieser Volksversammlung trat Kritobulus von Lampsakus auf, und sagte, ihn sende Kersobleptes, der vor den Gesandten des Philippus die Eide leisten, und Euern Bundesgenossen beigezählt werden wolle. Als diese Worte gesprochen waren, giebt Aleximachus aus der Gemeinde Pelex den Proedren einen Beschluß zu lesen, in dem geschrieben stand, daß der Gesandte des Kersobleptes und die andern Bundesgenossen dem Philippus die Eide leisten sollen. Nach Vorlesung dieses Beschlusses (ich glaube, Ihr Alle erinnert Euch daran) stand Demosthenes unter den Proedren auf, und erklärte, er werde nicht über den Beschluß abstimmen lassen, und nicht den Frieden mit Philippus brechen, noch Die anerkennen, die an dem Bündnisse zugleich Theil nehmen wollen, wie (Unberufene) bei den Spendungen von Opfern. Denn in Bezug auf Dieses müsse eine andere Volksversammlung ausgeschrieben werden. Da Ihr aber lärmtet, und die Proedren dem Namen nach auf die Bühne riefet, wurde so gegen seinen Willen über den Beschluß abgestimmt. Zum Zeugniß aber, daß ich die Wahrheit sage, rufe den Aleximachus auf, der auf den Beschluß antrug, und die Mitproedren des Demosthenes, und lies ihr Zeugniß vor. [Zeugniß der Mitproedren des Demosthenes.]

Demosthenes also, der so eben hier Thränen vergoß beim Andenken an Kersobleptes, erscheint als Der, der ihn von dem Bündnisse ausgeschlossen. Als aber die anwesende Volksversammlung aufgehoben wurde,

beeidigten die Gesandten des Philippus die Bundesgenossen in Eurem Feldherrnamtspalaste. Der Ankläger aber hat gewagt, vor Euch zu sagen, daß ich den Kritobulus, den Gesandten des Kersobleptes, von den Opfern verdrängt, in Gegenwart der Bundesgenossen, nach Abstimmung des Volkes, und vor den Augen der dabei sitzenden Feldherren. Woher hätte ich solche Macht genommen? oder wie hätte die Sache verschwiegen bleiben können? Und hätte ich gewagt, Dies zu thun, würdest Du es wohl gestattet haben, Demosthenes? Hättest Du nicht vielmehr den Markt mit Lärm und Geschrei erfüllt, wenn Du mich, wie Du eben sagtest, den Gesandten von den Opfern wegstoßen gesehen hättest? Der Herold rufe aber die Feldherren auf, und die Mitglieder des Bundesgenossenrathes, und höret ihre Zeugnisse an.

[Zeugnisse.] Ist es nicht schrecklich, Ihr Athener, wenn Einer gegen einen Mitbürger, nicht seinen, aber Euern (was ich als Berichtigung beifüge), solche Lügen auszusprechen wagt, wenn das Leben desselben auf dem Spiele steht? Oder wie? setzten unsere Väter bei den Blutgerichten auf dem Palladium nicht mit Recht fest, daß beim Zerlegen der Opfer Die, welche durch Stimmenmehrheit ihre Sache gewinnen, einen Eid, der noch jetzt bei uns herkömmlich ist, ablegen müssen: daß alle Richter, die für ihn gestimmt, der Wahrheit und dem Recht gemäß gehandelt, und daß er keine Lüge gesprochen; wo nicht, so wolle er selbst verflucht sein, und sein Haus verwünschen, den Richtern aber alles Gute wünschen? Und dies, Athener, ist nach Billigkeit und wie es sich dem Bürger gegen Bürger geziemt, angeordnet. Denn wenn Niemand von Euch sich mit einem gesetzlich entschuldbaren Todschlage beflecken wollte, so wird man sich wohl noch mehr vor einem ungerechten hüten, und sich scheuen, Jemandem das Leben, oder das Vermögen, oder die Ehre zu rauben: von Solchen haben sich Einige (aus Verdruß) selbst getödtet, Andere haben durch öffentliches Urtheil den Tod erlitten.

Nun denn, Athener, Ihr werdet mir doch wohl verzeihen, wenn ich ihn einen Schamlosen nenne, der seine ganze Person befleckt, und nicht einmal Mund und Zunge rein erhalten hat? Vergönnt mir nun zu zeigen, daß der übrige Theil der Anklage in Bezug auf Kersobleptes offenbar falsch ist. Wer verleumdet wird, hat, wie mir scheint, bei Euch an Folgendem die schönste und kräftigste Stütze. Ihr bewahret nämlich immer in den öffentlichen Urkunden die Beschlüsse, und die Tage und die Namen Derer, welche abstimmen ließen, auf. Dieser aber hat zu Euch gesagt, daß Kersobleptes dadurch zu Grunde gerichtet worden, daß ich als Haupt der Gesandtschaft, und Eures Beifalls vor Andern gewürdigt, seinen Antrag, daß wir nach Thracien gehen, und da

Kersobleptes belagert wurde, den Philippus beschwören sollten, davon abzustehen, nicht befolgte, sondern in Oreos sitzen blieb nebst den Mitgesandten, um uns öffentliche Gastfreundschaften (Proxenien) zu erwerben. So höret denn den Brief des Chares, worin er dem Volk berichtete, daß Kersobleptes sein Reich verloren, und Philippus den heiligen Berg besetzt habe, am fünfundzwanzigsten Elaphebolion. Demosthenes aber hatte als Einer der Gesandten den Vorsitz vor dem Volke, am vierundzwanzigsten dieses Monats. [Brief.] Also nicht die übrigen Tage des Monats brachten wir hier zu, sondern wir brachen sogar erst im Munychion auf. Als Zeugen für Dieses werde ich Euch den Rath vorführen. Denn es ist ein Beschluß von ihm vorhanden, der den Gesandten befiehlt, zur Beeidigung abzureisen. So lies mir den Beschluß des Rathes. [Beschluß.] Lies auch die Zeitbestimmung dazu. [Datum.] Ihr höret, daß er am dritten Munychion abgefaßt wurde. Kersobleptes aber, um wie viel Tage früher hat er sein Reich verloren, ehe ich abging? Wie der Brief des Feldherrn Chares sagt, im Monat vorher, wenn nämlich der Elaphebolion vor dem Munychion kommt. Konnte ich nun den Kersobleptes retten, der bereits verloren war, ehe ich von Hause aufbrach?

Könnet Ihr denn nun glauben, daß ein Mann, der gegen das Rathsarchiv, die öffentlichen Urkunden, die Zeitangaben, und die Volksversammlungen zu lügen sich erfrecht, in irgend einer Sache die Wahrheit geredet habe, sei es über Das, was in Macedonien, oder was in Thessalien geschah? Du hast zu Athen als Proedre den Kersobleptes von dem Bündniß ausgeschlossen; in Oreos aber ihn bemitleidet; jetzt klagst Du wegen Bestechlichkeit an; früher hieltest Du die vom Rathe des Areopagos Dir aufgelegte Strafe aus, weil Du die Anklage wegen Verwundung nicht verfolgtest, die Du gegen den Demomeles, den Päaniäer, Deinen Vetter, erhoben, da Du Dir selbst am Kopfe einen Schnitt beigebracht hattest. Und Du brüstest Dich gegen uns, als ob wir nicht wüßten, daß Du ein unehelicher Sohn des Schwertfegers Demosthenes bist. Du unterfingst Dich auch, zu behaupten, daß ich, ungeachtet ich die Gesandtschaft zu den Amphiktyonen eidlich ausgeschlagen, sie dennoch pflichtwidrig geführt, und dabei hast Du nur den einen Beschluß vorgelesen, den andern aber übergangen. Die Sache verhielt sich vielmehr so: Ich war zum Gesandten an die Amphiktyonen gewählt worden: wiewohl ich mich krank fühlte, erstattete ich Euch dennoch mit vielem Eifer von jener Gesandtschaft, von welcher ich zurückgekommen war, Bericht, und sagte mich nicht durch eidliche Entschuldigungen von der Gesandtschaft los, sondern versprach abzugehen, wenn es mir möglich

sei; ich schickte aber, da die Mitgesandten abreisten, meinen Bruder, und Brudersohn, und den Arzt vor den Rath, nicht um sich die Stelle in meinem Namen eidlich zu verbitten, sondern um meine Krankheit anzuzeigen. Da aber die Mitgesandten, nachdem sie erfahren, was sich mit den Phoceern zugetragen, zurückkehrten, und das Volk in der Versammlung, an der ich, mit wiederhergestellten Kräften, Theil nahm, darauf drang, daß wir Alle, die wir von Anfang an zur Gesandtschaft gewählt waren, nichts desto weniger abgehen sollten, so glaubte ich gegen die Athener meine Zusage nicht brechen zu dürfen. Und gegen diese Gesandtschaft, für welche ich Rechenschaft abzulegen bereit bin, erhebst Du keine Klage, sondern gehst zu der Gesandtschaft für die Eide über, wegen der ich mich deutlich und rechtsgemäß vertheidigen werde. Denn Dir und allen Lügnern steht es an, die Zeiten umzustellen, mir aber, der Zeitfolge nach zu sprechen, und meine Vertheidigung mit der Reise und Gesandtschaft für die Eide zu beginnen.

Unser waren es nämlich zuerst zehen Gesandte, der Elfte war von Seiten der Bundesgenossen beigegeben: von Diesen wollte Keiner mit Jenem speisen, als wir zur späteren Gesandtschaft auszogen, und auch nicht auf dem Wege in dem gleichen Gasthause einkehren, wo es möglich war, da sie sahen, daß er bei der früheren Gesandtschaft sich gegen sie Alle hinterlistig betragen hatte. Des Zuges nach Thracien nun geschah keine Erwähnung, denn auch der Beschluß hatte uns dies nicht aufgetragen, sondern blos, die Eide zu empfangen, und einiges Andere; da wir ankamen, konnten sie Nichts machen, da die Sache mit Kersobleptes schon geschehen war, wir Ihr so eben hörtet, und auch Dieser hat nichts Wahres vorgebracht, sondern er lügt, und weil er keine wahre Anklage zu machen hat, so schneidet er auf. Es folgten ihm aber zwei Menschen mit Mantelsäcken, in deren einem, wie er selbst sagte, ein Talent Silber war, wobei denn die Mitgesandten sich an seine alten Beinamen erinnerten. Denn als Knabe wurde er wegen seines schlechten Wandels und seiner Unzucht Batalos genannt, als Jüngling, da er um zehn Talente mit Jedem seiner Vormünder einen Proceß hatte, Argas, als Mann aber erhielt er noch den allen Schlechten gemeinsamen Beinamen eines Sykophanten. Er reiste aber, wie er vorgab und zu Euch so eben gesagt hat, um die Gefangenen auszulösen, ungeachtet er wußte, daß Philippus während des Krieges nie von einem Athener ein Lösegeld gefordert, und auch von allen Freunden desselben hörte, daß er auch die Uebrigen nach geschlossenem Frieden loslassen werde; da aber Viele dieses Mißgeschick hatten, so wäre ein Talent, das er mitnahm,

nur für Einen, noch dazu wenig bedeutenden, Mann ein hinreichendes Lösegeld gewesen.

Als wir aber in Macedonien angelangt waren, und den Philippus, der aus Thracien angekommen war, getroffen hatten, und wir zusammengetreten waren, wurde der Beschluß vorgelesen, vermöge dessen die Gesandtschaft uns übertragen worden, und wir begannen auch Das einander herzuzählen, was uns noch neben der Vereidung aufgetragen war. Als aber Niemand das Wichtigste in Erinnerung brachte, sondern man bei unbedeutenden Dingen sich aufhielt, so sagte ich Worte, die ich nothwendig vor Euch wiederholen muß. Und bei den Göttern, Athener, wie Ihr die Anklage angehört habt, der Ankläger mochte reden, wie er wollte, so höret auch die Vertheidigung in Ordnung an, und harret so aus, wie Ihr von Anfang an dem bisher gehaltenen Vortrage zugehört habt. Wie ich nämlich so eben berührte, Athener, ich sagte den versammelten Gesandten, „daß sie mir den wichtigsten Auftrag des Volkes gar sehr zu übersehen schienen. Denn Eide in Empfang nehmen, und über Anderes sich unterreden, und von den Gefangenen sprechen, das Alles könnten nach meiner Meinung auch dienstbare Boten thun, wenn sie die Stadt absenden und ihnen Zutrauen schenken würde; sich aber über die Hauptsache gut berathen, in Rücksicht auf uns oder Philippus, das sei jetzt die Aufgabe für besonnene Gesandte. Ich rede, sagte ich, von dem Feldzug gegen Pylä, der, wie Ihr sehet, vorbereitet wird. Zum Beweise, daß ich keinen Fehlschluß mache, will ich Euch wichtige Anzeigen davon vorlegen. Die Gesandten der Thebaner sind hier, die der Lacedämonier kommen, wir aber haben einen Beschluß des Volkes mitgebracht, in dem geschrieben steht: die Gesandten sollen überhaupt Ersprießliches nach Kräften zu bewirken suchen. Die Blicke aller Griechen aber sind auf die nächstkünftigen Ereignisse gerichtet. Wenn nun das Volk es für zuträglich gehalten hätte, sich offen in dem Beschluß gegen Philippus zu erklären, daß man dem Uebermuth der Thebaner ein Ende machen, und die (von ihnen niedergerissenen) Mauern der Böotier aufrichten solle, so hätte es Dieses in dem Beschlusse verlangt; nun aber haben die Athener auf den Fall, daß ihre Vorschläge keinen Beifall fänden, sich in der Unbestimmtheit (ihrer Vollmacht) einen Rückhalt sichern wollen, und geglaubt, daß wir für uns Etwas versuchen müssen.

Diejenigen also, denen die Ehre des Staates am Herzen liegt, müssen nicht etwa nur ihren Platz als Gesandte so ausfüllen, wie Andere, welche die Athener an unserer Statt hätten schicken können, oder vor der Verfeindung mit den Thebanern erschrecken. Einer von Diesen, der Feldherr Epaminondas, sagte, ohne sich vor dem Ansehen der Athener

zu scheuen, mit dürren Worten in der Volksversammlung der Thebaner, man müsse die Vorhallen der Burg zu Athen als Brustwehr und zur Verzierung in die Kadmusburg versetzen." Während ich Dieses sprach, erhebt Demosthenes einen ungeheuern Lärm, wie alle unsere Mitgesandten wissen. Denn neben andern schlimmen Eigenschaften ist er ein ächter Böotier. Was er darauf gesprochen, ist Folgendes. „Dieser Mensch ist voll unruhiger und kecker Gedanken. Ich aber bekenne, zaghaft zu sein, und das Furchtbare von Ferne her zu fürchten. Ich stimme also dagegen, daß wir unter den Staaten gegenseitige Feindschaft und Verwirrung stiften, und halte es für gut, daß wir Gesandte nicht fremdartige Dinge treiben. Zieht Philippus nach Pylä? Das thut mir leid. Keiner wird mir wegen der Waffen des Philippus Vorwürfe machen, wohl aber, wenn ich Etwas sage, das ich nicht sollte, oder thue, was mir nicht aufgetragen ist." Am Ende beschlossen die Mitgesandten, wenn Jeder von uns einzeln befragt werde, sollte er sagen, was ihm zuträglich scheine. Zum Beweise, daß ich die Wahrheit sage, rufe mir die Mitgesandten auf, und lies ihr Zeugniß. [Zeugniß.]

Da nun, Ihr Athener, sich die Gesandtschaften in Pella versammelt hatten, und Philippus angelangt war, und der Herold die Gesandten der Athener vorrief, traten wir für's Erste nicht nach dem Alter auf, wie bei der früheren Gesandtschaft, wie dies Einige wünschten, und wie es der ehrenwerthen Sitte der Stadt gemäß schien; sondern nach den unverschämten Ansprüchen des Demosthenes. Denn ungeachtet er sagte, er sei der Jüngste von Allen, so erklärte er doch, er wolle den Rang, zuerst zu sprechen, nicht abtreten, und ihn Einem überlassen (er zielte dabei auf mich), welcher die ganze Aufmerksamkeit des Philippus im Voraus fessele, und den Andern Nichts zu sprechen übrig lassen würde. Er fing nun seine Rede mit verleumderischen Anspielungen auf die Mitgesandten an, daß wir nicht Alle in derselben Absicht, und nicht mit gleichen Gesinnungen erschienen seien, dann schilderte er die Dienste, die er dem Philippus bereits geleistet, für's Erste seine Anwaltschaft bei dem Beschlusse des Philokrates, wobei er wegen der Gesetzwidrigkeit seines Vorschlags angeklagt worden, da er darauf angetragen, daß es dem Philippus gestattet sein möge, Gesandte für den Frieden an die Athener zu senden; dann las er den Beschluß vor, den er selbst abgefaßt, mit dem Herold und der Gesandtschaft des Philippus Frieden zu schließen; drittens den, daß sich das Volk über den Frieden an bestimmten Tagen berathen sollte. Auch ließ er den Kraftgedanken in seine Rede einfließen, daß er zuerst Denen, die den Frieden nicht wollten, den Mund geschlossen, nicht durch Reden, sondern durch die Zeit. Dann brachte er einen

andern Beschluß vor, wegen der Berathung des Volkes über ein Bündniß, und endlich den Beschluß über den Ehrenplatz der Gesandten des Philippus bei den Dionysien. Auch führte er seine Dienstbeflissenheit an, und wie er Polster hingelegt, und seine Wachsamkeit und schlaflosen Nächte wegen der Neider, die seinen Eifer schmähen wollten: ferner, was ganz lächerlich war, worüber sich die Mitgesandten schämten, wie er die Gesandten des Philippus bewirthet, und ihnen, als sie weggingen, einen mit Maulthieren bespannten Wagen gemiethet, und sie zu Pferde begleitet, und sich nicht versteckt und zurückgezogen, wie einige Andere, sondern öffentlich seinen Diensteifer gezeigt. Folgendes aber hat er gar gut gemacht. „Ich sagte nicht, sprach er, daß Du schön seiest; denn dem weiblichen Geschlechte gebührt ja doch vor Allen der Vorzug der Schönheit; noch daß Du ein tüchtiger Trinker seiest: denn ich denke, dies ist das Lob eines Schwammes; noch daß Du ein gutes Gedächtniß habest: denn das ist der Lobspruch eines gedungenen Sophisten." Kurz, das, was er, um mich so auszudrücken, in Gegenwart der Gesandten von ganz Griechenland sprach, war von der Art, daß darüber ein ganz ungewöhnliches Gelächter entstand.

Als er endlich aufhörte, und Alles stille ward, war ich genöthigt, nach einer solchen Ungeschliffenheit und einem solchen Uebermaß von entehrender Schmeichelei zu sprechen, und schickte Einiges nothgedrungen voraus, in Bezug auf die von ihm gegen die Mitgesandten geäußerte Verleumdung, indem ich sagte, die Athener hätten uns als Gesandte abgeordnet, nicht um uns selbst in Macedonien gegen Verleumdung zu rechtfertigen, sondern weil sie uns schon von Hause aus nach unserm Leben als der Stadt würdig erfunden hätten. Dann sagte ich vorerst Einiges über die Eide, die wir in Empfang zu nehmen gekommen wären, und entwickelte auch Eure übrigen Aufträge, denn der weitschweifige und in der Rede gewaltige Demosthenes hatte Nichts von Dem, was nöthig war, erwähnt; namentlich sprach ich auch über den Feldzug nach Pylä, und die Tempel, und Delphi, und die Amphiktyonen, und drang hauptsächlich darauf, daß Philippus die dortigen Angelegenheiten nicht mit den Waffen, sondern durch Abstimmung und rechtliches Urtheil ordne. Wenn es aber nicht möglich wäre (und Dies war einleuchtend, denn das Heer war schon bereit und versammelt), so müsse, sagte ich, Der, welcher über hellenische Heiligthümer Maßregeln zu treffen im Begriff sei, alle Sorgfalt anwenden, die Pflichten gegen die Götter zu beobachten, und Diejenigen anhören, welche ihn über das väterliche Herkommen belehren wollen. Dabei erzählte ich die Erbauung des Tempels von Anfang an, und die erste Zusammenkunft der Amphiktyonen, und

las ihre Eide vor, nach welchen die Alten geschworen, keine Stadt der Amphiktyonen zu zerstören, auch nicht vom Quellwasser auszuschließen, weder im Krieg, noch im Frieden; wenn aber Jemand Dies überschritte, so wollen sie gegen ihn zu Felde ziehen und dessen Städte zerstören. Und wenn Jemand das Eigenthum der Gottheit plündere, oder darum wisse, oder gegen den Tempel rathschlage, so wollen sie ihn mit Fuß und Hand und Stimme und aller Macht bestrafen: und wie dem Eide eine starke Verwünschung beigefügt sei.

Nachdem ich Dieses vorgelesen, erklärte ich, daß es mir gerecht zu sein scheine, nicht gleichgültig zuzusehen, daß die Städte in Böotien im Schutte liegen, da sie Amphiktyonenstädte und Eidgenossen gewesen. Und ich zählte die zwölf Staaten auf, die an dem Tempel Antheil haben, die Thessalier, Böotier, die Dorier, Jonier, Perrhäber, Magneten, Lokrer, Oetäer, Phthioten, Maleer, Phoceer, und zeigte, daß jeder dieser Staaten gleiches Stimmrecht habe, der größte, wie der kleinste, und Der, welcher von Kytinium kommt, gleichviel wie die Lacedämonier vermöge: denn jeder Staat hat zwei Stimmen: und wiederum von den Joniern der Eretriäer und Prienäer, wie die Athener, und die Andern auf gleiche Weise. Ich erklärte nun, die Veranlassung dieses Feldzuges sei heilig und gerecht. Wenn nun die Amphiktyonen sich im Tempel versammelt, und Sicherheit und Freiheit ihre Stimme zu geben erhalten hätten, so sollten nach meinem Antrage Die, welche an der anfänglichen Besitznahme des Tempels schuldig wären, bestraft werden, nicht ihr Vaterland, sondern die Uebelthäter selbst, und Die dazu gerathen, die Städte aber, wenn sie die Frevler dem Gerichte auslieferten, straflos bleiben. „Wenn Du aber, sagte ich, mit Heeresmacht ausrückest und die Frevel der Thebaner unterstützen willst, so wirst Du von Denen, welchen Du zu Hülfe eilest, keinen Dank ernten; denn Du könntest ihnen nicht so viel Gutes erweisen, als früher die Athener, wofür sie so undankbar sind: Denen aber, welche Du im Stiche lassen wirst, wirst Du Unrecht thun, und sie zu desto eifrigeren Feinden und keineswegs zu Freunden haben." Um aber nicht die dort gesprochenen Reden jetzt vor Euch ausführlich zu wiederholen, so will ich im Wesentlichen Alles kurz fassen, und dann schließen. Das Glück und Philippus geboten über den Erfolg; mir aber stand nur mein Wohlwollen zu Euch und Worte zu Gebot. Ich sprach, was recht und Euch zuträglich war; der Ausgang aber war nicht unsern Wünschen, sondern den Anstalten des Philippus entsprechend. Ist nun Der, der keinen Eifer zeigte, Gutes zu wirken, des Ruhmes werth, oder Der, der Nichts unterließ, was in seinen Kräften stand? Doch ich übergehe Vieles der Zeitumstände wegen.

Er hat ferner behauptet, ich hätte Euch die unwahre Versicherung gegeben, die Thebaner werden in wenigen Tagen gedemüthigt sein, und habe die Euböer in Unruhe versetzt, indem ich Euch gewisse Hoffnungen vorgespiegelt. So gebt denn Acht, Athener, wie er sich benimmt. Da ich nämlich bei Philippus war, so erklärte ich, und nach meiner Rückkehr zu Euch berichtete ich, daß es mir billig scheine, daß Theben zu Böotien, und nicht Böotien zu Theben gehöre. Er sagt, ich habe das nicht berichtet, sondern versprochen. Ich sagte auch zu Euch, daß Kleochares, der Chalcideer, äußerte, er verwundere sich über die plötzliche Einigkeit zwischen Euch und Philippus, und daß in dem Beschlusse uns aufgetragen worden, Gutes zu bewirken, was irgend in unsern Kräften stehe. Denn Kleinstädter, wie sie, erschrecken die Geheimnisse der größern Staaten. Er sagt, ich habe Dieses nicht erzählt, sondern versprochen, Jener werde Euböa uns übergeben. Ich aber hatte dafür gehalten, die Stadt, die über ihr Heil sich berathen wolle, müsse keine Meinung, welche die Griechen äußerten, unbeachtet lassen. An folgender Verleumdung aber läßt er noch Jemanden mit mir Theil nehmen. Er behauptet, da er die Wahrheit berichten wollte, sei er von mir und Philokrates daran gehindert worden. Ich möchte Euch aber gerne fragen, ob je ein Athener, der als Gesandter abgeschickt wurde, verhindert worden, über den Gegenstand seiner Sendung vor dem Volke Bericht zu erstatten, und dann doch, nachdem ihm Dieses widerfahren, und er von den Mitgesandten beschimpft worden, darauf angetragen habe, den Gesandten die Zufriedenheit zu bezeugen, und sie zum Mahle einzuladen. Nun hat Demosthenes, als er von der späteren Gesandtschaft zurück war, durch welche, wie er sagte, die Angelegenheiten der Griechen in Verwirrung gerathen, uns nicht blos in dem Beschlusse belobt, sondern da ich an das Volk die damaligen Reden über die Amphiktyonen und Böotier berichtete, nicht wie jetzt abgekürzt und in Eile, sondern so bestimmt ich konnte, Wort für Wort, und das Volk sie sehr beifällig aufnahm, und er von mir nebst den andern Mitgesandten aufgefordert und befragt wurde, ob ich die Wahrheit und dasselbe an die Athener berichte, was ich auch zu Philippus gesprochen, und die Mitgesandten alle es bezeugten und mich lobten, so trat er nach Allen noch auf, und sagte, ich spreche hier nicht so, wie ich dort gesprochen, sondern habe dort noch einmal besser gesprochen. Und Dessen seid Ihr, die Ihr abstimmen werdet, mir Zeugen.

Und doch was für einen bessern Zeitpunkt konnte es für ihn geben, als damals, mich sogleich zu überführen, wenn ich in Etwas den Staat hintergangen? Denn Du sagst, es sei Dir bei der ersten Gesandtschaft

verborgen geblieben, daß ich gegen den Staat mich verschworen habe, bei der späteren aber habest Du es gemerkt, wegen deren Du mir doch öffentlich Lobsprüche ertheiltest. Und Du sagst, Du klagest mich wegen jener Gesandtschaft nicht an, wenn Du schon als Ankläger auftrittst; hingegen wegen der Sendung zur Eidesleistung klagst Du mich an? Und doch wenn Du den Frieden tadelst, so hast ja Du sogar auf ein Bündniß angetragen. Und Philippus, wenn er in Etwas die Stadt hinterging, hat darum sich Unwahrheiten erlaubt, damit er den Frieden, der ihm zuträglich war, erhielte. Die frühere Gesandtschaft also bot diese Gelegenheit dar; die spätere aber hatte eine abgemachte Sache zum Gegenstand. Was nun die Betrügereien waren (denn das sind die Worte dieses Gauklers), möget Ihr aus seinen eigenen Worten beurtheilen. Er sagt, ich sei auf einem Nachen aus einem Baumstamm auf dem Fluß Loidias des Nachts zu Philippus gefahren, und habe dem Philippus den Brief, der hieher gesandt wurde, verfaßt: als ob etwa Leosthenes, der wegen der Sykophanten die Stadt verlassen mußte, nicht im Stande gewesen wäre, einen gewandten Brief zu schreiben, Er, von dem Einige kein Bedenken tragen, zu erklären, daß er nach dem Aphidnäer Kallistratus am besten reden könne; auch Philippus selbst nicht, welchem Demosthenes in Eurer Angelegenheit nicht zu antworten vermochte; auch nicht der Byzantier Python, ein Mann, der auf seinen Styl sich so viel einbildet; so ist es denn freilich sehr wahrscheinlich, daß man mich auch noch zu dem Geschäfte nöthig hatte!! Doch Du sagst, ich habe mich oft den Tag über allein mit Philippus unterredet, und klagst mich an, des Nachts auf dem Flusse hingefahren zu sein; so bedurfte also die Sache eines nächtlichen Briefes.

Daß aber Deine Behauptung ganz unwahr ist, dafür treten als Zeugen Die auf, mit denen ich speiste, Aglaokreon von Tenedos, und Jatrokles, der Sohn des Pasiphon, mit denen ich die ganze Zeit ununterbrochen die Nächte ruhig zubrachte, die mit mir wissen, daß ich nie eine Nacht von ihnen entfernt war, noch einen Theil der Nacht. Laßt uns auch die Sklaven vorführen, und sie der Folter übergeben, ich will indessen, wenn der Ankläger dazu stimmt, in meinem Vortrage inne halten; der Scharfrichter wird erscheinen, und sie vor Euch foltern, wenn Ihr es befehlet. Es gestattet auch der noch übrige Theil des Tages Dieses zu thun. Denn elf Urnen sind dem Prozesse bestimmt. Und wenn sie auf der Folter sagen, daß ich je von den Tischgenossen entfernt übernachtet, so schonet meiner nicht, Athener, sondern verurtheilt mich sogleich zum Tode. Wirst Du aber als Lügner überwiesen, Demosthenes, so soll es Deine Strafe sein, daß Du in Gegenwart

dieser Versammlung eingestehest, Du seiest ein weibischer Mann, und des Namens eines Freigebornen unwerth. Rufe die Sklaven hieher auf die Bühne, und lies das Zeugniß der Mitgesandten vor. [Zeugniß. Aufruf.] Da er nun den Aufruf nicht zugeben will, und sagt, er möge nicht durch eine Sklavenfolter über sich entscheiden lassen, so nimm den Brief, den Philippus sandte. Denn ohne Zweifel muß die Stadt durch diesen Brief gewaltig hintergangen worden sein, da wir, um ihn zu schreiben, eine Nacht durchwacht haben sollen. [Brief.]

Höret es, Athener! ich habe, sagt Philipp, die Eide mit Euren Gesandten ausgewechselt; er hat auch Die von seinen Bundesgenossen, welche zugegen waren, namentlich aufgeführt, sie selbst und ihre Städte, die Bundesgenossen, die zurückgeblieben, sagt er, wolle er zu Euch senden. Glaubet Ihr, daß Philippus Dieses nicht ohne mich bei Tage habe schreiben können? Mir aber scheint, bei den Göttern, Demosthenes nur darauf zu denken, während seines Vortrags Beifall zu gewinnen; daß er aber binnen Kurzem als der Schlechteste der Griechen erscheinen muß, das ist ihm gleichgültig. Denn was könnte man einem solchen Menschen glauben, der gewagt hat, zu behaupten, daß Philippus nicht durch seine Feldherrnkünste, sondern durch meine Volksreden diesseits Pylä vorgedrungen sei? Er hat auch die Tage vor Euch nachgezählt, welche ich vor meiner Berichterstattung über die Gesandtschaft gebraucht habe, während die Schnellläufer des Phaläkus, des Herrschers der Phoceer, Das, was hier geschah, dorthin berichtet, und die Phoceer, im Vertrauen auf mich, ihm die Pässe von Thermopylä geöffnet, und ihm ihre Städte übergeben haben. Dies ist nun nur eine ränkevolle Erdichtung meines Anklägers: Phocis ging zu Grunde, für's Erste, durch das Schicksal, das Meister über Alles ist, dann durch die Länge der Zeit und den zehnjährigen Krieg. Denn dieselbe Ursache war es, welche den Angelegenheiten der Herrscher in Phocis Kraft gab und auch sie vernichtete. Sie gelangten zur Regierung, indem sie es wagten, die Tempelgüter anzutasten, und veränderten mit Hülfe von Miethtruppen die Staatsverfassungen, sie gingen aber zu Grunde durch den Mangel an Geld, nachdem sie das Vorhandene für den Sold aufgewendet; für's Dritte trug die gewöhnliche Begleiterin des Mangels in einem Heerlager, die Empörung, zu ihrem Sturze bei; und viertens die Unkunde des Phaläkus über das, was geschehen werde.

Denn der Feldzug der Thessalier und des Philippus war offenkundig, und nicht lange Zeit vorher, ehe der Frieden mit Euch geschlossen wurde, kamen Gesandte der Phoceer zu Euch, und forderten Euch auf,

ihnen zu Hülfe zu eilen, und verhießen, Alponon, und Thronium, und Nicäa, die Hauptplätze für den Zugang nach Pylä, zu übergeben. Da Ihr aber beschlosset, daß die Phoceer dem Feldherrn Proxenus diese Plätze übergeben sollten, und daß man funfzig Dreiruder ausrüsten, und Alle bis in's achtundvierzigste Jahr ausrücken sollten, so warfen ihre Herrscher, anstatt dem Proxenus die Plätze zu übergeben, die Gesandten in's Gefängniß, die verheißen hatten, Euch die Waffenplätze zu übergeben, und die Phoceer waren die Einzigen unter den Griechen, die mit den Herolden, welche die Waffenstillstände während der Mysterien verkündeten, sich in keinen friedlichen Vertrag einlassen wollten. Und da ferner der Lakonier Archidamus die Plätze zu übernehmen und zu bewachen sich bereit erklärte, so ließen sie sich nicht bereden, sondern antworteten ihm, sie fürchteten mehr die Gefahren von Sparta, als die in ihrer Nähe. Und damals hattet Ihr noch nicht mit Philippus Frieden geschlossen, sondern Ihr beriethet Euch an demselben Tage über den Frieden, wo Ihr aus dem Briefe des Proxenus hörtet, daß die Phoceer ihm nicht die Plätze übergeben hätten, auch die Mysterien-Herolde meldeten, daß die Phoceer allein unter den andern Griechen die Verträge nicht angenommen, sondern sogar die Gesandten, welche sie hieher gesendet, in's Gefängniß geworfen hätten. Zum Beweise aber, daß ich die Wahrheit sage, rufe mir die Herolde, und Die, welche von dem Feldherrn Proxenus zu den Phoceern als Gesandte abgingen, Kallikrates und Metagenes. Auch höret den Brief des Proxenus. [Brief.]

Ihr habt nun, Athener, die aus den öffentlichen Urkunden vorgelesenen Daten und die Zeugen gehört, die Euch dazu bezeugen, daß, ehe ich zum Gesandten erwählt wurde, Phaläkus, der Herrscher der Phoceer, uns und den Lacedämoniern nicht traute, hingegen dem Philippus traute. Aber wußte denn Dieser allein nicht, was geschehen würde? Ihr selbst aber, was für eine öffentliche Meinung hattet Ihr damals? Habt Ihr nicht Alle erwartet, daß Philippus die Thebaner demüthigen werde, da er ihre Dreistigkeit kannte, und weil er die Macht treuloser Menschen nicht zu seinem eigenen Nachtheile zu vergrößern geneigt sein werde? Die Lacedämonier aber, haben sie nicht mit uns gegen die Thebaner durch Gesandte unterhandelt, sind sie nicht zuletzt öffentlich mit ihnen in Macedonien in Wortwechsel gerathen, und in Drohungen gegen die Gesandten der Thebaner ausgebrochen? Waren die Gesandten der Thebaner selbst nicht in Verlegenheit und banger Furcht? Die Thessalier aber, spotteten sie nicht über die Andern, und sagten, der Feldzug werde für ihren Vortheil unternommen? Erklärten ferner nicht gewisse Freunde des Philippus ausdrücklich vor Einigen von Euch, daß Philippus die

Städte in Böotien wieder aufbauen werde? Und die Thebaner, zogen sie nicht mit ihrer ganzen Macht aus, weil sie der Sache nicht trauten? Lud Euch ferner nicht Philippus, als er Dies erfuhr, durch einen Brief ein, mit gesammter Macht Denen, die das Recht wollen, zu Hülfe auszurücken? Jene aber, die jetzt kriegerisch gesinnt siud, und den Frieden Feigheit nennen, hinderten sie Euch nicht, auszurücken, weil Ihr Frieden und Bündniß geschlossen hättet, indem sie die Besorgniß äußerten, Philippus möchte Eure Soldaten als Geißeln behalten?

Bin ich es nun, der das Volk verhindert, die Vorahnen nachzuahmen, oder Du, und Diejenigen, welche mit Dir gegen das Gemeinwohl sich verbanden? Und war es nicht für die Athener sicherer und rühmlicher, damals in's Feld zu rücken, als der Wahnsinn der Phoceer den Gipfel erreicht hatte, und sie gegen Philippus unter den Waffen standen, und Alponos und Nicäa noch inne hatten, da Phaläkus diese Orte noch nicht den Macedoniern übergeben hatte, und sie, denen wir helfen wollten, den Waffenstillstand während der Mysterien nicht annahmen, wir aber die Thebaner im Rücken gelassen hätten, da uns nach geschlossenem Bündniß und Auswechslung der Eide Philippus zur Theilnahme einladen ließ, die Thessalier aber und die andern Amphiktyonen mit zu Felde zogen? War dieser Zeitpunkt nicht viel anständiger als jener, da wegen Deiner Feigheit und Deiner Eifersucht die Athener alle bewegliche Habe vom Lande nach der Stadt brachten? Damals war es, wo ich nunmehr die dritte Gesandtschaft zu dem Bunde der Amphiktyonen übernahm, zu der ich, wie Du zu sagen wagst, ohne gewählt zu sein, mich verfügt haben soll, wiewohl Du, trotz Deiner Feindschaft gegen mich, heute noch mit keiner förmlichen Hochverrathsklage wegen Pflichtverletzungen bei jener Gesandtschaft aufgetreten bist, da Du mir doch sonst es nicht mißgönnest, wenn ich peinlich gerichtet würde. Während in Folge jener Ereignisse die Thebaner den Philippus umlagerten und durch Bitten bestürmten, war unsere Stadt durch Dich in Bestürzung gesetzt, die Athenischen schweren Truppen waren nicht versammelt, die Thessalier aber hatten sich mit den Thebanern verbunden, wegen Eurer Rathlosigkeit, und der Feindschaft gegen die Phoceer, welche die Thessalier schon seit alten Zeiten hegten, weil die Phoceer Geißeln, die sie von ihnen genommen, hatten peitschen lassen. Phaläkus aber war, ehe ich und Stephanus, und Dercyllus, und die Gesandten zu den Amphiktyonen kamen, einem geschlossenen Vertrage zu Folge abgezogen, und die Orchomenier waren in Schrecken, und suchten für die Sicherheit ihrer Personen einen Vergleich zu treffen, unter der Bedingung Böotien zu verlassen; die Thebanischen Gesandten waren zwar anwesend, doch

leuchtete eine offenbare Feindschaft des Philippus gegen die Thebaner und Thessalier durch. Dies waren die Umstände, unter welchen damals jenes Unglück geschah, nicht durch mich, sondern durch Deine Verrätherei und Deine Thätigkeit für die Sache der Thebaner.

Ich glaube gewichtige Beweise für Dieses anführen zu können. Wenn nämlich Etwas von Dem wahr wäre, was Du sagst, so hätten mich wohl die Böotier und die vertriebenen Phoceer angeklagt, von denen ich die Einen ihrer Heimath beraubt, die Andern an der Rückkehr in ihr Vaterland verhindert haben soll. Nun aber haben, ohne an jene Vorfälle zu denken, sondern vielmehr mein Wohlwollen beherzigend, die versammelten Flüchtlinge der Böotier Zeugen für mich gewählt. Es kommen auch Gesandte von den Städten in Phocis, die ich bei meiner dritten Gesandtschaft an die Amphiktyonen rettete, als die Detäer zu sagen wagten, man müsse alle (Phoceer), welche mannbar seien, von einer steilen Anhöhe herabstürzen, wobei ich Jene vor die Amphiktyonen führte, so daß sie sich rechtfertigen konnten. Denn der Herrscher Phaläkus war durch einen Vergleich frei gelassen, und doch sollten diese Unschuldigen mit dem Leben büßen, allein sie wurden durch meine Verwendung gerettet. Zum Beweise, daß ich die Wahrheit sage, rufe mir den Phoceer Mnason, und die Mitgesandten, und die von den Verbannten der Böotier Gewählten. Kommet hieher, Liparos und Pythion, und leistet mir denselben Dienst zur Rettung meines Lebens, den ich Euch geleistet. [Zeugniß der Böotier und Phoceer für den Beklagten.] Wie nun? würde es nicht höchst auffallend sein, wenn ich, angeklagt von Demosthenes, dem Geschäftsführer der Thebaner, dem Schlechtesten unter den Griechen, während Böotier und Phoceer mich durch Zeugnisse unterstützen, verurtheilt würde?

Er erkühnte sich ferner zu sagen, daß ich durch meine eigenen Reden gefangen würde. Denn er behauptet, ich habe in der Anklage gegen Timarchus gesagt, daß er bei aller Welt im Rufe eines unzüchtigen Lebens stehe, und daß Hesiodus, ein guter Dichter, sage:

> Nie geht ganz verloren der Ruf, den viele der Völker
> Laut verkünden, denn wohl ist er auch selbst eine Gottheit.

Dieselbe Gottheit erscheine jetzt mich anzuklagen. Denn Alle sagen, daß ich von Philippus Geld empfangen habe. Ihr wisset aber wohl, Athener, daß eine bedeutende Verschiedenheit ist zwischen dem Ruf und der Anklage eines Sykophanten. Denn der Ruf hat Nichts gemein mit der Verleumdung, Verleumdung aber und Sykophantenanklage sind verschwistert. Ich will aber beide bestimmt erklären. Ruf ist es, wenn die Menge der Bürger von selbst ohne irgend einen Nebenanlaß sagt,

eine That sei geschehen. Sykophantenanklage aber ist es, wenn Ein Mann, um unter das Volk Beschuldigungen auszustreuen, bei den Gesammtversammlungen oder vor dem Rathe Jemand verleumdet. Dem Rufe opfern wir, als einer Gottheit, von Staatswegen; die Sykophanten aber, als Uebelthäter, versetzen wir von Staatswegen in Anklagestand. So wirf denn nicht das Schönste und Schändlichste zusammen.

So kränkend für mich viele Anklagepunkte waren, so war es doch am meisten die Beschuldigung, ich sei ein Verräther; denn bei einer solchen Anklage mußte ich als ein Wilder erscheinen, ohne Liebe im Herzen, der sich schon zuvor vieler anderer Vergehen schuldig gemacht. Ich glaube nun zwar, daß Ihr wohl im Stande seid, mein Leben und meine täglichen Beschäftigungen zu beurtheilen; doch was von meinen Verhältnissen der Menge unbekannt und gleichgültig, den Gebildeten aber wichtig ist, das will ich Euch der Hauptsache nach vor Augen stellen, und zeigen, daß dieselben nicht unrühmlich sind, damit Ihr sehet, was für Pfänder ich zu Hause zurückließ, als ich nach Macedonien als Gesandter ging. Du zwar, Demosthenes, hast darüber gegen mich Erdichtungen vorgebracht, ich aber werde aus einander setzen, wie (gut und) rechtlich ich erzogen worden. Mein Vater Atrometus hier ist beinahe der Aelteste unter den Bürgern; denn er zählt schon vierundneunzig Jahre. Er war als Jüngling, ehe er sein Vermögen durch den Krieg verlor, ein Wettkämpfer; nachdem er aber von den Dreißigen vertrieben ward, that er Kriegsdienste in Asien, und zeichnete sich in den Gefechten aus. Er war seinem Geschlechte nach aus der Phratrie, die mit den Eteobutaden an den gleichen Altären Theil hat, woher die Priesterschaft der Athene Polias stammt, und half auch die Demokratie wieder herstellen, wie ich früher sagte. Frei geboren waren auch alle meine Vorfahren von der Mutter her, welche jetzt vor meinen Augen schwebt, wie sie besorgt für meine Rettung, voll banger Empfindungen ist. Ja, Demosthenes, diese meine Mutter floh mit ihrem Gatten zur Zeit der dreißig Tyrannen nach Korinth, und theilte mit ihm das Unglück des Staates. Du aber, von dem es zweifelhaft ist, ob Du ein Mann bist (ich möchte wenigstens nicht behaupten, Du seiest ein Mann), wurdest angeklagt, Deinen Posten als Krieger verlassen zu haben, und fandest Deine Rettung, indem Du Deinen Ankläger Nikodemus von Aphidna mit Geld bestachest, den Du später in Gemeinschaft mit Aristarchus tödtetest; und so drängst Du Dich mit unreinen Händen in die Versammlung.

Philokrates hier, mein ältester Bruder, der sich keineswegs mit niedrigen Beschäftigungen, wie Du schmähest, abgiebt, sondern auf den

Turnplätzen verweilt, und mit Iphikrates zu Felde gezogen, und schon drei Jahre nach einander Feldherr ist, kommt, Euch zu bitten, daß Ihr mir Schutz gewähren möget. Auch Aphobetus hier, mein jüngster Bruder, der für Euch, auf eine den Staat ehrende Weise, eine Gesandtschaft an den König der Perser verwaltet hat, und gut und rechtlich Eure Einkünfte besorgte, als Ihr ihn für die Verwaltung der öffentlichen Kasse wähltet, der auch nach den Gesetzen Kinder erzeugte, und nicht, wie Du, seine Gattin einem Knosion überlassen hat, Dieser ist hier erschienen, und verachtet Deine Schmähungen. Denn eine falsche Schmähung dringt nicht weiter als bis zu den Ohren. Du erkühnest Dich auch, gegen Diejenigen, mit welchen ich durch meine Heirath verwandt bin, zu sprechen; Du bist so unverschämt, und seit Langem her so undankbar, daß Du den Philodemus, den Vater des Philon und des Epikrates, nicht liebst, noch ihn verehrst, durch den Du doch unter die Mitglieder Deiner Gemeinde eingeschrieben wurdest, wie die Aeltesten der Päaniäer wissen. Ich bin aber ganz erstaunt, daß Du den Philon zu schmähen wagst, und zwar vor einsichtsvollen Athenern, die hier erschienen sind, zum Besten des Staates Recht zu sprechen, und mehr auf unser Leben Acht geben, als auf Worte. Was meinst Du, daß sie lieber wünschen, daß es zehntausend Krieger wie Philon gebe, mit so kräftigem Körper und so verständigem Geiste, oder dreißigtausend Unzüchtige, wie Du? Auch die wohlgezogene Lenksamkeit des Epikrates, des Bruders von Philon, willst Du beschimpfen? Wer hat ihn denn je sich unanständig betragen gesehen, sei es am Tage, wie Du sagst, bei dem Umzug der Dionysien, oder des Nachts? Denn Du kannst nicht wohl behaupten, daß es im Verborgenen blieb. Denn man gab recht gut auf ihn Acht.

Ich aber, Ihr Athener, habe von der Tochter des Philodemus, der Schwester des Philon und Epikrates, drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne. Diese bringe ich mit den Andern hierher, um den Richtern eine einzige Frage und einen sichern Beweis vorzulegen. Ich frage, Ihr Athener, ob ich in dem Ruf stehe, außer dem Vaterland und dem Umgang mit Freunden, und dem Anrecht an die Tempel, und väterlichen Grabstätten, Diese, die mir die liebsten unter allen Menschen sind, dem Philippus zu verrathen, und seine Freundschaft höher als ihr Wohl zu schätzen? Welcher lockende Genuß könnte mich dazu verführen? oder was habe ich je Unsittliches um des Geldes willen gethan? Denn nicht Macedonien macht schlecht oder gut, sondern die Anlage. Und wir sind nicht anders von der Gesandtschaft zurückgekommen, als wie Ihr uns aussandtet. Ich bin aber bei den Staatsgeschäften mit einem

Menschen in Verhältnisse gerathen, der über die Maßen betrügerisch und bösartig ist, und nicht einmal wider Willen je die Wahrheit sagen würde, sondern der, wenn er lügt, seine Reden mit einem Eide bei seinen schamlosen Augen anfängt. Und von Dem, was nicht geschehen ist, sagt er nicht blos, es sei geschehen, sondern nennt auch den Tag, an dem es soll geschehen sein, und fügt zugleich, nach eigener Erdichtung, einen bestimmten Namen bei, der zufällig dabei gewesen, und ahmt so Die nach, welche die Wahrheit sagen. Eines nur ist uns, die wir nichts Unrechtes gethan, zum Vortheil, daß er bei der abenteuerlichen Schilderung des Hergangs der Art und Weise, und der Zusammenstellung der Namen nicht genug Acht giebt. Denn sehet die Thorheit und Ungeschliffenheit des Menschen zugleich, der eine solche Lüge in Bezug auf die Olynthische Frau gegen mich erdichtete, daß Ihr während seiner Rede ihn abtreten hießet. Denn er verleumdete einen Mann, der am meisten von solchen Dingen frei war, vor Solchen, die ihn kannten.

Sehet aber, wie er seit Langem her sich zu dieser Anklage rüstete. Es hält sich hier in der Stadt als ein Fremder Aristophanes von Olynthus auf. Mit Diesem wurde er durch gewisse Leute bekannt, und da er erfuhr, daß Derselbe ein gewandter Redner sei, so schmeichelte er ihm übermäßig, zog ihn an sich, und wollte ihn bereden, Falsches gegen mich vor Euch zu bezeugen. Und wenn er auftreten, und die Schlechtigkeit begehen wolle, zu sagen, daß ich seine eigene Frau, die gefangen gewesen, in der Trunkenheit mißhandelt, so versprach er ihm sogleich fünfhundert Drachmen zu geben, und fünfhundert andere, sobald er gegen mich gezeugt haben würde. Dieser aber antwortete ihm, wie er selbst erzählte, daß Jener zwar über seine Heimathlosigkeit und augenblickliche Verlegenheit nicht übel, sondern ganz treffend geurtheilt, sich in seinem Charakter aber gewaltig geirrt habe; denn er könne Nichts von der Art thun. Dafür aber, daß ich die Wahrheit sage, werde ich den Aristophanes selbst als Zeugen vorführen. Rufe mir den Aristophanes von Olynthus auf, und lies das Zeugniß vor, und Die, welche es von ihm gehört, und mir berichtet, den Hagnusier Dercyllus, den Sohn des Autokles, und den Kephisiäer Aristides, den Sohn des Euphiletus. [Zeugnisse.] Ihr höret, wie die Zeugen es mit einem Eide bestätigen, Ihr erinnert Euch auch der schändlichen Redekünste, die Dieser den Jünglingen beizubringen verheißt, und jetzt gegen mich angewandt hat, wie er Thränen vergoß, und Griechenland bedauerte, und den komischen Schauspieler Satyrus lobte, daß er einige, ihm gastverwandte Personen, die als Gefangene und gefesselt in dem Weinberg des Philippus gruben, bei dem Gelage von Philippus sich losbat, und wie er, nachdem er

Dieses angeführt, mit Anstrengung seiner lauten und ruchlosen Stimme beifügte: Wie? Ist es nicht auffallend, wenn ein Mann, welcher die Karionen und Xanthien vorstellt, so edel und großmüthig sich betragen hat, Aeschines aber, der Rathgeber einer so großen Stadt, der den zehntausend Arkadiern Erinnerungen gab, seinen Uebermuth nicht zurückhalten konnte, sondern vom Weine erhitzt, als uns Xenodokus, Einer der Vertrauten des Philippus, bewirthete, die gefangene Frau bei den Haaren geschleppt, und mit einem Riemen gegeißelt hat? Und so wäre ich, wenn Ihr ihm glaubt, oder Aristophanes gegen mich fälschlich gezeuget hätte, wegen schändlicher Beschuldigungen ungerechter Weise in's Unglück gerathen. Werdet Ihr nun gestatten, daß ein solcher Mann des Fluchs (möchte er es nicht für die Stadt werden) sich länger unter Euch aufhalte? Und da Ihr doch den Ort der Volksversammlung weihet und reiniget, wollt Ihr noch bei den Volksbeschlüssen Gebete für Euch durch einen solchen Mund aussprechen lassen? und ein Heer, zu Land oder zu Wasser, aussenden? Sagt doch Hesiodus:

> Oft hat ein einziger Schlechter schon ganze Städte gefährdet,
> Der sich Freveln ergab und brütete über Verbrechen.

Eines aber will ich doch dem Gesagten beifügen. Wenn es irgend ein Laster unter den Menschen giebt, und ich nicht darthun kann, daß Demosthenes sich darin auszeichnet, so will ich mich des Todes würdig erklären.

Doch ich weiß wohl, daß so manches Widrige den Beklagten bedrängt, und die Gefahr leitet das Gemüth von der Entrüstung ab, um für die eigene Rettung zu sprechen, und empfiehlt den Gedanken, keinen der Anklagepunkte zu übergehen. Und so will ich Euch zugleich und mich selbst zu der Erinnerung an die Anklagepunkte zurückführen. So betrachtet denn das Einzelne, Ihr Athener. Auf was für einen Beschluß habe ich angetragen, daß ich deswegen angeklagt werde, oder welches Gesetz ungültig gemacht, oder von welchem die Entstehung gehindert, oder was für Verträge im Namen des Staates gemacht, oder was von den Beschlüssen über den Frieden weggestrichen, oder was hinzugefügt, das Ihr nicht beschlosset? Einigen Rednern gefiel der Friede nicht — hätten sie denn nicht damals widersprechen sollen, und nicht jetzt mich anklagen? Es haben sich Einige durch den Krieg von Euern Steuern und den öffentlichen Einkünften bereichert, jetzt aber hat das aufgehört — denn Friede nährt nicht Müßiggang. Sollten denn Die, die nicht Unrecht litten, sondern der Stadt Unrecht thaten, Den, der sich des Friedens angenommen, zur Strafe ziehen dürfen, und Ihr, die Ihr den Nutzen zoget, Die, welche für das Gemeinwesen nützlich waren, im Stiche lassen?

Ich soll die Siegsgesänge mit Philippus gesungen haben, da die Städte in Phocis zerstört waren, wie der Ankläger sagt. Und durch was für ein Zeugniß könnte man Dies deutlich beweisen? Ich wurde ja zu dem Ehrenmahle nebst den Mitgesandten geladen; es waren aber der Geladenen und der Tischgenossen mit den griechischen Gesandtschaften nicht weniger als zweihundert. Unter Diesen aber that ich mich, wie es scheint, hervor, indem ich nicht stille war, sondern mitsang, wie Demosthenes sagt, der aber weder selbst zugegen war, noch einen der dort Anwesenden als Zeugen vorführte. Und wer konnte das wissen, wenn ich nicht wenigstens, wie bei den Chören, vorsang? Wenn ich also stille war, so klagst Du mich lügenhaft an; wenn ich aber, da unser Vaterland aufrecht und fest stand, und die Bürger öffentlich kein Unglück litten, nebst den andern Mitgesandten den Siegesgesang mitsang, als der Gottheit Anbetung gezollt wurde, ohne daß Jenes den Athenern irgend welche Schande machte, so handelte ich fromm und nicht unrecht, und werde so mit Recht losgesprochen. Bin ich also deswegen ein gefühlloser Mann, und Du ein frommer, darum, weil Du die Amts- und Tischgenossen anklagst?

Du hast mir auch sinnlosen Wankelmuth in meinem politischen Betragen vorgeworfen, indem ich, da ich früher als Gesandter bei Philippus gewesen, die Griechen gegen Jenen aufgereizt habe. Doch Du kannst auch, wenn Du willst, diese Beschuldigung den übrigen Athenern insgesammt machen. Ihr führtet mit den Lacedämoniern Krieg, und eiltet eben denselben zu Hülfe nach dem Unfalle bei Leuktra. Ihr führtet die flüchtigen Thebaner in's Vaterland zurück, und strittet wieder gegen sie bei Mantinea. Ihr bekriegtet die Eretriäer und den Themison, und rettetet sie dann wieder. Und mit tausend andern Griechen habet Ihr es schon so gemächt, denn nothwendig muß der Einzelne wie der Staat in der Wahl der besten Maßregeln nach dem Wechsel der Umstände sich richten. Wie wird nun der gute Rathgeber handeln? wird er nicht dem Staat, was nach den Umständen das Beste ist, rathen? Der schlechte Ankläger hingegen, was wird dieser sagen? wird er nicht die Umstände verheimlichen, und die That anklagen? den gebornen Verräther aber, woran soll man ihn erkennen? Wird er nicht, wie Du es Denen, die sich an Dich wenden und Dir trauen, machst, Reden um Lohn für die Gerichte schreiben, und diese den Gegnern ausliefern? Du schriebst eine Rede für den Wechsler Phormion, und warest dafür bezahlt; diese theiltest Du dem Apollodorus mit, der gegen den Phormio eine persönliche Klage führte. Du drängtest Dich in das glückliche Haus des Aristarchus, des Moschus Sohn, und richtetest es zu Grunde. Du

nahmest drei Talente zum voraus von dem Aristarchus, als er flüchtig werden mußte, und beraubtest ihn des Reisegeldes für die Flucht, ohne den Ruf zu berücksichtigen, den Du Dir als Bewunderer der Jugendblüthe des Jünglings erworben. Du warest es wohl nicht der Wahrheit nach; denn die rechte Liebe läßt keine Schlechtigkeit zu. Diese und ähnliche Eigenschaften bezeichnen den Verräther.

Er gedachte auch irgendwo des Kriegsdienstes, und nannte mich den trefflichen Soldaten; und ich glaube, nicht wegen seiner Schmähung, sondern im Hinblick auf die gegenwärtige Gefahr, auch darüber ohne Nachtheil sprechen zu können. Denn wo, oder wann, oder von wem werde ich Dessen erwähnen können, wenn ich es an diesem Tage übergehe? Als ich nämlich den Knabenjahren entwachsen war, diente ich zwei Jahre lang als Grenzwächter dieses Landes, wofür ich Euch unsere Altersgenossen und gemeinschaftlichen Befehlshaber als Zeugen vorführen werde. Und als ich zu dem ersten sogenannten Nebenfeldzug auszog, und mit meinen Altersgenossen und den Miethtruppen des Alcibiades die Sendung nach Phlius geleitete, und wir bei dem sogenannten Nemeischen Graben in's Gefecht kamen, kämpfte ich so, daß mir von den Führern Lob zu Theil ward; ich rückte auch bei andern Feldzügen aus, wenn mich die Reihe traf, bei den unter den Eponymen, und den Nebenauszügen, und kämpfte die Schlacht bei Mantinea rühmlich und der Stadt würdig mit. Auch die Feldzüge nach Euböa machte ich mit, und bestand in der Schlacht bei Tamynä unter den Auserlesenen einen so gefahrvollen Kampf, daß ich nicht allein dort von den Führern, sondern auch hier angelangt, wieder von dem Volke bekränzt wurde, als ich den Sieg der Stadt verkündete, und auch Temenides, der Taxiarch der Pandionschen Zunft, der mit mir von dem Heere hieher gesandt wurde, die Umstände der bestandenen Gefechte berichtete. Zum Beweise, daß ich die Wahrheit sage, nimm diesen Beschluß, und rufe den Temenides auf, und Die, welche mit mir die Feldzüge für die Stadt machten, auch den Feldherrn Phocion, der noch nicht als Anwalt erscheinen soll, wenn nicht Diese es wollen, sondern als ein, jenem falschen Ankläger verantwortlicher Zeuge, wenn er die Unwahrheit sagt. [Beschluß. Zeugnisse.]

Da ich also damals zuerst den Sieg der Stadt und die glücklichen Thaten Eurer Söhne verkündete, so bitte ich Euch um die Rettung meines Lebens als erste Gunst, da ich nicht das Volk hasse, wie der Ankläger sagt, wohl aber die Schlechten, und nicht rathe, daß Ihr die Ahnen des Demosthenes nachahmet; denn er hat keine Ahnen; sondern Euch ermahne, den für den Staat nützlichen Maßregeln (der Alten)

nachzueifern. Ich will jetzt etwas weiter in die Vergangenheit zurückgehen und Dies mit einiger Ausführlichkeit entwickeln. Früher war unsere Stadt berühmt nach der Seeschlacht bei Salamis gegen den Perserkönig, und wiewohl die Mauern durch die Barbaren zerstört waren, hatten wir doch Friede mit den Lacedämoniern, und es blieb uns die Volksherrschaft. Aber durch Einige in Verwirrung gebracht, und in Kriege mit den Lacedämoniern verwickelt, litten und thaten wir viel Uebels, und machten dann, indem wir den Miltiades, den Sohn des Cimon, ihren Gastfreund, zu den Lacedämoniern als Gesandten schickten, einen funfzigjährigen Waffenstillstand, welchen wir dreizehn Jahre beobachteten. In dieser Zeit versahen wir den Piräeus mit einer Mauer, führten auch die nördliche Mauer auf, und erbauten hundert Dreiruder zu den vorhandenen, rüsteten auch dreihundert Reiter aus, und erkauften dreihundert scythische Bogenschützen, und so war unsere Volksherrschaft in voller Kraft.

Da sich aber gemeine Menschen, ohne Mäßigung in ihren Sitten, in unsere Staatsverwaltung eindrängten, so geriethen wir wieder in Krieg mit den Aegineten. Und als wir dabei nicht wenig Schaden litten, wünschten wir sehnlich den Frieden, und schickten den Andocides und seinen Mitgesandten zu den Lacedämoniern, und hatten so dreißig Jahre lang Frieden, der das Volk mächtig erhob. Denn wir legten tausend Talente gemünzten Geldes in die Burg nieder, bauten hundert andere Dreiruder, richteten Schiffswerfte auf, stellten zwölfhundert Reiter und eben so viel Bogenschützen dazu auf, auch die lange südliche Mauer wurde aufgebaut, und Niemand unternahm es, die Demokratie zu zerstören. Da wir aber wieder aus Veranlassung der Megareer überredet wurden, uns in einen Krieg zu verwickeln, und unser Gebiet der Verheerung preisgeben mußten, und vieler Güter beraubt wurden, fühlten wir das Bedürfniß nach Frieden, und schlossen ihn durch Nicias, den Sohn des Niceratus. Und wiederum legten wir in dieser Zeit siebentausend Talente, begünstigt durch diesen Frieden, in die Burg nieder, erwarben uns nicht weniger als dreihundert segelfertige und ausgerüstete Dreiruder, und unsere jährliche Einnahme überstieg zwölfhundert Talente, wir hatten auch den Chersones und Naxos und Euböa inne, und sandten während dieser Zeit sehr viele Colonien aus. Allein im Besitz von so vielen Gütern fingen wir wegen der Argiver, durch sie überredet, mit den Lacedämoniern Krieg an, und wurden zuletzt durch das Gezänke der Volksredner so weit gebracht, daß wir unsere Stadt durch Bewaffnete bewacht sahen, und unter die Gewalt der Vierhunderte und der ruchlosen Dreißige geriethen, nachdem wir den Frieden nicht selbst machen durften, sondern durch Befehle dazu gezwungen wurden.

Wir bekamen dann wieder eine vernünftige Staatsverfassung, als die Volkspartei von Phylä aus wieder eingesetzt wurde, unter Anführung des Archinus und Thrasybulus, die uns durch einen Eid zu einer gegenseitigen Vergessenheit aller Unbilden verpflichteten, weßhalb die Stadt überall den Ruf der Weisheit erhielt: und als damals das Volk sich emporhob, und wieder von Neuem Kraft erhielt, wurden Menschen gegen die Gesetze als Bürger eingeschrieben, die sich stets an die krankhaften Theile der Stadt haltend, Krieg auf Krieg anzuzetteln suchen, im Frieden die Gefahr durch ihre Reden andeuten, und die ehrsüchtigen und allzu hitzigen Geister reizen, im Krieg aber die Waffen nicht anrühren, Exetasten und Apostolen zu werden suchen, und von Dirnen Kinder erzeugen; diese durch hämische Anklägerei ehrlos gewordenen Menschen bringen unsern Staat in die äußerste Gefahr, indem sie dem Namen der Volksherrschaft nicht durch ihre Sitten, sondern durch Schmeichelei dienen, den Frieden zerstören, durch den die Volksherrschaft erhalten wird, und an Kriegen arbeiten, durch welche die Demokratie vernichtet wird; Diese vereinigen sich jetzt Alle, um mich anzugreifen. Auch sagen sie, Philippus kaufe den Frieden, und habe bei unsern Verträgen alle Vortheile im voraus sich zugeeignet: den Frieden aber, den er selbst für sich vortheilhaft fand, habe er übertreten. Mich aber klagen sie nicht als Gesandten, sondern als Bürgen für Philippus und den Frieden an, und fordern von Dem, der nicht einmal über alle Reden Meister war, die Thaten, die sie erwartet. Uebrigens kann ich darthun, daß Derselbe bei der Abfassung der Volksbeschlüsse mein Lobredner war, den ich jetzt vor Gericht zum Ankläger habe; und ungeachtet ich mit neun Andern Gesandter war, muß ich allein Rede und Antwort geben.

Um mit mir Euch anzuflehen, sind erschienen mein Vater, dessen Altershoffnung Ihr ihm nicht entreißen sollet, meine Brüder, die von mir getrennt nicht leben möchten, die mit mir Verschwägerten, und die kleinen Kinder hier, welche ihre Gefahren noch nicht ahnen, des Mitleids würdig, wenn uns ein ungünstiges Loos treffen sollte. Um ihretwillen bitte und flehe ich, daß Ihr denselben Eure volle Theilnahme widmen, und sie nicht meinen Feinden, noch einem unmännlichen und gleich einem Weibe leidenschaftlichen Menschen preisgeben wollet. Ich bitte aber und flehe um Rettung vor Allen zu den Göttern, und dann zu Euch, die Ihr über mein Loos zu entscheiden habt, vor welchen ich mich gegen jeden der Anklagepunkte, so viel mir wenigstens im Gedächtniß ist, vertheidigt habe; ich bitte, mich zu retten, und mich nicht diesem Klätscher und elenden Scythen zu überliefern. Ihr Alle, die Ihr Väter von Knaben seid, oder auf Eure jüngeren Brüder einen hohen Werth setzet,

denket daran, daß ich sie, indem ich Timarchus den Gerichten überlieferte, auf eine Weise, die sie nie vergessen werden, zur Sittenreinheit ermahnt habe; die andern Alle aber, die ich nicht gekränkt, da mir das Loos eines Privatmannes geworden, und ich den Mittelbürgern unter Euch gleich geblieben, bei den politischen Kämpfen aber allein von den Andern mich nie gegen Euch verschworen, Euch fordere ich zu meiner Rettung auf, da ich mit allem Wohlwollen für den Staat die Gesandtschaft verwaltet, und allein den Lärm der falschen Ankläger ausgehalten, dem schon Viele, die durch ihren Muth in den Schlachten sich auszeichneten, nicht widerstehen konnten; denn nicht der Tod ist schrecklich, aber ein schmähliches Ende des Lebens ist furchtbar. Wem sollte es nicht empfindlich sein, das Antlitz des höhnenden Feindes zu sehen, und mit eigenen Ohren seine Schmähungen zu hören? Und doch ist Dieses gewagt worden. Gut und Blut steht auf dem Spiele. Unter Euch wurde ich auferzogen, in Beschäftigungen, welche auch die Eurigen sind, habe ich mein Leben zugebracht, Keiner von Euch ist wegen meiner Genüsse in seinem Hauswesen beschädigt, noch Jemand des Vaterlandes beraubt worden: Keiner hat mich zum Ankläger bei seiner Gemeinde aus Anlaß der Bürgermusterung gehabt: Keiner ist, da er von seinem Amte Rechenschaft ablegte, durch mich gefährdet worden. Und nun noch einige Worte, ehe ich abtrete. Es stand zwar in meiner Macht, Männer aus Athen, Euch in keinem Stücke Unrecht zu thun, aber keiner Anklage ausgesetzt zu sein, ist Sache des Glückes, das mich mit jenem Sykophanten und Barbaren zusammenführte, welcher weder um Heiligthümer noch Opfer, noch Gastrecht sich kümmert, sondern um Die, welche ihm für die Zukunft widersprechen können, zu schrecken, mit falschen Anklagen, die er gegen uns geschmiedet, auftritt. Wenn Ihr nun Die, welche für den Frieden und Eure Sicherheit kämpfen, retten wollet, so wird das Wohl des Staates viele Vertheidiger finden, die bereit sind, für Euch Gefahren zu bestehen. Ich rufe aber von den unparteiischen Staatsmännern Eubulus, von den Feldherren Phocion, der sich zugleich auch durch seine Gerechtigkeit vor Allen auszeichnet, zum Anwalt auf, von meinen Freunden und Altersgenossen aber den Nausikles, und die andern Alle, mit denen ich umgegangen bin, und an deren Beschäftigungen ich Theil genommen habe. Meine Rede ist nun zu Ende; meine Person aber sei Euch jetzt von mir und dem Gesetze übergeben.

An alle Stände deutscher Nation,
von Ulrich von Hutten *).

Allen und yeden teütscher Nation, fürsten, herren. Edelleüten: Burgern, und gemeinen, was stands oder wesens die seint, Embeüt ich Ulrich von Hutten Poet und Orator: meine underthenige schuldige willig und früntlich dienst zuvor. Gnädigen günstigen lieben Herren und freünd, Als ich verschiner zeyt, auß lieb und zuoneigung der Christenlichen warheit, auch wolmeinung unsers vatterlands teütscher Nation, etliche ding, die zuo verhalten weder christlich, noch meiner gepür geacht schrifftlich angezeigt, und durch den truck ausgegossen hate, Nämlich von dem übermaessigen unzimlichen, des Baptsts gewalt, von dem verkerten stand der Statt Rom, von wollüstigem unordenlichem überfluß, und unersätlichem geitz der geistlichen, von der Simoneischen ketzerey, und unfromkeit der Curtisanen in gemein von denen, die wiewol Geistlich genennet sein wöllen, doch gar nit dem geist, sonder fleischlichem wesen nach leben, unnd mit aller begir nach wollust des leibs trachten, auch von Constitution und gesätzen der Bäpst, die sie ye mer und mer fürnemen, Von dem tyrannischen gewalt der Bullen, so taeglich sie umher regiert, und dergleichen ander dingen, durch welche die Cristenliche warheit, vilfaltigklichen, und gleich unauffhörlich abgezogen, teütsch land aufs schedlichst und schmeelichst beschwert und undertruckt wirt, und die ding so klaerlich vor augen waren, das sie niemant widersprechen, so gar unbillich, das sie keines wegs entschuldiget, noch vertedingt werden möchten, auch als ich die durch geschrifft offenbaret, nit allein mich keyner übelthat schuldig wüste, darumb ich straff zuo gewarten hette, sonder auch der massen verdienet erkannte, dardurch ich billich belonung zu vorhoffen gehapt als der vormanung gaeb sollycher dyng, die Cristenlycher ler gemeß, mir nit minder gepürlich, dan dem glauben beystendig, und gemeynem nuotz nottürftig, dann ye das meyn vornemen gewest, wie ich durch guettige ermanung, vorschaffen möcht, do mit die selbigen geystlichen doch zum lesten, sich zur besserung erinerten, uff das sye gemeinem Cristlichem volck, zuo irer vervolgung nitt zuo vyel ursach gaeben,

*) Ulrich von Hutten, geboren am 21. April 1488 auf dem fränkischen Schlosse Stackelberg, starb im August 1523 auf der Insel Ufnau im Züricher See.

und ich aber auß erbarem gemuet, lauterem gewissen, Cristenlichem glauben und guotter hoffnung dises angefangen, hab ich als bald eyn sollich bewegung etzlycher menschen wider mich befunden, als hette ich mich neüwerung, oder umbkerung eynes gemeynen Standß unterfangen dann man mir mit emssigklicher gramschafft grausamlichen trauwen, mit ser hefftigem schrecken, und gegenwärtiger farhe begegnet ist, als sölt man mych mit bapstlichem bann verthammen, oder in gefengnuoß legen, oder aber öffentlichen umbbringen. Ich byn Auch gewarnet, der keines zuo förchten, sonder man gedenck mich heimlich mit woffen oder gifft zuo ermorden. Und ist gemeinlich aller achtung gewesen, Ich werde, es geschehe gleych in welcher gestalt es wöll abgetilget, unnd von leüten gethan, Es haben auch etliche sych hoeren lassen, Sy wissen mehr dan sye offenbaren gedörffen. So bin ich von Rom außher vorstendiget unnd bericht, durch was stifftung und emsiges anhalten, solliche radtschlaege uber mich geschehen. Unnd als Ich nachdem in Brabant gezogen, do selbst etliche tag am hofe deß großmächtigsten unßers aller gnaedigsten herren künig Carolus, meyner geschäfft halben vorharrete, Ist mir von guotten fründen, und bekanten, so ich deß ortes hab, hefftige warnung geschehen, mich bald, wöll ich meyn leben behalten, von dannen zuo machen. Dan zuo vorderst ann dem ort werde mir uff das geschwindest nach getrachtet, also das ich nit anderß, dann mit eylender flucht entgehen moege. Als mir das voerkommen, hab ich erstlich, in betrachtung und ansehen meyner unschuldt, die sachen leycht geacht. Als mir aber bald darnach solche ding nit einer oder zwen, sonder mer unnd vil zuo erkennen geben, hab ich mich bedacht, die sach nitt lenger zuo verachten, und eylentes von dannen verruckt. Ich sag nitt, wer myr der massen noch gestalt oder getracht hab, oder das es in der warheyt also geschehen. Sonder sag ich, gutte fründt haben mich gewarnet, mir werde nach meynem leben getracht, und jetzu sey ich nitt weyt von meinem end. Do ich nun als der unwissend fleissigklich gefragt, von wem ich oben angezeygete farhe zuo gewarten, ist mir gesagt, ich hab mich vor denen, so des bapstes geschäften hie aussen pflegen, und einen yeden Curtisanen, er sey wer er wölle zuo hueten. Das aber gedachte warnung, nitt on grüntlich wissen der sachen geschehen, hat sich bald darnach bewisen. Dann als ich den Rhein wider auff gezogen, seynd mir etliche von Rom kommend begegnet, dye offentlich gesagt, es sey zuo Rom bey allen das geschrey Leo der Bapst sey unversuonlich uber mich erzörnet, hab auch bestalt, mich uff das aller härtest unnd geschwindest zuo vervolgen. Und do ich gen mentz kommen haben mich gutte freünd und günder mit frolocken entpfangen, sich meyner zuekuonfft vast gefreüdt und etliche sich

nit wenig, das ich noch lebte vorwundert. Dann sy angezeyget, ist auch das gemeyne geruecht gewest, man stelle mir der massen nach, das ich dem bad nit wol entgeen werde. Der halben sy auch eyn zeitlang an meynem leben verzagt gewest, förchtend es wer schon umb mich geschehen. On not ist uff diß mol zuo vorzelen, was ich doselbst weyter erfaren, Do ich wider gen Franckfurt kommen, seind mir briefe und botten von guoten fründen zuogeschickt, auch etliche selbs zuo mir gereiset, anzeigend, wie yetzo der Bapst mit briefen und botschafften, von etlichen teütschen fürsten fordere, etlichen auch zuo denen er irer pflicht nach, fuge hab, gebotten, mich im gefangen gen Rom zuo überantwurten, und zuo voran, hab er sollichs mit einem von den groesten, den er meinte, sol das am basten zuo thuon haben, gantz ernstlich verschafft, mit angehenckter trawung, wo das nit von im geschaech, in fürter mer, nit vor einen freünd zuo halten, sonder seine huld von im zuo wenden. So bald nuo solliche mer außgebrochen, ist ein grosser schrecken in die, so mir vor mit gunst und lieb verwandt, gefallen, und haben sich etliche von den kleinmuetigen und erschrockenen, als bald mein entschlagen und geeüssert. Es ist aber yetzo gemelts geruecht noch kaum erkant gewest, hat man mir noch weiter auß niderlandt, zuo wissen gethon. Wie einer des Bapsts geschickten, yetzo bey Roemischer K. M. auß bevelch mich allenthalben im reich anzuogreiffen, gewalt zuo bekommen, sich grosses fleiß bearbeyte, und also brachium seculare, das ist den weltlichen gewalt, nach zuo ervolgen. Disen und dergleichen erschröcklichen vermanungen und geschichten nach, seitmal ich offenlich sieh, was ich vorhien nit glaubt hette, von in gedacht werden solle, yetzo nuon zuo der that kommen, und wiewol ich bißher der massen gehandelt, das mein fürnemen zuo gemeinem nutz, wolfart des vaterlands, auch zuo aller erberkeit, rechtem glauben und der waren geistlicheit, nit wenig gedienet habenn möchte, darumb das auch nit allein niemands gezym zuo schelten, sondern von noeten, durch yderman so der warheit pflegen wöllen, bezeugt und gelobt werden muesse. Und ich doch umb grösse willen der farhe, so mit gewalt und heimlich wider mich gericht (dann ich mich offenlich und durch recht noch jetzo nit zuo förchten hab oder weis) nuon hinfür in fürstlichen hoefen, nit stat hab noch meinen herren und freünden dienen, und (die sum darvon zuo reden) das ich mich (auß scheuung der Curtisanen, deren an allen orten vil seind, die auch gifft und eisen haben, und on zweifel in alle weg dem bapst dienen werden) alles offenlichen gebrauchs entschlagen muoß, und das selbig doch nit aus verschuldung einiges irtumbs; ich geschweig der missethat sonder auß gewalt dero, die in irem mißleben nit leiden moegen, die warheyt von inen außgegeben

werden, so wil ich der selbigen leüte gewalt und macht entwychen, auß den hoefen, auß gemeinen versamlungen, auß den stetten, und offentlichem wandelen. Aber der massen will ich wychen, das ich doch mitler zeyt nit von bezeügung der warheit (zuo welcher alle ding gezogen werden sollen) noch auch von beschirmung freiheit des vaterlands (deßhalbe ich auch den tod nit förchten sol) imer abtrete. Das ich dann zuetuon vor langem mit allem vermoegen underſtanden, hab es aber mit früntlichen vermanungen dohien nit bringen moegen, das die ding so götlicher warheit und freyheit des vatterlands entgegen sein, sich in der guetlichkeit und fridlich wölten änderen, sonder werde zuoletst dohien genoetiget, das ich nit allein, nach leuten muoß dencken, die mir die warheit hanthaben, und freyheit des vaterlands vorfechten helffen, sondern auch anrueffen, die mich bey meinem leib und leben behalten. Hierumb der ich vor mit gantzem fleiß betrachtet habe, wie ich leüt bewegte, dye der Cristenlichen warheyt (die unter so vil vortruckern not leydt) zuo hilff kaemen, und der selbigenn die misfarbe, domitt sie lange zeyt haer nit on mercklice schmach und nachteyl unßers glaubens verplendt gewest, abwüscheten, und das joch so etwan von Christo unßerm herren sanfft und leydlich auffgelegt, jetzo von den angezeygten gottes widerwertigen, mit grosser bitterkeyt beschwerlich und untraeglich gemacht ist, abwörfen, und ausschluogen, den schnoeden und schandlichen bezwangk, do mit teutsche Nation vil jar haer durch die Baepste betrangt und untertruckt gewest hinlegten, und widerbraechten die freyhayt, welhe got selbs den seinen gantz miltiklich dar gegeben, aber gedachte baepst, gantz unfreüntlich und freuelich benomen, ungestuemlich zerbrochen, und nahet gantz auß getilget haben, der selbig ich, umbgeben mit nachtrachtungen, getrieben durch vervolgung, werde gezwungen, uff das ich beym leben bleybe, und sollicher ding lenger pflegen moege, Iderman umb hilff rat, unnd beystand an zue schreyen. Wo flihe ich aber hin? Oder was hilff bitte ich? Gnaedigen herren unnd guotten freündt gemeine teütsche Nation, euch suoch ich ann. Eüch bitte ich, Wolt ir lassen auß treyben die wol verdieneten? Wolt ir lassen die unschuoltigen mit gewalt peynigen? Das sey weyt von eüch. Nit lasset von euch sagen, das ir gegen eynem heymischen und landß verwanten nit guettig und barmhertzig gefunden, so doch alweg die teütschen, gegen frembden und auß lendern, sich frey und milt erzeygt haben. Seyt auch darvor, das nit wo ir mich verlyessent, Ich bezwungen wörde außlendische hilff zuo suochen, und frembden beystand an zue rüffen. Ich werd mit keinem rechten angefochten, sonder durch gewalt, unnd menige meyner wider wertigen uberfallen. Ich werd nit rechtlich oder billiger weyß ersuocht sonder mit muotwilligem

grimm meyner feinde betrangt. Wo ist redlicheyt und tugent der teütschen? Wo ist ire sterck unnd manheit, dar von alle Nation alle völcker singen und sagen? Ir werden teutschen, beschirmet alle eynen, dan eyner hat vor uch alle gearbeytet. Dan jetzo waer ich inn deß Roemischen bischoffs genaden und gunst, hette ich nit wöllen unßerm vatterland zue guot, an gemeinen nuotz wenden, alles das ich mitt so grosser arbeyt In meynem harten und schwaeren wanderen, durch so vil bittere gegenfell, und widerwertikeyt des glueckes gesucht, und erworben hab, dar umb ich so vil nacht gewalt, so vil taeglicher und nächtlicher reyß weyt und breit gethan, so vil muoge gehapt, so vil not erlitten, eyn schmaelich unnd verächtlich armuot getragen, viel Jare im Elend umb gezogen, und das selbig alles in der besten zeyt, und meinen blüenden Jaren. Mich haben aber hulde der warheyt, und lieb meines vaterlands zuo inen gezogen. Dester je mer solt ir mich gethaner dinst geniessen lassen. Und bite, ir wöllet mich frucht meyner arbeyt enphahen lassen, alleyn darumb, das ir gesehen werd meyn fleiß und dinst erkandt habenn. So ist je erbärmlich zuo hoeren, das ich, wie wol mich noch nymants beklagt, nymants uberzeüget hat, vor keinen richter gefordert bin, unnd mir nye keine missetat auffgelegt ist, allein zuo peinlicher straff gezogen, und unerfordert einiges rechtens zuo dem tot geheyschen werde und wil euch nymer fuogen, mich unvörhoert, on antwort, und sonder urteyl ertoeten lassen, ich geschweyg, das, wie wol doch in teutschen landen gericht und recht ist, die ubeltat as die ich oder ein ander betriben hette, zuo straffen, und ich kein recht nie geflogen bin, über das alles, zuo spott und verachtung diser Nation, bey einer frembden oeberkeit hien gericht werden solt. Hierumb noch, wie allwegen vor mein beger unnd bitt an eüch, Wo yemant meines schreibens oder thuons beschwerde trueg, und mich deshalben klagens nit erlassen möchte, ir wolt verschaffen mich von dem selbigen vor meinem natürlichen, einigen und unser aller Herren R. K. M[t]. vorgenommen, und nit also mit gewalt und on recht verkürtzt werden, zuovor an umb des willen, das nit meine feind, ob sie mich, do gott vor sey, irem willen und fürnemen nach, umbraechten, übelthat oder laster nach meynem tod uff mich ertichten. Und ob ir meinenthalben nichtz thuon oder lassen, so wölt doch meines geschlechtes, oder freüntschafft hirinn verschonen, das nit denselbigen dise mackel und befleckung werde angehangen. Das bitten euch zuogleich mit mir: unterthaenigelich flehend mein armen alten Vatter und Muotter, meine jungen betruebten Brueder, alles mein geschlecht und früntschafft, ein grosse schar der ihenen, die mir eeren und guots günnen, vil gelerter leüt, vil edler Ritter und knecht. So ermane ich euch weiter, hab ich ye durch meine

schrifft, gemeiner teütschen Nation lob geschafft, ir wöllt euch doch auch mein geruecht bevolhen lassen sein. Hab ich ye unsers vatterlands preiß gewürcket, ir wöllent eüch doch über mein anfechter erbarmen. Hab ich ye eüwere eer geweitert, so wöllent doch yetz mein heil nit verlassen. Solt ich von euch abgetrennet und gerissen werden? von diser erden, die mich in meiner gebuort empfangen, Auß dem lufft, der mich erneret, von disen leüten, deren ich so gar freüntlich gewonet hab! mein vätterlich wonung verlassen! die heimischen herdtstatt und altar, unnd nit der gestalt, das ich ins ellend gehe, do selbst armseligklich zuo leben, sondern zuo einer grawsamen marter, schantlich aldo zuo sterben, abgenommen und verruckt werde, Helfft alle frommen teütschen. Erhaltet den betrangten und genoetigten, und laßt nit binden mich, der die Baepstlichen bande hab von euch ziehen wöllen. Ob schon meiner feinden unzimlicher gewalt von etwo vil jaren her in einen grossen mißbrauch ist kommen, das lasset mir doch nit an meinem leben schaden. Ich ermane euch meines dienstes, der vileicht eines lones wert, meiner woltat umb die ich widergeltung zuoverhoffen. entschützt mich, (der, wo straefflich erkannt waer, billich under euch solt gestraft werden) gegen eim ußlendigen macht, als lands leüt, als die umb deren willen ich etwas gethon hab, wider einen ungebürlichen, unformlichen, muotwillen unnd gewaltsamm. Dann mir ye billicher solt gebüren, hilff und rettung umb eüch zuo erwerben, dann meinen widerwertigen mich zuo ertoeten gezimen. Wie billich mag dann geacht werden, das, wie wol ich nie keines lasters, keiner schand oder übeltat geschuldiget, und ich kein uneer oder laster (on ruom zuo reden) von mir weiß, dannach mir (als ich gewarnet) mit gifft nach gestalt, mit waffen und geweer zuogesetzt wirt! und forderen mich gen Rom, uff das deren hertzen mit gramschafft gegen mir erhitziget, iren augen einen lufft schaffen moegen. Ist yemant also unbarmhertzig, also mit demant verhertet, das ja dises mein truebsal nit zuo weinen bewegt, O allmechtiger gott, der alle ding siehst, wölst deine rechtvertigen augen, über disen jamer wenden. Und ir teütschen wolt mich, ewern landßman, und den unschuldigen vorfechten alle umb eins willen kriegende, seitmol auch dise sach uch all in gemein antrift, dann ist nit in guotem schein, was nachurteil auß meiner verdamung volgen moegen hierumb verhuetet, das dises beispil nit weyter bey uch inwurtzele. Ir habt ab meiner verderbung farhe zuo gewarten, und auß meinem tod volget ewer gefencknüß. Thuot auff eüwere augen, und erkennet, wo ir seyt, und wohien ir gefuert werden. Man schuldigt mich nit, das ich übel gelebt, sonder duncket mich, umb das ich wolgemeinet, zuo straffen. ich werd nit als hette ich einen menschen geletzet vorgenommen,

sonder umb das ich vil verletzten zuehilff kommen, an die marter und den tod gezogen. Niemant clagt über Hutten, das er jemant mit gewalt begegnet sey, sonder kumpt jm zuo schaden, das er der vergwaltlichten warheit zuohilff kommen, so darff man mir nit die schuld geben, das ich ein nüwes fewr hab anzinden wöllen, sunder ist war, und mag mir für ein wolthat gerechnet werden, das ich den weit umb sich brennenden flammen des Leonischen geytzes, der sich ye lenger ye mer yetzt zuo gemeiner verderbung außbreitet, hab zuo besehen understanden. Mir wirt kein mißhandlung zuegemessen, sonder muoß der erberkeit entgelten, kein frummer ist mir abgünstig, sonder hassen mich die boesen. O traw, glaub, und redliheit aller Teütschen, verhengent nit das mit gewalt überwinden, die mit recht nit haben wöllen fechten. Lassent mich die nit undertrucken, denen ich, uff das sie euch alle nit undertruckten, mich entgegen gesetzt, und in faerlichkeit ergeben hab. Und das ich euch weyter nichts ermane, so lasset mich doch, das vor keynem nie versagt, umb euch erverbenn, das ich, ob mich yemant besag, zuo verhoer und antwurt kommen moege. Es ist eine alte gewonheit, und tieff in der teütschen gebrauch erwachsen, unbeschuldigte, unverantwurt, und on urteil, keinen menschen auch von den minsten zuo doeten, oder auch uff andere weiß zuo straffen, eynem yeden wirt gericht gesessen, und urteil erkennt. Nit wegeret mir, das man einem sewhirten vergunt, das allen armen knechten widerfaren mag. On zweifel, mag ich vor einem gebürlichen richter zuo antwurt kommen, ich werd überwinden. Sol ich aber mit gewalt und macht kriegen, so bin ich vil besser nit, dann ir mich haben wolt, wiewol ich der (wo eüwer hilff gewiß) on forcht bin, werd dannocht nit, ob ich schon von euch verlassen, in farhe gesetzt, auß vertruwen meines gewissens, vorzagen, dann ich hoffe zuo gott, und er wirt mich erloesen. uff das nit als ein grimmiger leo mein seel verzucke wo nit yemant sein würde der mich rettet. Mich haben umbgeben vil hunde, und der radt boeßwilliger leüt, hat mich belegert. Sie warten uff meine seel, als ein leo bereit zuo dem raub. Aber got wird abwenden alles übel zuo meinen feinden, und in seiner götlichen warheyt, wird er sie zerstrewen. Dann er wirt mich erloesen auß den stricken der iagenden Curtisanen, und von dem scharffen wort, des bapstes Leonis. Der selbig wirt yetzo über mich, und durch brennende anreitzung seiner begir, wird er ungestümmigklich gegen mir yehetzt und getriben. Ist aber so weit von hinn, das ich villeicht seinet halben in sicherheit waer. Hierumb mir diser zeit allein von den Curtisanen, und andern des Bapstes anhenger, im teütschen land, farhe zuostat. Die selbigen (als ich guot wissen hab) nit nach lassen, sonder auß schmertzen irer durch mich

angefochten und verhinderten practicken, suochen sie weg, mich zuo vervolgen. Wie wol nuon on zweifel irem boesen leben nach, gott selbs über sie erzörnet ist, so wil doch auch gebüren, sie meinenthalben anred und rach nit zuo erlassen. Dann durch die hende der seinen strafft gott die übelthaeter. Vormals haben sie teutsch Nation erbermlich umbgetriben. yetzo denken sie, alle die ire heimlicheit offenbaret haben, zuo verderben. Wolten das die teutschen leiden: Solt nit irem so hochfertigen muotwillen entgegen gedacht werden: Und das ir recht verstandt haben wer mich vervolge, und mir nachstelle: das seind die ursacher stiffter und handler aller der ding, die, wo von mir in meinen buechern und geschrifften nit gestrafft und gescholten weren, möcht ich sonder anfechten und entgeltnüß bleiben, hete ich sie aber gelobt, wer ich selig gemacht. Dise keren allen fleiß an, geben hilf radt, fürschub und fürdernüß dar zuo, das teütsch landt ye mer und mer, von den Romanisten beraubet und geschunden werde. Ich meine die untrewen Curtisanen, die verfluchten Symoneischen ketzer, die ein verhaßte, schandtliche, lästerige practick in gebrauch haben bracht, darauß gott geschmaecht und verspottet, die warheyt verblendt, teütsch Nation nit allein durch abnemung und beraubung ires geldes und zeitlicher gueter beschaedigt, sonder auch durch boeß exempel und beispil, so sie von Rom herauß bringen, an gemeinen sitten verkert und geergert wirt. Dann seitmal sie als diener, außrichter, und schaffner des Bapsts jm zuo dem unbillichen überschwencklichen gewalt, der zuo er an ir fürschub nie kommen waer, verholffen, haben sie allen boesen hendlen und wesen ursach geben. Durch diser fleiß regiert der aberglaub, und bleibt die wore gottes eer außgeschlossen. Durch dise seind die baepst dohien behertziget worden das sie die warhafftig evangelischen geschrifft, des merteils vertruckt, und etliche gesetz allein zuo irem gewinn und eigen nutz beschriben haben. Dise aetzen den Roemischen geltschlundt, und speisen den unersättlichen geitzworm, der hie unsere vaeterlichen gueter verschlindt, und von dorther widerumb von jm speyet zerstoerung guoter sitten. Dise haben es dohin bracht, das uns die Baepst einen strick angelegt, den wir (sie werden dann außgereütet) nimmer aufflnüpffen moegen, dises seind die boesen anreitzer, zuo schaden des vatterlands geboren. diß seind des Roemischen tisches weidleüt, die für und für der selbigen fresserey zuo jagen. Und nit minder jagen sie zuovil, dann auch Rom solcher ding unersätlich ist. Hierumb thuond auff ewere augen ir teutschen, und secht wer euch die beraub, und in fremden landen zuo nachred bringe von wem ir am meinsten schaden, nachtheil, und ewers stadts ergerniß habt. Nempt war der schalckhafftigen aplaßkremer der schedlichen kauffleüt, die euch gratien, dispensation

absolution, und allerley bullen zuom marckt bringen, die treiben kauffmanschatz, mit geistlichen und heiligen dingen, in der kirchen gottes, darauß er etwan trib und schluog, die doch nuor schnoede und weltliche war kaufften und verkaufften. Diß seind die kunstreichen werckmeister aller boeser sünd, die listigen und gescheiden stiffter alles betrugs, von denen herkumpt vertruckung und gefencknüß dises lands. Solche haben mich in verhindernüß bracht, unruewig, und leidig gemacht, in farhe und not gesetzt, umb keiner anderen ursach willen, dann das ich ire kunst außgeben, ire schand entbloesset, irer raubery zuo gegen gewest: irer unbarmhertzigen schinderey verhindernüß gethon. Und villeicht durch mich nit wenig irem gewinn entzogen, dem rechten waren Christen glauben etwas zuogangen. Allweg hab ich uffruor vermitten, und nit wöllen des gemeinen volcks entboerung ursach geben, und das ir mercket, das mein meinung nie gewest. umbkehrung des geistlichen stands zuo erwecken, so hab ich bißher, was des selbigen mißleber und ungeber antrifft, in latin geschriben, als jn heimlich ire gebrechen anzeigend. Dann wiewol ich das zuothuon guote fuog: und mer dann genuogsame ursach gehabt, so wolt ich doch dise ding dem gemeinen hauffen noch nit offenbaren. Dieweil ich aber yetzo sieh, das sie durch keine guetige vermanung sich bekeren wöllen, sonder gegen bruederlicher getrüwer vermanung, mörbery und außtilgung wenden, so will ich dannoch auch also, nichtz ärgers gegen jnen fürnemen, sonder wie ich auch yetz vor jn, umb das sie mir gewalt und unrecht thuon clagen, ewer gnaden und gunst hilff bewerben, und beistand anrueffen, nit das ir sie verderbet, sonder das ich durch eüch vor jnen moeg enthalten werden. Dann wiewol sie mir so manigfeltig, und offt ursach gegeben, will ich doch auch noch nit, das sie umb ire missethat gestrafft werden, sonder des jnen geweret, sollichs hienfür gegen mir oder jemants fürzuonemen radten und weißen. welchs der billicheit zuo achten, das ob ich schon nit umb euch begerte, solt es die sache auß ir selbs von euch erlangen. Und zweifelt nit, das wo ir die selbig also zuehertzen nemmet, als sie euch scheinbarlich vor augen ist, mir hernach euch umb hilff anzuo suechen, nicht von noeten sein werden. Des ich mich auch auff diß mal meiner yetzgehapten bitte unnd begierde, unnd der sachen billicheit nach zuo eüweren treüwen genaden und günsten als unabwendtlichen anhengern der Evangelischen warheyt, liebhaber götlicher gerechtikeit, beschirmer deß vaterlandß gemeiner freiheit, und vorvolger alles unrechts, schanden, und laster, versich und getroeste. Und wil das also von eüch beschehen, alzeit unterthaenigklich und freintlich, mit allem meynen vormegen wider zuo verthienen, willig und yeflissen

seyn. Geben unter meynem an gebornen Insigel uff Sanct Michaels des ertzengels obent Im jor nach Crist gebuort MCCCCC und XX.

Seitmal ich auch verstanden hab, wie das etliche mir zuo nachtheil, meine buecher und geschrifft, bey den unverstendigen übel außlegen. und anders, dann die an jn selbs verstanden werden moegen, verteütschen, domit ich mich dann bey yederman alles verdachts erledige, und auch gemeinem mann, wie billich oder unbillich ich gehandelt, und ob ich dem Bapst oder seinen Romanisten ye Ursach gegeben hab, mich oben angezeigter weyß zuo vervolgen, erkentlich sey, so habe ich mir fürgenommen, Alle meine Buecher, die ich bißher in Latin geschriben, und drucken hab lassen, darinnen dann (als ich nuon erst sieh) dem Bapst seines gefallens nit von mir gelebt, in teutsche sprach, so best ich jmer mag, und sich das schicken will, zuo tranßferieren und außlegen. Dann ich gantz kein abschew trage, sonder beger von hertzen das yderman wissen hab, welches die braut sey, darumb man mir tantzen zuogemuot. So zweifel ich nit, wo die selbige meine gschrifft ins teütsch kommen (als dann ob gott will, bald geschehen sol) man werd erfinden, das ich anders nit, dann erbarlich, eerlich, und als ein frummen vom Adel nit ungebürlich geschriben. Das hab ich meiner notdurfft nach zuovor anzeigen und verkünden wöllen.

Dem Vaterlandstode der vierhundert Bürger von Pforzheim.

Rede, gehalten am 29. Jan. 1788, von L. F. Posselt *).

An den Ufern des Eurotas wohnte vor Jahrtausenden ein Volk, wenig bedeutend, wenn man's nach Gold oder Menschenzahl, oder Feldmark schätzt, aber das mehr als einmal, wann die übrigen Völker in stummer Ergebung hinstarrten, das große Rad der Welthändel mitten in seinem glühendsten Umschwung aufhielt und rückwärts schnellte; ein Volk, an Wortkünsten arm, doch reich an Thatkraft; das des Witzes

*) Geboren am 22. Januar 1763 zu Durlach, gest. am 11. Juni 1804.

und der List, die man Staatsklugheit nennt, weder achtete, noch bedurfte, weil ihm an deren Stelle sein ernster, grundfester, wohlüberlegter Wille war; das mit eherner Ruh' auf jeden Feind herabsah, weil es zu sterben verstand .... Einst schien der Gefahren letzte aufzugehen über Griechenland. Xerxes, der Perser eben so gewaltiger, als übermüthiger König, in mehr als einem Welttheile Herr, droht' ihm den Untergang. Wie, wann Gott die Völker mahnen will, daß Er herrsche, der lange Zug von Donnerwolken fernher langsam-feierlich am Gesichtskreise heraufzeucht, und immer finstrer und finstrer sich fortwälzt, als brächt' er die ewige Nacht wieder: so rücken seine Scharen an. Völker, die von den Wassern des Nilus, Ganges und Tigris tranken; Völker aus den lieblichen Ebenen Babylons, und von dem wolkenschweren Gipfel des Kaukasus; Wilde, und Halbgebildete, und Hochverfeinerte; des größten Welttheils ganze Last stürzt schon über die Fluthen des Hellespontus. Wann sie nur steht im kleinen Griechenland, so hat sie's erobert ..... Aber am Eingange Griechenlands hat die Natur eine steile Felsenpforte aufgethürmt, unter dem Namen Thermopylä durch die ewige That, die auf ihr geschah, aller Welt bekannt; dort lagert sich Leonidas mit dreihundert Spartanern. Der ungezählten Heerschar, die einem Meere gleich heranwogt, wie sie auf engem Raum die Hand von Helden sieht, scheint es abwechselnd itzt mitleidenswerth, dann wahnsinnig, daß Dreihundert nicht weichen wollen vor tausendmal Tausenden: aber die Spartaner stehen! Der Perserkönig, von so viel Muth gerührt, beut ihnen Gnade, ihrem Heerführer die Herrschaft über Griechenland an; aber die Spartaner wanken nicht! „So kämpft doch endlich!" ist die ganze Antwort der Helden, die nicht gern Worte verlieren, wo Thaten zu gewinnen sind. Nun gebeut Xerxes zur Schlacht — sie beginnt wirklich, die Schlacht, wie sonst niemals die Welt sie sah. Je zehntausend der Perser kämpfen gegen der Spartaner Einen; aber die Spartaner fürchten die Zahl nicht, weil sie den Tod nicht fürchten! Ihr Leben gehört nicht mehr ihnen an; es ist ganz dem Vaterlande geweiht. Was soll ihnen ein Pünktchen mehr oder weniger in seiner Spanne? Ihr Himmel ist in ihrer Brust; ihr Tod ist Unsterblichkeit. Wollt' es das Vaterland — mit weggeworfenen Waffen würden sie in den weitoffnen Erdschlund, wie in die Arme eines Freundes, springen; aber das Vaterland will keinen leidenden Tod. Wenn es gerettet werden soll, so muß jeder von ihnen in die Rücken der Feinde der Todeswunden hundert eindrücken, bis er selbst auf edler Brust die eine Wund' empfängt, die auf ewig seine Augen schließt. Und nun, die Verächter ihres Lebens — seht, wie sie dürsten nach dem Leben ihrer Feinde! Tod ist in ihrem

Blicke, Tod in ihren Pfeilen, allesverschlingender unwiderstehlicher Tod in ihrem Schwert. Wem tief in der Brust der mörderische Widerhaken sitzt, der zieht ihn muthig heraus, und achtet des nachstürzenden Blutes nicht, und fühlt den Tod nicht, der auf ihn herfällt, und sieht nur den Feind noch, und reißt ihn mit sich zur Hölle. Neben ihm steht sein Bruder. „Wohl dir! du hast die große That gethan," ruft er, und bringt ihm ein Todtenopfer, wie es keinem Könige gebracht wird. Doch was vermögen Dreihunderte gegen eine Welt? .... Ganze Hügel erschlagener Perser thürmen sich empor; aber auf den Hügeln fallen zuletzt die Spartaner bis auf Einen. Gebeugt zieht Xerxes mit großem Heer' und kleiner Seele nach Asien zurück. Griechenland bleibt frei.

Das geschah auf Thermopylä. .... Aber an der Tiber sonst unbeträchtlichem Bach erhob sich nachmals ein Staat, der, durch Hirten und Räuber gegründet, in der Zeitfolge Menschen in sich entstehen sah, wie seitdem kein Volk sie gezeugt hat; Menschen, voll Einfalt für sich, und voll Stolz für's Vaterland; deren Staatsklugheit nichts zum Inhalt hatte, als Gerechtigkeit und das Schwert; größer, als alle andern, im Glück, und im Unglücke über sich selbst erhaben; die den besten Frieden im Verluste verschmähten, aber mitten im Lauf' ihrer Siege sich ohne Beispiel mäßigten, und die Herrschaft über die Welt durch zwei sonst entgegenstehende Eigenschaften behaupteten, durch Milde und durch Ernst. ... Schon waren sie im schnellsten Aufschwunge des Schicksals so weit über die Kleinheit ihres Ursprungs empor gestiegen, daß sie mit dem größten der gleichzeitigen Völker um nichts Geringeres kämpften, als um die Herrschaft über die Welt. Groß war die Absicht des Kampfs; gleich, wie selten anderwärts, die Macht beider Völker und die Weisheit ihrer Feldherren; reicher an Leichen und an großen Thaten nie eine Zeit. Nach wiederholten Kriegen erst entschieden bei Zama die Donner des Scipio. Einst, im ersten dieser Kriege, trafen beide Heere auf einander in Sicilien: aber der Feldherr der Karthager gewann allen Vortheil des Orts; die Römer kamen zu stehen, wo sie sich gefangen geben, oder umkommen mußten bis auf den letzten. Das sah zuerst ihrer Obristen einer, Quintus Cäcidius. „Wenn du das Heer retten willst," sagt er zum Feldherrn, „so laß gleich vierhundert Krieger ausziehen, dort auf jenen Hügel. Die Feinde, wann sie das sehen, werden mit Adlereil' auf sie heranstürzen, und sie tödten, ohne daß Einer entrinne. Du kannst indeß mit dem Kriegsheer ruhig an einen bessern Ort vorrücken. Andere Rettung ist itzt keine." Der Feldherr erkennt alles, wie der Obrist es sagt. Aber welche sollen die Vierhunderte sein? und wer, der sie führt? „Wenn du keinen Bessern findest," antwortete der Obrist,

„so sondre mich aus zu dieser Gefahr: hier steh' ich, und schwöre dir, daß ich sterben will für's Vaterland." — Sogleich wird die Zahl der Helden voll, sie verabschieden sich von ihren Brüdern auf ewig. Ihr Obrist, mit der Ruhe eines Gottes, geht vor ihnen her; sie ziehen aus zum unvermeidlichen Tod. Die Feinde, über ihre Kühnheit erstarrt, stehen da, wie eingewurzelt, zu sehen, wohin der Zug gerichtet sei? .... Als sie, einer Wolke gleich, auf dem Hügel sich lagern, der ihr Grabmal werden soll, da hält es der Feldherr der Karthager für nichts Geringes mit denen zu kämpfen, die durch die kühnste aller Thaten gezeigt haben, daß sie nichts anders wollen können, als sterben. Was stark ist von Reiterei und Fußvolk, die beste Kraft seines Heeres, schickt er wider sie aus. Tausende stürzen auf Hunderte. Die Römer werden umringt von allen Seiten: sie kämpfen fürchterlich. Lange zweifelt der Sieg zwischen Tugend und Menge; Blut der Römer und Blut der Karthager fließt in Bächen herab vom Hügel. Endlich gewinnt die Menge. Die Vierhunderte fallen Mann vor Mann, mit Pfeilen zugedeckt, oder mit Schwertern durchbohrt. Das Kriegsheer wird gerettet.

Seid Ihr bewegt? Staunt Ihr hinauf an solchem Edelmuth? ..... O, so weit die Sonne leuchtet über der Erde, haben All' an ihm hinaufgestaunt, und werden hinaufstaunen an ihm, so lange man große Thaten verstehen wird. Aber unter allen seid Ihr es, die es neidlos, mit dem Bewußtsein gleichen Ruhmes thun.

Zu der Zeit, da Herrschsucht und Freiheit und Zügellosigkeit, da Glaube und Aberglaube und Unglaube zweifelhafter als jemals mit einander rangen; da man voraussah, daß auf stürmischen Frieden ein welterschütternder Krieg folgen müßte; da List und Ungestüm abwechselnd mit der äußersten Spannung ihr Spiel trieben — zu dieser Zeit trat Georg Friedrich, Markgraf von Baden, auf, groß an Geist und Herz und Waffenruhm, und der in der allgemeinen Noth nicht, wie die Uebrigen, sich, sondern allein das Vaterland sah. Schon kannte Ferdinands Gewalt keine Grenzen mehr: des unglücklichen Friedrichs Macht war zerbrochen; die mehrsten der andern Fürsten stürzten mit ihm gewaltsam, oder beugten sich selbst. Noch stand Georg Friedrich da, unerschüttert, als Freund und Patriot. Zwar im tiefen, obgleich ungetreuen Frieden hatten viele laut und starkmüthig gesprochen von deutscher Freiheit, und daß es, wie jedem Bürger, also vorzüglich dem Fürsten zieme, alles zu wagen für sie bis in den Tod; aber als die Gefahr herein brach, wo nur Thaten galten und nicht Worte; als man das Vaterland kühn vertheidigen oder herzlos preisgeben mußte: da wählten die mehrsten das letztere. Unter wenigen Entschlossenen leuchtete Georg

Friedrich vor, als der Entschlossenste. Mit zwanzigtausend Mann eigner Krieger rückte er aus, Er allein, der fürchterlichen Uebermacht Ferdinands die Spitze zu bieten. Seinen Leib bewachen vierhundert Bürger von Pforzheim, vom Verhängniß ausgewählt aller Thaten größte zu thun — zu sterben für's Vaterland.

Dort, wo der Neckar im friedlichen Laufe über die Felder von Wimpfen sich fortwogt, stößt die vereinigte östreichisch-spanische Macht, überzählig an Scharen und wohlausgeruht von der Arbeit des Kriegszugs, auf des Markgrafen kleineres, abgemattetes Heer. Früh begann die Schlacht, und endete spät. Nicht die Menge schreckte Georg Friedrichs hohen Geist; Er rang mit eines Riesen Kraft für deutsche Freiheit, indeß die Feinde herzlos, ohne begeisternden Zweck, für fremde Unterdrückung kämpften. Auch stand bei ihm der Weimarer Bernhard, der Kühne, den nachher noch so manche unsterbliche That auszeichnete, und Magnus von Würtemberg, unter dem dreimal das Streitroß fiel, bis er selbst, mitten im Gewühl der Schlacht, den Tod der Helden starb. Unstät wankt der Sieg, und schon wankt er nicht mehr; er entscheidet ganz für Georg Friedrich .... aber dem Allmächtigen im Himmel gefällt es anders! Den langen Schlaf der Deutschen soll nicht ein flüchtiges Zucken der Schwerter, ihn soll ein Donner unterbrechen, stark und verderblich, als hätt' Er selbst ihn gewälzt. Wie von seinem Blitze getroffen, so stauben plötzlich in tausend Trümmern die Geschützwagen Georg Friedrichs auseinander. Sogleich sinkt ein Theil seines Heeres zerschmettert in den Tod hin; der andre wankt, wird zerrüttet, flieht. Wer mag stehen, wann der Himmel wider ihn kämpft und die Hölle? — Vergebens schallen weit umher Georg Friedrichs kühne Ermahnungen; vergebens färbt sich sein Feldherrnschwert dunkelroth im Blut der Feinde. Gottes Schrecken stürmen hinter seinen Scharen her — kein Sterblicher kann sie mehr halten — alles, alles ist verloren, bis auf's Letzte. Für eigne Rettung kalt, nur um Deutschlands Freiheit bekümmert, von den Bitten der Seinigen bestürmt — flieht endlich auch Er. Aber wohin, wohin soll der große Unglückliche fliehen vor dem Feinde, der seinem Siege dicht an der Ferse folgt?.... O, seh't ein Schauspiel, der Betrachtung Gottes werth; werth, daß mit ewig gehemmtem Fluge die Zeit wie ein Marmorbild drüber hinstarre — alles, alles flieht — nur die Bürger von Pforzheim nicht. Was unter allen Völkern des heldenkühnen Alterthums nur zwei thaten, und die zwei größten, und auch diese nur im glänzendsten Zeitpunkt ihres Ruhms: die ewige, alte, nie ausgepriesene That thun itzt sie. Vierhundert stehen da, vierhundert tragen die ganze Last eines Kriegs-

heeres, das gesiegt hat. Man beut ihnen Leben an; sie wollen Tod: man beut ihnen Gnade an, sie wollen Unsterblichkeit. Kein andrer Gedanke mehr, kein Wunsch, kein Gefühl für sich. „Du hast uns Alles gegeben, du theures heißgeliebtes Vaterland! Hier, wo es dir gelten muß oder uns, in der schweren Stunde der Prüfung — sieh, wir unterliegen ihr nicht — hier nimm deiner Gaben größte von uns zurück — unser Leben und unsern Fürsten!“ — so denken, handeln, sterben Vierhundert, als wär's Einer. Lange hat sich das übrige Heer in stürmischer Flucht zerstreut; sie achten's nicht. Des Himmels und der Feinde ganzer Zorn fällt auf sie; sie wanken nicht. Zum zweiten Mal beut man ihnen Schonung, Ehre, Alles an; sie wollen's nicht. Ernster, männlicher ward nie eine Schlacht geschlagen, als durch sie. Kein Grimm, wie der Verlassenen; keine Klage, wie der Besiegten; kein Geächz, wie der Sterbenden. Der Sohn sieht den Vater, der Bruder den Bruder, der Freund den Freund fallen — und weint nicht. Wem aus der weitoffnen Wunde das letzte Herzblut fließt, der kämpft noch auf der Erde und tödtet, indem er stirbt.

Dieser That Eurer Vorväter und Mitbürger gedenket oft, auch im Frieden. Noch ist nicht ausgekriegt im stürmischen Deutschland. Früher, später — das weiß nur ein Gott — aber sie wird ausbrechen über Euch, die lang verhaltene Gefahr. Seht Ihr nicht, wie wechselsweise itzt Arglist mit scheuer Ferse, dann mit donnerndem Tritt die Gewaltthat, in den uralten Hallen unsers Staatsgebäudes umhergeht, und fürchterlich sinnt, welche Säulen sie zuerst zertrümmere? . . . Seht Ihr nicht, wie immer noch die weltliche Macht mit der geistlichen den lange unentschiednen Kampf fortkämpft? und dies niemals ruhige Drängen, und Reiben und Stoßen so vieler und so verschiedenartiger Theile unsrer Verfassung? und wie die Wage des Völkergewichts fürchterlicher schwankt, und itzt da, itzt dort zuckt, und nur noch durch ihren schnellen Wirbelschwung sich erhält? . . . . . Laßt in diesen Zeiten allgemeiner Gährung die Natur des Menschengeschlechts um ein Jahrtausend vorauszahlen, und itzt gleich wieder einen Friedrich schaffen, der den langgefürchteten Wurf in die eine Schale thut: ha, wie wird sie niederschmettern, daß unter ihr der Erdkreis dröhnt! — —

Unsre Vorväter haben durch die blutigste Verödung Deutschlands erfahren, was in vortheilhafter Zeitlage die innere Uebergewalt eines Staats vermag, auch wenn keiner von den seltenen Sterblichen sie lenkt, die sich selbst ihre Welt erschaffen. Blickt hinab an der langen Reihe Eurer Kaiser. Seht Ihr, dort, mit dem finstern umwölkten Antlitz, mit der Geberde des Alleinherrn, mit dem tiefen Blicke; der voll

Trotz in ungeheuren Planen wühlt? . . . Das ist der Mann, der die Fürsten Eurer Väter, nachdem's ihn lüstete, aus ihrem grauen Erbe stieß; der ihren Nacken durch's eiserne Gewicht seiner Ketten niederzog; der nach den Launen seines immer aufgejagten Blutes mit ihrem Leben wie mit einem Ball spielte. Er verstand die Zauber der Scharkunst nicht; in seinem Busen schlug das große kühne Herz nicht, das frohlockt in der Gefahr und beim Widerstande steigt; die Natur hatt' ihm das meiste versagt, wodurch Cäsar einst unter großen Menschen der Größte, und Friedrich unter unsern der Einzige ward — das Belebende und Zermalmende, das Leichte und Eherne, das Herablassende und Ueberhohe, wodurch beide die Götter und die Teufel ihrer Welt zugleich waren. Aber Cäsar mußt', ein Bürger wie alle andern, durch tausend Stufen der Gefahr hinaufklimmen, bis er auf dem Capitol an der Bildsäule Jupiters saß, und, wie Jupiter, mit dem Nicken seines Haupts über den Erdball herrschte: auch Friedrich rang erst in fürchterlichem Drange mit seinem Staat, der des Spielraums viel zu wenig für ihn hatte; rang, einem Riesen gleich, dem man, wann er zur Feldschlacht heranschreiten will, die Rüstung eines Zwergen beut. Mit Carln hingegen lag an der Mutter Brüsten schon der Herrscher über ein Weltreich: wann Er gebot, so stäubte Gold, wie Sand, aus den Bergschlünden von Peru. Er brachte zuerst jene schwüle spanische List nach Deutschland, die, als wär's Großmuth, oder Zeitbedürfniß, den Geist alter Verfassungen hinter den Namen hinwegzieht, und dann, so bald es ihr gefällt, mit einem Donner der Uebergewalt auch die Namen zertrümmert. Bei solchen Vorbereitungen — welcher Gott würd' ihn zurückgehalten haben, auf dem langen Stufengange zur Alleinherrschaft den leichten letzten Schritt zu thun, wär' er niemals rastend hinter seinem Schicksal hergestürmt, wie Cäsar?

Im folgenden Jahrhundert griff Ferdinand Carls weithin ausgeführten Plan auf. Schon irrten die gewaltigsten Fürsten Deutschlands, vom Blitzstrahl der Reichsacht getroffen, als Verwiesene in allen Ländern umher. Ihm selbst ward ein Feldherr, eben so groß als einzig, den nur das Niegewohnte, Nieerlaubte, Ungeheure reizte; wahnsinnig begünstiget vom Glück; der vom Staube der Niedrigkeit bis zur höchsten Staffel der Ehre wie in einer Entzückung emporgerissen, droben stand, ohne Staunen und ohne Wanken, als stünd' er ein Jahrtausend da; wann der Ewige im Himmel einer Welt zürnt, und seinen Grimm wie eine Sturmwolke über sie herabwälzen will, das unübertreffbare Werkzeug in seiner Hand. Stolz wehten schon über den Fluthen der Ostsee die Wimpel Ferdinands. In ganz Deutschland tönte kein

Waffenklang mehr, als von den Scharen Ferdinands. In keiner Hand beugte sich das Recht knechtisch nach der Gunst. Kein neubeschworenes Gesetz, keine durch ihr Alter ehrwürdige Verfassung galt. Der Reichstag, einst der Sammelplatz der Helden, der Quellpunkt deutscher und die Schutzwehre europäischer Freiheit, auf den des Aufgangs und des Niedergangs Könige mit stiller Ehrfurcht hinsah'n, weil er über den Erdball entschied; der dem Kaiser Alles war, wann der Kaiser für das Gesetz war, aber beim leisesten Zehentritt der Uebergewalt auffuhr, wie der Strom, wann sich ihm ein Fels entgegenstemmt . . . . der war nun öd' und todesstill, wie ein Kirchhof. Schauernd bebten nur noch Geisterschatten darin her; aber ihnen entfuhr kein starkes, lebendiges Wort, wie sie sonst da tönten, daß es vom brausenden Rhein bis an's donnernde Weltmeer klang. Hie und da ein Laut . . . abgebrochen, halb verweht . . . mehr ein Geächz, das in's Machtgebot seufzte. Versucht' es einer zu reden, als fühlt' er noch Lebenskraft in sich, da faßt' ihn die Despotie, und riß ihn zur Erde nieder, und trat ihm auf dem Nacken herum, bis er auf ewig der falschen Freiheit vergaß. Herr, Herr Gott in deinem Himmel, wie war da dein Arm so fürchterlich ausgestreckt über Deutschland! — — Noch ein Zucken — und das Vaterland der kühnen edlen Menschen, das Land, was im nächsten Jahrhundert einen Leibniz und Friedrich zeugen sollte — fiel unwiederbringlich hinab zur tiefsten Knechtschaft.

Eine solche Zeit, glaubt Ihr, sie könne nie wiederkehren und fürchterlicher? O, ihr Keim liegt tief in jedes Menschen Herzen — ihr Keim ist Herrschsucht. Was vielen gar nicht, was manchen nur halb oder doch nur kurz gelang: wer mag in die Wolkennacht hinein schauen, die um die Zukunft her ist, und behaupten, es werde keinem ganz und dauernd gelingen? Die Manlius, die Mälius mußten erst mit dem Leben büßen; einsam mußt' erst Marius auf den Trümmern von Karthago sitzen, und Sylla fühlen, daß für Rom die Zeit der Knechtschaft noch nicht gekommen sei, bis auf der oftverfehlten Laufbahn der große Cäsar hinanstieg bis an's Ende.

Dieses Beispiel warne und mahne Euch zugleich. Was Frankreichs Ludewige, was Eure Carle und Ferdinande nicht konnten — wer bürgt Euch dafür, daß nie der Fürchterliche kommen werde, der's kann? . . . . Aber wann denn auch Er, mit der Felsenseele, die jedes Hinderniß zermalmt; mit der kühnen Faust, die nur spielt mit der Gefahr; mit dem weiten drangvollen Herzen, das für eine Welt ausreicht, einst geboren wird, ganz wie er sein muß, um Alles zu beugen unter sich Einen — mild und fürchterlich, klug und heldenkühn, langsam und wetterschnell, niedrig und hoch, alles um der Herrschaft willen;

wann er dann wie eine Feuersäule über den Erdball sich hinwälzt, und, er sei Deutscher oder Nichtdeutscher, kein ander Land zuerst anfällt als Euer Deutschland, weil es das Vaterland der Geistes- und Herzensstärke, und das Waffenhaus ist, aus dem er für den übrigen Erdball seine Blitze holen muß: fürchtet ihn nicht! Zwar schaudernd ist's, einem solchen Dränger zu stehen; aber wo keine Sklaven sind, da ist kein Tyrann. Sei er an Geisteskraft der erste nach Gott; so lang' er einen sterblichen Leib trägt — fürchtet ihn nicht! O, nur der Freiheit Geist leb' in Euch; jener Geist, der die Vierhundert trieb, daß sie lieber Tod wollten, als Gefangenschaft, der aus den Schweizern schlug bei Morat, und in Winfelds Schlachtthal die Legionen in Staub legte: wenn er nicht Gott selbst ist — und Gott ist er nicht, denn Gott ist kein Tyrann — fürchtet ihn nicht! . . .

Denkt, was Euch Eure Fürsten sind, und was Er Euch sein würde. Sie, Eure Väter, Eure Wohlthäter, an Euch geheftet, wie an ihr eigen Herz; Sie, die mit Euch gleiches Wohl und gleiches Weh haben; nicht übergewaltig genug, Euch zu drücken; nicht zu weitherrschend, Eure Anliegen zu kennen, nicht zu stolz, sich ganz zu Euch herabzulassen und unter Euch, wie Väter unter ihren Kindern, zu gehen: Er, Euer überhoher Herr; Er, Euer Kriegsmeister; der Mann, der alles für sich und nichts für Euch fühlen würde; dem Ihr nicht mehr und nicht weniger sein würdet, als das Schwert dem Krieger ist.... und doch will man sie Euch als den Himmel auf Erden preisen, die Zeit des großen Weltreichs, dessen Grundsitz in Deutschland wäre? Euer Ruhm soll dann am hellsten leuchten unter den Völkern? — Weh' Euch, über solchen Himmel, in dem Euer Gott, fern von Euch, nur seine Größe dächte, indeß unter Euch die eisernen Diener dieser Größe mit ihrem Stolz, und mit ihrem Trotz, und mit ihrem Geiz wie mit Bergen auf Euch drückten! Weh' über Euren Ruhm — den Ruhm, die ersten und geplagtesten seiner Knechte zu sein! Denn glaubt Ihr wohl, daß er seine Herrschaft endigen wird an Eurem Rhein? — Er? dem die Herrschsucht am Herzen nagt, wie ein Geier; Er? der in den Träumen der Mitternacht nur seine Größe sieht; Er? der am verlorensten Ufer der Erde weinen würde, daß auch für ihn eine Grenze ist. — Nein! nein! Wie der Wirbelwind den Staub mit sich aufrollt, so wird Er Euch nach sich reißen, um die Könige zu legen zum Schemel seiner Füße. Vergebens werdet Ihr dann am Strande des Tages, wann die Sonn' aufgeht im Morgen, ihr entgegenblicken mit Wehmuth, wie sie über Eurem fernen Vaterlande heraufsteigt. Plötzlich wird's Euch dann sein, als seh't Ihr an den Ufern des Rheins Eure alten Aeltern sitzen mit Eurem unerzogenen Sohn, und lautauf hinschluchzen nach Euch, und

das Weib Eurer Liebe, wie sich's in den Armen des Satrapen sträubt, der's auf's Polster seiner Wollust hinreißen will. — — Dann wird's Euch drängen, als ging' eine Welt hinter Euch unter; dann wird der Sturmwind Euch zu langsam sein, auf seinen Flügeln Euch nach Deutschland zu tragen. — Umsonst! Wohl nimmer werdet Ihr Euren Rhein sehen: hundert Schiffe spannen schon ihre Segel auf; die alte Welt ist erobert; dort, wo der Missisippi seine Fluthen wälzt, dort öffnet sich Euch eine neue. Würgt dann irgend einen harmlosen Wilden hin, und buhlt mit seinem Weibe, und vergeßt auf ewig Eures Vaterlandes. — —

Zwar Manchem unter Euch scheint das vielleicht von mir übertrieben, aus Absicht, oder um etwas Glänzendes zu sagen. Aber nicht meine Betheurung gelte hier: erinnert Euch, was die Mazedonier erfuhren unter Alexander. O, daß Ihr das nie erfahren möchtet! und Ihr werdet's nie, so lang' diese Verfassung in Deutschland fortdauert. Die Männer von Sparta, als sie auf Thermopylä den Tod für's Vaterland starben, waren frei unter Königen, und das sind die Britten noch itzt: eure Vorväter, als Hermann die Legionen vertilgte, waren frei unter Fürsten, und das seid Ihr noch itzt. Nur daß Einer nicht über Alle herrsche, ist das Losungswort unsrer uralten Verfassung. Die Fürstengewalt, ihrem Zweck und Ursprung nach eine sanfte väterliche Gewalt, ist das Unterpfand deutscher und die Schutzwehre europäischer Freiheit. Darum ehrt Eure Fürsten, auf daß Ihr selbst ehrenwerth seid; liebt in ihnen Euer eignes Glück. Mit ihnen stirbt oder fällt auch Euer Ruhm — der Ruhm, freie deutsche Männer und Schützer des Gleichgewichts unter den Völkern zu sein.

Die Gefahr niemals zu fürchten, ist kein kräftiger Mittel, als ihrer stets zu gedenken. Wer hat je gesehen, daß der Steuermann, wann das Meer ruht und nicht eine Wolke den Himmel trübt, Tau' und Anker von sich wirft, als bedürft' er ihrer nicht? Er weiß, daß der Sturm, sei er noch so ferne, früher, später doch allemal kommen muß. Und wann er dann heranbraust, und im fürchterlichen Einklang mit den Ungeheuern des Meers brüllt, und auf die Wellen schlägt, daß itzt der dunkelblaue Abgrund wie eine Hölle sich öffnet, dann ein Gebirg von Wassern sich emporreißt, und die Wolken des Himmels zersprengt, und die Elemente rasen, als fing' ihr erster Kampf wieder an: so zagt er nicht ohne Rettung; so fürchtet er ihn weniger, weil er ihn besorgte. Wollt Ihr, gleich ihm, sicher stehen in der Gefahr? — Wohlan! das werdet Ihr, wenn Ihr derselben eingedenk seid, noch ehe sie hereinbricht. In den Tagen der letzten Noth, wann die Klugheit zu spät ist, wann blinder Hinsturz in's Schicksal an die

Stelle des Widerstands tritt — in solchen Tagen haben der Völker viele schon geflucht über sich und über alle, die ihren langen Schlaf genährt haben.

Und seht um Euch her — Ihr bedürft ja nicht einmal des Blickes der Geweihten — seht, ob dann alles so ruhig ist? ob der Wolf weidet mit dem Lamm, und der Säugling seine Faust steckt in den Schlund des Basilisken? — Mehr vielleicht, als in mancher besorgtern Zeit, ist die Gegenwart itzt drohend für die Zukunft. Auch fühlen das die Weltkönige. Um ihren Goldsitz stellen sie zahllose Scharen Bewaffneter. Wo die Pracht sonst mit diamantnem Scepter saß und Königsrechte übte, da gebeut nun eine nie erhörte Sparsamkeit, gebeut — nicht, das Volk zu erleichtern vom Auflagendruck; nicht, der Kunst eine glänzendere Bahn zu öffnen; nicht die Nerven derer zu stählen, die rund um den Herrscher sind. Nein! wann das große Ungewitter los bricht, das, so fern kein Gott es bändigt, die itzige Welt zerstört und aus ihren Trümmern eine neue schafft; wann der Krieg wie eine Sündfluth über den Erdboden sich wälzt, damit durch's Feuer umkomme, was einst im Wasser verdarb; wann so viel Unsterblichkeit, so viel Schwäche, so viel Spannung, so viel Wuth, so viel innerer Widerspruch durch das gewaltsamste aller Mittel getheilt werden muß — dann, dann, wann Freiheit und Herrschsucht wie zwei Verzweifelte ringen, und das große Trauerspiel von dreißig Jahren auf's Neue beginnt — dann wird jeder die eiserne Ernte einsammeln wollen, für die er nun säet.

Und doch, indeß Ihr auf die Kriegsheere der Könige hinstarrt, dünkt es Euch oft drückend, und überflüssig, und wenig bedeutend, wenn auch Eure Fürsten sich bereiten, um einst sich zu schützen und Euch; um bei der großen Entwicklung der Welt zu zeigen, was Tugend und Freiheit vermag. Seid Ihr Bürger? — seid Ihr Deutsche? — Scheint es Euch zu schwer, zu wählen zwischen Fürsten und Tyrannen? zwischen Freiheit und Knechtschaft? zwischen Gesetz und Willkür? zwischen Kirchen- und Feuerherden des Vaterlands und wildem Kriegslager im Auslande? — Und Euch, unter allen in Deutschland Euch ziemt es am wenigsten, der Pflicht des Bürgers zu vergessen im Frieden, und Gut und Blut nicht aufzuopfern einst, wann's Entscheidung gilt. Das edle Volk der Sachsen, als Carl bei Mühlberg am Elbestrom seinen Fürsten schlug, fühlte nichts für seine eigne Freiheit: in jedem glühte nur, brennend wie eine Todeswunde, der Schmerz, seinen Fürsten zu sehen, wie er dastand, der ehrwürdige deutsche Mann, und den Hohn des Siegers trug, und die schwertgeübte Hand, gewohnt einem Volke wohl zu thun, den Ketten hinbot. . . . Das war edel; aber größer, erhabner

ist, was durch die Bürger von Pforzheim geschah bei Wimpfen. Ihr Jammer verstummte nur mit ihrem Todesröcheln; ihr Eifer für ihren Fürsten entfloß nur mit ihrem Blute. Eine solche Heldenschar — wer mag sie messen nach ihrer Zahl? Jeder unter ihnen gilt ein Kriegsheer. Stürz' er dann heran, der Dränger, und zähl' er Hunderte auf gegen ihrer Einen, und fließ' er über von kaltem Spott, als wär's unrühmlich, mit solchem Häuflein zu kämpfen .... die heiße Schlacht wird ihn lehren, was die können, die sterben wollen.

Und Eurer Fürsten vereinte Kraft, durch den Geist des deutschen Bundes beseelt, ist sie denn so wenig bedeutend? Wenn wider sie, die nichts wollen, als daß die gesetzmäßige Verfassung daure, eine Welt aufsteht: sie werden eine Welt nicht fürchten, dafern Ihr Männer seid. Nicht klein ist ihre Zahl; aber todtrotzend, unerschütterlich ihr Muth. Und Ihr kämpft ja für's Vaterland. — — Ihr seid Bürger, wie die Vierhundert es waren; sie sind antheillose, aus aller Welt zusammengeraffte Söldner. Sie werden scharenweis fliehen, noch ehe die Feldschlacht donnert; Ihr steht ruhig da, wo sie am schrecklichsten glüht. Oder wollt Ihr weniger thun für Eure Fürsten, als die Bürger von Pforzheim thaten für ihren Georg Friedrich?

Glückselig Du! für den eine That geschah, wie sie im langen Laufe von Jahrtausenden nur dreimal geschah. ... Zwar das Schicksal hat seinen ganzen Grimm an Dir erschöpft. Vom Blitze der Reichsacht getroffen, bei der glühenden Liebe für's Vaterland; in mehr als einer Feldschlacht besiegt, bei der tiefen Kenntniß der Kriegskunst; mit einer Seele, die so ungeduldig Thaten wollte, zu einer Zeit, die so dringend Thaten forderte, zur Ruhe verdammt; ein Sprößling des uralten Heldenstammes der Zähringer, irrend, verfolgt von Land zu Land — — starbst Du, wo Dein im harten Todeskampf gebrochenes Auge mit seinem letzten schmachtenden Aufblick vergebens nach einem der Deinigen umherirrte. Dem Wandrer, wenn die Kunde Deines Ruhms ihn reizt, daß er nach Deinem Grabe forscht; wer sagt ihm, wo Du schläfst, Du, der Du ehe so furchtbar warst? .... Aber freue Dich! freue Dich! Des Schicksals Stürme sind verhallt: wo Dein Staub auch ruhen mag; über ihm wölbt sich der unermeßliche Himmel, um ihn her rauscht einst die Auferstehung. —

Und wann sie dann kommt, die große Stunde, in der die Erde wieder geben muß, was sie seit Jahrtausenden empfangen hat; wann ernst, wie die Ewigkeit ihn nie sah, Gott die gerechte Wage hält zwischen Aufgang und Niedergang — die Wage, in die der Eroberer nicht mehr seine Hunderttausende legen kann, noch der König die schwere Krone

von Gold, wann alle Größe klein, und alle Höhe niedrig wird, und nur der Mensch gilt vor Gott — — wie wird's dann Euch sein, ihr Erste unter den Helden, ihr Deimlinge, ihr Gerwige, ihr Schober, ihr Mayer, ihr Geiger, ihr Wildersinn und ihr andern alle, deren die undankbare Zeit vergaß, wann aus dem Gewühl der ungezählten Heerschar, die um den Richtthron sich herdrängt, der Hocherhabne, der Letzte aller Richter, mit Worten, die dem Unding neue Welten entlocken könnten, vor allen, die da waren und die da wieder sind, Euch hervorzutreten gebeut — und den Dreihunderten, die auf Thermopylä fielen — und den Vierhunderten, deren Blut floß in Sicilien? — — Was Er dann spricht, der Ewige, wann er ganz seiner Herrlichkeit sich freut, um zu richten — das faßt die verwegenste Ahnung des Sterblichen nicht. Ein Laut davon wird sein: „Gnade Euch! und Preis vor Allen! und der Seligkeiten meines Himmels Erste! Ihr habt Eures Lebens ganzen Zweck erfüllt bis in den Tod. Wer sein Vaterland nicht liebt, das er mit sterblichen Augen sieht; von dem er Alles hat, was er hat — wie kann er mich lieben, den Unsichtbaren, den Künftigen? Stark habt Ihr für Glauben, Freiheit, Vaterland gekämpft. Hier werd' Euch der Glauben reinster, der Freiheiten süßeste, der Vaterlande bestes."

Rede an Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, bei dessen Thronbesteigung am 16. November 1797 von Friedrich von Gentz *).

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Der Augenblick, in welchem ich meine Stimme erhebe, ist der feierlichste im Lebenslaufe eines monarchischen Staates. Der neuen Sonne, die vom Throne herab leuchtet, schließen sich alle Herzen auf. Eine neue Lebenskraft dringt vom Mittelpunkte aus, und neue Lebenslust rinnt durch die entferntesten Zweige. Das Volk wünscht, hofft, vertraut. Ew. Majestät werden dem ein huldreiches Gehör nicht versagen, der es wagt, einen Theil dieser Wünsche, dieser Hoffnungen auszusprechen.

*) Geboren zu Breslau 1764, gest. zu Wien 1832.

Es ist kühn, sich zum Organ von Millionen aufzuwerfen, und im Namen aller seiner Mitbürger zu ihrem gemeinschaftlichen Vater zu reden. Es ist weniger kühn an einem Tage wie der heutige. In diesem großen Moment schmelzen die Bedürfnisse, die Aussichten und die Erwartungen aller Individuen einer Nation gleichsam in Eins zusammen. Es ist das Wohl des Ganzen, wovon jedes patriotische, wovon selbst jedes eigennützige Gemüth das seinige hofft. Es ist die allgemeine Sehnsucht nach Sicherheit, Gerechtigkeit und Frieden, in der sich heute noch jeder einzelne Wunsch verliert. Wer heute für das Vaterland spricht, ist ein wohlbefugter Ausleger der Gedanken eines jeden seiner Bürger.

Ew. Majestät bestiegen den Thron Ihrer glorreichen Vorfahren in einem Zeitpunkte, den Schwächlinge bedenklich, den große Seelen beneidenswerth finden müssen. Gut regieren war immer ein schweres Amt. Aber ehemals bedurfte es fast nur glücklicher Naturgaben, um diesem hohen Berufe gewachsen zu sein. Jetzt ist es die erhabenste, die geistigste von allen Künsten geworden. Einförmige und gehorsame Massen mit wohlwollender Willkür zu lenken, war immer ein belohnendes und oft ein sehr verdienstliches Geschäft. Aber in einen unendlich mannigfaltigen, selbstständigen und widerstrebenden Stoff Ordnung und Einheit zu bringen, und Ordnung und Einheit darin zu erhalten — dieser Genuß, dieser Triumph war den Regenten unsrer Tage aufbewahrt.

Der Geist dieser Zeit reißt die Menschen über das Ziel ihrer eigenen Bestrebungen hinaus. Sie vor ihren Ausschweifungen zu beschützen, ohne ihre Kräfte zu lähmen, ist das schöne Problem, was jetzt auf einem Throne gelöst werden soll. Das wahre Wachsthum der Menschheit gedeiht noch in Stürmen und Ungewittern. Die Wolken, woraus diese sich zusammenziehen, mit fernsehender Weisheit zu zerstreuen, dem Bürger in der Anordnung und Verwaltung seines Staates ein sicheres und untrügliches Werkzeug zur Erreichung aller seiner gerechten Zwecke zu zeigen, mit Wohlwollen stark, mit Stärke wohlwollend zu sein, das Ganze mit gewaltiger Hand zu umfassen, und doch jedes einzelne Glied nur sanft und leise zu berühren: — das sind die Thaten, wodurch jetzt wahre Unsterblichkeit zu erringen ist: das sind die Thaten, die wir mit bescheidener Sehnsucht, die wir mit liebevoller Zuversicht von Ew. Majestät erwarten dürfen.

Das Vertrauen der Unterthanen ist das wahre Lebensprincip einer Regierung. Sie kann ohne Zweifel durch bloße Macht dauern, und Jahrhunderte dauern; aber sie kann ohne Vertrauen nicht leben, das heißt, sich ihrer selbst als Kraft bewußt sein, die eine große Organisation gesetzmäßig und wohlthätig bewegt. Ueberdies ist die Frage: Ob bloße

Gewalt Regierungen gründet? für uns glücklicher Weise eine müßige; denn in Ew. Majestät Herzen war sie längst entschieden.

Das erste Unterpfand jenes Vertrauens ist das Gefühl, an einem Tage, wie der gegenwärtige, mit ehrfurchtsvoller Freimüthigkeit zum Monarchen reden zu dürfen. Fern sei die thörichte Anmaßung, Ew. Majestät eignen Entschlüssen vorzugreifen, Rathschläge zu anticipiren, die eine erleuchtete Wahl schon an ihrer ächten Quelle zu suchen wissen wird, oder mit einigen allgemeinen Grundsätzen die unermeßliche Reihe von Aufgaben, durch welche sich das große und mühevolle Leben eines Königs winden muß, umfassen zu wollen. Aber ein bescheidener Blick auf die vornehmsten Zweige der Verwaltung des preußischen Staates; ein frommer, ein patriotischer Wunsch, der einen solchen Blick natürlich begleitet; ein treuer Ausdruck dessen, was der Geringste im Volke dunkel, der Gebildete deutlicher und entwickelter denkt — dies, Allergnädigster König, sind die ersten Lebenszeichen, welche die Morgenröthe einer neuen Regierung beleuchten, dies sind die ersten Freudengesänge, womit eine Nation ihren neuen Beherrscher begrüßen muß. Ew. Majestät gehen einer so großen Bestimmung entgegen, ein so großer Schauplatz liegt vor Ihren Augen ausgebreitet, so große Gefühle erheben in diesem Augenblicke Ihre Brust, daß Nichts, als was groß, also Nichts, als was wahr ist, sich Ihnen nähern darf. Es giebt in dem Zeitalter, worin wir leben, nur eine einzige, ächt schmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren — daß man ihn für würdig erkenne', die Wahrheit zu vernehmen; nur eine einzige wahrhaft verdienstliche Art, ihm zu dienen — daß man sie ihm keinen Augenblick verhülle.

Was der preußische Staat in diesem Augenblicke ist, vermögen Ew. Majestät aus dem erhabenen Standpunkte, in welchen das Schicksal Sie gestellt hat, besser als irgend einer Ihrer Unterthanen zu beurtheilen. Die Vorzüge und die Mängel, die Kräfte und die Schwächen, die Krankheiten und die Heilmittel der großen Maschine entfalten sich am besten vor dem, welcher das Ganze überschaut. Es wäre eben so unnütz, mit Lobpreisungen des Guten, welches wir genießen, als mit Klagen über die Uebel, welche uns drücken oder drückten, vor Ew. Majestät Thron zu treten. Noch viel unnützer wäre es, in der Vergangenheit zu wühlen. Die Vergangenheit gehört der Geschichte; unser Ziel, das eigenthümliche Erbtheil aller menschlichen Weisheit — ist die Zukunft. Wir gehen ihr mit jugendlichem Muthe und jugendlichen Hoffnungen entgegen. Das Gedächtniß dessen, was wir als Uebel fühlten, soll uns blos zur Erhöhung des gegenwärtigen Genusses, dessen, was wir für Fehler hielten, blos zum Leitstern auf der künftigen Laufbahn dienen. —

Das erste Verhältniß des Staates, welches sich unserm Auge darbietet, ist das, worin er als ganzer Staat auftritt: sein Verhältniß gegen andre Staaten. Nach der Natur der Dinge sollte es nur den zweiten Rang behaupten, aber bei der Lage, in welcher Europa sich befindet, bei der wechselseitigen engen Verbindung, die das Völkersystem dieses Welttheils seit einigen Jahrhunderten gestiftet, bei der unvermeidlichen Einwirkung eines Staates auf die andern, die dies wohlthätige und gefahrvolle System geschaffen hat, sind die auswärtigen Verhältnisse eines Reiches die wesentliche Bedingung seiner innern Wohlfahrt, und fast ohne Ausnahme die erste Quelle, woraus sein Glück oder sein Verderben herfließt, geworden. Die Leitung dieser Verhältnisse behauptet daher, wenn nicht uneingeschränkt den ersten, doch gewiß einen sehr hohen Rang unter den Staatsgeschäften.

Nach allem, was die Vernunft über die Kriege gelehrt, nach allem, was die schrecklichsten Erfahrungen, was die noch frisch blutende der sechs entsetzlichen Jahre, die Europa durchlebte, zur Bestätigung ihrer Lehren gesagt hat, wäre jede Schilderung der Schrecklichkeit dieses Uebels eine Declamation. Es gab eine Zeit, wo man von Vortheilen sprach, die durch Kriege erkauft werden könnten. Eine aufgeklärtere Staatskunst hat diese Idee in das Reich der Träume, der verführerischen Träume verwiesen. Es giebt keinen positiven Vortheil, der nicht durch einen Krieg viel zu theuer erkauft würde. Nur negativer Gewinn, nur Abwendung größrer Uebel, der wenigen noch größern, welche die Vernunft anerkennt, nur wahre, eiserne Nothwendigkeit, können und müssen den Entschluß zum Kriege begründen und rechtfertigen. Jede andre Lehre ist nicht blos verderblich, sondern frevelhaft.

Den Krieg abzuwenden — das muß also der Richtpunkt aller politischen Maßregeln, das Ziel aller militärischen Anstrengungen, der letzte Gipfel aller diplomatischen Weisheit sein. Auf diesen erhabensten aller Zwecke müssen Macht und Klugheit in unablässiger Vereinigung hinarbeiten.

Die erste Bedingung aber für einen großen Staat, der bei der jetzigen politischen Lage von Europa den Krieg vermeiden will, ist die — daß er beständig dazu gerüstet sei. Denn wenn gleich seine Gerechtigkeit hinreicht, ihn gegen gerechte Angriffe sicher zu stellen, so kann nur seine Furchtbarkeit allein ihn vor den ungerechten schützen. Ein starkes und geübtes Kriegsheer ist also noch immer Präliminarbedingung des Ruhestandes.

Ew. Majestät besitzen ein solches Heer, das trefflichste, das geehrteste, dessen sich irgend ein europäischer Staat zu rühmen hat. Dieses

Heer ist ein halbes Jahrhundert lang das Muster für Europa gewesen. Der schöpferische Geist des größten Generals, den die Kriegsgeschichte der neueren Zeit, und eines der größten Männer, den die Weltgeschichte aller Zeiten aufzuweisen hat, weht und athmet in diesem Heer. Unsere Fürsten standen, und stehen noch an der Spitze desselben. Von dieser Seite bleibt uns nichts mehr zu wünschen übrig. Die Lage des Staates erlaubt, und die innere Vollkommenheit der Armee erheischt keine Hauptveränderung in der Mannszahl, in der Disciplin, in der Organisation derselben. Die militärische Weisheit kann dies kostbare und ehrwürdige Werkzeug unsrer politischen Sicherheit nach Umständen und Bedürfnissen modificiren, wird es aber nicht leicht umgestalten.

Bei den musterhaften Anordnungen, welche diese Armee in fast ununterbrochener Uebung erhalten, bei der rastlosen Thätigkeit, die diese Anordnungen unaufhörlich belebt, bei der Höhe der taktischen Kunst, die sie einmal und für immer erreicht hat, bei dem stolzen Bewußtsein, bei dem feurigen Ehrgefühl, welches allen Mitgliedern derselben, den höheren wie den niedrigeren, beiwohnt — kann auch der anhaltendste Friede ihr nicht gefährlich werden. Ein Feldzug ist nur die Fortsetzung ihrer täglichen Operationen, nur die unmittelbare Anwendung dessen, was längst bei ihr zur andern Natur geworden war. Sie wird nach zwanzig-, nach funfzigjähriger Ruhe, sobald die ernste Stunde der wahren Kriegsnothwendigkeit — Vertheidigung des Vaterlandes gegen ungerechten Angriff — schlägt, nichts weiter zum Siege nöthig haben, als gute Feldherren: und diese sind in dem Hause Friedrich's II. so einheimisch, in dem Wirkungskreise, den sein Andenken beseelt, so unvergänglich als sein Ruhm.

Die militärische Macht muß auswärtigen Staaten die Neigung, aber die diplomatische Klugheit muß ihnen, mit der Neigung, auch selbst die Veranlassung zu Feindseligkeiten benehmen.

Ganz isolirt von dem großen Staatenbunde kann der mächtigste Staat nicht leben und sicher sein. Denn selbst die Maxime einer unerschütterlichen Gerechtigkeit gegen unabhängige Mächte — an und für sich die oberste Bedingung eines dauerhaften Friedens — kann nur dann absolute Sicherheit bewirken, wenn alle andern von einem ähnlichen Geiste geleitet werden. Verbindungen sind also unvermeidlich; das große Geschäft ist nur, sie mit Klugheit zu wählen und mit Geschicklichkeit zu behandeln. Die geographische, commercielle, politische, militärische Lage eines jeden Staates zeichnet ihm die Bündnisse vor, die seine größte Aufmerksamkeit verdienen. Wenn es auch unter dem beständigen Wechsel der politischen Verhältnisse nicht möglich sein sollte, immer auf einer und derselben diplomatischen Linie zu bleiben, so muß doch in einem jeden

nach weisen Grundsätzen regierten Staate die beständige Tendenz herrschen, jene Bündnisse, die man mit Recht natürliche nennt, aufrecht zu halten, und wenn Umstände sie gewaltsam zerschlugen, wieder herzustellen. Eine lange Erfahrung hat gelehrt, daß die Staaten sich im Ganzen immer wohl dabei befanden, wenn sie diesen Bedürfnissen treu blieben, und daß der Zeitpunkt, wo Launen, Irrthümer oder Ränke sie auf eine entgegengesetzte Bahn schleuderten, auch der Zeitpunkt ihres Verfalls, wenigstens einer unverkennbaren Abnahme ihrer Kräfte war. Das jetzige Jahrhundert hat davon, der kleineren nicht zu gedenken, zwei große und furchtbar lehrreiche Beispiele aufgestellt.

Zu welchem Systeme aber auch die Zeitumstände, die Bedürfnisse unsers Staates und das Betragen der auswärtigen die preußische Monarchie nöthigen mögen — nur eins verlasse uns nie: ein heller, fester und consequenter Gang in dem einmal gewählten Pfade. Mit Freude und Beruhigung sagen wir es uns, daß Treue und Beharrlichkeit zu den hervorstechendsten Eigenschaften gehören, die Ew. Majestät persönlichen Charakter zieren. Mit Freude und Beruhigung, denn nichts setzt die äußere Würde, mithin die Selbstschätzung, und zuletzt das innere Vermögen eines Staates tiefer herab, als ein unaufhörliches Schwanken zwischen entgegengesetzten Systemen, oder, was schmählicher als alles ist, der gänzliche Mangel eines Systems. Die preußische Monarchie ist groß genug, um offen und redlich zu sein: sie kann ihre Pläne, ihre Bündnisse, ihre politischen Operationen mit Nachdruck und Zuversicht verfolgen: sie darf nicht mit verhülltem Haupte unter kleinlichen Kabalen, unwürdigen Doppelspielen und künstlich verwebten Widersprüchen einhergehen. Die preußische Monarchie kann die Ehrfurcht aller großen Staaten ertrotzen, das Vertrauen aller kleinen verdienen, und auf das erhabene Amt eines Schiedsrichters von Europa auch jetzt noch gerechte Ansprüche machen. In Ew. Majestät Hand steht es, diesen Ansprüchen eine neue Schwungkraft zu verleihen.

Wenn der Staat durch ein mächtiges Kriegsheer in die glückliche Lage gesetzt ist, den Krieg nicht fürchten zu dürfen, und durch weise Leitung der auswärtigen Verhältnisse in die noch viel glücklichere, ihn anhaltend zu vermeiden, alsdann kann sich die ganze Aufmerksamkeit des Monarchen auf die Bedürfnisse der innern Verwaltung richten.

Jeder der beiden Hauptzweige, in welche diese Verwaltung zerfällt: die Rechtspflege und die Administration des Staatsvermögens — bedarf einer eigenthümlichen, durch die charakteristische Verschiedenheit der Geschäfte bestimmten Sorgfalt. Die Rechtspflege die einer unwandelbaren Neutralität, die Finanzadministration die einer

ununterbrochenen Wirksamkeit. Diese gedeiht nur, wenn sie mit fester und geschickter Hand geleitet, jene nur, wenn sie sich selbst überlassen wird.

Die Verwaltung des Rechts ist seit einem halben Jahrhundert eine der glänzendsten Seiten, der wahre Stolz der preußischen Civiladministration gewesen. Ein Gesetzbuch, welches der Vollkommenheit näher gerückt ist als irgend ein andres der älteren und neueren Zeit; einfache, regelmäßige, verständliche, von der Vernunft gebilligte Formen; Gerichtshöfe, deren Ausspruch ein langes unbeflecktes Vertrauen fast zum Range eines Ausspruches der Gerechtigkeit selbst erhob: — das sind die Grundpfeiler dieses wohlerworbenen Ruhmes. Um der Zeit zu trotzen, um sich immer tiefer in ihr Fundament zu senken, bedürfen sie nichts weiter als Schutz und Ruhe. Ew. Majestät gerechte und erleuchtete Regierung wird ihnen beides sichern. Es ist ein glorreiches Attribut des Monarchen, das Gesetz selbst in seiner unverletzlichen Heiligkeit zu repräsentiren. Alles, was das Ansehen des Gesetzes untergräbt, Willkür in den Rechtsgang bringt, und in der furchtbaren Gestalt eines Machtspruches den erschrockenen Bürger aus der letzten Verschanzung seiner Sicherheit zu vertreiben droht: alles das ist für den Monarchen Selbstentheiligung, Selbstverletzung seiner eigenen höchsten Würde, und als solche nicht blos aus den Maximen, schon aus den Neigungen eines großen und guten Königes verbannt.

Die Verwaltung des Staatsvermögens — die zweite Hauptfrage der innern Administration — ist in unsern Tagen, wo die Bedürfnisse großer Staaten so unendlich gestiegen sind, wo ein sehr ansehnlicher Theil des Privatreichthums zur Befriedigung dieser Bedürfnisse verwendet werden muß, wo jede allgemeine Maßregel in die innersten Falten des Familienwohls greift, ein Gegenstand von erster, fast mit Nichts zu vergleichender Wichtigkeit geworden. Die Finanzadministration ist nicht nur der Lebensgeist jeder Staatsoperation, sondern auch das oberste Richtmaß aller Privatgeschäfte, aller Industrie, folglich aller öffentlichen und individuellen Wohlfahrt. Nirgends ist der Einfluß der Regierung auf die Gesammtheit der Unterthanen, und zugleich auf jeden Einzelnen, so unmittelbar wohlthätig, oder so unmittelbar drückend, als hier.

Zweckmäßige Vertheilung der Geschäfte, regelmäßige Aufsicht und wechselseitige Controlle, Ordnung und ernste Genauigkeit im Kassenwesen, befriedigende Klarheit und wachsame Strenge im Rechnungssystem: kurz alles, was die Grundlage und das Gerüst einer guten Finanzoperation

ausmacht, befindet sich in der preußischen Monarchie in einer musterhaften Verfassung. Nur davon allein hängt unser Glück ab, daß die Hand der Weisheit bei der Bestimmung der Ausgaben, daß die Hand der Weisheit bei der Wahl der Mittel zur Einnahme sichtbar, unabläßig sichtbar sei.

Wir sagen es uns mit Entzücken: — denn wir fühlen, was dies in der gegenwärtigen Lage von Europa bedeutet — daß alles, was zu einem weisen Haushalter auf dem Throne gehört, in Ew. Majestät auf's Glücklichste vereinigt ist. Nur zum Wohl Aller, nur zum Flor und zum wesentlichen Glanze des Staates wird die ansehnliche Masse von Kräften verwendet werden, worüber Ew. Majestät von nun an uneingeschränkt gebieten. Sparsamkeit und Freigebigkeit werden im wohlthätigsten Verhältnisse gemischt erscheinen. Nie werden für große und erhabene Zwecke, für die Vertheidigung des Staates, für die Unterstützung der Nothleidenden, für Plane zur Bildung der Bürger, zu Verbesserung oder Verschönerung des Landes, zur Erleichterung der gesellschaftlichen Existenz — nie werden für wahre Bedürfnisse die Mittel der Ausführung fehlen, nie werden sie für eingebildete zu erwarten sein.

Eben so wichtig aber, als Ordnung in der Ausgabe, ist Sorgfalt bei der Wahl der Quellen, woraus die Einnahme fließt.

Die ausgebreiteten Domänen, welche Ew. Majestät in den meisten Ihrer Provinzen besitzen, sind ein schätzbares Capital, von dessen Einkünften ein beträchtlicher Theil der Staatsausgaben bestritten wird. Ein menschenfreundliches System hat sich neuerlich gegen die großen Bezirke, in welche diese Domänen bisher vertheilt waren, erklärt, und die Zerspaltung derselben in kleinere Besitzungen angerathen. Es sind sogar Proben mit dieser Theorie in Ew. Majestät Staaten angestellt worden. Wie glücklich sie auch im Einzelnen ausfallen mochten, die Beibehaltung der großen Arrondissements hat im Ganzen mächtige Gründe für sich. Die größte und aus einem Mittelpunkte geleitete Bewirthschaftung derselben ist gerade dazu geschickt, große und einleuchtende Beispiele zur Nachahmung aufzustellen, und durch einsichtsvolle Thätigkeit, durch glückliche Combinationen der verschiedenen Zweige der Oekonomie, durch Einführung neuer Methoden zur Verbesserung des Bodens und Veredlung der Producte, durch geschickte Behandlung des wichtigen Verhältnisses zwischen Gutsherrschaft und Unterthanen, vielleicht gar durch eine gelungene Auflösung des in unsern Tagen so kritischen Problems der Dienstpflichtigkeit, jedem andern Gutsbesitzer zum belehrenden Muster zu dienen. Dieser Vortheil möchte den günstigen Wirkungen jenes, immer etwas

gewagten, in Rücksicht auf die Zeitumstände sogar etwas unpolitischen Systems wohl das Gleichgewicht halten.

Die Domäneneinkünfte sind nicht groß genug, um die gesammten Staatsausgaben zu decken: es ist also eine unvermeidliche Nothwendigkeit, Abgaben von den Bürgern zu fordern. Diese Nothwendigkeit fühlt der Gemeinste wie der Unterrichtete; und — ohne zu entscheiden, ob die Thatsache der Regierung oder den Unterthanen zu größerer Ehre gereicht — so viel ist gewiß, daß kein Land in Europa die Last der Abgaben mit einer so vernünftigen Ergebung, mit einer so aufgeklärten Bereitwilligkeit trägt als das unsrige. Der Umfang dieser Abgaben hängt natürlich von dem jedesmaligen Umfange der Bedürfnisse des Staates, die Gestalt, in welcher sie erhoben werden, von den Anordnungen der Administration ab. Mit unbegrenzter Zuversicht können wir darauf rechnen, daß Ew. Majestät diese wichtige Partie nur den einsichtsvollsten und geprüftesten Männern übertragen werden. Eine einzige Bemerkung, weil sie die allgemeine Zufriedenheit so wesentlich interessirt, ein einziger Wunsch, weil er dunkler oder entwickelter in allen Gemüthern liegt, begleite hier den Ausdruck unsrer wohlgegründeten Hoffnungen.

Jede Abgabe hat ihre eigenthümliche Wirkung, und beschränkt auf eine ihr eigenthümliche Art das Eigenthum, die Industrie und die Freiheit der Bürger: denn jede Abgabe ist an und für sich ein Uebel, obgleich ein nothwendiges Uebel, und die Bedingung alles Guten, welches die bürgerliche Gesellschaft uns zuführt. Haben sich die Einwohner eines Landes an eine gewisse Form der Beschränkung gewöhnt, so hört diese beinahe auf, eine Last zu sein, sie wird ein für allemal bei allen bürgerlichen Unternehmungen und Verhandlungen in Abrechnung gebracht. Legt man ihnen aber die Beschränkung in einer veränderten Form auf, so werden alle bisherigen Verhältnisse verrückt, und ein zehnmal geringerer neuer Druck wird zehnmal stärker als der gewohnte gefühlt. Nichts ist daher für das glückliche Einverständniß zwischen der Regierung und den Unterthanen bedenklicher als die Einführung neuer Classen von Abgaben, oder gar die Wiedererweckung solcher, von denen man sich auf immer erlöset glaubte. Mehren sich die Bedürfnisse des Staates, treten neue unvorhergesehene Ausgaben hervor, so ist es unendlich vortheilhafter, die schon vorhandenen Auflagen zu erhöhen, als neue zu errichten. Aus eben dem Grunde ist die Vervielfältigung der Abgaben überhaupt nachtheilig. Das, was der Staat nöthig hat, unter wenigen einfachen Rubriken zu erheben — das ist wahre Staatsökonomie und wahre politische Weisheit.

Sobald der Bürger seine Schuld an den Staat abgetragen hat,

kann der freie Gebrauch seines Eigenthums in keinem Falle mehr beschränkt werden, als wenn er — nicht etwa der Convenienz, sondern — den Rechten eines Andern zu nahe tritt. Jede Beschränkung über diese Grenze hinaus ist Gewerbszwang; und nichts, auch nicht die wohlthätigste Absicht des Urhebers kann sie rechtfertigen. Unter Ew. Majestät erhabenem Schutze müsse alles, was nicht die strengste Nothwendigkeit bindet, ungebunden sich regen und bewegen! Jeder suche seinen Vortheil auf dem erlaubten Wege, der ihm der nächste zum Ziele dünkt; jeder benutze seine Kräfte in dem Kreise, den ihm seine freie Wahl vorzeichnete.

Kein abschreckendes Monopol, kein niederschlagendes Verbot, kein kleinlicher Nothbehelf eingebildeter Besorgnisse, keine Einmischung in die Privatindustrie durch unnütze Reglements, hindre den Landwirth, den Fabrikanten, den Kaufmann, aus seinem mit Freiheit hervorgebrachten Product den größten möglichen Gewinn zu ziehen. Was reichlich gedeihen, was Fruchtbarkeit aller Art um sich her verbreiten, was zum Flor und zum Glanze des Staates und eben dadurch zur Verherrlichung des Monarchen mitwirken soll — muß den Zwang nicht einmal fürchten, viel weniger fühlen.

Von allem aber, was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen als der Gedanke des Menschen. Der Druck, der diesen trifft, ist nicht blos schädlich, weil er das Gute verhindert, sondern auch, weil er unmittelbar das Böse befördert. Von Religionszwang darf hier nicht mehr die Rede sein. Er gehört zu den veralteten Uebeln, worüber zu einer Zeit, wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiöser Ideen als ein fanatischer Mißbrauch derselben zu besorgen ist, nur noch seichte Schwätzer declamiren. Mit der Freiheit der Presse verhält es sich anders. Von einer falschen, durch die Zeitumstände wenigstens entschuldigten Ansicht geleitet, könnten hier selbst weisere Männer ein System begünstigen, welches, aus seinem wahren Standpunkt betrachtet, dem Interesse der Regierung nachtheiliger ist, als es je, auch in seiner schlimmsten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann.

Was, ohne alle Rücksicht auf andere Gründe, jedes Gesetz, welches Preßzwang gebietet, ausschließend und peremtorisch verdammt, ist der wesentliche Umstand, daß es, seiner Natur nach, nicht aufrecht erhalten werden kann.

Wenn neben einem jeden solchen Gesetze nicht ein wahres Inquisitionstribunal wacht, so ist es in unsern Tagen unmöglich, ihm Ansehen zu verschaffen. Die Leichtigkeit, Ideen in's Publicum zu bringen, ist so groß, daß jede Maßregel, die sie beschränken will, vor ihr zum Gespötte wird. Wenn aber Gesetze dieser Art auch nicht wirken, so können sie doch erbittern, ohne zu schrecken. Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstande, der nicht immer nur glücklich bleibt, sondern am Ende sogar rühmlich wird. Die armseligsten Producte, denen ihr innerer Gehalt nicht ein Leben von zwei Stunden sichern würde, drängen sich in den Umlauf, weil eine Art von Muth mit ihrer Hervorbringung verknüpft zu sein scheint. Die nüchternsten Scribenten fangen an für „helle Köpfe zu gelten, und die feilsten erheben sich auf einmal zu Märtyrern der Wahrheit." Tausend bösartige Insekten, die Ein Sonnenstrahl der Wahrheit und des Genies verscheucht hätte, schleichen sich jetzt, begünstiget von der Finsterniß, die man ihnen geflissentlich schuf, an die unbewahrten Gemüther des Volkes, und setzen ihr Gift — als wäre es eine verbotene Kostbarkeit — bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift — die Producte der bessern Schriftsteller — verliert seine Kraft, weil der Ununterrichtete nur allzuleicht den, welcher von Schranken spricht, mit dem verwechselt, welcher die ungerechten gut heißt.

Nicht also, weil der Staat oder die Menschheit dabei interessirt wäre, ob in diesem von Büchern umflutheten Zeitalter tausend Schriften mehr oder weniger das Licht erblicken, sondern weil Ew. Majestät zu groß sind, um einen fruchtlosen und eben deßhalb schädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen; — darum sei Preßfreiheit das unwandelbare Princip Ihrer Regierung. Für gesetzwidrige Thaten, für Schriften, die den Charakter solcher Thaten anziehen, müsse Jeder verantwortlich, strenge verantwortlich sein: aber die bloße Meinung finde keinen andern Widersacher als die entgegengesetzte, und, wenn sie irrig ist, die Wahrheit. Nie kann dies System einem wohlgeordneten Staate Gefahr bereiten, nie hat es einem solchen geschadet! Wo es verderblich wurde, da war die Zerstörung

schon vorangegangen, und der gefräßige Schwarm wuchs nur aus der Verwesung hervor!

Wenn dem Bürger eines Staates alles, was zum erlaubten Genuß des Lebens und zur Entwickelung seiner Kräfte gehört, offen steht; wenn er, gegen die Angriffe auswärtiger Feinde geschützt, sein frei gewähltes Gewerbe in ungestörter Ruhe betreiben kann; wenn ihm eine strenge, unparteiische, durch keinen Eingriff der Willkür gehemmte Rechtsverwaltung die Garantie seines Eigenthums und die beruhigende Aussicht gewährt, daß nie einer seiner Mitbürger mächtiger sein wird als die Gesetze; wenn billige, gleichförmige, nach einfachen Grundsätzen geordnete, ohne Druck und Schikane erhobene Abgaben ihm nur so viel von seinen Einkünften entziehen, als zur Erhaltung des Staates erforderlich ist, und eine weise und gewissenhafte Administration die zweckmäßige Verwendung seiner Beiträge verbürgt; wenn keine ungerechte oder übelverstandene Einschränkungen ihn hindern, seine Fähigkeiten, seine Kenntnisse, sein Vermögen, nach eigener Neigung und Einsicht, nach der Idee, die er selbst von seinem Vortheile hat, zu benutzen; wenn er überdies seine Gedanken über alles, was ihn umgiebt, vortragen, und seinen Zeitgenossen sogar seine Irrthümer und seine Grillen mittheilen darf; wenn endlich die Regierung die edle Bereitwilligkeit, das, was noch in der Organisation des Staates fehlerhaft sein möchte, zu verbessern, durch Thaten darlegt: — dann ist alles erschöpft, was der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft suchte. Die Vereinigung dieser Güter, aber auch nur die Vereinigung derselben, füllt die ganze Sphäre der Wünsche und Erwartungen eines vernünftigen Wesens aus. Die, welche lehren möchten, daß es mit „etwas weniger" gethan sei, sind geheime Bundesgenossen, oder unbewußte Mitarbeiter derer, welche mehr verlangen. Wer aber mehr verlangt, ist ein Feind der Ordnung, des Friedens, der mühsam erworbenen Schätze einer langen Cultur, ein Feind der fortschreitenden Vervollkommnung des Menschen, — ein Feind Ew. Majestät und des Vaterlandes.

Der Inbegriff dieser Güter ist die bürgerliche Freiheit, die unter einer monarchischen Verfassung bis zu ihrer höchsten Reife gedeihen kann. Was jenseits derselben liegt — davon trennen uns fürchterliche Abgründe, undurchdringliche Nächte, das grauenvolle Chaos allgemeiner Zerrüttung, das Interregnum aller sittlichen Grundsätze, ein wüster Schauplatz von Trümmern, Thränen und Blut! — Mehr als ein unglückliches Volk ist vor unsern Augen in diesen bodenlosen Schlund gestürzt, und hat mit einer Masse von Elend,

worunter die Einbildungskraft erliegt, die Fehler seiner Regierung, oder die Schuld seiner eigenen Thorheiten gebüßt. Vor diesem letzten und größten aller Uebel wird uns auf immer Preußens guter Genius bewahren; so lange Ew. Majestät uns beherrschen, ist jede Besorgniß fern; ein unumwölkter Himmel verkündigt den seligsten Tag. Von einer weitverbreiteten Gährung unberührt, in einem ringsumher tobenden Sturme aufrecht zu bleiben, ist wahrlich kein kleiner Gewinn: dies stille Glück bewirkt, dies stille Glück bewahrt zu haben, wird von nun an der höchste Genuß, der höchste Triumph im Leben eines guten Königes sein.

Möge das schönste Loos, das je einem Monarchen zu Theil ward, Ew. Majestät beschieden sein! Mögen günstige Sterne jedes Uebel abwenden, welches die Weisheit nicht vorhersehen oder besiegen konnte! Möge, wie Ew. Majestät Privatleben aller stillen und häuslichen Tugenden reinstes Vorbild, der Sammelplatz aller häuslichen Glückseligkeiten war, so der balsamische Friede, der um große Gemüther schwebt, sich auf den glücklichen Fürsten eines glücklichen Volkes herabsenken! Möge die Erhabene Prinzessin, der alle Herzen entgegen wallten, als der erste Glanz ihrer entzückenden Herrlichkeit über dem Horizonte dieses Reiches aufging, die volle Ernte goldener Früchte theilen, die Ew. Majestät an dem edlen Stamme der allgemeinen Wohlfahrt entgegenreift! Möge eine so reizende Laufbahn ein fernes Ziel — für unsre Wünsche nie fern genug, beschließen! Möge, wenn einst dieses Ziel erreicht werden muß, Ew. Majestät angebeteter Name, mit Friedrichs Namen vermählt, zur glorreichen Unsterblichkeit wandeln!

Aus den Reden an die deutsche Nation von Fichte *).

Dritte Rede.

Tiefere Erfassung der Ursprünglichkeit und Deutschheit eines Volkes.

Das war im Ganzen das Verhältniß des Urvolks der neuen Welt zum Fortgange der Bildung dieser Welt, daß das erstere durch unvollständige und auf der Oberfläche verbleibende Bestrebungen des Auslandes erst angeregt werde zu tiefern aus seiner eignen Mitte heraus zu

*) Geboren 1762 zu Bischofswerda, gestorben 1814 zu Berlin.

entwickelnden Schöpfungen. Da von der Anregung bis zur Schöpfung es ohne Zweifel seine Zeit dauert, so ist klar, daß ein solches Verhältniß Zeiträume herbeiführen werde, in welchem das Urvolk fast ganz mit dem Auslande verflossen, und demselben gleich erscheinen müsse, weil es nämlich gerade im Zustande des bloßen Angeregtseins sich befindet, und die dabei beabsichtigte Schöpfung noch nicht zum Durchbruche gekommen ist. In einem solchen Zeitraume befindet sich nun gerade jetzt Deutschland in Absicht der großen Mehrzahl seiner gebildeten Bewohner, und daher rühren die durch das ganze innere Wesen und Leben dieser Mehrzahl verflossenen Erscheinungen der Ausländerei. Die Philosophie, als freies, von allen Fesseln des Glaubens an fremdes Ansehen erledigtes Denken, sei es, wodurch dermalen das Ausland sein Mutterland anrege, haben wir in der vorigen Rede ersehen. Wo es nun von dieser Anregung aus nicht zur neuen Schöpfung gekommen, welches, da die letzte von der großen Mehrzahl unvernommen geblieben, bei äußerst wenigen der Fall ist: da gestaltet sich theils noch jene, schon früher bezeichnete Philosophie des Auslandes selber zu andern und andern Formen; theils bemächtiget sich der Geist derselben auch der übrigen an die Philosophie zunächst grenzenden Wissenschaften, und sieht an dieselben aus seinem Gesichtspunkte; endlich, da der Deutsche seinen Ernst und sein unmittelbares Eingreifen in das Leben doch niemals ablegen kann, so fließt diese Philosophie ein auf die öffentliche Lebensweise und auf die Grundsätze und Regeln derselben. Wir werden dies Stück für Stück darthun.

Zuvörderst und vor allen Dingen: der Mensch bildet seine wissenschaftliche Ansicht nicht etwa mit Freiheit und Willkür, so oder so, sondern sie wird ihm gebildet durch sein Leben, und ist eigentlich die zur Anschauung gewordene innere, und übrigens ihm unbekannte Wurzel seines Lebens selbst. Was du so recht innerlich eigentlich bist, das tritt heraus vor dein äußeres Auge, und du vermöchtest niemals etwas Anderes zu sehen. Solltest du anders sehen, so müßtest du erst anders werden. Nun ist das innere Wesen des Auslandes, oder der Nichtursprünglichkeit, der Glaube an irgend ein Letztes, Festes, unveränderlich Stehendes, an eine Grenze, diesseit welcher zwar das freie Leben sein Spiel treibe, welche selbst aber es niemals zu durchbrechen, und durch sich flüssig zu machen, und sich in dieselbe zu verflößen vermöge. Diese undurchdringliche Grenze tritt ihm darum irgendwo nothwendig auch vor die Augen, und es kann nicht anders denken oder glauben, außer unter Voraussetzung einer solchen, wenn nicht sein ganzes Wesen umgewandelt, und sein Herz ihm aus dem Leibe gerissen werden soll. Es glaubt noth-

wendig an den Tod, als das Ursprüngliche und Letzte, den Grundquell aller Dinge, und mit ihnen des Lebens.

Wir haben hier nur zunächst anzugeben, wie dieser Grundglaube des Auslandes unter den Deutschen dermalen sich ausspreche.

Er spricht sich aus zuvörderst in der eigentlichen Philosophie. Die dermalige deutsche Philosophie, in wiefern dieselbe hier der Erwähnung werth ist, will Gründlichkeit und wissenschaftliche Form, ungeachtet sie dieselbe nicht zu erschwingen vermag, sie will Einheit, auch nicht ohne frühern Vorgang des Auslandes, sie will Realität und Wesen — nicht bloße Erscheinung, sondern eine in der Erscheinung erscheinende Grundlage dieser Erscheinung, und hat in allen diesen Stücken recht, und übertrifft sehr weit die herrschenden Philosophien des dermaligen auswärtigen Auslandes, indem sie in der Ausländerei weit gründlicher und folgebeständiger ist, denn jenes. Diese der bloßen Erscheinung unterzulegende Grundlage ist ihnen nun, wie sie sie auch etwa noch fehlerhafter weiter bestimmen mögen, immer ein festes Sein, das da ist, was es eben ist, und nichts weiter, in sich gefesselt, und an sein eigenes Wesen gebunden; und so tritt denn der Tod und die Entfremdung von der Ursprünglichkeit, die in ihnen selbst sind, auch heraus vor ihre Augen. Weil sie selbst nicht zum Leben schlechtweg, aus sich selber heraus, sich aufzuschwingen vermögen, sondern für freien Aufflug stets eines Trägers und einer Stütze bedürfen, darum kommen sie auch mit ihrem Denken, als dem Abbilde ihres Lebens, nicht über diesen Träger hinaus: das, was nicht Etwas ist, ist ihnen nothwendig Nichts, weil zwischen jenem in sich verwachsenen Sein und dem Nichts ihr Auge nichts weiter sieht, da ihr Leben da nichts weiter hat. Ihr Gefühl, worauf auch allein sie sich berufen können, erscheint ihnen als untrüglich; und so jemand diesen Träger nicht zugiebt, so sind sie weit entfernt von der Voraussetzung, daß er mit dem Leben allein sich begnüge, sondern sie glauben, daß es ihm nur an Scharfsinn fehle, den Träger, der ohne Zweifel auch ihn trage, zu bemerken, und daß er der Fähigkeit, sich zu ihren hohen Ansichten aufzuschwingen, ermangle. Es ist darum vergeblich und unmöglich, sie zu belehren; machen müßte man sie, und anders machen, wenn man könnte. In diesem Theile ist nun die dermalige deutsche Philosophie nicht deutsch, sondern Ausländerei.

Die wahre in sich selbst zu Ende gekommene und über die Erscheinung hinweg wahrhaft zum Kerne derselben durchdrungene Philosophie hingegen geht aus von dem Einen, reinen, göttlichen Leben, — als Leben schlechtweg, welches es auch in alle Ewigkeit, und darin immer Eines bleibt, nicht aber als von diesem oder jenem Leben; und sie

sieht, wie lediglich in der Erscheinung dieses Leben unendlich fort sich schließe und wiederum öffne, und erst diesem Gesetze zufolge es zu einem Sein und zu einem Etwas überhaupt komme. Ihr entsteht das Sein, was jene sich vorausgeben läßt. Und so ist denn diese Philosophie recht eigentlich nur deutsch, d. i. ursprünglich; und umgekehrt, so jemand nur ein wahrer Deutscher würde, so würde er nicht anders denn also philosophiren können.

Jenes, obwohl bei der Mehrzahl der deutsch Philosophirenden herrschende, dennoch nicht eigentlich deutsche Denksystem greift, ob es nun mit Bewußtsein als eigentliches philosophisches Lehrgebäude aufgestellt sei, oder ob es nur unbewußt unserm übrigen Denken zum Grunde liege, — es greift, sage ich, ein in die übrigen wissenschaftlichen Ansichten der Zeit; wie denn dies ein Hauptbestreben unsrer durch das Ausland angeregten Zeit ist, den wissenschaftlichen Stoff nicht mehr blos, wie wohl unsere Vorfahren thaten, in das Gedächtniß zu fassen, sondern denselben auch selbstdenkend und philosophirend zu bearbeiten. In Absicht des Bestrebens überhaupt hat die Zeit Recht; wenn sie aber, wie dies zu erwarten ist, in der Ausführung dieses Philosophirens von der todtgläubigen Philosophie des Auslandes ausgeht, wird sie Unrecht haben. Wir wollen hier nur auf die unserm ganzen Vorhaben am nächsten liegenden Wissenschaften einen Blick werfen, und die in ihnen verbreiteten ausländischen Begriffe und Ansichten aufsuchen.

Daß die Errichtung und Regierung der Staaten als eine freie Kunst angesehen werde, die ihre festen Regeln habe, darin hat ohne Zweifel das Ausland, es selbst nach dem Muster des Alterthums, uns zum Vorgänger gedient. Worein wird nun ein solches Ausland, das schon an dem Elemente seines Denkens und Wollens, seiner Sprache, einen festen geschlossenen und todten Träger hat, und alle, die ihm hierin folgen, diese Staatskunst setzen? Ohne Zweifel in die Kunst, eine, gleichfalls feste und todte Ordnung der Dinge zu finden, aus welchem Tode das lebendige Regen der Gesellschaft hervorgehe, und also hervorgehe, wie sie es beabsichtigt; alles Leben der Gesellschaft zu einem großen und künstlichen Druck- und Räderwerke zusammen zu fügen, in welchem jedes Einzelne durch das Ganze immerfort genöthigt werde, dem Ganzen zu dienen; ein Rechenexempel zu lösen aus endlichen und benannten Größen zu einer nennbaren Summe, aus der Voraussetzung, jeder wolle sein Wohl, zu dem Zwecke, eben dadurch jeden wider seinen Dank und Willen zu zwingen, das allgemeine Wohl zu befördern. Das Ausland hat vielfältig diesen Grundsatz ausgesprochen und Kunstwerke jener gesellschaftlichen Maschinen-Kunst geliefert; das Mutterland hat die Lehre

angenommen, und die Anwendung derselben zur Hervorbringung gesellschaftlicher Maschinen weiter bearbeitet, auch hier, wie immer, umfassender, tiefer, wahrer, seine Muster bei weitem übertreffend. Solche Staatskünstler wissen, falls es etwa mit dem bisherigen Gange der Gesellschaft stockt, dies nicht anders zu erklären, als daß etwa eines der Räder derselben ausgelaufen sein möge, und kennen kein anderes Heilungsmittel, denn dies, die schadhaften Räder heraus zu heben, und neue einzusetzen. Je eingewurzelter Jemand in diese mechanische Ansicht der Gesellschaft ist, je mehr er es versteht, diesen Mechanismus zu vereinfachen, indem er alle Theile der Maschine so gleich als möglich macht, und alle als gleichmäßigen Stoff behandelt, für einen desto größern Staatskünstler gilt er mit Recht in dieser unserer Zeit; — denn mit den unentschieden schwankenden und gar keiner festen Ansicht fähigen ist man noch übler dran.

Diese Ansicht der Staatskunst prägt durch ihre eiserne Folgegemäßheit und durch einen Anschein von Erhabenheit, der auf sie fällt, Achtung ein; auch leistet sie, besonders wo alles nach monarchischer, und immer reiner werdender monarchischer Verfassung drängt, bis auf einen gewissen Punkt gute Dienste. Angekommen aber bei diesem Punkte, springt ihre Ohnmacht in die Augen. Ich will nämlich annehmen, daß ihr eurer Maschine die von euch beabsichtigte Vollkommenheit durchaus verschafft hättet, und daß in ihr jedwedes niedere Glied unausbleiblich und unwiderstehlich gezwungen werde durch ein höheres, zum Zwingen gezwungenes Glied, und sofort bis an den Gipfel; wodurch wird denn nun euer letztes Glied, von dem aller in der Maschine vorhandene Zwang ausgeht, zu seinem Zwingen gezwungen? Ihr sollt schlechthin allen Widerstand, der aus der Reibung der Stoffe gegen jene letzte Triebfeder entstehen könnte, überwunden, und ihr eine Kraft gegeben haben, gegen welche alle andere Kraft in Nichts verschwinde, was allein ihr auch durch Mechanismus könnt, und sollt also die allerkräftigste monarchische Verfassung erschaffen haben; wie wollt ihr denn nun diese Triebfeder selbst in Bewegung bringen, und sie zwingen, ohne Ausnahme das Rechte zu sehen und zu wollen? Wie wollt ihr denn in euer zwar richtig berechnetes und gefügtes, aber stillstehendes Räderwerk das ewig Bewegliche einsetzen? Soll etwa, wie ihr dies auch zuweilen in eurer Verlegenheit äußert, das ganze Werk selbst zurückwirken, und seine erste Triebfeder anregen? Entweder geschieht dies durch eine selbst aus der Anregung der Triebfeder stammende Kraft, oder es geschieht durch eine solche Kraft, die nicht aus ihr stammt, sondern die in dem Ganzen selbst, unabhängig von der Triebfeder, Statt findet; und ein Drittes ist nicht

möglich. Nehmet ihr das Erste an, so befindet ihr euch in einem alles Denken und allen Mechanismus aufhebenden Zirkel; das ganze Werk kann die Triebfeder zwingen, nur in wie fern es selbst von jener gezwungen ist, sie zu zwingen, also, in wie fern die Triebfeder, nur mittelbar, sich selbst zwingt; zwingt sie aber sich selbst nicht, welchem Mangel wir ja eben abhelfen wollten, so erfolgt überhaupt keine Bewegung. Nehmt ihr das Zweite an, so bekennt ihr, daß der Ursprung aller Bewegung in eurem Werke von einer in eurer Berechnung und Anordnung gar nicht eingetretenen und durch euren Mechanismus gar nicht gebundenen Kraft ausgehe, die ohne Zweifel ohne euer Zuthun, nach ihren eignen euch unbekannten Gesetzen wirkt, wie sie kann. In jedem der beiden Fälle müßt ihr euch als Stümper und ohnmächtige Prahler bekennen.

Dies hat man denn auch gefühlt, und in diesem Lehrgebäude, das, auf seinen Zwang rechnend, um die übrigen Bürger unbesorgt sein kann, wenigstens den Fürsten, von welchem alle gesellschaftliche Bewegung ausgeht, durch allerlei gute Lehre und Unterweisung erziehen wollen. Aber, wie will man sich denn versichern, daß man auf eine der Erziehung zum Fürsten überhaupt fähige Natur treffen werde; oder, falls man auch dieses Glück hätte, daß dieser, den kein Mensch nöthigen kann, gefällig und geneigt sein werde, Zucht annehmen zu wollen? Eine solche Ansicht der Staatskunst ist nun, ob sie auf ausländischem oder deutschem Boden angetroffen werde, immer Ausländerei. Es ist jedoch hiebei zur Ehre deutschen Geblüts und Gemüths anzumerken, daß, so gute Künstler wir auch in der bloßen Lehre dieser Zwangsberechnungen sein mochten, wir dennoch, wenn es zur Ausübung kam, durch das dunkle Gefühl, es müsse nicht also sein, gar sehr gehemmt wurden, und in diesem Stücke gegen das Ausland zurückblieben. Sollten wir also auch genöthigt werden, die uns zugedachte Wohlthat fremder Formen und Gesetze anzunehmen, so wollen wir uns dabei wenigstens nicht über die Gebühr schämen, als ob unser Witz unfähig gewesen wäre, diese Höhen der Gesetzgebung auch zu erschwingen. Da, wenn wir blos die Feder in der Hand haben, wir auch hierin keiner Nation nachstehen, so möchten für das Leben wir wohl gefühlt haben, daß auch dies noch nicht das Rechte sei, und so lieber das Alte haben stehen lassen wollen, bis das Vollkommene an uns käme, anstatt blos die alte Mode mit einer neuen eben so hinfälligen Mode zu vertauschen.

Anders die ächt deutsche Staatskunst. Auch sie will Festigkeit, Sicherheit und Unabhängigkeit von der blinden und schwankenden Natur, und ist hierin mit dem Auslande ganz einverstanden. Nur will sie nicht,

wie dieses, ein festes und gewisses Ding, als das erste, durch welches der Geist, als das zweite Glied, erst gewiß gemacht werde, sondern sie will gleich von vorn herein, und als das allererste und einige Glied, einen festen und gewissen Geist. Dieser ist für sie die aus sich selbst lebende und ewig belebende Triebfeder, die das Leben der Gesellschaft ordnen und fortbewegen wird. Sie begreift, daß sie diesen Geist nicht durch Strafreden an die schon verwahrloste Erwachsenheit, sondern nur durch Erziehung des noch unverdorbenen Jugendalters hervorbringen könne; und zwar will sie mit dieser Erziehung sich nicht, wie das Ausland, an die schroffe Spitze, den Fürsten, sondern sie will sich mit derselben an die breite Fläche, an die Nationen wenden, indem ja ohne Zweifel auch der Fürst zu dieser gehören wird. So wie der Staat an den Personen seiner erwachsenen Bürger die fortgesetzte Erziehung des Menschengeschlechts ist, so müsse, meint diese Staatskunst, der künftige Bürger selbst erst zur Empfänglichkeit jener höheren Erziehung herauferzogen werden. Hierdurch wird nun diese deutsche und allerneueste Staatskunst wiederum die alterälteste; denn auch diese bei den Griechen gründete das Bürgerthum auf die Erziehung, und bildete Bürger, wie die folgenden Zeitalter sie nicht wieder gesehen haben. In der Form dasselbe, in dem Gehalte mit nicht engherzigem und ausschließendem, sondern allgemeinem und weltbürgerlichem Geiste, wird hinfüro der Deutsche thun.

Derselbe Geist des Auslandes herrscht bei der großen Mehrzahl der Unsrigen auch in ihrer Ansicht des gesammten Lebens eines Menschengeschlechts, und der Geschichte, als dem Bilde jenes Lebens. Eine Nation, die geschlossene und erstorbene Grundlage ihrer Sprache hat, kann es, wie wir zu einer andern Zeit gezeigt haben, in allen Redekünsten nur bis zu einer gewissen von jener Grundlage verstatteten Stufe der Ausbildung bringen, und sie wird ein goldenes Zeitalter erleben. Ohne die größte Bescheidenheit und Selbstverleugnung kann eine solche Nation von dem ganzen Geschlechte nicht füglich höher denken, denn sie selbst sich kennt; sie muß daher voraussetzen, daß es auch für dieses ein letztes, höchstes, und niemals zu übertreffendes Ziel der Ausbildung geben werde. So wie das Thiergeschlecht der Biber, oder Bienen noch jetzo also baut, wie es vor Jahrtausenden gebaut hat, und in diesem langen Zeitraume in der Kunst keine Fortschritte gemacht hat, eben so wird es nach diesen sich mit dem Thiergeschlechte, Mensch genannt, in allen Zweigen seiner Ausbildung verhalten. Diese Zweige, Triebe und Fähigkeiten werden sich erschöpfend übersehen, ja vielleicht an ein paar Gliedmaßen sogar dem Auge darlegen lassen, und die höchste Entwicklung einer jeden wird angegeben werden können. Vielleicht wird das

Menschengeschlecht darin noch weit übler dran sein, als das Biber- oder Bienengeschlecht, daß das letztere, wie es zwar nichts zulernt, dennoch auch in seiner Kunst nicht zurückkommt, der Mensch aber, wenn er auch einmal den Gipfel erreichte, wiederum zurückgeschleudert wird, und nun Jahrhunderte oder Tausende sich anstrengen mag, um wiederum in den Punkt hinein zu gerathen, in welchem man ihn lieber gleich hätte lassen sollen. Dergleichen Scheitelpunkte seiner Bildung und goldene Zeitalter wird, diesen zu Folge, das Menschengeschlecht ohne Zweifel auch schon erreicht haben; diese in der Geschichte aufzusuchen, und nach ihnen alle Bestrebungen der Menschheit zu beurtheilen, und auf sie zurückzuführen, wird ihr eifrigstes Bestreben sein. Nach ihnen ist die Geschichte längst fertig, und ist schon mehrmals fertig gewesen; nach ihnen geschieht nichts Neues unter der Sonne, denn sie haben unter und über der Sonne den Quell des ewigen Fortlebens ausgetilgt, und lassen nur den immer wiederkehrenden Tod sich wiederholen und mehrere Male setzen.

Es ist bekannt, daß diese Philosophie der Geschichten vom Auslande aus an uns gekommen ist, wiewohl sie dermalen auch in diesem verhallet, und fast ausschließend deutsches Eigenthum geworden ist. Aus dieser tiefern Verwandtschaft erfolgt es denn auch, daß diese unsere Geschichtsphilosophie die Bestrebungen des Auslandes, welches, wenn es auch diese Ansicht der Geschichte nicht mehr häufig ausspricht, noch mehr thut, indem es in derselben handelt, und abermals ein goldnes Zeitalter verfertigt, so durch und durch zu verstehen, und ihnen sogar weissagend den fernern Weg vorzuzeichnen, und so sie aufrichtig zu bewundern vermag, wie es der deutsch Denkende nicht eben also von sich rühmen kann. Wie könnte er auch? Goldene Zeitalter in jeder Rücksicht sind ihm eine Beschränktheit der Erstorbenheit. Das Gold möge zwar das Edelste sein im Schooße der erstorbenen Erde, meint er, aber des lebendigen Geistes Stoff sei jenseit der Sonne und jenseit aller Sonnen, und sei ihre Quelle. Ihm wickelt sich die Geschichte, und mit ihr das Menschengeschlecht, nicht ab nach dem verborgenen und wunderlichen Gesetze eines Kreistanzes, sondern nach ihm macht der eigentliche und rechte Mensch sie selbst, nicht etwa nur wiederholend das schon Dagewesene, sondern in die Zeit hinein erschaffend das durchaus Neue. Er erwartet darum niemals bloße Wiederholung, und wenn sie doch erfolgen sollte, Wort für Wort, wie es im alten Buche steht, so bewundert er wenigstens nicht.

Auf ähnliche Weise nun verbreitet der ertödtende Geist des Auslandes, ohne unser deutliches Bewußtsein, sich über unsre übrigen wissenschaftlichen Ansichten, von denen es hinreichen möge, die angeführten Beispiele beigebracht zu haben; und zwar erfolgt dies deswegen also,

weil wir gerade jetzt die vom Auslande früher erhaltenen Anregungen nach unserer Weise bearbeiten, und durch einen solchen Mittelzustand hindurch gehen. Weil dies zur Sache gehörte, habe ich diese Beispiele beigebracht; nebenbei auch noch darum, damit Niemand glaube, durch Folgesätze aus den angeführten Grundsätzen den hier geäußerten Behauptungen widersprechen zu können. Weit entfernt, daß etwa jene Grundsätze uns unbekannt geblieben wären, oder daß wir zu der Höhe derselben uns nicht aufzuschwingen vermocht hätten, kennen wir sie vielmehr recht gut, und dürften vielleicht, wenn wir überflüssige Zeit hätten, fähig sein, dieselben in ihrer ganzen Folgemäßigkeit rückwärts und vorwärts zu entwickeln; wir werfen sie nur eben gleich von vorn herein weg, und so auch alles, was aus ihnen folgt, dessen mehreres ist in unserm hergebrachten Denken, als der oberflächliche Beobachter leicht glauben dürfte.

Wie in unsere wissenschaftliche Ansicht, eben so fließt dieser Geist des Auslandes auch ein in unser gewöhnliches Leben und die Regeln desselben; damit aber dieses klar, und das Vorhergehende noch klärer werde, ist es nöthig, zuvörderst das Wesen des ursprünglichen Lebens oder der Freiheit mit tieferm Blicke zu durchdringen.

Die Freiheit, im Sinne des unentschiedenen Schwankens zwischen mehreren gleich möglichen genommen, ist nicht Leben, sondern nur Vorhof und Eingang zu wirklichem Leben. Endlich muß es doch einmal aus diesem Schwanken heraus zum Entschlusse und zum Handeln kommen, und erst jetzt beginnt das Leben.

Nun erscheint unmittelbar und auf den ersten Blick jedweder Willensentschluß als Erstes, keineswegs als Zweites, und Folge aus einem Ersten, als seinem Grunde — als schlechthin durch sich daseiend, und so daseiend, wie er es ist; welche Bedeutung, als die einzig mögliche verständige des Worts Freiheit, wir festsetzen wollen. Aber es sind in Absicht auf den innern Gehalt eines solchen Willensentschlusses zwei Fälle möglich; entweder nämlich erscheint in ihm nur die Erscheinung abgetrennt vom Wesen und ohne daß das Wesen auf irgend eine Weise in ihrem Erscheinen eintrete, oder das Wesen tritt selbst erscheinend ein in dieser Erscheinung eines Willensentschlusses: und zwar ist hiebei sogleich mit anzumerken, daß das Wesen nur in einem Willensentschlusse, und durchaus in nichts Anderem, zur Entscheidung werden kann, wiewohl umgekehrt es Willensentschlüsse geben kann, in denen keineswegs das Wesen, sondern nur die bloße Erscheinung heraustritt. Wir reden zunächst von dem letzten Falle.

Die bloße Erscheinung, blos als solche, ist durch ihre Abtrennung und durch ihren Gegensatz mit dem Wesen, sodann dadurch, daß sie fähig ist, selbst auch zu erscheinen und sich darzustellen, unabänderlich bestimmt,

und sie ist darum nothwendig also, wie sie eben ist und ausfällt. Ist daher, wie wir voraussetzen, irgend ein gegebener Willensentschluß in seinem Inhalte bloße Erscheinung, so ist er in sofern in der That nicht frei, erstes und ursprüngliches, sondern er ist nothwendig, und ein zweites aus einem höhern ersten dem Gesetze der Erscheinung überhaupt, also wie es ist, hervorgehendes Glied. Da nun, wie auch hier mehrmals erinnert worden, das Denken des Menschen denselben also vor ihn selber hinstellt, wie er wirklich ist, und immerfort der treue Abdruck und Spiegel seines Innern bleibt, so kann ein solcher Willensentschluß, obwohl er auf den ersten Blick, da er ja ein Willensentschluß ist, als frei erscheint, dennoch dem wiederholten und tiefern Denken keineswegs also erscheinen, sondern er muß in diesem als nothwendig gedacht werden, wie er es denn wirklich und in der That ist. Für solche, deren Willen sich noch in keinen höhern Kreis aufgeschwungen hat, als in den, daß in ihnen ein Wille blos erscheine, ist der Glaube an Freiheit allerdings Wahn und Täuschung eines flüchtigen und auf der Oberfläche behangen bleibenden Anschauens; im Denken allein, das ihnen allenthalben nur die Fesseln der strengen Nothwendigkeit zeigt, ist für sie Wahrheit.

Das erste Grundgesetz der Erscheinung, schlechthin als solcher (den Grund anzugeben unterlassen wir um so füglicher, da es anderwärts zur Genüge geschehen ist), ist dieses, daß sie zerfalle in ein Mannigfaltiges, das in einer gewissen Rücksicht ein unendliches, in einer gewissen andern Rücksicht ein geschlossenes Ganzes ist, in welchem geschlossenen Ganzen des Mannigfaltigen jedes Einzelne bestimmt ist durch alle übrige und wiederum alle übrige bestimmt sind durch dieses Einzelne. Falls daher in dem Willensentschlusse des Einzelnen nichts weiter herausbricht in der Erscheinung, als die Erscheinbarkeit, Darstellbarkeit und Sichtbarkeit überhaupt, die in der That die Sichtbarkeit von Nichts ist: so ist der Inhalt eines solchen Willensentschlusses bestimmt durch das geschlossene Ganze aller möglichen Willensentschlüsse dieses und aller möglichen übrigen einzelnen Willen, und er enthält nichts weiter und kann nichts weiter enthalten, denn dasjenige, was nach Abziehung aller jener möglichen Willensentschlüsse zu wollen übrig bleibt. Es ist darum in der That in ihm nichts Selbstständiges, Ursprüngliches und Eigenes, sondern er ist die bloße Folge, als Zweites, aus dem allgemeinen Zusammenhange der ganzen Erscheinung in ihren einzelnen Theilen, wie er denn dafür auch stets von allen, die auf dieser Stufe der Bildung sich befanden, dabei aber gründlich dachten, erkannt worden, und diese ihre Erkenntniß auch mit denselben Worten, deren wir uns so eben bedienten, ausgesprochen worden ist; alles dieses aber darum, weil in ihnen nicht das Wesen, sondern nur die bloße Erscheinung eintritt in die Erscheinung.

Wo dagegen das Wesen selber, unmittelbar und gleichsam in eigner Person, keineswegs durch einen Stellvertreter, eintritt in der Erscheinung eines Willensentschlusses, da ist zwar alles das oben erwähnte aus der Erscheinung, als einem geschlossenen Ganzen, Erfolgende gleichfalls vorhanden, denn die Erscheinung erscheint ja auch hier; aber eine solche Erscheinung geht in diesem Bestandtheile nicht auf und ist durch denselben nicht erschöpft, sondern es findet sich in ihr noch ein Mehreres, ein anderer, aus jenem Zusammenhange nicht zu erklärender, sondern nach Abzug des Erklärbaren übrig bleibender Bestandtheil. Jener erste Bestandtheil findet auch hier Statt, sagte ich; jenes Mehr wird sichtbar, und vermittelst dieser seiner Sichtbarkeit, keinesweges vermittelst seines innern Wesens, tritt es unter das Gesetz und die Bedingungen der Ersichtlichkeit überhaupt; aber es ist noch mehr denn dieses aus irgend einem Gesetze Hervorgehendes und darum Nothwendiges, und Zweites, und es ist in Absicht dieses Mehr durch sich selbst was es ist, ein wahrhaft Erstes, Ursprüngliches und Freies; und da es dieses ist, erscheint es auch also dem tiefsten, und in sich selber zu Ende gekommenen Denken. Das höchste Gesetz der Ersichtlichkeit ist, wie gesagt, dies, daß das Erscheinende sich spalte in ein unendliches Mannigfaltiges. Jenes Mehr wird sichtbar, jedesmal als Mehr, denn das nun und eben jetzt aus dem Zusammenhange der Erscheinung Hervorgehende, und so in's Unendliche fort; und so erscheint denn dieses Mehr selber als ein Unendliches. Aber es ist ja sonnenklar, daß es diese Unendlichkeit nur dadurch erhält, daß es jedesmal sichtbar und denkbar und zu entdecken ist, allein durch seinen Gegensatz mit dem in's Unendliche fort aus dem Zusammenhange Erfolgenden, und durch sein Mehrsein denn dies. Abgesehen aber von diesem Bedürfnisse des Denkens desselben ist es ja dieses Mehr, denn alles in's Unendliche fort sich darstellen mögende Unendliche, von Anbeginn in reiner Einfachheit und Unveränderlichkeit, und es wird in aller Unendlichkeit nicht Mehr, denn dieses Mehr, noch wird es minder; und nur seine Ersichtlichkeit, als Mehr denn das Unendliche, — und auf andere Weise kann es in seiner höchsten Reinheit nicht sichtbar werden, — erschafft das Unendliche, und alles was in ihm zu erscheinen scheint. Wo nun dieses Mehr wirklich als ein solches ersichtliches Mehr eintritt, aber es vermag nur in einem Wollen einzutreten, da tritt das Wesen selbst, das allein ist und allein zu sein vermag und das da ist von sich und durch sich, das göttliche Wesen, ein in die Erscheinung, und macht sich selbst unmittelbar sichtbar; und daselbst ist eben darum wahre Ursprünglichkeit und Freiheit, und so wird denn auch an sie geglaubt.

Und so findet denn auf die allgemeine Frage, ob der Mensch frei

sei oder nicht, keine allgemeine Antwort Statt; denn eben weil der Mensch frei ist in niederm Sinne, weil er bei unentschiedenem Schwanken und Wanken anhebt, kann er frei sein oder auch nicht frei, im höhern Sinne des Worts. In der Wirklichkeit ist die Weise, wie jemand diese Frage beantwortet, der klare Spiegel seines wahren inwendigen Seins. Wer in der That nicht mehr ist als ein Glied in der Kette der Erscheinungen, der kann wohl einen Augenblick sich frei wähnen, aber seinem strengern Denken hält dieser Wahn nicht Stand; wie er aber sich selbst findet, eben also denkt er nothwendig sein ganzes Geschlecht. Wessen Leben dagegen ergriffen ist von dem Wahrhaftigen, und Leben unmittelbar aus Gott geworden ist, der ist frei, und glaubt an Freiheit in sich und Andern.

Wer an ein festes beharrliches und todtes Sein glaubt, der glaubt nur darum daran, weil er in sich selbst todt ist; und, nachdem er einmal todt ist, kann er nicht anders denn also glauben, sobald er nur in sich selbst klar wird. Er selbst und seine ganze Gattung von Anbeginn bis an's Ende wird ihm ein zweites, und eine nothwendige Folge aus irgend einem vorauszusetzenden ersten Gliede. Diese Voraussetzung ist sein wirkliches, keinesweges ein blos gedachtes Denken, sein wahrer Sinn, der Punkt, wo sein Denken unmittelbar selbst Leben ist; und ist so die Quelle alles seines übrigen Denkens und Beurtheilens seines Geschlechts in seiner Vergangenheit, der Geschichte seiner Zukunft, den Erwartungen von ihm und seiner Gegenwart, im wirklichen Leben an ihm selber und Andern. Wir haben diesen Glauben an den Tod im Gegensatze mit einem ursprünglich lebendigen Volke Ausländerei genannt. Diese Ausländerei wird somit, wenn sie einmal unter den Deutschen ist, sich auch im wirklichen Leben derselben zeigen, als ruhige Ergebung in die nun einmal unabänderliche Nothwendigkeit ihres Seins, als Aufgeben aller Verbesserung unsrer selbst oder Andrer durch Freiheit, als Geneigtheit sich selbst und alle so zu verbrauchen, wie sie sind und aus ihrem Sein den möglichst größten Vortheil für uns selbst zu ziehen; kurz, als das in allen Lebensregungen immerfort sich abspiegelnde Bekenntniß des Glaubens an die allgemeine und gleichmäßige Sündhaftigkeit aller, den ich an einem andern Orte hinlänglich geschildert habe,*) welche Schilderung selbst nachzulesen, auch zu beurtheilen, in wie fern dieselbe auf die Gegenwart passe, ich Ihnen überlasse. Diese Denk- und Handelsweise entsteht der inwendigen Erstorbenheit, wie oft erinnert worden, nur dadurch, daß sie über sich selbst klar wird, dagegen sie, so

*) M. s. die Anweisung zum seligen Leben. 11. Vorlesung.

lange sie im Dunkeln bleibt, den Glauben an Freiheit, der an sich wahr und nur in Anwendung auf ihr dermaliges Sein Wahn ist, beibehält. Es erhellet hier deutlich der Nachtheil der Klarheit bei innerer Schlechtigkeit. So lange Schlechtigkeit dunkel bleibt, wird sie durch die fortdauernde Anforderung an Freiheit immerfort beunruhigt, gestachelt und getrieben, und bietet den Versuchen, sie zu verbessern, einen Angriffspunkt dar. Die Klarheit aber vollendet sie und rundet sie in sich selbst ab, sie fügt ihr die freudige Ergebung, die Ruhe eines guten Gewissens, das Wohlgefallen an sich selber hinzu: es geschieht ihnen, wie sie glauben, sie sind von nun an in der That unverbesserlich, und höchstens, um bei den Besseren den unbarmherzigen Abscheu gegen das Schlechte, oder die Ergebung in den Willen Gottes rege zu erhalten, und außerdem zu keinem Dinge in der Welt nütze.

Und so trete denn endlich in seiner vollendeten Klarheit heraus, was wir in unsrer bisherigen Schilderung unter Deutschen verstanden haben. Der eigentliche Unterscheidungsgrund liegt darin, ob man an ein absolut Erstes und Ursprüngliches im Menschen selber, an Freiheit, an unendliche Verbesserlichkeit, an ewiges Fortschreiten unsers Geschlechts glaube, oder ob man an alles dieses nicht glaubt, ja wohl deutlich einzusehen und zu begreifen vermeine, daß das Gegentheil von diesem allen stattfinde. Alle, die entweder selbst, schöpferisch und hervorbringend das neue Leben, oder die, falls ihnen dies nicht zu Theil geworden wäre, das Nichtige wenigstens entschieden fallen lassen, und aufmerkend da stehen, ob irgendwo der Fluß ursprünglichen Lebens sie ergreifen werde, oder die, falls sie auch nicht so weit wären, die Freiheit wenigstens ahnen, und sie nicht hassen, oder vor ihr erschrecken, sondern sie lieben: alle diese sind ursprüngliche Menschen, sie sind, wenn sie als ein Volk betrachtet werden, ein Urvolk, das Volk schlechtweg, Deutsche. Alle, die sich darein ergeben, ein zweites zu sein, und abgestammtes, und die deutlich sich also kennen und begreifen, sind es in der That, und werden es immer mehr durch diesen ihren Glauben, sie sind ein Anhang zum Leben, das vor ihnen, oder neben ihnen, aus eigenem Triebe sich regte, ein vom Felsen zurücktönender Nachhall einer schon verstummten Stimme, sie sind, als Volk betrachtet, außerhalb des Urvolks, und für dasselbe Fremde und Ausländer. In der Nation, die bis auf diesen Tag sich das Volk schlechtweg, oder Deutsche nennt, ist in der neuen Zeit wenigstens bis jetzt Ursprüngliches an den Tag hervorgebrochen, und Schöpferkraft des neuen hat sich gezeigt; jetzt wird endlich dieser Nation durch eine in sich selbst klar gewordene Philosophie der Spiegel vorgehalten, in welchem sie mit klarem Begriffe erkenne, was

sie bisher ohne deutliches Bewußtsein durch die Natur ward, und wozu sie von derselben bestimmt ist; und es wird ihr von derselben der Antrag gemacht, nach diesem klaren Begriffe, und mit besonnener und freier Kunst, vollendet und ganz, sich selbst zu dem zu machen, was sie sein soll, den Bund zu erneuern und ihren Kreis zu schließen. Der Grundsatz, nach dem sie diesen zu schließen hat, ist ihr vorgelegt; was an Geistigkeit und Freiheit dieser Geistigkeit glaubt, und die ewige Fortbildung dieser Geistigkeit durch Freiheit will, das, wo es auch geboren sei, und in welcher Sprache es rede, ist unsers Geschlechts, es gehört uns an, und es wird sich zu uns thun. Was an Stillstand, Rückgang und Zirkeltanz glaubt, oder gar eine todte Natur an das Ruder der Weltregierung setzt, dieses, wo es auch geboren sei, und welche Sprache es rede, ist undeutsch, und fremd für uns, und es ist zu wünschen, daß es je eher je lieber sich gänzlich von uns abtrenne.

Ueber eine allgemeine deutsche Gesetzgebung.

Rede des badischen Abgeordneten Freiherrn von Türkheim, gehalten 1819 in der ersten Kammer der ersten badischen Ständeversammlung.

Meine Herren!

Deutschland ist durch harte Erfahrungen der jüngst vergangenen Zeiten auf die Nothwendigkeit seiner Vereinigung zurückgeführt worden. Dessenungeachtet ist in der auf diese Erfahrungen gebauten Bundesverfassung noch wenig dafür geschehen. Ob unter den gegebenen Umständen mehr hätte geschehen können, und wie das Problem der Anwendbarkeit eines Staatenbundes auf monarchische Staaten sich lösen werde, — alles dies zu erörtern liegt außer unserm Beruf; — aber die unverkennbare Thatsache gehört hierher, daß der Bund, welcher blos die Souveraine vereinigt, unser gemeinsames Vaterland nur mit schwachen, in mancher Hinsicht prekären Banden umschlingt; denn es folgt daraus, daß je lockerer jene Bande der Verfassung sind, um so mehr es noth thue, das feste Zusammenhalten der in Vereinzelung zu schwachen Theile auf Gesinnungen und Sitten des Volks, also auch auf den innern Organismus, welcher sie erzeugen und erhalten soll, zu stützen.

Durch nichts wird aber der eigenthümliche Charakter der Völker

mehr gebildet, als durch die Institutionen der bürgerlichen Gesellschaft, welche nicht nur das öffentliche Leben, den Verkehr des Bürgers mit dem Bürger bestimmen, sondern ihn in das Privatleben, in den häuslichen Kreis, die erste Schule des Menschen, zurückbegleiten.

Es ist also eine Gemeinschaft wenigstens in den Grundzügen unserer Gesetze und Einrichtungen unerläßlich, wenn sie sich in unsern Gesinnungen äußern soll, denn sie kann nicht in den Resultaten erhalten werden, wenn sie den Principien entzogen wird. —

Wenn aber in einer Periode gänzlicher Umgestaltung der ganzen Gesetzgebung, wo nach und nach die Reihe der Reformation an jedes Vermächtniß der Voraltern kommt, jeder einzelne Bundesstaat seinen eigenen Weg ohne alle Aufmerksamkeit auf die Nachbarn einschlüge, ja sich noch in dieser isolirenden Eigenheit gefiele, so würden bald die Sprache und Erinnerungen aus der Geschichte das Einzige bleiben, was uns noch als Volksstamm auszeichnete.

So war es doch nicht in den Zeiten des deutschen Reichs, obgleich dasselbe schon längst den entwickelten Keim seiner Auflösung in sich trug.

Die Territorialverfassungen hatten sich unter einer gewissen Suprematie der Reichsverfassung aus gleichen Quellen gebildet; Reichs- und Kreistage erhielten in Gegenständen der Polizei einige Einwirkung und dadurch Gleichförmigkeit; das römische Recht war allgemein angenommen, und die Grundlage der ganzen Civilgesetzgebung; immer lebte selbst noch ein gemeines deutsches Privatrecht, obgleich kein promulgirter Codex, sondern nur gleichförmige historische Entwickelung zu Grunde lag; — nach den Reichsgerichten war das gerichtliche Verfahren ziemlich allgemein ausgebildet worden, und die Carolina war die gemeinschaftliche Quelle der Criminalgesetzgebung. Darum konnten auf einer hohen Schule an der Elbe oder der Ostsee deutsche Rechtsgelehrten für die Grenzen Frankreichs oder Helvetiens gebildet werden, welchen dann das Landrecht und besondre Statuten der Heimath eine leichte Nachholung waren.

Jetzt ist es freilich mit dem wesentlichen Princip unserer Bundesverfassung, — der Unabhängigkeit der einzelnen Staaten in ihrer inneren Verwaltung — nicht vereinbar, daß die Organisation der Staatsmaschine, die Gesetze über die Verhältnisse der Gemeinheiten und der verschiedenen Stände, das bürgerliche und peinliche Gesetzbuch, sowie die Gerichtsverfassung für alle Bundesstaaten, verbindlich von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt aus bestimmt werden, aber um so mehr ist zu hoffen, daß die einzelnen Regierungen sich werden angelegen sein lassen, mit der Selbstständigkeit ihrer eigenen Gesetzgebung Aufmerksamkeit auf

jene der Bundesgenossen und Rücksicht auf gleichen Charakter zu verbinden.

Es sind auch bereits, außer dem ohnehin zum Wesen und zur Competenz des Bundes gehörigen militärischen Vertheidigungssysteme, einige andere wichtige Nationalangelegenheiten in die Sphäre der Bundesberathungen gezogen worden. Ueber die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtung, eine ständische Verfassung einzuführen und die Verhältnisse der Mediatisirten festzusetzen, hat das einzelne Bundesglied der Gesammtheit Ausweis zu geben; auch die Gesetze der Preßfreiheit und die Verfassung der Universitäten — dieser theuern Unterpfänder unserer eigenthümlichen Nationalbildung — sind zu gemeinsamer Berathung ausgesetzt, deren Resultat wir ohne Besorgniß entgegensehen dürfen; selbst für Bestimmungen über Freiheit des Verkehrs im Innern Deutschlands sind hoffnungsvolle Anregungen erfolgt.

Warum sollte es nun nicht möglich sein, auch in anderen einflußvollen Materien der eigentlichen Gesetzgebung im Innern, welche den Bürger des Staats erzieht, seine Denkungsart bestimmt, unbeschadet der Autonomie eines jeden Bundesstaats, und ohne irgend eine Art von Zwangsverbindlichkeit, über gewisse Hauptgrundsätze zu einer nothwendigen Uebereinstimmung zu kommen?

Es giebt hierzu zwei Wege: Der erste, wenn in dem einzelnen Bundesstaat die Aufmerksamkeit jener Geschäftsmänner, welchen Gesetzentwürfe übertragen sind, in gegenwärtigem Zeitpunkte allgemeiner Organisirung auf die gleichzeitige Ausbildung anderer deutscher Staaten gerichtet, und das Bessere, selbst das Gleichgute eher in Uebereinstimmung mit dieser letzteren, statt, wie oft geschieht, absichtlich im Contrast aufgesucht wird. Daß dies geschehen möge, ist ein Wunsch, welchen auszusprechen den Ständen als Organ des Volks geziemt.

Der zweite und noch wirksamere, wenn jene Regierungen, welche gegenwärtig besonders thätig in zeitgemäßer Ausbildung ihrer Staatsinstitutionen sind, sich verabreden wollten, gewisse Hauptgrundsätze und folgereiche Fragen, welche sie jetzt fast durchgängig zu Hause durch einsichtsvolle Männer, zum Theil durch eigens aufgestellte Commissionen begutachten lassen, statt dieser isolirten Erörterungen, gemeinschaftlich einem Vereine der competentesten Beurtheiler zur Prüfung zu übergeben. In jedem Falle würde das Resultat dann vielseitiger, folglich für sich selbst vorzüglicher ausfallen, und überdies würde es hoffentlich zu der gewünschten Gleichförmigkeit führen.

In sehr vielen deutschen Staaten ist jetzt namentlich die Einführung öffentlicher Rechtspflege und der Geschwornengerichte in Anregung

gekommen. Wie wäre nun bei dem unverkennbar großen Einfluß dieser beiden Institute auf das ganze Volksleben für Uebereinstimmung in Charakter und Sitten gesorgt, wenn über ihre Einführung nach dem Gutachten der gewählten Rathgeber in dem einen Lande bejahend, in dem andern verneinend entschieden, die Annahme in dem einen unbedingt in der ausländischen Form, in dem andern mit wesentlichen Abänderungen beschlossen würde?

Zu gemeinschaftlichen Untersuchungen und Verabredungen wird kein Congreß, sondern nur gegenseitige Mittheilung erfordert. Es wird auch dadurch der freien Entschließung jeder Regierung weder über die Annahme des Resultats, noch weniger über die weitere Ausarbeitung vorgegriffen, aber die Ansichten würden sich berichtigen und fixiren, und es wäre wenigstens in den Grundzügen der Ausführung Gleichförmiges zu hoffen.

Selbst über die Ausarbeitung eines gemeinschaftlichen Civilgesetzbuches könnten sich alle, oder doch viele deutsche Staaten sehr wohl vereinigen; fände dies aber auch Hindernisse, so könnten doch auch hierin auf dem vorgeschlagenen Wege gewisse Hauptgrundsätze festgestellt werden. Geschieht aber auch dieses nicht, so werden die für sich allein handelnden Regierungen von Staaten zweiter und dritter Größe wenigstens wohlthun, das bereits bestehende Gesetzbuch eines größeren Staates auszuwählen, und blos die auf besondere Verhältnisse gegründeten Zusätze beifügen, wie es bei uns in der Periode der fremden Herrschaft mit dem code Napoléon geschehen ist.

Das sind nach meiner Ueberzeugung die einzigen Wege, auf welchen Deutschland bei dem jetzt in den meisten seiner Staaten bemerklichen Streben nach einer passenden Gesetzgebung der Alternative entgehen kann, in Bälde, entweder als blos idealer Staatenkörper durchaus fremdartig gebildete und eben so gesinnte Bestandtheile zu enthalten, oder, wenn mehrere dieser letzteren auch ohne die Absicht der Uebereinstimmung dennoch durch die anziehende Kraft der Gallomanie in einem Vereinigungspunkt zusammenträfen, wenn in andern dagegen das Extrem der Abneigung gegen alle Neuerungen die Oberhand behielte, sich in eine neumodisch französische und in eine altmodisch deutsche Hälfte zu spalten, welche sich gegenseitig zurückstoßen und gar nicht mehr verstehen würden, statt daß das Ganze verjüngt und zeitgemäß deutsch sein sollte.

Die so sehr verbreitete Tendenz, alle Vorbilder mit unbedingter Bewunderung aus Frankreich zu nehmen, hat ihren Grund in einem sehr erklärbaren, aber darum nicht weniger verwerflichen Irrthum. Frankreich, als der einzige große Staat, der in Folge einer gänzlichen Um-

wälzung ganz neu und auf allgemeine Principien gebaut wurde, mußte aber darum an Kraft und Einfachheit seines Organismus Manches vor allen, nur theilweise ausgebesserten Staatsgebäuden voraus haben.

Man verglich aber nur die Wirkung, und gewöhnte sich, Frankreich als Normalstaat zu betrachten, ohne zu bedenken, daß der Vorzug nur in der neuen Bauführung besteht, und daß man, wo ebenfalls neu gebaut werden soll, in manchem Stück wohl besser bauen kann.

Der Anerkennung des bewährten Guten bei andern Völkern soll man sich zwar nicht hartnäckig verschließen; wenn aber jene Thoren sind, welche alles, was aus dem gepriesenen Auslande kommt, nachahmen möchten, so sind auch diejenigen noch keine Weisen, welche alles, was sich dort als natürlich gut bekundet, ohne Prüfung auch für anwendbar bei sich halten.

Alles, was außer den farbigen Streifen auf den Landkarten einen reellen Unterschied in den Eigenschaften und Bedürfnissen unter den Völkern der Erde begründet, Klima, mit seinem Einfluß auf Charakter und Lebensweise, historische Entwickelung, topographische und politische Lage, — selbst die beharrlichen Eigenheiten der Volksstämme, welche wir anerkennen müssen, ohne ganz in die Geheimnisse der Natur einzudringen, fordert auch bei uns seine Rechte, welche weder unter dem Druck eines Despoten, noch unter jenem einer herrschenden, alles einebnenden Meinung ganz vertilgt werden können.

Darum mögen auch die bürgerlichen Einrichtungen unter den deutschen Völkerschaften selbst immer noch ihre Abweichungen erhalten, je nachdem die besonderen Verhältnisse sie in ihrer Individualität näher oder weiter aus einander stellen, nur möge man sie immer mehr unter sich als mit fremdartigen Stämmen verbunden erblicken.

Ich wiederhole demnach meinen vorausgeschickten Antrag.

Ueber Preßfreiheit.

Rede des badischen Abgeordneten von Liebenstein, 1819.

Meine Herren!

Die Freiheit der Presse, oder mit andern Worten, die volle Freiheit der Gedankenäußerung durch Rede und Schrift und Bildung, ist

eine der großen politischen Fragen, die seit dreißig Jahren die ganze gesittete Welt beschäftigen und bewegen, an deren befriedigende Lösung die höchsten Interessen der jetzt lebenden und der kommenden Geschlechter geknüpft sind. Alle civilisirten Völker unsers Welttheils ringen nach gesetzlicher, verfassungsmäßiger Freiheit, und alle denkenden Köpfe unter diesen Völkern haben es längst erkannt, daß ohne volle Freiheit der Gedankenäußerung jede andere Freiheit trügerisch und vergänglich sei.

In dieser erleuchteten Versammlung, berufen zum Schutz und zur Pflege unsrer jungen Freiheit, zur Erhaltung und weitern Ausbildung unserer uns allen theuren Verfassung, konnte kein heilsamerer, besser überdachter Vorschlag gemacht werden als der, Se. königliche Hoheit den Großherzog um den Entwurf eines Gesetzes zu bitten, wodurch die Presse in unserm Staate von den Fesseln, die sie noch trägt, entlastet und ihrer natürlichen Freiheit wiedergegeben werden soll.

Indem ich den ehrenvollen Auftrag erfülle, Ihnen, meine Herren, über diesen hochwichtigen Antrag im Namen Ihrer Commission Bericht zu erstatten, bin ich mir bewußt, daß ich zu einer Versammlung von Volksvertretern spreche. Ich darf voraussetzen, daß der große Gegenstand Ihnen in keiner seiner weitumfassenden Beziehungen fremd sei; ich darf annehmen, daß Sie alle von seiner hohen Bedeutung auf das Lebendigste durchdrungen sind. Ich werde sie daher nicht ermüden mit der Aufzählung der vielfachen Vortheile, welche die freie Presse jedem Staate gewährt, der ihrem segensreichen Wirken die freie Laufbahn nicht eigensinnig verschließt. Ich werde Ihnen nicht schildern, wie die Befugniß der freien Rede jedes Talent erweckt und stärkt, wie sie die Herzen aller Genossen des Staats mit lebendiger Theilnahme an seinem Gedeihen durchströmt, wie sie den Schatz der edelsten Kräfte in tausend und aber tausend Canälen dem Mittelpunkt des Staatskörpers zuführt, und von da aus den ganzen Organismus des Volkslebens mit neuer Wärme durchdringt und zu erhöhter Thätigkeit emporhebt. Ich will Ihnen nicht aus einander setzen, wie die offene freie Rede mit ihrer Fackel alle finstern Irrgänge der mächtigen Willkür erhellt, wie sie jeden Mißbrauch der Gewalt vor ihr unerbittliches Gericht zieht, und jeden tief in der Menschenbrust ruhenden Trieb der unumschränkten Herrschaft bändigt und zügelt. Wenn die Sonne am hellen Himmel glänzt, bedarf es keines Beweises, daß es Tag sei, außer für die Blinden." Und die Blinden sehen das schöne freundliche Tageslicht doch nicht.

Ich will auch nicht versuchen, Ihnen, meine Herren, in ihren Wirkungen eine Anstalt zu schildern, die Sie alle kennen, eine Anstalt, die, wo nicht ihre erste Entstehung, doch ihre vollendete systematische Aus-

bildung einer Zeit verdankt, die in ihrem dünkelhaften Uebermuthe sich herausnahm, alles bevormunden zu wollen, selbst den freien Geist des Menschen, eine Anstalt, zu deren eifriger Anpreisung gutmüthige, ängstlich besorgte Beschränktheit, politische Gespensterfurcht und mönchische Verfinsterungssucht den unnatürlichen Bund geschlossen haben. Ich will Sie, meine Herren, nicht auf's Neue zu einer Betrachtung leiten, die Sie zuverlässig längst angestellt haben, wie nämlich die Regierungen, indem sie es unternehmen, durch die Anstalt der Censur jedem sogenannten Mißbrauch der Presse zuvorkommend zu begegnen, die fast eben so umfassende und schwere als seltene Last der Verantwortlichkeit für jedes Wort, das in dem Bereich ihrer Herrschaft gedruckt wird, auf sich laden, eine Verantwortlichkeit, die, mit Consequenz und Strenge geübt, beinahe jede Aeußerung des Gedankens ersticken, und das mächtige Werkzeug zur Bildung des menschlichen Geistes, die Presse, zum gänzlichen Stillstand bringen muß, oder, mit Nachsicht und Schonung gehandhabt, jede Regierung, zumal die der kleinen Staaten, in tägliche, oft abenteuerliche Verlegenheiten verwickeln kann.

Alles dies sind Wahrheiten, die heute keinem gebildeten Europäer mehr fremd sind. Es ist eines der politischen Axiome geworden, die in unsern Tagen keines weiteren Beweises mehr bedürfen, daß in repräsentativen Staaten die Presse frei sein, und die Aeußerung des Gedankens durch Schrift und Bild keiner vorhergehenden Censur, die jedem möglichen Mißbrauch in Polizeiwegen zuvorkommend abwehren will, mehr unterworfen sein soll. Die Völker des westlichen und mittleren Europa's sind zu ihrer politischen Mündigkeit gelangt. Das Ansehen der allgemeinen Vormundschaft, das auf niedern Stufen ihrer Entwickelung ihnen vielleicht heilsam gewesen sein mag, paßt nicht mehr für den Zustand ihrer jetzigen Reife.

Wenn wir einmal über die Grundansicht einig sind, daß die Freiheit der Presse ein wesentlicher und unentbehrlicher Bestandtheil einer jeden repräsentativen Verfassung sei, so entsteht für uns die Frage:

Warum ist uns der Genuß dieses unschätzbaren Gutes noch vorenthalten? Sind Hindernisse vorhanden, welche die Herstellung der natürlichen Freiheit der Presse in unserm Staate dermalen noch oder für immer unmöglich machen? Liegt ein solches Hinderniß etwa in den Bestimmungen unsrer Verfassungsurkunde, deren 17. Artikel sagt: „Die Preßfreiheit wird nach den künftigen Bestimmungen der Bundesversammlung gehandhabt werden."

Ihre Commission ist nicht dieser Meinung. Die Bundesacte sagt

den deutschen Völkern den Genuß der Preßfreiheit zu, unsere Verfassung hat sie Badens Volk bestimmt. Nur in Hinsicht der gesetzlichen Normen für die Ausübung des zugestandenen Rechtes soll der Beschluß der hohen Bundesversammlung abgewartet werden. Wann aber dieser Beschluß zu Stande kommen wird, läßt sich nicht mit irgend einem Grade von Wahrscheinlichkeit vorhersagen.

Es können noch Jahre verstreichen, ehe er in die Wirklichkeit tritt. Unterdessen mahnt und drängt aber die Zeit. Wir haben eine repräsentative Verfassung. Sie soll befestigt, ausgebildet werden. Dazu ist aber die Freiheit unsrer Presse unerläßlich. Nichts scheint vorhanden zu sein, was hinderte, daß wir nicht in Beziehung auf unser einzelnes Land den Beschlüssen, welche die hohe Bundesversammlung für ganz Deutschland fassen will, voraneilen und auf constitutionellem Wege ein unsern besondern Bedürfnissen entsprechendes Gesetz über den Gebrauch der Presse errichten dürften. Daß die einzelnen Staaten des Bundes durch die Bundesacte und deren Wächter und Vollzieher, die Bundesversammlung, an einer solchen legislatorischen Maßregel auf keine Weise verhindert sind, zeigt das Beispiel Würtembergs. Denn schon am 30. Januar 1817 hat Se. Majestät der jetzt regierende König seinem Staate ein umfassendes Gesetz über den Gebrauch der Presse gegeben, und es ist uns nicht bekannt, daß dem Vollzug desselben von Seiten der hohen Bundesversammlung die mindeste Schwierigkeit entgegengesetzt worden wäre. Wir könnten, wenn es den drei Factoren unsrer gesetzgebenden Gewalt so gut dünkte, festsetzen, daß unser Gesetz nur provisorisch gelten sollte, bis die hohe Bundesversammlung mit dem ihrigen für den gesammten Bund zum Schluß gekommen wäre. Nichts scheint aber auch zu verhindern, daß wir den Grad von Freiheit, welchen das künftige Bundesgesetz der Presse gewähren wird, als ein Minimum von Rechten betrachteten, daß wir somit, falls das Bundesgesetz das unsrige an freisinnigen Bestimmungen überbieten würde, mit unsern Einrichtungen uns an die für den gesammten Bund gültigen anschlössen, im andern Falle aber unser höheres Loos von Freiheit für uns bewahrten. Oder liegt ein Hinderniß einer zeit- und vernunftgemäßen Freiheit der Presse etwa in der Rücksicht auf möglichen Beifall oder Tadel auswärtiger Regierungen?

Die Bundesacte spricht die Unabhängigkeit des Bundes im Ganzen und der einzelnen Staaten im Besondern feierlich aus. Die Völker Deutschlands freuen sich des Glaubens an das wirkliche Dasein dieser Unabhängigkeit. Sie finden darin einigen Trost für manche vereitelte

Hoffnung. Es ist für die Regierungen von dem allerhöchsten Interesse, daß dieser Glaube nicht erschüttert oder geschwächt werde.

Oder liegt es endlich in der Natur eines kleinen Staats, daß das Volk in demselben des Genusses der Preßfreiheit nicht theilhaftig werden könne? Die Regierungen, deren Aufgabe ist, den kleinen Staaten die Anhänglichkeit, Liebe und Treue der Völker zu erhalten und zu befestigen, können dieses Argument nicht gebrauchen. Was müßte man von Staaten denken, deren eigene Regierungen zugeständen, daß sie unfähig seien, ihren Völkern den Genuß eines Rechtes zu sichern, das auf der jetzigen Stufe ihrer Entwickelung den Völkern schlechthin unentbehrlich ist?

Wenn es Staaten giebt, in denen die Freiheit der Presse von der Nothwendigkeit dringender geboten ist als in andern, so sind es gerade die kleineren. Denn wo die Presse beschränkt ist, muß Censur sein. Die Censur legt jeder Regierung die Bürde der Verantwortlichkeit auf für alles, was in dem Kreise ihrer Wirksamkeit gedruckt wird. Sind aber die Regierungen nicht, je kleiner sie sind, desto unfähiger, diese Verantwortlichkeit dem mächtigen Auslande gegenüber zu tragen? Und wenn Regierungen kleiner Staaten die Censur mit steter ängstlicher Rücksicht auf die Verantwortlichkeit gegen das Ausland handhaben wollen, muß dann nicht in solchen Landen die Presse in einen Ekel und Verachtung einflößenden Grad von Nichtigkeit und Knechtschaft versinken?

Welches Bestreben kann übrigens an sich vergeblicher, seltsamer und kindischer sein als das der Censur in manchen kleinen Staaten: mit dem höchsten Grade von Wachsamkeit und Sorgfalt, mit der angestrengtesten Thätigkeit, mit einer Wichtigkeit und einem Ernst, die jeden Augenblick das Wohl, selbst das Dasein des Staates auf der Spitze sehen, verhindern zu wollen, daß eine Flugschrift oder ein Zeitungsartikel nicht gedruckt werde, deren Druck der Verfasser jedesmal, wenn ihm daran gelegen ist, ohne die mindeste Schwierigkeit innerhalb 24 Stunden in dem überall nahen Auslande bewirken kann? Wenn es somit nicht dem mindesten Zweifel unterliegen kann, ob die gesetzgebende Gewalt in Baden, nämlich Se. königliche Hoheit der Großherzog und seine getreuen Stände, berechtigt sei, den künftigen Beschlüssen der hohen Bundesversammlung voranschreitend, ein umfassendes Gesetz über den Gebrauch der Presse aufzustellen, so gelangen wir nun zu der weitern Frage: Wie ist dieses Gesetz einzurichten? War der bisherige Gang dieser Untersuchungen an der leitenden Hand der Vernunft leicht und sicher, so wird er von nun an höchst schwierig. So wenig bei der Frage: Ob? einem gebildeten Menschen, der das Licht des 19. Jahrhunderts nicht hartnäckig von sich stößt — Zweifel entstehen können, so schwer zu be-

antworten und so verschiedenartiger Entscheidung fähig ist die Frage: Wie? Alle Denker und Schriftsteller, welche diesem höchst interessanten Zweige der Gesetzgebung ihre Forschungen gewidmet haben, sind einverstanden damit, daß es eine der allerschwierigsten Aufgaben für die gesetzgebende Weisheit sei, ein vollkommen gutes, jeder vernünftigen Forderung entsprechendes Gesetz über den Gebrauch der Presse zu gründen. Die Gesetzgebungen aller Völker, bei denen der Grundsatz der Freiheit über die Anmaßung der Willkür gesiegt hat, sind mehr oder weniger verschieden, und alle sind mehr oder weniger mangelhaft.

Vielleicht ist es unserm Jahrhundert noch nicht beschieden und erst einem spätern vorbehalten, gestützt auf die vielfachen Versuche des unsrigen, aufgeklärt und belehrt durch unsre Mißgriffe und Erfahrungen, ein in allen seinen Theilen gutes, jedem gerechten Anspruch genügendes Gesetz über den Gebrauch der Presse hervorzubringen. Die Schwierigkeit ist zwar nur eine einzige, aber sie ist von der größten Wichtigkeit und von dem eingreifendsten Einfluß auf das Ganze des Gesetzes und seine einzelnen Theile. Es ist nämlich die Schwierigkeit, die Grenzlinie zu bestimmen, an der die Befugniß der freien Gedankenäußerung aufhört und jeder weitere Schritt als Eingriff in die Sphäre eines gegenüberstehenden Rechts der Strafgewalt des Staates anheimfällt, der vorhanden ist, um alle Rechte zu schützen.

Wir könnten vielleicht, meine Herren, diese Schwierigkeit behutsam umgehen, wenn wir uns darauf beschränken wollten, Se. königliche Hoheit den Großherzog im Allgemeinen um die Vorlegung eines Gesetzentwurfes über die Freiheit der Presse zu bitten, ohne dabei in die Erörterung der Frage einzugehen, was das Gesetz enthalten solle? Damit hätten wir aber unsre Aufgabe nur zum geringsten Theile gelöst. Wir sind es unsrer Stellung dem Throne gegenüber schuldig, auszusprechen, was nach unsrer Ansicht das Gesetz enthalten soll. Wir sind es dem künftigen Gesetz selbst schuldig, unsre Ansicht über seinen nothwendigen Inhalt schon jetzt festzustellen; denn es kann für die Abfassung des Gesetzentwurfes nicht anders als von den heilsamsten Folgen sein, wenn schon zuvor durch den Austausch der Ideen und den Kampf der Meinungen der große Gegenstand von allen Seiten beleuchtet und für das künftige Gebäude feste Grundlagen gewonnen werden.

Wenn ich es aber unternehme, vor Ihnen, meine Herren, darzulegen, was nach der Ansicht Ihrer Commission der Inhalt unsers künftigen Preßgesetzes sein sollte, so dürfen Sie weder erwarten noch fürchten, daß ich Sie mit den Resultaten alles dessen bekannt zu machen suchen werde, was für die Freiheit der Presse in andern Ländern auf legisla-

torischem Wege versucht, auf doctrinellem gedacht und geschrieben worden ist. Ein solches Vorhaben würde noch weit über die Grenzen hinausführen, welche die Natur der Dinge meiner gegenwärtigen Rede setzt, und die ich nicht zu überschreiten denke.

Ich werde daher genöthigt sein, auf alle historischen Untersuchungen zu verzichten, und mich lediglich darauf beschränken, von einem festen Grundsatz ausgehend und den Standpunkt legislatorischer Weisheit unverrückt im Auge behaltend, die Hauptansichten festzustellen und den Grund zu dem künftigen Gebäude zu ebnen und abzustecken.

Jeder Mensch hat die natürliche Befugniß der freien Rede. Da die Buchstabenschrift und die bildende Kunst nur Mittel sind, das Gedachte oder Gesagte Andern anschaulich zu machen, oder ihm bestimmte Form und Dauer zu geben, so folgt aus der Befugniß der freien Rede von selbst die Befugniß der freien Darstellung des Gedachten in Schrift und Bild. Aus der Freiheit des Schreibens und Bildens folgt aber wieder die Freiheit im Gebrauch der Presse, des Grabstichels, der Steinplatten u. s. w., weil alle diese Dinge nur Werkzeuge sind, die der menschliche Scharfsinn zur Vervielfältigung des Geschriebenen oder Gezeichneten erfunden hat. Denkt man sich den Menschen in einer festen Verbindung mit andern Menschen zur Erreichung bestimmter Zwecke, oder mit andern Worten, um dem Ziel ohne Umschweif näher zu rücken, denkt man sich den Menschen im Staate, so werden seine Befugnisse zu Rechten. Jedem Rechte der Staatsgenossen tritt aber eine Pflicht an die Seite, nämlich die Pflicht, durch den Gebrauch des eigenen Rechts nicht die Rechtssphäre anderer Gleichberechtigten zu verletzen.

Dieser unwandelbare Grundsatz für den Gebrauch jedes Rechtes im Staate muß auch als oberste Norm gelten für die Ausübung des Rechts, die Presse, den Grabstichel als Mittel zur Aeußerung der Gedanken zu gebrauchen.

Das Gesetz spreche daher als obersten Grundsatz aus, daß jedes Individuum im Staate befugt sei, drucken zu lassen und durch den Druck zu verbreiten, was ihm beliebt, insofern dadurch kein Recht Anderer verletzt wird! Niemand kann befugt sein, vor dem Drucke prüfen zu wollen, ob das, was ein Anderer drucken lassen will, kein Recht verletze, und darnach zu entscheiden, ob das zum Druck Bestimmte auch wirklich gedruckt werden dürfe oder nicht.

Für die Presse und die mit ihr verwandten Werkzeuge gelte als Regel, wie für andre Handlungen der Menschen, daß, wer durch ihren Gebrauch ein entgegenstehendes Recht Anderer verletzt hat, den dadurch

verursachten Schaden vergüten und die im Gesetz ausgesprochne Strafe leiden muß.

Die Rechte, die durch den Gebrauch der Presse und anderer ihr ähnlichen Werkzeuge verletzt werden können, sind entweder öffentliche oder Privatrechte, Rechte des gemeinen Wesens, oder Rechte einzelner Staatsgenossen.

Die Verbrechen oder Vergehen, die durch den Gebrauch der Presse lediglich begangen werden können, sind daher entweder öffentliche Vergehen oder Vergehen gegen Private. Als eine Bürgschaft, daß man durch den Gebrauch der Presse keine Rechte verletzen wolle, weder öffentliche noch Privatrechte, als ein Mittel, welches dem durch die Presse wirklich Verletzten, es sei der Staat selbst oder ein Individuum, die Möglichkeit der Genugthuung sichern oder doch erleichtern soll, haben alle bisherigen Gesetzgebungen das Verbot des anonymen Drucks angesehen. Damit eine Schrift nicht anonym sei, wird gewöhnlich erfordert, daß auf dem Titel derselben mit Bezeichnung des Wohnorts entweder der Verfasser oder der Verleger oder wenigstens der Drucker genannt und die Jahreszahl des Druckes angeführt sei. Eine Druckschrift, welche diese Bedingungen nicht erfüllt, wird für anonym angesehen. Der Druck und die Verbreitung in diesem Sinn anonymer Schriften wird von den Gesetzgebungen ohne Rücksicht auf den Inhalt für ein Vergehen erklärt, und als solches einer härtern oder gelinderen Strafe unterworfen.

Als ein wohlthätiges Schutzmittel gegen muthwillige Kränkung der öffentlichen oder Privatrechte durch das Werkzeug der Presse möge auch unser Gesetz die Bestimmung aufnehmen, daß es verboten sei, in dem vorher entwickelten Sinn anonyme Schriften zu drucken oder zu verbreiten. Auf die Uebertretung des Verbots möge es eine Strafe setzen, welche mit dem Reize zum Vergehen in Verhältniß steht, so viel sich nämlich ein solches Verhältniß für alle künftigen möglichen Fälle annähernd ausmitteln läßt.

Auf welche Weise können aber Rechte des Staats oder der Staatsgenossen durch den Gebrauch der Presse verletzt werden? Oder mit andern Worten: Welche Aeußerungen in Druckschriften, welche bildliche Vorstellungen sind als Verletzungen des öffentlichen oder Privatrechts, demnach als Vergehen zu betrachten?

Die Beantwortung dieser Frage bietet die größten Schwierigkeiten dar.

Der Verletzungen des öffentlichen Rechts sind mannigfache gedenkbar. Der Hauptfehler der meisten bisherigen Gesetzgebungen über die

Presse bestand darin, daß sie den Begriff der Verletzungen des öffentlichen Rechts über Gebühr und Maß ausgedehnt, und manche Aeußerungen in Druckschriften unter das Schwert des Strafgesetzes gestellt haben, welche der Natur der Sache nach als erlaubt und daher als schuldlos angesehen werden müssen. Dadurch wird bewirkt, daß, wie ein geistvoller Schriftsteller gesagt hat, die Preßfreiheit, welche diese Gesetze gewähren, einem goldenen Apfel gleicht, der wohl das Auge ergötzt und zum Genuß einladet, dessen aber der Mund sich enthalten muß, weil er, innen faul, dem Gaumen nur Asche und Moder darbietet.

Die Aufgabe einer vernünftigen Gesetzgebung wird sein, aus der Sphäre der Verletzungen des öffentlichen Rechts durch das Werkzeug der Presse alle diejenigen Rubriken auszuscheiden, welche der Natur der Dinge nach nicht hineingehören, und nur dasjenige stehen zu lassen, was unzweifelhaft für eine Verletzung des gemeinen Wesens gelten kann; dahin können gerechnet werden:

Unzweideutige Aufforderungen zur Empörung, zum Umsturz der Verfassung, oder zur Widersetzlichkeit gegen die bestehende verfassungsmäßige Gewalt; Angriffe auf die persönliche Ehre des Staatsoberhauptes. Nicht das strenge Recht gebietet, aber die Staatsklugheit muß anrathen, besonders in einem kleinen Staate, daß auch Angriffe auf die *persönliche Ehre auswärtiger Regenten* den Verletzungen des öffentlichen Rechts beigezählt werden. In Deutschland mag es aus dem Bundesverhältniß sich ergeben, daß die persönliche Ehre aller Regenten der Bundesstaaten unter dem Schutz des öffentlichen Rechts in den einzelnen Staaten des Bundes gestellt werde. Die meisten Gesetzgebungen rechnen auch Angriffe auf die *Religion* unter die Verletzungen des öffentlichen Rechts.

Eigentlich bedarf die Religion keines äußeren Schutzes von Seiten des Staats. Sie steht in ihrer Heiligkeit hoch erhaben über allem irdischen Thun und Treiben. Der Schmutz der Erde kann die himmlische Reinheit ihres Wesens weder erreichen noch trüben. Auch ist nicht zu verkennen, daß alles, was das Gesetz zum Schutz der Religion gegen Preßfreiheit verordnen kann, seiner Natur nach in unbestimmten Ausdrücken gefaßt sein muß. Daraus aber folgt unvermeidlich, daß der Verfolgungssucht und dem Hang zur Verketzerung ein weites Feld geöffnet wird. Religiöser Fanatismus und finsterer Aberglaube werden sich stets geneigt fühlen, selbst gegen die bescheidensten Forschungen des freimüthigen Denkers als gegen Angriffe auf die Heiligkeit der Religion das Schwert des Gesetzes anzurufen. Priesterstolz und Priesterherrschsucht

haben von jeher ihre Sache für die Sache der Religion ausgegeben. Jedes Wort, das in dem Preßgesetz zum Schutz der Religion selbst gegen unwürdige Angriffe steht, wird von ihnen als ein willkommenes Mittel angesehen werden, um alle Donner der strafenden Gerechtigkeit auf die Häupter der Verwegenen zu schleudern, die sich erkühnen möchten, die persönliche Heiligkeit mancher Diener des Altars dem leisesten Zweifel bloßzustellen.

Wenn es gleichwohl unvermeidlich ist, die Religion in dem Preßgesetz zu erwähnen, so möge die Bestimmung ungefähr so lauten: „Es soll verboten und strafbar sein, drucken zu lassen, oder durch den Druck zu verbreiten, was die klare unzweideutige Absicht zeigt, die Würde und das Ansehen der im Staate geduldeten positiven Religionen anzugreifen oder zu zerstören."

Gleicher Unbestimmtheit und somit gleicher Gefahr der gemißbrauchten Anwendung in boshafter verfolgungssüchtiger Absicht ist nothwendig alles unterworfen, was zum Schutze der guten Sitten im Preßgesetz verfügt werden kann. Gleichwohl ist es unerläßlich, auch der öffentlichen Moral zu erwähnen und festzusetzen, daß alle unzweideutigen Angriffe auf sie verboten und strafbar sein sollen.

Dagegen wird ein vernünftiges Preßgesetz, das sein Ziel, nämlich die Freiheit der Presse zu sichern und ihren verfassungsmäßigen Gebrauch festzustellen, nicht selbst zerstören will, als Verletzung des öffentlichen Rechts nicht anführen dürfen:

Die Aufstellung aller und jeder blos theoretischen Ansichten und Meinungen, sowohl aus dem Gebiete der Staatswissenschaften, als aus dem Umfang aller übrigen Zweige des menschlichen Wissens.

Die Beurtheilung und den Tadel der Handlungen und Maßregeln auswärtiger Regierungen. Jedes Gesetz, das diese Befugnisse verpönt oder auch nur einschränken will, wird statt der Freiheit Knechtschaft des Gesetzes, statt des lebendigen Aufschwungs stumpfe Unbehülflichkeit der öffentlichen Meinung herbeiführen. Ein solches Gesetz wird in den meisten Fällen nachtheiliger wirken, als selbst die den Geist bevormundende Censur bisher da gewirkt hat, wo man sie mit weniger Liberalität zu handhaben verstanden hat.

Jeder Mensch hat ein unbestreitbares Recht auf Erhaltung seiner äußern Ehre und seines guten Namens, soweit er nämlich nach seiner Individualität, nach seinem Betragen und seinen Sitten, auf äußere Ehre und guten Namen Anspruch machen kann. Dieses Recht auf Ehre und guten Namen ist durch den Gebrauch der Presse der empfindlichsten, ausgedehntesten und dauerndsten Kränkung ausgesetzt. Es ist daher eine

unzweifelhafte Pflicht des Staats, dieses Recht seiner Bürger gegen Antastungen durch den Gebrauch der Presse zu schützen, sowie er es gegen mündliche Verletzungen durch Strafgesetze gegen Injurien schützt. Diesen Schutz soll oder darf aber der Staat nicht so gewähren, daß er der Rechtsverletzung durch zuvorkommende Maßregeln verhindernd vorbeugen will. Er soll vielmehr die That abwarten. Erst wenn sie vollbracht ist, soll die richterliche Gewalt einschreiten, den ungerechten Angreifer strafen und dem Beschädigten Ersatz seines Schadens zuerkennen.

In demselben Verhältniß, wie die gedruckte Injurie leichter verbreitet werden kann als die blos mündliche oder geschriebene, in demselben Verhältniß, wie die gedruckte dauernder, also kränkender ist als die mündliche, in dem nämlichen Verhältniß muß der Schutz des Staates auch kräftiger sein. Die Strafe für die gedruckte Verletzung der persönlichen Rechte eines Andern muß weit strenger sein als für eine gleiche blos schriftliche oder mündliche Injurie, damit das Maß der Strafe auch wirklich für ein Mittel der Abschreckung vor dem Vergehen gelten könne.

Alle diese Sätze werden kaum von Jemandem in Zweifel gezogen; desto greller abweichend aber sind die verschiedenen Meinungen, desto schneidender wird der Widerspruch, wenn von der Beantwortung der Frage die Rede ist:

Was ist die Verletzung des persönlichen Rechts auf Ehre durch die Presse? Was ist also erlaubt, von Andern drucken zu lassen, und was ist von Andern drucken zu lassen verboten?

Eine der zwei verschiedenen Hauptmeinungen beantwortet die Frage so: Ich darf von Andern durch den Druck bekannt machen, was mir beliebt, Thatsachen, Handlungen, Verhältnisse, Eigenschaften, gleichviel, ob diese Bekanntmachung dem Andern unangenehm, kränkend, seiner Ehre nachtheilig und auch in andern Beziehungen schädlich ist oder nicht, sobald das Angeführte oder Behauptete nur wahr ist, und von mir auf erhobene Klage des Andern vor Gericht als wahr erwiesen werden kann. Nach dieser Ansicht habe ich unter allen Umständen nur ein Recht ausgeübt, und kann daher nie vor Gericht in Anspruch genommen, nie bestraft, nie zum Schadenersatz verurtheilt werden, wenn ich nichts als die gerichtlich erweisbare Wahrheit gesagt und durch den Druck verbreitet habe.

Die andere Hauptmeinung hält den Beweis der Wahrheit der angeführten Thatsachen oder aufgestellten Behauptungen nicht in allen Fällen für allein hinreichend, um mich gegen die Klage wegen Verletzung der Privatrechte eines Andern durch den Gebrauch der Presse zu schützen.

Sie verlangt auch von mir, ich solle nachweisen, daß die Thatsache, die ich von einem Andern angeführt, das Verhältniß, das ich aufgedeckt, die Eigenschaft, die ich beurtheilt, in irgend einer Beziehung zu der Sphäre meiner eigenen Rechtsverhältnisse stehe. Sie will mir den Beweis der Wahrheit nur dann gestatten, wenn ich einen solchen Zusammenhang mit der Sphäre meiner eigenen Rechtsverhältnisse nachweisen kann. Sie will mich hingegen nicht zum Beweise der Wahrheit zulassen, sondern den bloßen Act der Bekanntmachung durch die Presse als einen widerrechtlichen Eingriff in die Rechtssphäre eines Anderen ahnden, wenn ich nicht darthun kann, daß die Thatsache, das Verhältniß, die persönliche Eigenschaft des Andern, deren öffentliche Bekanntmachung oder Beurtheilung seiner äußern Ehre nachtheilig ist, in irgend einer Beziehung zu meinen eigenen Rechtsverhältnissen stehe.

Diese Meinung unterscheidet demnach verschiedene Fälle. Sie läßt den Beweis der Wahrheit zu, oder mit andern Worten, sie gestattet, daß die Klage wegen Verletzung des persönlichen Rechts eines Andern durch den Gebrauch der Presse niedergeschlagen werde durch den Beweis der Wahrheit des Gesagten:

Wenn die Beschuldigung irgend eine öffentliche Handlung eines Staatsmanns berührt.

Wenn sie zwar nicht auf eigentliche Amtshandlungen der Staatsbeamten geht, aber doch auf solche Handlungen oder Verhältnisse derselben, die mit der nothwendigen Behauptung ihres persönlichen Ansehens unverträglich sind, also in besonderer Anwendung für unsern Staat auf solche Handlungen oder Verhältnisse, die nach den Bestimmungen unsers Dieneredicts vom 30. Januar 1819 zur Entlassung im administrativen Wege führen können.

Wenn die Beschuldigung auf eine solche Handlung geht, welche nach den Bestimmungen des bestehenden peinlichen Rechts ein Verbrechen ist, ohne Unterschied, ob der Beschuldigte ein öffentlicher Beamter oder ein bloßer Privatmann ist.

Wenn die Beschuldigung oder die Bekanntmachung solche Thatsachen oder Privathandlungen eines Andern betrifft, die mit meinen privatrechtlichen Verhältnissen in Beziehung stehen.

Diese Meinung läßt aber den Beweis der Wahrheit nicht zu, sondern untersagt die bloße Thatsache der öffentlichen Bekanntmachung und straft das Ueberschreiten des Verbots als Preßvergehen ohne Rücksicht auf die Wahrheit oder Unwahrheit des Bekanntgemachten, wenn von reinen Privathandlungen oder Verhältnissen Anderer die Rede ist, wovon

ich irgend eine Beziehung zu der Sphäre meiner eigenen Rechtsverhältnisse nicht darzuthun vermag.

Die erste der beiden widerstreitenden Ansichten empfiehlt sich auf den ersten Blick durch das Interesse, das jedes gutgeartete Gemüth an der heiligen Sache der Wahrheit nimmt. Ihre Vertheidiger rechtfertigen sie:

Durch die Behauptung, daß jede wahre Thatsache ein Gemeingut der menschlichen Gesellschaft sei, und Niemand durch irgend ein Gesetz gehindert werden dürfe, die Wahrheit zu erkennen und die erkannte zu verbreiten;

Durch die unveräußerlichen Rechte der Geschichte, welche ganz und gar aufgeopfert würden, wenn es nicht erlaubt wäre, Privatverhältnisse und Handlungen der Menschen öffentlich zur Sprache zu bringen.

Dem ersten Grunde aber steht die Betrachtung entgegen, daß das Mittel zur Erforschung und Verbreitung der Wahrheit nicht zugleich ein Mittel sein soll und darf zur unheilbaren Verletzung des Rechts anderer Menschen auf Erhaltung ihrer äußeren Ehre.

Dem andern Grunde aber, welcher von den Rechten der Geschichte hergenommen wird, entziehen die Vertheidiger dieser Meinung selbst den besten Theil seiner Kraft, indem sie für die Person des Regenten eine Ausnahme von dem Rechte, jede Wahrheit zu erforschen, und jede erkannte Wahrheit zu verbreiten, gestatten wollen. Das Recht der ewigen Wahrheit geht weit über die Rechte jeder sterblichen Person. Wenn hier das Interesse der Wahrheit allein entscheiden soll, so darf für Niemanden, selbst nicht für die Oberhäupter der Staaten, eine Ausnahme von ihren ewigen Gesetzen gestattet werden.

Mit den Rechten und Interessen der Geschichte, welche in der That keine anderen sind als die Rechte und Interessen der ewigen Wahrheit, verträgt sich die Ausnahme zu Gunsten des Regenten durchaus nicht. Dem Reich der Geschichte gehören nicht die Privatpersonen an, die ihr dunkles Leben in bedeutungsloser Stille hinbringen. Ihrem Richterspruche fallen die öffentlichen Charaktere anheim, die auf dem großen Schauplatz des öffentlichen Lebens handelnd auftreten.

Von allen öffentlichen Charakteren gehören dem Reich der Geschichte aber am meisten an die Könige und Fürsten, weil ihr Standpunkt der höchste, der Kreis ihres Handelns der ausgedehnteste ist. Die staatsrechtliche Fiction, daß der Regent nicht selbst handle, sondern nur wie ein Wesen höherer Art über den Ereignissen stehe, ist blos aus der Natur der repräsentativen Verfassung entsprungen, hat nur da Bedeutung, wo solche Verfassungen bestehen, und gilt nur, wo von der An-

wendung ihrer Grundsätze auf die Verhältnisse des äußern Lebens, z. B. von der Verantwortlichkeit, die Rede ist.

In den freien Räumen der Geschichte hat sie keine Bedeutung. Hier gilt der Mensch nur, was er war, hier fällt das Urtheil über ihn nur nach dem wahren Werth seines Handelns und Wirkens aus. Welche traurige, unwürdige Geschichte wäre das auch, der das Gesetz über die Verantwortlichkeit den Mund über die Könige verschlossen hielte, die nur über die geringern Häupter ihr Urtheil fällen dürfte, und an den höchsten mit stummer Ehrfurcht schweigend vorübergehen müßte!

Die Vertheidiger der entgegengesetzten Meinung, welche bei der für die Ehre Anderer nachtheiligen Bekanntmachung von reinen Privathandlungen und Verhältnissen den Beweis der Wahrheit nicht zulassen will, nehmen ihre Gründe hauptsächlich von den Betrachtungen legislatorischer Klugheit her. Sie wollen die Ehre der Bürger nicht ohne Gewinn für das öffentliche Wohl in Gefahr stellen. Sie wollen die Ruhe der Familien, den Frieden der Ehen, die Ehre der Frauen nicht boshafter Verleumdungssucht rettungslos preisgeben. Sie nehmen an, daß Männer, die durch Talent und Verdienst hoch im öffentlichen Leben stehen, Seelenstärke genug besitzen sollen, um sich über die Angriffe der Verleumdung hinwegzusetzen; daß es auch den ausgezeichnetsten Menschen heilsam sein kann, aus halbwahren Beschuldigungen, aus der entstellten oder übertriebenen Darstellung von Thatsachen aus ihrem Privatleben zu vernehmen, was daran zu ändern ihnen die Klugheit gebieten mag, daß endlich Männern, die in der Gesellschaft so hoch stehen, nur dann geziemt, die Hülfe der Gerichte nachzusuchen, wenn sie wirklich ehrenrühriger, herabwürdigender Handlungen bezüchtigt werden, daß aber alsdann die Erhaltung ihrer Ehre ihnen dringend gebietet, den Beweis der Wahrheit der Anschuldigung vor Gericht zu fordern, nicht ihn niederzuschlagen.

Die Vertheidiger jener Meinung wissen aber auch, daß die große Mehrzahl der Menschen im Staate ihr Leben auf einer niedern Stufe hinbringt, daß es für diese Geringeren im Volke keine höheren Güter giebt als den Frieden in ihren häuslichen Verhältnissen, den stillen, ruhigen Besitz ihres bürgerlichen guten Namens. Sie halten es für eine der heiligsten Pflichten des Staats, diese unschätzbaren Güter seiner friedlichen Bürger gegen die Pfeile giftiger Verleumdungssucht zu bewahren. Sie finden keine hinreichende Beruhigung in der Einwendung, daß ja die Anschuldigung bewiesen werden müsse, und wenn der Beweis nicht geführt wird, als Verleumdung der Ahndung des Gesetzes anheimfalle. Sie finden die Gefahr für die Gesellschaft nicht sowohl darin,

daß sonst unbescholtene, der Achtung ihrer Mitbürger genießende Menschen durch Aufdeckung wahrer Thatsachen aus ihrem Privatleben, durch Enthüllung wirklich bestehender oder früher bestandener Verhältnisse um ihre äußere Ehre gebracht werden können, wie gering auch immer in den meisten Fällen die Ausbeute für das öffentliche Wohl, und wie empfindlich oft der Nachtheil davon sein mag. Sie finden, abgesehen von der großen, oft durch nichts zu ersetzenden Unannehmlichkeit, mit einem Verleumder vor Gericht gestanden zu sein, und das Verfahren über den Beweis, den er für die angebliche Wahrheit seiner Anschuldigungen versucht hat, ausgehalten zu haben; sie finden, sage ich, die größere Hälfte der Gefahr für die Ehre der Staatsgenossen und den Frieden der Familien in der Art, wie für eine wissentlich falsch aufgestellte Thatsache ein Beweis unternommen und geführt werden kann. Sie finden den höchsten Gipfel des Uebels darin, daß ein Mensch seinen Nachbar mit wissentlicher Erdichtung einer schlechten Handlung beschuldigen, daß er in der vollen Ueberzeugung von der Falschheit seiner Anklage den Beweis dafür unternehmen, damit durchfallen und gestraft werden, und doch seinen Zweck erreicht haben kann, den Zweck nämlich, den fälschlich Angeschuldigten in der öffentlichen Meinung zu beschimpfen und ihm somit mehr Uebels zuzufügen, als der wissentlich falsche Ankläger zu dulden hat. Sie sehen die Gefahren für die Unschuld noch höher gesteigert, wenn der Urheber der Verleumdung mit noch schlauerer Bosheit zu Werke geht, wenn er für die Aufstellung der falschen Anschuldigung irgend einen feilen Menschen dingt, der für ein gutes Stück Geld die Strafe der Verleumdung auf sich nimmt, und wenn der Urheber sich selbst die unschuldige Rolle eines Beweiszeugen vorbehält.

Diesen Vertheidigern der Meinung, daß der Beweis der Wahrheit der Thatsache nicht in allen Fällen zugelassen werden könne, wird von den Anhängern der entgegengesetzten Meinung der Einwurf gemacht: Wenn man einmal nicht verhindern könne, daß eine kränkende Sache gedruckt werde, so helfe die Nichtzulassung des Beweises zu nichts. Die Beschimpfung liege in der ersten Bekanntmachung, nicht in dem ferneren Verlauf der Sache. Hierauf ist die Antwort in der That nicht schwer. Wer ganz zuverlässig weiß, daß einer ehrenkränkenden Bekanntmachung von reinen Privathandlungen oder Verhältnissen eines Andern eine nicht gelinde Strafe auf dem Fuße folgt, daß alle Prozeßkünste zu nichts helfen, daß es ihm nicht vergönnt ist, seinen Feind in ein an sich schon demüthigendes gerichtliches Verfahren zu verstricken, daß keine Hoffnung vorhanden ist, den Feind durch die Details einer an sich zwar mißlingenden Beweisführung zu beschimpfen, und dem öffentlichen Hohn preis-

zugeben, oder gar durch die Hinterthür einer sogenannten halben Beweisführung zu entschlüpfen, dem wird die Lust vergehen, unter seinem Namen Schmähreden drucken zu lassen. Er wird entweder ganz schweigen, oder, wenn sein Drang unwiderstehlich ist, sich hinter den Schild der Anonymität verkriechen, was doch, der Beweis mag zulässig sein oder nicht, immer möglich bleibt. Einige Beweise von rücksichtsloser Strenge in der Anwendung des Gesetzes werden indeß auch hier ihre wohlthätige Wirkung nicht verfehlen. — Der Meinung, daß der, welcher seinen Nächsten durch Bekanntmachung von reinen Privathandlungen oder Verhältnissen öffentlich zu kränken unternommen hat, mit dem Beweis der Wahrheit des Angeführten nicht angehört werden, sondern durch seine bloße Handlung für sich der Strafe des Gesetzes verfallen sein solle, stehen zwei große Autoritäten zur Seite:

1) Die Gesetzgebung, die über diesen Punkt in dem Mutterlande der freien Presse, in England, besteht.

2) Die neueste Gesetzgebung Frankreichs über die Presse, welche mit ausdrücklicher Anerkenntniß des britischen Vorbildes und seiner Vernunftmäßigkeit im Laufe des verflossenen Frühlings durch gemeinsames Wirken der Regierung und beider Kammern zu Stande gekommen ist.

Ihre Commission, meine Herren! hat beide widerstreitende Ansichten auf das Sorgfältigste geprüft, und sich eifrig bemüht, den Vereinigungspunkt zu finden, von welchem aus sie die Rechte der Wahrheit und der Geschichte retten, und doch zugleich der Ehre der Staatsgenossen und dem Frieden der Familien den unerläßlichen Schutz gegen die Angriffe der Bosheit und Rachsucht gewähren könne.

Aus dem Kampfe der Meinungen ging endlich die Ansicht hervor, daß das Gesetz den Beweis der Wahrheit nicht zulassen wolle, wenn die Anschuldigung oder beleidigende Bekanntmachung in Zeitungsblättern oder Flugschriften erschienen ist; daß aber der Beweis der Wahrheit unternommen werden dürfe, wenn der Inhalt eines Buches oder einer größern Druckschrift von wenigstens zehn Bogen einem Privatmann Stoff zur Anstellung der Klage wegen Verleumdung durch Mißbrauch der Presse gegeben hat.

Die Gründe dieser Unterscheidung leuchten in die Augen. Wer blos schreiben will, um Individuen wehe zu thun, der wird sich nicht leicht dazu entschließen, die Mühe der Verfassung eines Buches oder einer größern Schrift zu übernehmen. Sind ihm die periodischen Blätter verschlossen, und kann er seine Galle nicht in Flugschriften niederlegen, ohne unausbleibliche Strafe erwarten zu müssen, so ist für die Ruhe

und Ehre Anderer nicht viel von ihm zu fürchten. Wer sich aber auf einen höhern Standpunkt gestellt und dem Dienst der Wissenschaften geweiht hat, von dem darf in der Regel nicht besorgt werden, daß er auf die Verletzung der Ehre seiner Mitbürger ausgehe. Gegen seine schriftstellerische Thätigkeit bedarf die bürgerliche Gesellschaft jener Bürgschaft nicht, welche ihr gegen die Verfasser von flüchtigen Zeitungsartikeln und ephemeren Pamphleten von nöthen ist.

Dieser Ansicht steht das Verbot der Verfassung und Verbreitung von anonymen Druckschriften als unterstützende Analogie zur Seite. Denn auch die Anonymität ist nicht untersagt aus dem Gesichtspunkte der Erforschung der Wahrheit der Thatsache, für welchen Zweck es vielmehr ganz gleichgültig ist, ob Verfasser, Verleger und Drucker sich nennen oder nicht, sondern aus dem Gesichtspunkte der unerläßlichen Beschützung der öffentlichen und Privatrechte gegen Verleumdung und Bosheit.

Nachdem wir so die Ansichten darüber festgestellt haben, was zu drucken erlaubt sein soll, und was nicht, bleibt mir noch übrig, einen prüfenden Blick auf vier besondere Punkte zu richten:

1) Die Frage: Ist für Zeitungen und politische Zeitschriften eine eigene Gesetzgebung nothwendig, oder genügt es auch für diese Gattung von Druckschriften an der allgemeinen Gesetzgebung über die Presse? ist schon oft aufgestellt und sehr verschieden beantwortet worden. Manche Stimmen fordern über diese politische Tagesschriftstellerei ausnahmsweise die fortdauernde Censur, weil — sagen sie — die Regierungen die öffentliche Meinung leiten müssen, nicht sich dem ungewissen Lauf dieses rastlos bewegten Stromes sorglos anvertrauen könnten. Die so reden, thun nur ihre gänzliche Unkunde des Gegenstandes kund. Nicht leiten sollen die Regierungen die öffentliche Meinung wollen, sondern sie sollen aufmerksam sein auf die Stimme ihrer geheimnißvollen Macht, sie sollen ihre Aussprüche vernehmen, und darnach ihre eigenen Maßregeln sorgfältig prüfen und abmessen. Ihre eigene Meinung kennt die Regierung. Es ist weder nöthig noch nützlich, daß sie Tag für Tag nichts als das tausendstimmige Echo ihrer eigenen Meinung vernehme. Wenn gewisse Ansichten der Regierung irrig, wenn manche ihrer Maßregeln verderblich sind — und wer möchte die Möglichkeit des Gegentheils behaupten? — so können solche akustische Kunststücke nur dazu dienen, die Irrthümer zu befestigen und die Uebel, welche daraus entspringen, in's Unendliche zu vervielfältigen. Weder das gemeine Wesen hat Vortheil davon, noch die Regierungen selbst, wenn diese in den Zeitblättern nichts zu hören bekommen als den Wiederhall ihrer eigenen Ansichten. Die strenge

Kritik soll sich darin vernehmen lassen, selbst scharfer, ja kecker Tadel muß laut werden dürfen. Eine vernünftige Regierung — und jede andre ist dem öffentlichen Interesse ohnedies zuwider — wird dadurch nichts an ihrem Ansehen verlieren. Das gemeine Wesen aber muß nothwendig dabei gewinnen, wenn durch freimüthige Kritik ihrer Maßregeln der Regierung neue Gesichtspunkte eröffnet werden, die ihr früher entgangen sein können, und sie so in den Stand gesetzt wird, Alles zu prüfen und das Beste zu behalten. Je höher die politische Entwickelung eines Volkes steigt, einen desto höhern Grad von Wichtigkeit erlangen die politischen Zeitschriften, desto allgemeiner und begieriger werden sie gelesen, und desto mehr verdrängen sie Werke von größerem Umfange aus der Theilnahme des Publicums. Wie gegründet auch immer die Besorgnisse sein mögen, welche manche Gelehrte aus dieser Richtung der Geister für das Fortschreiten der ernsten gründlichen Wissenschaft schöpfen, die Richtung ist einmal vorhanden und läßt sich nicht abwenden, weil sie die nothwendige Wirkung der Entwickelung zum öffentlichen Leben ist. Manche wollen auch in großen selbstständigen Staaten den Zeitungen und Journalen die frische Lebensluft der Freiheit gönnen, in kleinen Staaten sie aber fortwährend in dem dumpfen Kerker der Censur gefangen halten, weil — sagen sie — die kleinen Staaten sich nicht dem Zorn der Mächtigen bloßstellen können, der durch die Keckheit der freien Rede so leicht gereizt werde. Es sind dies meist wohlmeinende, aber schwache Gemüther, deren geängstigte Phantasie den Horizont über uns stets mit diplomatischen Donnerwolken bedeckt sieht, die jeden Augenblick drohen, sich in Zornesgluthen auf unsre Häupter zu entladen. Ich habe schon früher bemerkt, daß eben, weil die Regierungen kleiner Staaten den Zorn der Mächtigen mehr zu scheuen haben als die großer, es ihnen doppelt angelegen sein muß, sich der lästigen Bürde der Verantwortlichkeit für jeden Buchstaben, der bei ihnen gedruckt wird, zu entladen.

Als ein Mittel, die Keckheit der politischen Zeitschriftsteller zu zügeln, hat man in der neuesten Zeit die Cautionen erfunden, und in der Freude über den schönen Fund die Summe dieser Cautionen auch sogleich über alles Maß gesteigert. Wo man sich endlich nach langem Zögern dazu bequemen mußte, den politischen Schriftstellern das zweischneidige Schwert der Freiheit in die Hand zu geben, da fand man einige Beruhigung über die Gefahren, womit der mögliche Mißbrauch droht, nur in der Hinterlegung von höchst bedeutenden Capitalien, wozu man die Eigenthümer der Journale zwingt. Es ist schon anderwärts gesagt worden, daß dies den Geist von dem Gelde abhängig machen und die Wahrheit auf der Börse verhandeln heißt.

Mögen Staatsregeln von so seltener Art auch in einem Lande nöthig und nützlich sein, wo alle Elemente des öffentlichen Lebens in furchtbarer Gährung aufgeregt sind; in dem ruhigen, zu seiner politischen Entwickelung in gemessener Bewegung fortschreitenden Deutschland wären sie widersinnig.

Als Bürgschaft für die Einbringlichkeit der Strafen, wozu die Eigenthümer der Zeitschriften künftig verurtheilt werden können, scheinen die Cautionen bei uns überflüssig. Sollen sie aber als Mittel dienen, die Unternehmung von Zeitschriften zu erschweren, so scheinen sie durchaus verwerflich, als ein neues Experiment in der alten Kunst, nur zum Schein zu gewähren, und mit der einen Hand wieder zurückzunehmen, was die andere gegeben hat. Unser Preßgesetz wird unbedenklich aussprechen dürfen, daß jeder Staatsgenosse befugt sei, ohne besondere Staatsbewilligung oder die Erfüllung anderer lästigen Bedingungen, die Herausgabe von Zeitungen oder andern periodischen Schriften zu unternehmen. Daß die Herausgeber solcher Blätter an die genaue Beobachtung der allgemeinen Vorschrift des Preßgesetzes gebunden seien, wird keiner besondern Erwähnung bedürfen.

2) Verantwortlich für den Inhalt einer Druckschrift ist der Natur der Sache nach zuvörderst der Verfasser, wenn er genannt ist. Hat er sich nicht genannt, was das Gesetz gestatten muß, so trifft die Reihe der Verantwortlichkeit den Verleger. Ist auch dieser auf der Schrift nicht genannt, was ebenfalls erlaubt sein muß, so trifft die Verantwortlichkeit immer in gleichem Maße den Drucker.

Tritt nach diesen Grundsätzen die Verantwortlichkeit des Verfassers in Wirksamkeit, so müssen Verleger und Drucker frei ausgehen. Muß das Gesetz sich an den Verleger halten, weil der Verfasser unbekannt ist, so muß der in der Reihe der Verantwortlichkeit hinter dem Verleger stehende Drucker wieder frei ausgehen, so daß diesen die Schuld nur dann trifft, wenn Verleger und Verfasser nicht genannt sind.

Von diesen Sätzen mag der einzige Fall ausgenommen werden, wenn der Inhalt einer Schrift unzweideutig aufrührerisch ist. Hier mag alle drei, Verfasser, Verleger und Drucker, gleiche Strafe treffen.

Für den Inhalt einer Zeitschrift kann und soll der Herausgeber, der immer bekannt sein muß, allein verantwortlich sein. Den Verlegern, Druckern, Verfassern oder Einsendern einzelner Artikel braucht kein Theil an der Schuld zugemessen zu werden, den einzigen Fall ausgenommen, wenn der Inhalt eines Artikels unzweideutig aufrührerisch ist. Hier mag das Schwert des Gesetzes alle Häupter der Theilnahme treffen.

Wenn vor Gericht von der Verantwortlichkeit eines bekannten in=

ländischen Verfassers oder Verlegers die Rede ist, so kann es natürlich keinen Unterschied bewirken, ob die Schrift im Lande oder außer dem Lande gedruckt ist.

Wenn falsche Namen auf dem Titel einer Druckschrift angegeben werden, so muß dies eben so angesehen werden, als ob die Schrift anonym wäre. Der überwiesene Verleger, Drucker und Verbreiter solcher verfälschten Druckschriften müssen daher gleicher Strafe unterliegen, wie die Verleger, Drucker und Verbreiter anonymer Druckschriften.

Die eigenthümlichen Verhältnisse des deutschen Buchhandels erfordern einige besondere Rücksichten von der Gesetzgebung über die Presse in Deutschland.

Der Strenge nach könnte man sagen, der Buchhändler sei verantwortlich für den Inhalt aller Schriften, die er verkauft. Diese Bestimmung des Gesetzes würde aber die ganze Natur des gegenwärtigen deutschen Buchhandels vernichten. Kein Buchhändler ist im Stande, sich mit dem Inhalte der zahllosen Schriften, die ihm zum Verkauf zugesandt werden, bekannt zu machen.

Er kann daher nicht dafür verantwortlich sein, oder muß den Verkauf aufgeben. Der Ausweg, den man schon versucht hat, daß der Buchhändler die ihm zum Verkauf zukommenden Schriften der ihm vorgesetzten Polizeibehörde vorlegen und der Verkauf erst beginnen soll, wenn er von dieser Behörde die Genehmigung dazu erhalten hat, führt zu Nichts. Die Behörden haben noch weniger Zeit als die Buchhändler, die Fluth von neuen Druckschriften durchzulesen, die jeder Posttag herbeiführt. Mit Rücksicht auf die einmal bestehenden Verhältnisse des deutschen Buchhandels, die ohne höchst empfindlichen Nachtheil für den gegenwärtigen Stand und das Fortschreiten der Nationalbildung keine Veränderung erleiden können, wird jedes Gesetz über den Gebrauch der Presse in Deutschland die Bestimmung aufnehmen müssen, daß die Buchhändler nicht verantwortlich sein sollen für den Inhalt solcher Druckschriften, die sie auf dem Wege des ordentlichen Buchhandels beziehen, mit Ausnahme der anonymen Schriften (in dem früher entwickelten Sinn), deren Verbreitung ihnen ganz untersagt sein soll, widrigenfalls sie als Theilnehmer angesehen und bestraft werden sollen.

Hat die competente Behörde durch rechtliches Urtheil entschieden, daß eine Druckschrift nicht weiter verbreitet werden soll, so versteht es sich von selbst, daß kein inländischer Buchhändler sie ferner absetzen darf, ohne als Mitschuldiger des Preßvergehens in Verantwortlichkeit und Strafe zu verfallen.

Daß für die Klage wegen Rechtsverletzung durch den Gebrauch

der Presse eine Verjährungszeit bestehen müsse, wie für jede andere Klage, leuchtet von selbst ein. In der Natur der Sache scheint es zu liegen, daß der Termin der Verjährung nicht zu weit hinausgesetzt sein dürfe. Der Zeitraum eines vollen Jahres, vom ersten Tage der Verbreitung der Schrift an gerechnet, scheint allen billigen Ansprüchen des öffentlichen und Privatrechts Genüge zu leisten.

3) Dem ersten flüchtigen Blicke leuchtet es ein, daß es keiner Gesetzgebung möglich ist, das Maß der Strafe voraus genau zu bestimmen, welches jedes einzelne Vergehen durch den Mißbrauch der Presse treffen soll.

Für die Grade des Vergehens giebt es eine unendliche Scala des Mehr oder Minder.

Daher müssen auch die Straffätze einer Mehrung oder Minderung, je nach der Beschaffenheit des Falles, fähig sein. Das Gesetz kann nicht mehr thun als die Gattungen der Strafe, das Maximum und das Minimum für jede dieser Strafgattungen, festzusetzen. Das Uebrige muß es der Beurtheilung verständiger und billiger Richter überlassen. Im Allgemeinen wird man blos feststellen können:

Da der Reiz zum Mißbrauch der Presse stark ist, da die Uebel, welche dem gemeinen Wesen wie den einzelnen Staatsgenossen durch diesen Mißbrauch zugefügt werden können, höchst empfindlich sein können, so dürfen die Strafen, deren Androhung und Vollstreckung jenen Reiz niederschlagen soll, nicht allzu gelinde sein. Uebel und Buße müssen in einem angemessenen Verhältniß stehen.

Wenn das Gesetz in den meisten Fällen sich nicht seiner Wirksamkeit selbst berauben will, so wird es nicht bei der bloßen Verhängung von Geldstrafen stehen bleiben dürfen, sondern es wird die absichtlichen Uebertreter nach der Verschiedenheit der Fälle zugleich mit längerem oder kürzerem Arrest bestrafen müssen.

Ist das durch das Werkzeug der Presse begangene Vergehen ein öffentliches, so müssen natürlich schwerere Strafen eintreten, als wenn das Vergehen blos gegen die Ehre von Privatpersonen gerichtet war. Hat eine Schrift den Aufruhr gepredigt, hat sie zur Widersetzlichkeit gegen die verfassungsmäßige Gewalt oder zum Umsturz der Verfassung aufgerufen, so müssen die Strafen des Hochverraths oder der Empörung die Urheber und Verbreiter treffen. Hat sie die persönliche Majestät des Regenten angetastet, so trete die Strafe der beleidigten Majestät ein. Hat sie sich endlich an der Ehre eines auswärtigen Regenten, an der Heiligkeit der Religion oder der öffentlichen Moral vergangen, so treffe eine angemessene peinliche Strafe den Urheber und die Verbreiter.

Von Schadenersatz wird bei Preßvergehen nur die Rede sein können, wenn sie gegen einzelne Personen gerichtet waren. Als feste Grundsätze werden in dieser Hinsicht gelten können:

Es muß außer der Ehrenkränkung noch eine wirklich zugefügte Beschädigung nachgewiesen werden können. Dieser Fall kann namentlich auch vorhanden sein, wenn Jemand den Namen eines Andern fälschlich auf eine Druckschrift oder ein Bild als Verfasser, Verleger, Drucker, Zeichner oder Kupferstecher gesetzt hat.

Der nachgewiesene Schaden muß von dem Angreifer dem Beschädigten vollständig vergütet werden.

Auf Schadenersatz zu klagen ist Niemand berechtigt als der Beschädigte selbst. Von Amtswegen ohne ausdrückliches Verlangen des Beschädigten kann der Richter darauf nicht erkennen.

4) Die Frage, meine Herren! wer über Preßvergehen richtet, und in welcher Form gerichtet werden soll, ist eine der wichtigsten, vielleicht die wichtigste von allen, denn von ihrer befriedigenden oder unbefriedigenden Lösung hängt es größtentheils ab, ob wir ein gutes Preßgesetz erhalten oder nicht, ob die längst ersehnte Freiheit der Presse uns ihre goldnen Früchte bringen wird, oder ob sie uns noch länger versagt bleiben sollen.

Sie haben gesehen, meine Herren! wie höchst schwierig es ist, durch gesetzgebende Verfügungen zu bestimmen, in wiefern eine Handlung überhaupt für ein Preßvergehen zu achten und daher strafbar, oder in wiefern sie für einen rechtmäßigen Gebrauch der Befugniß zur freien Gedankenäußerung zu halten und daher erlaubt sei.

Ihrem Scharfblick ist es nicht entgangen, daß das Mehr oder Minder der Strafbarkeit durch kein Gesetz für alle einzelnen Fälle vorausbestimmt werden kann, sondern daß der Grund der Strafbarkeit des einzelnen Falls jedesmal nach den besondern Verhältnissen ermessen werden muß; daß folglich das Gesetz sich darauf beschränken muß, den höchsten und den niedrigsten Grad der jedesmal zulässigen Strafe festzusetzen, daß aber die Bestimmung des Maßes der Strafe im einzelnen Fall nothwendig der Einsicht des Richters überlassen bleiben muß.

Aus diesen Bemerkungen ergiebt sich von selbst, daß bei der Verwaltung keines andern Zweiges der öffentlichen Strafgewalt der Willkür des Richters mehr Spielraum gestattet ist als bei dem Urtheil über Preßvergehen. Wenn der Gebrauch dieser Willkür nicht in despotische Unterdrückung ausarten soll, so muß dieser Richter in einem ganz ausgezeichneten Grade verständig und einsichtsvoll sein. Er muß alle Beziehungen einer menschlichen Handlung aufzufassen verstehen, und mit

sicheren Blicken in die geheimsten Falten des Herzens zu schauen wissen. Aber daran genügt es noch nicht. Er muß mit hohem Ernst und unerschütterlichem Sinn für die Heiligkeit des Rechts, des öffentlichen sowohl als des persönlichen, auch ein menschliches Herz verbinden. Er muß den sanften Regungen der Billigkeit nicht unzugänglich sein und den Kampf mit wenn auch tadelndem, doch theilnehmendem Gefühl zu überschauen wissen.

Die Zumuthung, den seltenen Verein solcher Eigenschaften bei jedem Individuum vorauszusetzen, dem die Regierung die Ausübung richterlicher Functionen anvertrauen will, wäre in der That zu stark. Soll gegen die empörendste Willkür in der Handhabung des Preßgesetzes irgend eine Gewähr gegeben sein, so leuchtet es ein, daß die Strafgewalt niemals von einem einzelnen Richter ausgeübt werden darf, sondern nur einem Collegium von Richtern, einem förmlichen Gerichtshof, anvertraut werden darf.

Mit dieser Bestimmung ist aber noch nicht Alles gewonnen. Unter den Preßvergehen sind diejenigen, wenn auch nicht die häufigsten, doch die wichtigsten, welche in die Sphäre des öffentlichen Rechts verletzend eingreifen, und unter diesen sind wieder diejenigen für das öffentliche Wohl die bedeutendsten, welche rein politischer Natur sind.

Bei allen solchen Vergehen steht aber die Regierung, deren Aufgabe die Erhaltung der Verfassung, der Schutz der bürgerlichen Ordnung und des damit auf das Engste verbundenen Ansehens der Obrigkeit ist, dem Angeschuldigten als Partei gegenüber.

Von dem Leben in einem repräsentativen Staate sind politische Reibungen unzertrennlich. Der Regierung stellen sich Unzufriedene gegenüber. Diese sind der Natur der Sache nach zu scharfem Tadel der Staatsregeln der Regierung geneigt, und werden nicht selten von dem Stachel der Leidenschaft zu noch bedenklicheren Aeußerungen getrieben. Die Glieder der Regierungen, auch der gerechtesten und bestgesinnten, sind Menschen, und den Schwächen und Gebrechen der menschlichen Natur unterthan. Wenn sich die Gegner nicht verachten lassen, und das ist nicht bei allen thunlich, so gern es die Gewalt von sich zu rühmen pflegt, so setzt sich eine Empfindsamkeit an, die sich leicht, ihrer selbst unbewußt, hinreißen läßt, oft nur unbequeme Aeußerungen der Gegner für offenbare Angriffe auf das öffentliche Wohl, auf die Verfassung und das Dasein des Staates selbst zu nehmen. In solcher Lage der Dinge muß es für die Bürger des Staats im höchsten Grade bedenklich sein, die Strafgewalt gegen den Mißbrauch der Presse in der Hand von Männern zu sehen, mit deren Stellung zu der Regierung

die öffentliche Meinung nie die Idee der vollkommenen Unabhängigkeit verbinden wird, nämlich in der Hand von Richtern, welche die Regierung anstellt und besoldet.

Der Gerichtshof, welcher berufen ist, über Preßvergehen zu entscheiden, daher oft in den Fall kommen kann, zwischen der Regierung und ihren Gegnern im Volke zu richten, muß aus vollkommen unabhängigen Männern zusammengesetzt sein; er muß aus dem Volke selbst hervorgehen, er muß ein Tribunal von Geschwornen sein.

Nur einem solchen Tribunal wird in einem repräsentativen Staat die Strafgewalt über Preßvergehen mit vollem Vertrauen auf seine Unparteilichkeit übertragen werden können.

Man wende nicht ein, die neueste Geschichte eines benachbarten Staates (Frankreich) zeige, daß auch Geschwornengerichte sehr parteiisch sein können. Dort liegt das Uebel nicht in der Anstalt selbst, sondern in ihrer höchst verwerflichen Einrichtung.

Wenn in einem Staate der Krieg der Parteien auf's Heftigste entbrannt ist, wenn die oberen Stellen der Verwaltung fast ausschließlich mit Männern einer Partei besetzt sind, und diesen Verwaltungsbehörden das Recht eingeräumt ist, die Geschwornen zu ernennen, so wird das Geschwornengericht kaum minder parteiisch sein als diejenigen, deren Willkür es gebildet hat.

So ist es aber nicht gut, und so soll es nicht sein. Solche monströse Mißgeburten von Geschwornengerichten wollen wir bei uns nicht hoffen. Wir wollen diese Geschwornengerichte aus der freien Wahl des Volkes hervorgehen lassen. Einstweilen, bis das Gericht der Geschwornen für alle peinlichen Sachen eingeführt ist, und die öffentliche Freiheit auf diese Anstalt als einen ihrer Grundpfeiler sich stützen kann, mögen die Wahlmänner unsrer Bezirke unsre Geschworne für Preßvergehen sein. Aus der Zahl der Wahlmänner des Bezirks, dem der Angeschuldigte angehört, werde das Gericht in die Zahl von zwölf Schöppen durch das Loos gebildet. Dem Kläger, sowie dem Beklagten stehe es frei, die aus der Urne emporsteigenden Namen ohne weitere Anführung eines Grundes zu verwerfen, bis nur noch zwölf Namen in der Urne zurück sind. Den Vorsitz bei diesem Gericht und die Leitung der Verhandlungen führe der Justizbeamte des Bezirks, in dem der Angeschuldigte wohnt. Ihm mögen noch die zwei Vorsteher der nächsten Bezirksämter zur Seite stehen. Wenn die Geschwornen über die That ihr Schuldig ausgesprochen haben, so bestimmen die Richter das Maß der Strafe.

Es ist schon öfter behauptet worden, und ich trage kein Bedenken, aus vollem Herzen einzustimmen, daß Preßfreiheit ohne Geschworne weniger als eine halbe Freiheit und daß sie in vielen Fällen gefährlicher sei als Censur.

Wenn über Preßvergehen Geschworne urtheilen, so ergiebt sich daraus als nothwendige Folge:

Es kann nur das Verfahren einer Instanz stattfinden. Nur gegen den Ausspruch des Richters, der nach dem Erkenntniß des Schuldig das Maß der Strafe festsetzt, sei Appellation an die höhere Gerichtsbehörde gestattet.

Es kann kein inquisitorisches Verfahren stattfinden, sondern die nothwendige Form der Verhandlung ist der Anklageprozeß.

Es muß daher ein öffentlicher Ankläger bestellt werden.

Dieser muß in allen Fällen, wo das öffentliche Recht durch den Mißbrauch der Presse, oder ihr verwandter Werkzeuge, verletzt erscheint, als Kläger auftreten.

Wo hingegen die Verletzung Privatrechte betrifft, darf sie der öffentliche Ankläger nicht verfolgen. Nur der Beleidigte selbst kann befugt sein, in solchen Fällen als Kläger aufzutreten.

Das Urtheil der Geschwornen muß in allen Fällen ohne den mindesten Aufschub in Vollzug gesetzt werden. Ausgenommen ist nur der Fall, wenn gegen das Maß der zuerkannten Strafe Appellation ergriffen wird.

Daß das Gericht befugt ist, die fernere Verbreitung einer Schrift, deren rechtsverletzende Tendenz es ausgesprochen hat, zu untersagen, selbst die Vernichtung des noch vorhandenen Vorraths von Exemplaren anzuordnen, leidet eben so wenig Zweifel, als daß sodann jeder Staatsgenosse ohne Ausnahme verpflichtet ist, dem Ausspruch unbedingte Folge zu leisten.

Nachdem ich so das gerichtliche Verfahren bei Preßvergehen in seinen Hauptmomenten beleuchtet habe, bleibt mir noch übrig, von der polizeilichen Beschlagnahme von Druckschriften, Kupferstichen und Bildern zu reden.

Die vorläufige Beschlagnahme vor der Eröffnung des Verfahrens kann nicht von dem Gericht selbst angeordnet werden, weil dieses erst für dieses Verfahren besonders gebildet werden soll. Sie kann nur von der Administrations- oder Polizeibehörde ausgehen.

Eine solche vorläufige Beschlagnahme kann nicht stattfinden in Fällen, wo bloße Privatrechte durch die Presse verletzt scheinen.

Denn ehe der Beleidigte als Kläger aufgetreten ist, kann keine Behörde befugt sein, von der Sache Kenntniß zu nehmen. Die Beschlagnahme kann aber verfügt werden von dem Gericht nach erhobener Klage und nach eröffneter Verhandlung. Sie kann aber vor dem gefällten Urtheil nur verfügt werden auf ausdrückliches Begehren des Klägers, auf dessen Gefahr und gegen hinreichende Bürgschaft für den dem Angeschuldigten dadurch verursachten Schaden.

Eine vorläufige Beschlagnahme vor erhobener Klage ist zulässig in Fällen, wo das öffentliche Recht Gegenstand der Verletzung ist. Sie kann aber nie eintreten, ehe die Druckschrift erschienen, d. h. verbreitet worden ist, weil sie sonst Censur wäre, Censur aber unter allen Gestalten unzulässig ist.

Wenn die Polizeibehörde eine solche vorläufige Beschlagnahme wegen Verletzung des öffentlichen Rechts für nöthig hält, so sei sie verbunden, innerhalb vier und zwanzig Stunden dem für Preßvergehen bestellten öffentlichen Ankläger von ihrem Beschluß Nachricht zu geben. Dieser muß sodann seine Klage innerhalb acht Tage bei der Justizbehörde einreichen, unter deren Leitung das Geschwornengericht in Wirksamkeit treten soll. Versäumt der öffentliche Ankläger diesen Termin, so muß der Beschlag auf Verlangen der Betheiligten aufgehoben, und von dem Staate aller dadurch verursachte Schaden sammt Kosten ersetzt werden. Wird die Klage innerhalb acht Tage erhoben, so muß der Beschlag bis zur endlichen Entscheidung der Sache fortdauern.

Da die Verbreitung anonymer Schriften allgemein verboten ist, so ist die Polizeibehörde befugt, jede anonyme Druckschrift, von deren Dasein sie Kunde erhält, in Beschlag zu nehmen. Sie muß den öffentlichen Ankläger davon innerhalb acht Tage in Kenntniß setzen, und dieser hat seine Klage innerhalb des Verjährungstermins von einem Jahre zu erheben. Nach dessen Verfluß ist die Klage verfallen und der Beschlag aufgehoben.

Zum Schlusse erwarten Sie, meine Herren! von mir vielleicht noch den Entwurf eines vollständigen Preßgesetzes. Diese Arbeit glaube ich mir und Ihnen aber ersparen zu können. Mir schien es genügend und unserm Standpunkt angemessen, alle Hauptpunkte, welche ein gutes Preßgesetz umfassen muß, einer sorgfältigeren Erörterung und Prüfung zu unterwerfen. Den Entwurf des Gesetzes selbst werden wir mit Vertrauen von der Weisheit der Regierung erwarten dürfen.

Im Namen Ihrer Commission stelle ich hiermit den Antrag, Se. Königl. Hoheit den Großherzog zu bitten, Ihren getreuen Ständen

baldmöglichst einen Gesetzentwurf über die Presse zur Berathung vorlegen zu lassen, worin die in dieser Rede entwickelten Ansichten berücksichtigt und besonders die Einführung der Anstalt des Geschwornengerichts für die Beurtheilung der Preßvergehen ausgesprochen wird.

Rede des Großherzogs Ludwig von Baden bei Eröffnung der ersten Ständeversammlung am 22. April 1819.

Edle Herren und liebe Freunde! Mit einem erhebenden Gefühle sehe ich mich heute zum ersten Male umgeben von den Stellvertretern eines treuen Volkes, das ich in meinem Herzen trage. Durch Sie gelangen nur seine leisesten Wünsche zu mir; ich werde sie gern anhören und, wenn sie geprüft sind, erfüllen. Meinem in Gott ruhenden Herrn Neffen und Regierungsvorfahren gehört das erhabene Verdienst, dem Lande eine Verfassung gegeben zu haben, dem Throne zur Stütze, und Allen zum Schutz. Heil dem Andenken des Verklärten! Er hat ein schönes unauflösliches Band zwischen Fürst und Volk geschlungen. Was er zu vollenden wünschte, ward ich berufen, zum Ziele zu führen; ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, eine Verfassung bald möglichst in's Leben zu rufen, die von dem Vaterlande mit so einstimmigem Danke und von dem Auslande selbst mit allgemeinem Beifall aufgenommen ward. Heilig sei uns der Sinn, sowie der Wortlaut der Verfassungsurkunde! In ihren Grenzen können und wollen wir des Vaterlandes Wohl suchen, und auf ewige Zeiten begründen. Ich werde Gerechtigkeit und Ordnung mit Kraft handhaben, und die Constitution bis auf den letzten Buchstaben gewissenhaft erfüllen; darauf gebe ich Ihnen mein heiliges Fürstenwort. Meine Minister und Staatsräthe werden Ihnen die innere Lage unsers Landes, seine Verhältnisse nach außen, seinen Finanzzustand und die Plane zu dessen künftiger Verbesserung klar und unumwunden vor Augen legen. Noch sind Wunden zu heilen, von einer verhängnißvollen Vergangenheit geschlagen; vielleicht — warum soll ich es nicht offen bekennen — manches Uebel, das traurige Vermächtniß vorübergegangener Uebermacht, auszurotten. Nur müssen wir die Gegenwart nicht die ganze Vergangenheit büßen lassen;

dazu sind die Kräfte zu sehr erschöpft. Der glücklichern Zukunft muß ein Theil der Lasten vorbehalten bleiben. Ich fühle die Schwierigkeiten, die noch zu überwinden sind, um meinem Lande jenen Grad von Wohlstand zu verschaffen, den ich ihm wünsche; allein mit einem Volke, das mir in den wenigen Monaten meiner Regierung schon so rühmende Beweise von Liebe und Zutrauen gegeben, mit so würdigen Stellvertretern der Nation, kann ich nichts für unmöglich halten. Meine Herren! Das Vertrauen eines schönen Landes ruht auf uns; möge der Segen Gottes unsre Arbeiten zum Gedeihen des Ganzen leiten! Das öffentliche Wohl wird die große Sorge meines ganzen Lebens bleiben! Was Sie von dem wärmsten Freunde des Vaterlandes fordern können, dürfen Sie mit Zuversicht von mir erwarten; aber ich zähle auch auf Ihre Weisheit, auf den Frieden Ihrer Gesinnungen, und auf die Treue Ihrer Herzen. Ich rufe Sie nun auf, den Eid zu schwören, den die Constitution vorschreibt, und den Ihnen mein Staatsminister vortragen wird.

Rede des Freiherrn von Aretin

in der Sitzung der Kammer der Abgeordneten des Königreiches Bayern am 28. Mai 1822 gehalten.

Meine Herren! Ich glaube, noch nie Ihre Geduld mißbraucht, nie anders als für die Rechte der Kammer und für die heilige Sache der Verfassung gesprochen zu haben; erlauben Sie mir in diesem feierlichen Augenblicke noch ein paar Worte über die Lage der Dinge bei unsrer Trennung. Wenn wir unsre zurückgelegte Laufbahn überblicken, so empfinden wir allerdings das lohnende Bewußtsein, so viel Gutes bewirkt zu haben, als in unsrer Lage möglich war; aber wir fragen uns zugleich: warum war nicht ein Mehreres möglich? Wir stehen doch auf festem constitutionellen Boden; der Geist der Verfassung hat alle Stände des Volkes ergriffen; er ist selbst in die höhern Regionen gedrungen, und obenan steht ein erhabener Monarch, beseelt von dem reinsten Eifer für alles Große und Gute. Wie konnte es nun dennoch kommen, daß unsre Bemühungen den Erfolg nicht hatten, den wir zu erwarten berechtigt waren? Welche lähmende Kräfte haben sich auf das Räderwerk

der Verfassung geworfen? Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Ursache hauptsächlich darin zu finden meine, daß so viele Staatsbeamte den Geist der von ihnen beschwornen Verfassung noch nicht in sich aufgenommen haben. Sie erblicken in der Ständeversammlung eine feindliche Anstalt, in jedem Tadel der Verwaltung eine Art Staatsverbrechen, wenigstens eine unbefugte Einmischung, die man zurückweisen dürfe, oder strafen durch Nichtachtung. Jedes freimüthige Wort, das in diesem Saale ausgesprochen wird, erscheint ihnen als Volksverführung, als Aufreizung zur Unzufriedenheit. Dieses muß in der Folge anders werden. Die Verwaltungsbeamten müssen einsehen lernen, daß sie sich über den Tadel so wenig zu beschweren haben, als der Richter über die Appellation, und daß man verfassungsmäßig sogar die Minister und Ministerien öffentlich tadeln kann, ohne dadurch der Ehrfurcht für die geheiligte Person des Monarchen zu nahe zu treten. Sie müssen begreifen, daß die Behauptung, die Mancher von ihnen aufstellt: „der öffentliche Tadel in der Ständeversammlung mache nichts besser, er erbittere nur", die größte Beleidigung für sie selbst enthält, indem sie sich dadurch mit verzogenen Kindern vergleichen, die das, was sie thun *sollen*, eben darum nicht thun *wollen*. Sie müssen endlich lernen, die Stimme des Volkes achten, das durch seine Abgeordneten zu ihnen spricht. Es ist wahr, die den Ständen verfassungsmäßig gestattete Redefreiheit ist für verschiedene Staatsbeamte unbequem, da sie jetzt gezwungen sind, zu *widerlegen*, wo sie zuvor *unterdrücken* konnten. Aber, meine Herren, hat man uns denn versammelt, um ihnen Bequemlichkeit zu verschaffen? Manchem macht eine Rüge, ein Widerspruch eine schlaflose Nacht. Sind wir denn hier, um sie auf Rosen zu betten? Möge der unconstitutionelle Staatsbeamte auf Dornen liegen! Die constitutionellen — wir kennen sie und verehren sie hoch — ruhen sanft, und nirgends sanfter, als im Schooße der Verfassung. Die *Opposition*, meine Herren, ist von der Verfassung selbst aufgestellt, gleichsam *als das öffentliche Gewissen der Verwaltung*, das ihr anzeigt, wo und wie sie gesündigt. Sie ist das eigentliche Lebensprincip der constitutionellen Monarchie. Ueberhaupt, wenn man eine freie Verfassung in Gang gebracht, kommt es nicht mehr auf das an, was dieser oder jener will, sondern auf das, was die öffentliche Meinung will. Das Genie des constitutionellen Staatsmannes besteht darin, diese öffentliche Meinung zu erkennen, nicht damit er sie bekämpfe, sondern damit er ihrer Richtung folge. Will er sie unterdrücken, so wird er vom Strome der Gesinnungen und der Begebenheiten vertilgt, wie vom wohlthätigen Gewitterregen der Staub, wenn er sich auch himmelhoch emporgethürmt.

Unsre Pflicht war es, der Verfassung getreu, gegen Alles, was uns als Willkür oder als Kleben an alter Form erschien, unsern Widerstand an den Tag zu legen; und in der Erfüllung dieser Pflicht werden wir uns auch in Zukunft durch nichts irre machen lassen. Mit diesen Gesinnungen trennen wir uns; mit ihnen werden wir uns wiederfinden. Ja, meine Herren, wir werden uns wiedersehen; denn nicht zu befürchten haben wir, daß den Feinden der Verfassung das nächste Mal gelingt, was ihnen diesmal nicht gelang. Ich weiß wohl, es giebt in und außer Bayern Menschen, die kaum die Minute erwarten können, in welcher dieser Ständesaal geschlossen wird. Er werde nicht wieder eröffnet werden, wähnen sie; gleich dem Janustempel werde er ihnen den Frieden verkünden, durch sie verschlossen bleiben. So träumten sie auch vor drei Jahren; aber der Janustempel ward wieder eröffnet, und auf's Neue begann der Krieg, der heilige Krieg gegen Willkür und Selbstsucht, gegen Vorurtheile und Versunkenheit. Jetzt hoffen sie auf die nächsten drei Jahre; da soll eine solche Wendung der Dinge eintreten, daß alle Constitutionen ausgerottet werden. Allerdings werden die Dinge sich wenden, aber zum Heile der Menschheit, zum Besten der Verfassungssache, zur Beschämung ihrer Gegner. Wir Bayern, so wie alle Deutsche, ich möchte sagen, wie alle gebildeten Völker des neunzehnten Jahrhunderts, können nur noch leben in der Atmosphäre der constitutionellen Monarchie; nur hier schöpfen wir Athem; nur diese Luft schlägt uns an. Man fordere von uns Opfer zur Aufrechthaltung der Constitution; willig werden wir sie darbringen. Aber man verlange nicht von uns, daß wir rückwärts schreiten; man verkümmere uns nicht den Genuß der freien Verfassung, deren wohlthätiges Wirken uns noch inniger mit dem geliebten Fürstenhause verbindet. Lieber untergehen wollen wir, als ihr entsagen. So denken, so empfinden alle Bayern; denn die Feinde der Verfassung sind keine Bayern. Vergeben Sie mir, meine Herren, die Wärme, die mich ergriffen hat; halten Sie aber auch diesen Eifer nicht ganz für unzeitig. Bei der ersten Ständeversammlung vor drei Jahren war es vor Allen darum zu thun, der zarten Pflanze der Verfassung festen Boden, ihren Feinden keinen Anlaß zum Angriffe zu geben. Damals war Mäßigung, Zurückhaltung an ihrem Orte. Jetzt, da die Pflanze Wurzel gefaßt hat, da sie anfängt, sich zu befestigen, müssen auch wir fester auftreten, und mit Muth auftreten gegen die Umtriebe der Bösgesinnten, so wie gegen die nicht minder wirksame Gewalt der Trägheit, auf daß heilig bewacht werde das heilige Geschenk des Besten der Könige, und daß es ihm mit uns vereint zum Besten des Vaterlandes gelinge, zu unterdrücken die Willkür, aufzurütteln die

alte Schlafsucht, zu benutzen die herrlichen Kräfte der bayrischen Nation, und hinaus zu werfen aus der Staatsmaschine die faulen Räder, die das frische Staatsleben in Stocken gebracht. Dann, meine Herren, dann werden wir, gleichwie die Kundmachung der Verfassung allenthalben mit Jubel aufgenommen ward, als wäre sie erst die Thronbesteigung des Fürsten, so auch ihre Belebung, ihre Erstarkung feiern als eine neue Wohlthat, mit verdoppeltem Danke gegen den doppelten Wohlthäter!

Rede über den kurhessischen Verfassungsentwurf vom Jahre 1831.

Von S. Jordan *).

Was Referent einst aus innigster Ueberzeugung in seinen Versuchen über allgemeines Staatsrecht als die Aufgabe der wahren Staatsweisheit, d. i. der Klugheit im Dienste der Vernunft, bezogen auf die Staatsverhältnisse, bezeichnete, ist noch fortwährend seine unerschütterliche Ueberzeugung. Er setzte nämlich jene Aufgabe darein, daß man weder das Alte gewaltsam zerstöre, noch das Neue gewaltsam verhindere; weder jenes blind hasse, noch dieses eben so blind liebe, sondern daß man den Gang der Ereignisse ohne Vorurtheil und Leidenschaft, blos mit dem Lichte der Vernunft und der Geschichte, sorgfältig beobachte; nach der Natur jenes Ganges nur die Hindernisse beseitige, welche der freien und selbstständigen Entwickelung und Ausbildung des Neuen entgegentreten, und so ohne das Alte mit Gewalt festhalten oder das Neue mit Gewalt herbeiführen zu wollen, nur die Geburt des letzteren erleichtere; dabei aber nicht vergesse, daß nichts von dem, was bei dieser Entfaltung des Neuen nicht von selbst, nach dem bloßen Gange der Natur, hinwegfällt, für Altes oder Veraltetes gehalten werden dürfe. Die neuen Gestaltungen sollen bei ihrer Entstehung und Ausbildung nicht verkrüppeln oder gar verwundet werden, sondern frisch und lebensvoll, ohne gewaltsame Störung der vorhandenen Verhältnisse, gleichsam unmerkbar in's Dasein treten und die Weisen, welche diese Umgestaltung zu vermitteln und zu leiten haben, dabei nur die Geburtshelfer ihrer Zeit sein.

---

*) Geboren 1792 zu Omes in Tyrol.

Dieser Ansicht, gegen welche wohl schwerlich gegründete Zweifel erhoben werden können, schließt die weitere, vom Referenten ebenfalls schon öffentlich ausgesprochene Behauptung sich an, daß als die eigentlichen Urheber der Revolutionen, dieses größten der Uebel, welche Völker treffen können, diejenigen zu betrachten seien, welche thöricht wähnen, man könne die wahren Anforderungen der Zeit mit der Gewalt zum Schweigen bringen, darum den unabweislichen Reformen hartnäckig sich entgegenstellen, und, obwohl selbst nur ein Spiel der Wellen des großen Zeitstromes, dennoch dessen Lauf zu hemmen wagen. Denn das einzige Mittel, den Revolutionen sicher und dauerhaft vorzubeugen, sind zeitige und zeitgemäße Reformen. Wenn man die Wasser eines Stromes anschwellen sieht, so muß man dessen Bett bei Zeiten erweitern, sonst bahnt sich seine Gewalt selbst ein neues Flußbett, was aber nie ohne Verheerungen geschieht.

Nach dieser Feststellung der Nothwendigkeit zeitgemäßer Reformen überhaupt entsteht zunächst die Frage, ob auch in unserem Kurhessen eine solche Nothwendigkeit in der That begründet sei? Die Nothwendigkeit einer verbessernden Umgestaltung der Staatsverfassung ist bei einem Volke dann eingetreten, wenn sich dieses selbst in geschichtlicher und geistiger Hinsicht dergestalt umgebildet hat, daß es die erfolgte Umwandlung an sich wahrnimmt, und nun selbst einsieht, daß die alten Formen seines Staatslebens für die neugestalteten Verhältnisse unzureichend und mit den neugewonnenen, gediegeneren Ansichten im Widerstreite seien, und daß demnach diese Formen da, wo sie nur das öffentliche Leben in geregelter Ordnung zusammenhalten sollten, dieses selbst nun völlig hemmen und in dessen inneres Getriebe störend und verletzend eingreifen; wenn also das Volk, die bessere und gebildetere Mehrheit desselben, die Nothwendigkeit der Umgestaltung der bisherigen Staatsformen anerkennt, lebhaft fühlt, wünscht und diesen Wunsch laut und offen ausspricht. Daß nun das Bedürfniß einer solchen Umgestaltung auch von der besseren und besonneneren Mehrheit des kurhessischen Volkes im gegenwärtigen Zeitmoment lebhaft gefühlt, und eine zeitgemäßige Umbildung der bestehenden Staatsverfassung aus innigster Ueberzeugung gewünscht werde, daß also die aufgestellte Frage zu bejahen sei: wer möchte, wer könnte dies bezweifeln, da die jüngsten Ereignisse und die laut und mit Kraft erhobene Stimme des kurhessischen Volkes hierüber keinen Zweifel übrig lassen? Nur die Unwissenheit, Verblendung oder Befangenheit kann diese Stimme, den Nothruf unseres Volkes, verkennen, mißdeuten, oder bösen Einflüsterungen zuschreiben. Doch es ist überflüssig, hierüber etwas zu sagen, da unser allergnädigster Landesfürst selbst die Stimme seines

Volkes richtig verstanden, und in deren Folge die Nothwendigkeit einer zeitgemäßen Umgestaltung unserer bisherigen Staatsverfassung durch die Einberufung der Landstände und die denselben vorgelegte Proposition einer neuen Staatsverfassungsurkunde thatsächlich anerkannt hat.

Ich kann mich daher zum eigentlichen Gegenstande meines Vortrages selbst, nämlich zur Darlegung derjenigen Grundsätze wenden, von welchen wir bei der Abfassung einer neuen zeitgemäßen Verfassungsurkunde, somit auch bei der Prüfung der genannten landesherrlichen Proposition, auszugehen haben. Richtige Principien sind auch hier, wie in Allem, die Hauptsache; sie bilden den Prüfstein für die Proposition und zugleich die leitenden Motive bei der Festsetzung der einzelnen Bestimmungen in der neuen Verfassungsurkunde. Alle Bestimmungen eines Gesetzes sind nämlich nur dann und darum haltbar, wenn und weil sie sich auf allgemeine unbestreitbare Grundsätze, als ihre Grundlagen, zurückführen lassen. Sind wir über die hier zu befolgenden Grundsätze einig, so wird es uns ein Leichtes sein, den Werth der Proposition hiernach zu bestimmen, ihre etwaigen Mängel aufzudecken und zu bemessen, was wir von ihr anzunehmen oder wegzulassen, und was ihr anzufügen haben werden, um ein zeitgemäßes Ganzes an das Licht zu fördern. Die von uns zu befolgenden leitenden Grundsätze ergeben sich aus der Beantwortung der Frage:

> Wie muß eine Staatsverfassung überhaupt beschaffen sein, um den durch Vernunft und Geschichte gleichmäßig begründeten Anforderungen der Zeit zu entsprechen?

worauf daher mein gegenwärtiger Vortrag auch allein sich beschränken wird.

Wohl alle Sachkundige stimmen hinsichtlich der aufgestellten Frage darin mit einander überein, daß eine Staatsverfassung, um dem Zweck ihres Daseins völlig zu entsprechen, im Allgemeinen drei Eigenschaften an sich tragen müsse. Sie muß nämlich 1) die rechtliche Ordnung im Staate auf eine der geistigen Bildungsstufe und den geschichtlichen Verhältnissen des Volks möglichst entsprechende Weise begründen; 2) den Bestand dieser Ordnung für die Dauer verbürgen, und 3) die fortschreitende Vervollkommnung der Rechtsordnung, sowie der Volksbildung überhaupt möglichst erleichtern und fördern. Von jeder dieser Eigenschaften ist besonders zu handeln.

I. Die erste Eigenschaft, nämlich die zeitgemäße Begründung der öffentlichen Rechtsordnung insbesondere, fordert, daß die Rechte und Pflichten der Staatsregierung sowohl als des Volkes und der einzelnen Unterthanen auf eine den herrschenden Rechtsansichten, dem von der

Vernunft gegebenen Rechtsgesetze, dem Princip der vernünftigen Gleichheit der Menschen angemessene Weise, vollständig, bestimmt, gemeinverständlich und consequent festgesetzt werden, so daß der Rechts- und Pflichtenkreis eines Jeden, er mag den Gehorchenden oder den Regierenden angehören, möglichst genau abgegrenzt und gegen Verletzungen aller Art, namentlich gegen Willkür, gesichert sei, und daß auf der andern Seite die Staatsregierung zwar auch die nöthige Kraft und Autorität besitze, um die bestehende Rechtsordnung aufrecht zu halten und das öffentliche Leben innerhalb der Schranken dieser Ordnung zu leiten und zu erhöhen, aber zugleich auch verhindert sei, die Staatsgewalt zu mißbrauchen, oder deren Ausübung völlig zu unterlassen. Dieses Alles wird erreicht, wenn

die Rechte und Prärogative des Herrschers sowohl als die bürgerlichen und politischen Rechte der Unterthanen, sowie die beiderseitigen Pflichten grundgesetzlich festgestellt werden. Es ist nicht rathsam, die bürgerlichen Rechte, als von selbst sich verstehend, aus dem Grundgesetze wegzulassen, denn die Meinungen und Ansichten über diese Rechte sind sehr verschieden und veränderlich, wie die Erfahrung beweiset, und als ein wirkliches Recht, dessen Schutz sicher auch von den Gerichten nicht versagt werden kann, ist im Staate nur dasjenige zu betrachten, welches auf einem ausdrücklichen Gesetze beruht. Jedes andere ist schwankend, verschiedener Deutung fähig und stets der Willkür preisgegeben. Man darf es daher nicht für überflüssig halten, die sogenannten allgemeinen Menschenrechte in die Verfassungsurkunde aufzunehmen. Die urkundliche Feststellung beugt jedem Zweifel und jeder Mißdeutung vor, schützt vor Vergessenheit, Entziehung oder Schmälerung und gewährt Zuverlässigkeit und Sicherheit, wenn die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt in ihrem Umfange dem Herrscher und dem Volke (den Vertretern desselben) gemeinschaftlich zusteht. Nur bei einer so geregelten Gesetzgebung können die herrschenden Rechtsansichten und die materiellen Bedürfnisse des Volkes vollständig und mit Umsicht beachtet werden, läßt sich jeder Mißbrauch der gesetzgebenden Befugniß verhindern und eine völlige Sicherheit der bestehenden Rechte erwarten, und ist auch allein eine staatsbürgerliche Freiheit denkbar. Selbst die authentische Auslegung darf, da sie ein Ausfluß der gesetzgebenden Gewalt ist, von der Theilnahme und Zustimmung der Volksvertreter nicht ausgeschlossen werden, wogegen das Dispensationsrecht, eigentlich eine Befugniß, die Wirksamkeit der Gesetze zu durchlöchern und Einzelne vor Andern zu begünstigen, möglichst zu beschränken und nur da zu gestatten sein dürfte, wo die Gesetze es ausdrücklich einräumen; wenn die Rechtspflege, dieses Palladium der Freiheit

und Sicherheit der Person und des Eigenthums, von der regierenden Gewalt unabhängig, möglichst schnell und nicht zu kostspielig ist, und von Männern ausgeübt wird, welche entschiedene Proben von ihrer Intelligenz, ihren Kenntnissen und ihrer moralischen Willenskraft abgelegt haben; besondere Vorschriften über persönliche Verhaftung, Haussuchung u. s. w. dürfen in einer guten Verfassungsurkunde gleichfalls nicht fehlen; wenn die Staatsregierung, die Leitung des öffentlichen Volkslebens, die Handhabung und Vollziehung der Gesetze und die Betreibung der auswärtigen Angelegenheiten zwar einem einzigen, dem Regenten, zusteht, damit es ihr nicht an Planmäßigkeit, Umsicht und Energie fehle; der Regent aber, da er heilig, unverletzlich und unverantwortlich sein soll, bei der Ausübung der Regierungsrechte an die Mitwirkung (Contrasignatur) verantwortlicher Minister verfassungsmäßig gebunden ist, damit die Unterthanen auch gegen den Mißbrauch oder Nichtgebrauch der Staatsgewalt, überhaupt gegen von der Regierung zu besorgende Rechtsverletzungen, nicht ohne Schutz und ohne Rechtshülfe seien; wenn die Staatsverwaltung formelle Einfachheit mit innerer Lebendigkeit und organischem Zusammenhange in ihren einzelnen Theilen und Abgliederungen verbindet, und wenn endlich der Staatshaushalt, hinsichtlich der Einnahmen und Ausgaben, möglichst geregelt ist. — Nur unter diesen Voraussetzungen wird ein Staat einen lebendigen und lebensvollen Körper, ein organisch und mechanisch vollkommenes Ganze bilden.

II. Was sodann die zweite Eigenschaft einer guten Staatsverfassung, die dauerhafte Verbürgung der zeitgemäß geregelten Rechtsordnung, d. i. die Garantien einer bestehenden Staatsverfassung betrifft, so leuchtet es zunächst wohl von selbst ein, daß eine gute Verfassungsurkunde auch für diese Verbürgung Sorge tragen, sonach die Garantien ihres Fortbestandes, in so weit es thunlich ist, in sich aufnehmen und solche Vorkehrungen treffen müsse, welche der Schmälerung und Hemmung jener Garantien vorbeugen und dagegen geeignet sind, diesen selbst Fortbestand und Kraft zu sichern.

Bedenkt man nun, daß alle gesetzlichen Normen, so umsichtig man auch für ihre urkundliche Feststellung sorgen mag, an sich todt sind, und Lebendigkeit, Kraft und Bestand nur von denen erhalten können, deren Thun und Lassen sie ordnen sollen, d. h. von der Staatsregierung einerseits, und von dem Volke und jedem Gliede des letzteren andererseits; so lassen diese Garantien sich in zwei Hauptclassen bringen, wovon die eine die Regierung, die andere hingegen das Volk betrifft. Beide Classen kommen darin mit einander überein, daß sie eine zweifache Tendenz

haben, nämlich die Bewirkung des Verfassungs- und Gesetzmäßigen und die Verhinderung des Verfassungs- und Gesetzwidrigen, so daß demnach sowohl die Staatsregierung als das Volk stets den Willen und die Kraft habe, die obliegenden Pflichten zu erfüllen und das Pflichtwidrige zu unterlassen.

Was insbesondere die auf die Regierung bezüglichen Garantien anlangt, so bezwecken sie die Fortdauer der Regierung, nämlich die Verhinderung ihrer Unterbrechung, welche durch eine zweckmäßige Einrichtung der Regierungsfolgeordnung allein bewirkt werden kann. Zu dem Ende hat diese das Erbfolgerecht, die Erbfolgeordnung und die Eigenschaften genau zu bestimmen, welche der Thronerbe überhaupt, um seine Rechte geltend machen zu können, und insbesondere dann haben muß, wenn er die Regierung wirklich antreten soll; für die Fälle der zeitlichen Unfähigkeit des Thronfolgers oder des Monarchen selbst eine mit hinlänglicher Intelligenz und Willenskraft ausgestattete Staatsverwesung (Regentschaft), sowie eine Behörde anzuordnen, welche die über die Thronfolge etwa entstehenden Streitigkeiten, noch vor dem Eintritte der Regierungsnachfolge, zu entscheiden hat, und endlich die zur Verhinderung einer völligen Thronerledigung erforderlichen Maßregeln auf eine Weise zu treffen, welche deren Vollführung verbürgt.

Die in Rede stehenden Garantien sollen die Veränderung der verfassungs- und gesetzmäßigen Regierung verhindern, d. h. bewirken, daß die Veränderung der Person des Regenten möglichst ohne Einfluß auf die Beschaffenheit und den Gang der Regierung bleibe. Dies läßt sich erwarten, wenn der jedesmalige Nachfolger in der Regierung die nöthige intellectuelle Bildung besitzt, um das Verfassungs- und Gesetzmäßige richtig zu verstehen, und es ihm auch nicht an moralischen Beweggründen fehlt, das Verfassungs- und Gesetzmäßige stets zu wollen. Darum dürfte es wohl unerläßlich sein, in der Verfassung für die Erziehung des Thronfolgers, deren Wichtigkeit, aber auch Schwierigkeit kaum Jemand verkennen kann, die nöthige Vorsorge zu treffen. Diese Erziehung ist so einzurichten, daß der Thronfolger die Heiligkeit seines künftigen Berufs einsehen und achten lernen, und diejenigen theoretischen und praktischen Kenntnisse sich erwerben könne, welche zu einer gerechten und weisen Regierung erforderlich sind. Zweckmäßig dürfte hierbei insbesondere auch die Bestimmung sein, daß der Thronfolger nach erlangter Mündigkeit in allen Zweigen der Staatsregierung, unter der Leitung eines geschickten und erfahrenen Geschäftsmannes, arbeiten, auch in Begleitung eines solchen Mannes das Land bereisen solle, um dieses sowohl in natürlicher als geschichtlicher Hinsicht, sowie dessen Bewohner genau

kennen zu lernen, und daß er, nach erreichter Volljährigkeit, in das Collegium der obersten Staatsleitung (Staatsrath, Staatsministerium u. s. w.) einzutreten habe, so wie zu den Verhandlungen mit den auswärtigen Staaten zuzuziehen sei. Sodann ist in der Verfassung auszusprechen, daß der Regierungsnachfolger bei seinem Regierungsantritte die Beobachtung und Aufrechterhaltung der Verfassung in Gegenwart der Volksvertreter eidlich und feierlich angelobe, und daß die Leistung der Staatshuldigung, welche sodann zuerst von den Volksvertretern geschehen soll, die durch dieselbe zugleich erklären, daß der Regierungsantritt verfassungsmäßig geschehen sei, durch diesen Regierungseid bedingt werde.

Diese Garantien sollen die innere Verfassungs- und Gesetzmäßigkeit der Regierung in ihrem ganzen Umfange verbürgen. Zu dem Ende darf, da der Regent als solcher heilig, unverletzlich und unverantwortlich sein soll, kein Befehl desselben, welchen Gegenstand der Staatsverwaltung er auch immer betreffen mag, vollziehbar sein, wenn er nicht von dem Vorstande des betreffenden Departements, welcher für die Verfassungs- und Gesetzmäßigkeit des Befehls verantwortlich bleibt, zuvor contrasignirt worden ist; aber auch kein Departement ohne einen verantwortlichen Vorstand und kein Verwaltungszweig bestehen, der nicht einem obersten Departement untergeordnet wäre, in welcher Hinsicht vorzüglich die Polizei, die sonst zu leicht in die sogenannte geheime Polizei ausartet, ein besonderes Augenmerk verdient; muß ein jeder Minister, welcher einen verfassungs- oder gesetzwidrigen Befehl contrasignirt, sowie jeder Beamte, der einen nicht contrasignirten Befehl vollzieht, von den Volksvertretern vor Gericht angeklagt werden können; darf insbesondere das ohnehin möglichst zu beschränkende Begnadigungsrecht da nicht eintreten, wo wegen Verletzung der Verfassung eine Untersuchung eingeleitet oder eine Verurtheilung ausgesprochen worden ist; müssen ferner die Verwaltungsbeamten einerseits gegen willkürliche Behandlung sicher und überhaupt auf eine ihres Amtes würdige Weise gestellt, andererseits aber auch wegen jeder Pflichtverletzung einer strengen und unnachsichtigen Untersuchung und Bestrafung unterzogen werden (die Milde wäre hier von den bedenklichsten Folgen); muß weiter den Volksvertretern außer der Befugniß, die Minister und andere pflichtvergessene Beamten anzuklagen, oder gegen Letztere eine Untersuchung insoweit zu veranlassen, als es nicht schon von der Staatsregierung geschehen ist, gleichviel ob die Begehung in einem Mißbrauche oder in dem Nichtgebrauche der Amtsgewalt besteht, die Befugniß eingeräumt werden, die Staatsregierung in ihrem Thun und Lassen zu controliren, die Abstellung der wahrgenommenen Mißbräuche zu bewirken, und den gegründeten Beschwerden einzelner Unter-

thanen, sowie ganzer Classen derselben und der Corporationen Abhülfe zu verschaffen; muß nicht minder grundgesetzlich bestimmt werden, daß die Gesuche, Bitten und Beschwerden der Unterthanen nie ohne eine mit Gründen versehene Entschließung bleiben dürfen, und jedem Unterthan gegen Verletzung von Seiten der Staatsregierung der Rechtsweg als letztes Sicherungsmittel offen bleibe; zu welchem Zwecke für die Rechtsvertretung des Staates, sowie in Bezug auf Privatverhältnisse auch für die Rechtsvertretung des Landesherrn, den Unterthanen gegenüber, in der Verfassung Fürsorge zu treffen ist; und endlich ein jeder Unterthan bei Erlangung des Staatsbürgerrechtes verbindlich zu machen sei, nicht nur jede Pflichtwidrigkeit eines Beamten zur Kenntniß der einschlägigen höheren Behörde, und, wenn dies ohne Erfolg bleibt, oder auch gleich anfangs, zur Kenntniß der Volksvertreter, beziehungsweise des fortbestehenden Ausschusses derselben zu bringen, sondern auch sich selbst nicht zum Verfassungs- oder Gesetzwidrigen, bei Vermeidung festzusetzender Strafen, namentlich des Verlustes des Staatsbürgerrechtes, mißbrauchen zu lassen. Außerdem sind für die Verbürgung der Verfassungs- und Gesetzmäßigkeit der Regierung auch die Garantien, welche das Volk betreffen, wirksam, sowie umgekehrt auch wieder die auf die Regierung bezüglichen Garantien einen sehr großen Einfluß darauf haben, daß das Volk seinerseits den ihm obliegenden Pflichten nachkomme.

Zu den Garantien, welche das verfassungs- und gesetzmäßige Leben und Handeln des Volks zu bewirken und zu verbürgen haben, gehören vornehmlich: 1) die Volkserziehung, die nicht blos die sittliche, religiöse und intellectuelle Erziehung und Ausbildung, obwohl hierauf das größte Gewicht zu legen und darum das Hauptaugenmerk zu richten ist, sondern auch den erforderlichen Unterricht in den menschlichen, bürgerlichen und politischen Rechten und Pflichten umfassen soll. Die wahre Volksaufklärung gilt mit Recht eben so für eine Hauptstütze des monarchischen Freistaates, wie die Unwissenheit und Stupidität des Volkes für eine Grundlage der Despotie. Die sittliche Mündigkeit führt allein sicher zur politischen; jene ist aber bedingt durch die moralische Stimmung und Kraft des Willens und die intellectuelle Ausbildung des Geistes. Ohne diese Erfordernisse läßt daher keine politische Freiheit sich denken, welche der Sittlichunmündige stets mit der Zügellosigkeit verwechseln wird. Wie könnte auch der Mensch, welcher unfähig ist, sich selbst zu beherrschen und sich und seine Familie zu leiten, zur Handhabung und Förderung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit beitragen? Die Volkserziehung, sowie der öffentliche Unterricht in Kunst und Wissenschaft, verdient daher eine ganz vorzügliche Beachtung in einer guten Verfassung, die nicht verkennen

darf, daß die moralische und intellectuelle Bildung des Volkes der Hauptangel ist und bleibt, um den Alles sich dreht und die Hauptgrundlage des Ganzen bildet, welche die staatsbürgerliche Freiheit begründet, trägt und fördert. 2) Die Sprech- und Preßfreiheit, bezogen auf alle Angelegenheiten des Staates, d. i. die Publicität, in Folge welcher nicht nur jeder Staatsbürger die Maßregeln, Verfügungen und Anordnungen, sowie die etwaigen Fehler und Mißgriffe der Regierungsbehörden, unter Beobachtung der diesen schuldigen Ehrerbietung beurtheilen und dieses sein Urtheil zur Kenntniß des Publicums bringen, diesem seine Ansichten und Meinungen über öffentliche Angelegenheiten vorlegen, so zur Bildung, Berichtigung und Leitung der öffentlichen Meinung nach Kräften beitragen, und nöthigenfalls sich selbst vor dem Publicum gegen Angriffe und Verunglimpfungen aller Art vertheidigen darf; sondern auch alle Acte der Staatsregierung, namentlich die Rechtspflege und das Verfahren bei Anstellung der Beamten, sowie die Versammlungen der Landstände — insoweit nicht eine zeitliche Geheimhaltung durch eine richtige Politik geboten wird — möglichst öffentlich sein sollen. Diese Publicität wird mit Recht für die Schöpferin und Pflegerin eines lebens- und kraftvollen öffentlichen Geistes und somit auch aller segensreichen Wirkungen gehalten, die von diesem ausgehen. Sie ist, wie das untrüglichste Kennzeichen der politischen Mündigkeit eines Volkes, so auch das sicherste und kräftigste Palladium der bürgerlichen und politischen Freiheit eines solchen, da sie vorzugsweise als die Erzeugerin und Erhalterin der öffentlichen Meinung erscheint, an deren Allmacht alle Versuche der Willkürherrschaft scheitern. 3) Eine möglichst unabhängige Städte- und Gemeindeverfassung. Die Einheit und Kraft und die Bildung und Erhaltung der Fähigkeit und Tüchtigkeit des Volkes für das Staatsleben und den Betrieb der öffentlichen Angelegenheiten hängen hauptsächlich von der Beschaffenheit der Verfassung der Städte, Flecken und Dörfer ab, wiewohl in der Verfassungsurkunde nur die Hauptumrisse derselben Platz finden können, deren weitere Ausführung einem besonderen Gesetze vorbehalten bleiben muß. Wie der Hausvater die Familienangelegenheiten, unabhängig von außen, mit den Seinigen anordnet, so sollen auch die Angelegenheiten der Gemeinheiten möglichst frei und unabhängig von der unmittelbaren Einwirkung der Staatsgewalt bleiben; sie bilden ja eben die Hausangelegenheiten der betreffenden Gemeinden. Möglichste Unbeschränktheit in der Entwickelung, der Ausbildung und dem Gebrauche der geistigen und physischen Kräfte muß den Hauptgesichtspunkt bilden, von dem man bei der Verfassung der Gemeinden auszugehen hat. Mehrere Gemeinheiten sollen sodann wieder in eine Provinz für die gemeinsamen

Provinzialangelegenheiten, und endlich alle Provinzen in Eine große Landes- oder Volksgemeinde für die allgemeinen Landes- und Volksangelegenheiten verbunden werden.

Ein Stadt- oder Dorfgemeinderath, gebildet aus den activen Gemeindegenossen, soll als Organ für die Gemeinde und deren Angelegenheiten, ein Provinzialrath, gewählt aus den activen Bürgern der zur Provinz gehörigen Gemeinden, als Organ für die Provinz und deren Angelegenheiten und ein Landesrath, bestehend aus den freigewählten Volksvertretern, als Organ für das ganze Land und dessen allgemeine Angelegenheiten bestehen. Es dürfte wohl von selbst einleuchten, wie wichtig eine richtige Abgliederung des Volkes bis zu den Familien herab sei, weil hauptsächlich hiervon die Vollkommenheit des Volkslebens, die äußere (mechanische) Gelenkigkeit, der innere (organische) Zusammenhang, die Gesundheit und Kraft des Volkskörpers und somit das Gedeihen und Heil des Staates abhängt. Ist nicht die innere Zerrissenheit des Volkes und die dadurch herbeigeführte Lähmung der einzelnen Glieder desselben als die Hauptquelle zu betrachten, woraus der Despotismus Leben, Nahrung und Gedeihen schöpft? 4) Eine kräftige Volksvertretung, die, mit hinlänglicher Intelligenz ausgerüstet, einen möglichst ausgedehnten Wirkungskreis, in Bezug auf alle Angelegenheiten des Staates, und zwar nicht blos das Recht des Beirathes, sondern auch das Recht der Zustimmung, sowie der Bewilligung hinsichtlich der materiellen Mittel hat, welche zur Befriedigung der Staatsbedürfnisse erforderlich sind, und sich in einer möglichst selbstständigen Stellung befindet. Bei der Organisation der Volksvertretung hat man theils auf das Recht, an den Wahlen der Volksvertreter Antheil zu nehmen, theils auf die Wählbarkeit zu sehen. Das (active) Wahlrecht ist hauptsächlich an die materiellen Interessen zu knüpfen, und daher nur solchen Staatsbürgern einzuräumen, welchen man vermöge ihres eigenen Interesse zutrauen kann, daß sie bei Wahlen umsichtig verfahren und stets die Fähigsten und Würdigsten zu ihren Repräsentanten erwählen werden; die Wahlfähigkeit dagegen durch keine besonderen Eigenschaften, sondern nur durch ein völlig reifes Alter, rechtliche Unbescholtenheit und staatsbürgerliche Selbstständigkeit zu bedingen, jedoch für die Dauer der Repräsentativqualität kein zu langer Zeitraum fest zu setzen, damit etwaige Fehlgriffe in den Wahlen nicht zu nachtheilig werden, und so leicht ein verderblicher Geist unter den Volksvertretern sich einschleichen könne. Zu einem würdigen Volksvertreter ist außer den nöthigen Kenntnissen nur ein möglichst hoher Grad von sittlicher Willenskraft, geistiger Intelligenz, Gewandtheit und Klugheit erforderlich. Diese Eigenschaften richten sich

aber nicht nach Geburt, Stand oder Vermögen. Es läßt daher gar kein haltbarer Grund dafür sich anführen, daß ein Volksvertreter ein bestimmtes Vermögen besitzen, oder diesem oder jenem Stande angehören solle, weil ein unbefangenes Auffassen und Beurtheilen der Staatsverhältnisse vielmehr von dem zu erwarten ist, der nicht zu den Reichen oder zu einer bevorzugten Standesclasse gehört, der, mit einem Worte, für seine individuellen Verhältnisse bei den Staatsangelegenheiten am wenigsten betheiligt ist. Die Besorgniß wegen Bestechlichkeit u. s. w., welche Geburt, Stand oder Vermögen auch nicht beseitigen können, wird durch die Vorsicht bei den Wahlen, die Oeffentlichkeit der Verhandlungen und die kurze Dauer der Repräsentativeigenschaften am besten gehoben. Bei den Wahlen ist also die größte Vorsicht nöthig, und daher, wenn ein Volk nicht bis in die untersten Classen hinab sehr gebildet ist, das System der Mittelwahlen zu empfehlen, nach welchem zuerst durch einen oder mehrere Wahlacte die Wahlmänner, und von diesen sodann die Volksvertreter gewählt werden. Dadurch wird der Einfluß der beweglichen Massen vermieden und doch keinem selbstständigen Staatsbürger das Stimmrecht bei den vorbereitenden Wahlen entzogen. Die Wahlmänner müssen hingegen in der Wahl der Volksvertreter so wenig als möglich beschränkt werden, und wenn sie den rechten Mann von Kopf und Herz gefunden zu haben glauben, diesen auch wählen dürfen, ohne erst nach dessen Geburt, Stand und Vermögen fragen zu müssen. Daß man übrigens hierbei auch die bestehenden Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen habe, ergiebt sich aus der Natur des Reformenwesens von selbst. Eine solche Berücksichtigung der obwaltenden besonderen Verhältnisse ist ganz vorzüglich bei der Beantwortung der Frage: ob man das Ein- oder Zweikammersystem zu wählen habe, erforderlich. Das Zweikammersystem hat, wenn der Staat groß ist, und es nicht an den zu einer sogenannten Pairskammer erforderlichen Elementen gebricht, unverkennbare Vorzüge, wie ich bereits an einem andern Orte zu zeigen suchte. Ist aber ein Staat klein und fehlt es ihm überdies an einem reichbegüterten Adel, wie beides (wir können es nicht in Abrede stellen) in Kurhessen der Fall ist, so kann nur das Einkammersystem gedeihlich sein. Bei diesem Systeme gewinnt überdies das Volk an Einheit, indem der Kastengeist nach und nach nothwendig sich verliert, die Volksvertretung an sich nicht in zwei entgegengesetzte Elemente gespalten ist, und der Geschäftsgang des Landtages an Einfachheit und Schnelligkeit. Eine erste Kammer, zusammengesetzt aus einem Adel, dem es meist an dem gebricht, was zu einem wahrhaft aristokratischen Element gehört, Reichthum, Intelligenz und Kenntnisse, der darum wegen Mangels an

Reichthum von der Staatsregierung nicht nur nicht unabhängig, sondern vielmehr dieser — der zu hoffenden Stellen und Ehrenauszeichnungen wegen — oft blind ergeben ist und wegen des Mangels an Intelligenz und Kenntnissen der zweiten Kammer nicht einmal das Gleichgewicht zu halten vermag, jedoch in der Regel die Opposition gegen dieselbe bilden wird, ist nur als ein Hinderniß wahrhaft nützlicher Reformen zu betrachten, und mehr geeignet Fürst und Volk in steter Spannung zu erhalten, als das Band der Eintracht zwischen beiden zu befestigen. Was die eine Kammer beschließt, wird die andere verwerfen, weil das, was bei getheilten, ja entgegengesetzten Interessen der Standesclassen, welche die eine Kammer bilden, nützlich ist, den Standesclassen der andern schadet oder wenigstens zu schaden scheint. Das so häufig zur Begründung einer ersten Kammer vorgegebene Anwogen des Volkes gegen den Thron ist überhaupt meistens grundlos und am wenigsten in kleinen Staaten zu befürchten, in welchen die Liebe zu den angestammten Fürsten, gepflegt durch die näheren Berührungen, in denen Fürst und Volk, einer großen Familie ähnlich, zu einander stehen, jede Furcht vor einem solchen feindlichen Anwogen beseitigt, und darum jede Maßregel dagegen überflüssig macht. Eine Uebereilung im Betriebe der Geschäfte läßt sich, da diese in einem kleinen Staate leicht zu übersehen und etwaige Fehlgriffe nicht von so großen Folgen sind, wohl nicht besorgen und kann durch eine gute Geschäftsordnung leicht verhindert werden. Ohnehin kommt das Meiste auf eine gründliche Bearbeitung der den Landständen vorzulegenden Propositionen an, welche der Regierung obliegt.

Um die Wirksamkeit der landständischen Thätigkeit nie zu unterbrechen, ist es nothwendig, einen bleibenden landständischen Ausschuß anzuordnen, welcher während der Zwischenzeit von einem Landtage bis zum andern der Staatsregierung zur Seite steht, und die Rechte der Ständeversammlung nach einer erhaltenen Instruction ausübt, der Ständeversammlung jedoch Rechenschaft abzulegen hat. Die Einberufung des Landtags muß dem Minister des Innern als Verfassungspflicht obliegen, und in der Regel alle drei Jahre geschehen. Eine eigenmächtige Versammlung der Volksvertreter dürfte nur bei einer Regierungsveränderung als zulässig und zweckmäßig sich darstellen. Endlich 5) die Nationalbewaffnung oder Landwehr. Ein stehendes Heer, eine Kriegsmacht im Innern des Staats, ergeben dem Machthaber, ihm verpflichtet zum unbedingten Gehorsam, wird nach dem, einem Kriegsheere in der Regel einwohnenden eigenthümlichen Geiste dem Volke nur leicht fremd bleiben, in der Regel eine den Rechten und Interessen des Volkes drohende Stellung einnehmen, und der Verfassung und politischen Freiheit

in dem Maße gefährlich werden, in welchem dessen unbedingte und blinde Ergebenheit gegen den Machthaber steigt. Denn kann man nicht wohl läugnen, daß der Geist einer Soldateska von dem Geiste des Volkes schon an sich völlig verschieden ist, so muß diese Verschiedenheit nothwendig in dem Grade zunehmen, in welchem der Geist des Volkes und der des stehenden Heeres, ein jeder nach seiner eigenthümlichen divergirenden Richtung, sich aus- und fortbildet. Kein Despot kann ohne eine den Rechten und Interessen des Volkes entfremdete Kriegsmacht bestehen, weil das Volk nie zum Peiniger an sich selbst werden wird. Dagegen ist die Nationalmiliz oder Landwehr, da sie blos zum Schutze der eigenen Rechte die Waffen führt, freigesinnt, enthusiastisch nur für die Wohlfahrt des eigenen Landes, schlagfertig nur gegen äußere Feinde und gegen feindliche Störer der innern Ruhe, gegen das friedliche Volk selbst aber, d. i. gegen ihre eigenen Angehörigen, gänzlich unbrauchbar.

Was vermöchte auch eine Volksvertretung, einem Monarchen gegenüber, durchzusetzen, welcher eine blindergebene Soldateska zur Seite hätte und seine Proposition wie sein Veto mit dem Waffengeklirre von Tausenden unterstützen könnte? Die Geschichte, diese große Lehrmeisterin in Allem, vorzüglich aber in der Politik, weiset genugsam nach, daß die frühere landständische Verfassung in Deutschland hauptsächlich durch die Entstehung der stehenden Heere ihr Ansehen und ihre Wirksamkeit verloren hat. Da jedoch stehende Heere, zumal in den deutschen Bundesstaaten, welche bestimmte Contingente stets in Bereitschaft haben müssen, nicht wohl entbehrt werden können, so hat man wenigstens dahin zu wirken, daß durch eine möglichst kurze Dienstzeit und häufige Beurlaubung der antinationale Geist bei dem Militär vermieden, und dagegen volksthümlicher Sinn bei demselben geweckt und erhalten werde. Dadurch wird auch die in unserer Zeit so drückend gewordene Kostspieligkeit des Militärs, und die nur zu leicht zu besorgende Gefahr der Entsittlichung des Volkes, wozu eine meist müßige Soldatenkaste, nach bekannter Erfahrung, hauptsächlich beiträgt, am besten vermieden.

III. Was endlich die dritte Eigenschaft einer guten Staatsverfassung, daß sie nämlich die Vervollkommnung der Rechtsordnung und der Volksbildung möglichst erleichtere und fördere, anbelangt, so kann sie nur eine natürliche und darum zugleich nothwendige Folge der beiden ersten Eigenschaften sein. Ist nämlich, vermöge der ersten Eigenschaft, die Freiheit und Sicherheit der Person und des Eigenthums, sowie der möglichst ausgedehnte freie Gebrauch der geistigen und physischen Kräfte, durch die Verfassung und Gesetze gehörig begründet und verbürgt, und vermöge der zweiten Eigenschaft der Mißbrauch oder Nichtgebrauch der Staats-

gewalt möglichst gehemmt und eine verfassungs- oder gesetzmäßige Regierung hinlänglich garantirt, so kann es auch nicht fehlen, daß die sittlich religiöse und intellectuelle Bildung des Volkes, genährt und gepflegt durch den aus dem freien Verkehre mit den Producten des Geistes, des Bodens und der Industrie hervorgehenden Wohlstand, sowie überhaupt durch die Zusammen- und Wechselwirkung der geistigen und physischen Kräfte, auch rasche Fortschritte zum Ziele stets erhöheter Vollkommenheit mache. Schreitet aber die Volksbildung vorwärts, so können auch die Einrichtungen des Staates nicht zurückbleiben, weil diese, als die Formen des Volkslebens, nothwendig nach der Volksbildung sich richten müssen. Je moralisch kräftiger, je geistig gebildeter und vernünftig freigesinnter ein Volk ist, desto vollkommener muß auch seine Staatsverfassung sein, sowie dagegen ein rohes und in seiner Majorität sittlichunmündiges Volk nur durch die Schrecken der Despotie gezügelt werden kann. Darum ist auch der Schluß von der Beschaffenheit der Verfassung auf die Beschaffenheit des Volkes völlig gegründet; es muß aber auch ein Volk stets wachsam sein auf sich selbst, weil von der eigenen Kraft der Bestand und das Gedeihen der Staatsverfassung hauptsächlich abhängt. Wie aus der Blüthe der sittlichen Kraft des Römervolkes die großen Männer hervorgingen, die man mit Recht bewundert, so sind die Nerone, Tiberiusse, Domitiane u. s. w. die scheußlichen Erzeugnisse der Entsittlichung, Verdorbenheit und Kraftlosigkeit des Volkes gewesen. Die Vervollkommnung des Staates und seiner Institutionen kann demnach nur das Resultat der Vervollkommnung der Individuen sein. Darum muß immer das Hauptaugenmerk auf die Volkserziehung und die dadurch zu erzielende sittlich-religiöse Willenskraft und unverschrobene Geistesbildung gerichtet werden. Dem Einzelnen ist dabei besonders einzuprägen, daß er zur Vervollkommnung des Staates dadurch am meisten beitrage, daß er emsig bemüht sei, sich selbst in moralisch-religiöser und intellectueller Hinsicht zu vervollkommnen und seine Bildung durch die That zu bewähren. Die Staatsverfassung selbst oder vielmehr die Fundamentalurkunde, worauf dieselbe ruht, darf daher nur mit größter Vorsicht, etwa nach bestimmten Zeiträumen abgeändert werden. Denn sie, als die Trägerin des Ganzen, soll ein unantastbares Nationalheiligthum sein. Nur zu leicht stürzt das ganze Staatsgebäude zusammen, wenn man an den Grundsäulen desselben rüttelt oder gar einzelne von denselben umreißt. Hieraus folgt, daß man in der Verfassungsurkunde selbst deren Abänderung möglichst erschwere und an solche Bedingungen knüpfe, welche über die Zweckmäßigkeit und den allgemeinen Wunsch einer vorgeschlagenen Abänderung keinen Zweifel übrig lassen, daß man auch für den Fall einen Ausweg

treffe, wo über den Sinn einer verfassungsmäßigen Bestimmung eine gütlich nicht auszugleichende Meinungsverschiedenheit zwischen der Staatsregierung und den Volksvertretern entstehen sollte, und daß man in der Verfassungsurkunde nur allgemeine Bestimmungen aufnehme und alles Besondere eigenen Gesetzen vorbehalte, deren Abänderung nach dem Bedürfnisse der sich umgestaltenden Verhältnisse leicht bewirkt werden kann. Ließe eine Verfassungsurkunde zu sehr in das Besondere sich ein, so müßte man entweder sie selbst leicht abänderlich machen, oder unzweckmäßige Normen, die, weil sie in der Verfassungsurkunde stehen, eben so schwer abzuändern wären, wie diese zum Nachtheile des Staatslebens fortbestehen lassen.

Nach diesen Grundsätzen wollen wir, meine Herren, einen Verfassungsentwurf bearbeiten und dabei alles Gute benutzen, was uns theils in der landesherrlichen Proposition, theils in andern Verfassungsurkunden deutscher Staaten geboten wird. Wenn wir ernstlich nur das Rechte und Gute wollen, so werden wir es auch mit Gottes Beistand sicher erringen, denn wer könnte, wer dürfte dem Rechten und Guten widerstreben? Und ist Gott mit uns, wer könnte wider uns sein?

Rede des Abgeordneten Welcker *) über Bedingung und Form des Untersuchungsarrestes.

Gehalten in der zweiten Kammer der badischen Ständeversammlung am 22. Julius 1833.

Ich unterstütze den Commissionsantrag und die in der Motion und in dem Commissionsbericht enthaltenen Bestimmungen, die wirklich sichernd und liberal sind; allein zum großen Theil sind sie mir nicht sichernd und liberal genug, und da es doch besser sein wird, blos im Allgemeinen die Hauptgesichtspunkte aufzustellen, als jetzt schon einzelne Artikel ausführlich zu kritisiren, so will ich nur diese Hauptgesichtspunkte mit einigen Worten zu unterstützen suchen. Ich finde es nämlich als

*) Karl Theodor Welcker, geboren am 29. März 1790 zu Grünberg im Großherzogthum Hessen.

etwas ganz außerordentlich Hartes, die persönliche Freiheit der Bürger durch den Untersuchungsarrest so zu beschränken, wie es neuerlich nicht blos in Baden, sondern in Deutschland geschieht. Es ist eine bekannte Sache, daß dieses ganz außerordentlich absticht gegen das Verfahren in andern freien Staaten, gegen das Verfahren, das selbst unsre Carolina kennt. Auf das Verfahren in den frühern deutschen Verhältnissen, so weit nicht das Faustrecht herrschte, auf das Verfahren in Griechenland und Rom muß man die Augen richten, wenn man im Ganzen und Allgemeinen angemessene Bestimmungen treffen will. Ich sage, dieser Untersuchungsarrest ist außerordentlich hart in den meisten Fällen, und dabei noch zwecklos. Hart ist er, denn man kann auf diesen Untersuchungsarrest die furchtbar schweren Worte des Beccaria anwenden, die so große Wirkungen machten: „In dem Untersuchungsarrest sitzt ein Bürger und leidet, nicht weil man weiß, daß er schuldig ist, sondern weil man es nicht weiß!" — Und ich glaube, daß die Gründe, die man gewöhnlich anführt, um diesen Untersuchungsarrest so leicht zu verhängen, wie er in unserer jetzigen Praxis verhängt wird, nicht Stich halten. Denn sie beruhen auf der bürgerlichen Sicherheit, auf der Sicherung der Freiheit und der Rechte der Bürger. Es ist aber eine schlimme Sicherheit, wenn ich um derselben willen in Gefahr gesetzt werde, als ehrlicher Mann in den Untersuchungsarrest geworfen zu werden. In vielen Fällen, und in der Ausdehnung, wie es gegenwärtig stattfindet, ist die Sicherheit zerstört. Ich spreche nicht davon, wenn Polizeiarrest, um Verbrechen zu verhindern, im Falle von Unordnungen stattfindet. Denn solche Sicherheitsarreste sind sehr wohlthätig. Hier ist die Sache bald abgemacht, wenn nur die Form gut gehandhabt wird, wie sie im Bericht vorgeschlagen ist. Ich spreche von Untersuchungsarresten, welche stattfinden, um einen Angeschuldigten von der Flucht abzuhalten. Man legt auch hier zu großen Werth darauf, daß der Mensch gestraft werde und nicht entfliehe. Ich sage, viel zu großes Gewicht, und werde das durch ein argumentum ad hominem beweisen. Es ist bekannt, daß in Griechenland und Rom in den besten Zeiten der dortigen Republiken jeder Verbrecher, wenn er angeschuldigt war, bis zu dem gefällten Urtheilsspruch das Recht hatte, mit seinem ganzen Vermögen davonzugehen. Und dieses waren doch geordnete und ausgebildete Staaten. Sie haben aber kein so großes Gewicht darauf gelegt, daß die Bürger gerade diese oder jene bestimmte Strafe erleiden, sondern glaubten, es wäre dem Gesetze schon Genüge geschehen, wenn dieser Mann für immer aus dem Staat entfernt werde, und solchergestalt sich immer von der Gemeinschaft losgesagt hätte. Ich gebe zu,

daß man gegen Vagabunden, von denen man fürchtet, sie kommen wieder, strenger sein muß. Allein ich glaube, daß man selbst bei Vergehen, die man am wenigsten billigen wird, nämlich bei Majestätsbeleidigungen, weßwegen in Baden mehrere Verhaftungen vorgekommen sind, so verfahren könnte, wie die römischen Kaiser gethan haben, die das flüchtig ausgesprochene Wort so wenig achteten, daß sie keine Untersuchung deshalb haben wollten und glaubten, daß bei solchen Vergehen Genüge geschehe, und die verletzte Achtung vollkommen hergestellt werde, wenn ein angesessener Bürger deshalb landflüchtig wird. Es ist also nicht nothwendig, ihn zum Voraus zu verhaften. — Sodann darf ich daran erinnern, daß Jeder, der die Carolina, dieses als barbarisch verschrieene Gesetz, kennt, der es gründlich studirt, finden wird, daß hundert Mal bei uns Verhaftungen eintreten, wo sie nach der Carolina nicht nöthig sind, so daß wir also in unserer Praxis hinter dieser Gesetzgebung weit zurück sind, womit ich jedoch den Richtern in unserem Lande keinen Vorwurf machen will. Ich klage ja über den Mangel der Gesetze, und wo die Gesetze fehlen, sind die Richter durch eine Art von Verantwortlichkeit und Besorgniß bestimmt, Verhaftungen vorzunehmen, weil sie nicht wissen, ob man das Gegentheil nicht mißbilligen werde. Wenn aber der Herr Regierungscommissär und ein Mitglied der Kammer erklärten, über diese Verhaftungen finden bei uns keine Klagen statt, so möchte ich nur an die Stimmen in der Kammer bei dem Vortrag der Merk'schen Motion erinnern. Die Klage findet bei den Gerichten nicht statt, weil sie nicht durchgeführt werden kann, allein daß Verhaftungen vorkommen, wo sie nach guten Gesetzen nicht vorfallen sollten, ist keine Frage.

Was die Bedingungen betrifft, so will ich blos beispielsweise einige derselben rechtfertigen. Ich glaube auch, daß, wie in der trefflichen Abhandlung unseres Präsidenten (Mittermaier) ausgeführt ist, und von mehreren Gesetzgebern anerkannt wird, aus bloßer Furcht vor Collusion kein Bürger seiner Freiheit beraubt werden sollte. Wenn auch Einige ein Wort mit einander gesprochen haben, und ein Lügenplan geschmiedet worden ist, so giebt dies gerade das beste Mittel an die Hand, um hinter die That zu kommen. Die erste Bedingung eines Verhafts bei einem Vergehen sollte immer die sein, daß ein Vergehen wirklich da ist, und dann erst muß die zweite Frage erhoben werden, ob eine bestimmte Person dieses Vergehens verdächtig ist. Dies ist die große Grundlage des früheren deutschen Rechts und des römischen Rechts, und die Carolina fordert Beides. Wer die ganze Reihe von Artikeln in derselben gelesen hat, die von den Indicien handeln, weiß, daß

diese Carolina hier gut ist, indem sie wahren juridischen Beweis fordert. Später hat es geheißen, einen nicht ganz vollen Beweis; allein ein mehr als halber Beweis gefällt mir immer noch besser als bloße Wahrscheinlichkeit, indem unter dem Schilde dieses Wortes alles geschehen kann. Es gleicht einem Irrwisch, der im Kopfe herumfliegt. Ich verlange nicht subjective Wahrscheinlichkeit, sondern Beweise, wenn sie auch nicht ganz voll sind. Also diese beiden Dinge, daß durch strenge Beweisgründe wenigstens ein Beweis vorhanden sei, fordere ich sowohl in Beziehung auf den Thatbestand als den Verdacht. Sodann aber würde ich als ganz besondere Bedingung außerdem, daß der Mensch der Flucht verdächtig sein muß, in's Gesetz selbst aufgenommen wünschen, daß das Gericht genau zu erwägen habe, ob in dem vorliegenden Falle der Nachtheil, daß der Mensch landflüchtig werde, und sich dadurch der bestimmten Strafe entziehe, so groß erscheint, daß es nothwendig ist, ihn seiner Freiheit zu berauben, ob nicht dadurch das Interesse aufgehoben wird, daß der Mensch seine Strafe duldet. Wenn der Staat ein Straferkenntniß fällt, und ein Mensch das Vaterland verläßt, so wird es in den meisten Fällen genügen.

Nun kommen wir aber auf einen Punkt, wo es klar wird, daß es nothwendig ist, den Antrag oder den Wunsch der Commission weiter auszudehnen, indem hier die Sache mit der Bestimmung zusammenhängt, wann die Specialuntersuchung erkannt werden soll. Auch darüber enthielt die Carolina eine ganz vortreffliche Bestimmung, die aber in unserm gemeinen deutschen Rechte verwischt worden ist. Bei uns besteht zwischen der General- und Specialuntersuchung ein blos formeller Unterschied, während nach der Carolina ein förmliches Erkenntniß auf Specialuntersuchung nothwendig war, und erst durch diese Specialuntersuchung wurde die Bedingung gegeben, den Menschen als verdächtig hinzustellen. Vorher durfte ich Niemand speciell als verdächtig hinstellen, ich durfte nicht seine Papiere in Beschlag nehmen, oder ihn überhaupt gefangen setzen. Wenn er sich durch die Flucht verdächtig machte, so war dies selbst schon eines jener Indicien, und es sollten also die Bedingungen, unter denen ein Bürger speciell vor seinen Mitbürgern als verdächtig hingestellt werden kann, als Gesetz aufgenommen werden. Alsdann würde auch der Antrag des Motionsstellers Beachtung finden können, den die Commission selbst berücksichtigt hat, der Antrag nämlich, daß in Beziehung auf dieses barbarische Mittel der Papierbeschlagnahme Bestimmungen getroffen werden sollten. Ich erinnere auch hier an eine treffliche Abhandlung unseres Herrn Präsidenten, auf die ich mich beziehe, und nur das noch behaupte,

daß mit dieser Maßregel der größte Mißbrauch in vielen Theilen von Deutschland getrieben wird und unsre römischen Gesetze von diesem Mißbrauch nichts wissen, sondern ihn perhorresciren.

Endlich muß ich noch durchaus wünschen, daß in dieses provisorische Gesetz einige kleine Bestimmungen aufgenommen werden, die wesentlich sind zur Sicherung unserer Mitbürger vor Willkür und Verletzungen in Criminalsachen. Der erste Punkt ist der, daß für richtige Protokolle nicht blos durch den guten Glauben, sondern durch die Jurisdiction gesorgt werde. Wenn Leben, und Alles, was dem Menschen werth ist, auf der Aussage eines Protokollisten beruhen soll, der gewissermaßen Richter und Ankläger in Einer Person ist, so ist dies eine schreckliche Unsicherheit. Der achtungswürdigste Mann, wenn er eine Criminaluntersuchung anfängt, hat ein Interesse, den Menschen schuldig zu finden. Er hat eine vorgefaßte Ansicht von seiner Schuld und glaubt, man möchte ihm später Vorwürfe machen, wenn er ihn loslasse. In dieser Ansicht führt nun der Einzelrichter das Protokoll, oder ein Mensch, der von dem Richter ganz abhängig ist, ein Rechtspraktikant, dem er oft sagen kann, was er will, oder es ist der Rechtspraktikant selbst, noch ein unerfahrener Mann, der Richter und Actuar in Einer Person. Es sollten deshalb alle Criminalprotokolle in Gegenwart eines selbstständigen und auf dieses Geschäft beeidigten Actuars geführt werden.

Ein anderer Punkt ist noch wichtiger. Es ist ein fürchterlicher Gedanke, sich in die Möglichkeit hineinzusetzen, daß ein Bürger von einem Gerichtshof verurtheilt werden soll, vielleicht auf eine ganz einseitige, unvollständige Relation hin. Diesem könnte wenigstens dadurch vorgebeugt werden, daß das Schlußverhör des Angeklagten und seine Vertheidigung in Gegenwart des Angeschuldigten vorgetragen werde. — Es ist endlich der Punkt von der größten Wichtigkeit, daß alles, was auch nur entfernt den Schein von Cabinetseinfluß hat, beseitigt werde. Wenn nämlich das hofgerichtliche Urtheil dem Justizministerium eingeschickt wird, das selbst nur einen Theil der allgemeinen Verwaltungsstelle der Regierung bildet, und dieses mit dem Staatsministerium über die Sache communicirt, und dann, ohne daß nur der Betheiligte etwas davon erfährt, die Sache an's Oberhofgericht geschickt wird, so ist dies ein Einfluß des Ministeriums auf Rechtsstreitigkeiten, der zur Cabinetsjustiz gehört. Denn hier spricht sich die Ansicht des Ministeriums aus, an dessen Spitze eine außerordentliche moralische Gewalt steht, daß der Richter hier mehr thun solle. Der Betheiligte wird nicht gehört, er vertheidigt sich nicht, und wenn dieses keinen Einfluß

auf das Urtheil ausübt, so giebt es keine Cabinetsjustiz mehr. Ich wünsche also, daß dieses in den Entwurf aufgenommen werde, und spreche zum Schluß noch den Wunsch aus, daß entweder ein solches Gesetz auf diesem Landtage noch vorgelegt werde, oder aber der Entwurf des Criminalprozesses, der schon im vorigen Herbste ausgearbeitet war, auf einem besondern Landtage im nächsten Winter berathen werde, damit endlich dem großen und dringenden Bedürfniß einer Verbesserung unseres Rechtszustandes in Criminalsachen abgeholfen werde. Wenn ich diese Versicherung erhalte, so will ich auf das provisorische Gesetz verzichten. Wenn ich noch zwei Jahre lang oder noch viel länger in Beziehung auf diesen für Ehre und Freiheit unserer Mitbürger so wichtigen Punkt warten sollte, so fände ich es auf das Tiefste bedauerlich. Ich denke mich in Gegenwart aller derjenigen, die den Criminalzustand unseres Landes, nämlich den gesetzlichen Zustand, kennen, und ihn vergleichen, nicht blos mit demjenigen andrer freier Staaten, sondern anderer deutscher Länder. Jeder wird sagen, daß es vielleicht kein Land in Deutschland giebt, wo dieser Zustand mangelhafter ist. Es gehört gewiß zur Ehre der Regierung, daß diesem Mangel abgeholfen werde, und eine heilige Pflicht ist es für uns, mit allen Kräften darauf hinzuarbeiten.

Ueber die Emancipation der Juden.

Eine Rede des Abgeordneten J. Merk, gehalten in der zweiten badischen Kammer 1833.

Als ich im Jahre 1831 dafür stimmte, daß zwar nicht sogleich und geradehin die Gleichstellung der Israeliten ausgesprochen, sondern nur durchgreifende Vorbereitungen zur Erzielung derselben getroffen werden sollten, so dachte ich nicht daran, daß diesfalls gar nichts geschehen werde, zwar nicht in der Art, daß man von ihnen fordere, daß sie in Hinsicht der äußeren Gestaltung ihrer Religion und ihrer Ceremonialgesetze nachgeben, weil man dies nicht von ihnen verlangen kann, und von ihnen nicht zugegeben werden könnte, sondern nur in Beziehung auf die Modification gewisser Gebräuche und Gewohnheiten. Ich be-

daure, daß deshalb nichts geschehen ist, sehe aber nun ein, daß mit den Einleitungsmaßregeln nicht gedient sein wird, sondern es besser ist, wenn sich die Kammer geradehin für die Gleichstellung ausspricht. Ich glaube nämlich, daß dies nach der Idee des in seiner Einheit bestehenden Staats eine Staatspflicht sei, und daß in Beziehung auf dasjenige, was in andern Staaten geschieht, die Ehre von Baden es um so mehr fordere, einen entscheidenden Schritt dafür zu thun, als Baden sonst in diesem Theil der Gesetzgebung andern Staaten sogar vorgeschritten ist. Man sage nicht, daß die Israeliten der Regierung nicht entgegengekommen seien, und daß sie unterlassen hätten, eine Neigung zu zeigen, sich unsern bestehenden Einrichtungen zu assimiliren. Wäre dieses aber auch nicht geschehen, so glaube ich, daß man ihnen deshalb mit Recht keinen Vorwurf machen kann. Der Impuls zur Verbesserung ihres Zustandes muß meiner Ueberzeugung nach von uns ausgehen, und es ist, psychologisch betrachtet, eine verkehrte Forderung, daß sie sich zuerst assimiliren sollen. Vielmehr glaube ich, daß der andere Weg naturgemäßer sei. Der Unterdrückte ist nicht gerade in der Lage, sich selbst emancipiren zu können, sondern man muß ihm dazu helfen, und so lange der Israelit keine Gewißheit hat, daß er bei erreichter Bildung auch deren Nutzen haben werde, so lange er fürchten muß, ungeachtet dieser erreichten Ausbildung doch von der Ausübung der allgemeinen öffentlichen Rechte zum Theil ausgeschlossen zu bleiben, kann er auch kein besonderes Interesse daran haben; erst wenn er dessen gewiß ist und die Bahn sich freigegeben sieht, wird er auch in einem freieren Aufschwung das höhere Ziel des Staatsbürgerthums zu erstreben sich bemühen. Meiner Ueberzeugung nach bleibt also nichts übrig, als die Israeliten in die Masse der christlichen Bevölkerung mit gleichen Rechten hinein zu werfen, damit sie, vom Strome fortgerissen, gleich den in einem Flußbett hinrollenden Kieseln sich abrunden und dem Bestehenden sich anfügen. Richtet man den Blick auf diejenigen Länder, wo diese Gleichstellung schon erreicht ist, so zeigt sich keineswegs die Gefahr, die man sonst davon fürchtet, und es sind die Folgen keineswegs eingetreten, mit denen Einer den Andern zu erschrecken sucht. Es war auch nicht diese Besorgniß, die in England kürzlich die Bill über die Emancipation scheitern machte, sondern es waren die Grundsätze der Tories, die beharrlich darauf ausgehen, in dieser Zeit nichts an dem Alten zu ändern, und auch darum, weil in England kein positives Gesetz den Hebräer in der Ausübung der allgemeinen Rechte hindert, sondern diese Uebung in vielfacher Beziehung nur deßwegen nicht stattfindet, weil dieselbe dort an die Leistung eines besondern Eides gebunden ist, der so wörtlich genommen wird,

daß die Israeliten ihn vermöge ihrer Religion nicht leisten können. Bei uns sollte wohl die Besorgniß eines so großen Nachtheils nicht vorherrschen, weil die Israeliten schon in dem Genuß der meisten bürgerlichen Rechte, besonders derjenigen stehen, die sich auf den Verkehr beziehen, und weil sich dieser Genuß in unserem Staatsrecht am frühesten in Deutschland gegründet findet, weßhalb wir auch schon in dieser Beziehung gar nicht zurückbleiben sollten. Schon das erste Constitutionsedict hat in dem §. 8 den Hauptgrundstein zu ihrer Emancipation gelegt, indem nach dessen Hauptprincip keine Religion im Staate in dem Sinne herrschend sein kann, daß die Mitglieder irgend einer solchen von der Theilnahme an dem Ausfluß der allgemeinen staatsrechtlichen Vortheile auszuschließen seien. Der zweite Hauptpfeiler, worauf die Forderung auf Gleichstellung beruht, ist der aus der natürlichen Billigkeit in das Staatsrecht übergegangene Satz, daß derjenige, der gleiche Lasten zu tragen hat, auch den Mitgenuß an den gleichen entsprechenden Rechten haben solle. Eine andere und entgegengesetzte Folgerung aus der nämlichen Grundlage wurde durch das Rechtsprincip verliehen, und man konnte eine solche Forderung nicht durch das Vorgeben beschwichtigen, daß religiöse Sitten und Gewohnheiten es hindern, diese Rechte gehörig und im Einklang mit unsern Einrichtungen zu üben. Denn wenn die Israeliten diese Sitten und Gewohnheiten nicht hindern, alle Verpflichtungen gegen den Staat zu leisten, wenn dieser keine Bedenklichkeiten bei der Annahme solcher Leistungen findet, so sehe ich nicht ein, welche Bedenklichkeit in der Gestattung der Ausübung der diesen Verpflichtungen entsprechenden Rechte liegen soll. Es ist meiner Ueberzeugung nach eine etwas schwere Unterscheidung gegen die Israeliten rücksichtlich der Forderung zur Leistung ihrer Bürgerpflichten und rücksichtlich der Beschränkung der Ausübung ihrer Rechte gemacht, worin ich keineswegs irgend eine Consequenz finden kann, und sie hat auch für sich eigentlich keinen Grund. Denn betrachtet man diejenigen Israeliten, die in ihrer Bildung fortgeschritten sind, so findet man nicht, daß ihre Religion und Sitten hierin ein besonderes Hinderniß sind. Der jüdische Arzt wird auch am Sabbath seine Kranken besuchen, und der Advocat seine Prozesse führen. Es ist auch insbesondere nicht zu läugnen, daß der Widerspruch gegen die Gleichstellung der Juden einen Stillstand in dem Gang der Civilisation bewirken würde, der mit dem großartigen Aufschwung, den unsre Gesetzgebung hinsichtlich der Einführung der Rechtsgleichheit und der Ausgleichung der verschiedenartigen Interessen der bürgerlichen Gesellschaft genommen hat, in einem sonderbaren Contrast steht; man fühlt, daß das, was man für diese Lückenhaftigkeit noch anführt, daß nämlich

die Staatsklugheit es zur Zeit noch fordere, diese Kluft nicht auszufüllen, nicht genüge. Es ist nicht so gerade das materielle Uebelbefinden in der gegenwärtigen Lage der Israeliten, und andererseits die Besorgniß der christlichen Bevölkerung in Beziehung auf die ihr durch die Gleichstellung zugehenden Nachtheile, die bei der Frage über die sogenannte Emancipation hier entscheidend wäre, sondern es ist das Unrecht, wodurch sie von dem entfernt gehalten werden, was doch allgemeinen Rechtens ist, daß sie Lasten tragen und ihnen zum Theil die Rechte genommen bleiben sollen — ein Unrecht, das wenigstens die Staatspolitik nicht beschönigen kann, weil die Gründe, die für die Hinhaltung sprechen, diejenigen Gründe, die nach Recht und Vernunft und dem Geiste der Verfassung die Emancipation anrathen, nicht überwiegen. Sie überwiegen sie besonders nicht, wenn man nach der Natur der Menschen voraussetzt, daß solche Mißstände, wie sie allerdings da sind, und wie sie dem Judenthum seit Jahrhunderten ankleben, nicht in einer Generation untergehen können, daß sie sich überhaupt nicht eher heben werden, als bis die Entfesselung geschehen ist; denn gerade dasjenige, was ihnen noch fehlt, ist von der Art, daß darin der meiste Antrieb zu ihrer Vervollkommnung und zur Abstoßung dessen liegt, was in ihren Formen und Gewohnheiten ihrer Emancipation entgegenstehen soll, und zur Anpassung an unsre Civilisation. Sie können ohne eine solche Ausbildung nicht zur Uebung dieser Rechte kommen, und zum Behufe dieser Ausbildung ist es eben so nothwendig, daß sie dasjenige ablegen, was ihnen so sehr entgegensteht, kurz, daß eine gewisse Charakterveränderung mit ihnen vorgeht. Es kann deshalb auch nicht wohl die Rede von einem so oft gehörten successiven Uebergang, einer successiven Gleichstellung die Rede sein, weil sie ja die meisten Rechte schon haben, und dasjenige, was noch übrig ist, gerade der Antrieb zu ihrer Vervollkommnung sein, also vorausgehen muß.

Ich weiß zwar wohl, daß die Meinung, es sollten die Israeliten jetzt schon, also vor der Gleichstellung, so beschaffen sein, ziemlich verbreitet ist, allein es ist deshalb nicht minder widernatürlich, und darum ist auch von einer Seite ausgesprochen worden, daß der Widerspruch gegen ihre Emancipation in einer gewissen christlichen Popularität zu liegen scheine. Ich glaube auch, daß Viele, die dagegen sind, dieses für populär halten, allein ich möchte auf diese Popularität das Beiwort „christlich" nicht anwenden; denn man kann es sich nicht verhehlen, daß nicht wegen der Religiosität, nicht wegen der Besorgniß eines Eintrags in das Christenthum selbst viele Stimmen im Volke gegen die Emancipation sind, sondern wegen der Besorgniß, daß bei einer Gleichstellung

die Thätigkeit der Christen noch überflügelt werde, und wegen der Besorgniß, daß bei einer Zulassung zum Staatsdienste theils ihre Gewandtheit, theils die von Vielen vorausgesetzte geringere Scheu in Anwendung unerlaubter Mittel die Christen verdrängen werde. Das ist es, was besonders im Volke den Widerstand gegen die Emancipation erhält. Es ist also eigentlich bei dem Lichte betrachtet das Mißtrauen in unsre eigenen Kräfte und sogar die Voraussetzung unsrer eigenen Schwäche und Zugänglichkeit, weßhalb wir die Schranke gegen sie nicht niederreißen wollen. Es wäre aber eines Gesetzgebers unwürdig, von der Unterstellung eines solchen moralischen selbst verschuldeten Unterliegens bei einem Acte der Gleichstellung auszugehen, und letzteren deshalb nicht ergehen lassen zu wollen.

Die Gesetzgebung steht höher; es ist ihre Aufgabe, die öffentliche Meinung zu berichtigen und die Vorurtheile zu vernichten. Es ist nämlich offenbar, daß bei der Gleichstellung der Israeliten noch manches Vorurtheil im Spiele sei. Die Nachtheile und schlimmen Folgen, die durch sie eintreten sollen, werden schon seit langer Zeit nacherzählt und zum Theil schrecklich hingestellt, obgleich in den Ländern, wo die Emancipation besteht, von allem dem nichts zu erblicken ist. Ueberhaupt sieht man wohl, daß der Widerspruch gegen ihre Gleichstellung sich weniger auf die Sache als auf die Persönlichkeit bezieht, welche Persönlichkeit aber in der Gleichstellung untergehen muß. Nur darf man nicht fordern, daß dieses sogleich geschehe. Es wird gewiß geschehen, aber es werden Generationen dazu nothwendig sein.

Man hat vor funfzig Jahren, als man die Israeliten etwas menschlich zu behandeln begann, als man ihnen gewisse Rechte gab, dasselbe Geschrei erhoben, und gleichwie man sich jetzt darüber wundert, so wird man sich in funfzig Jahren darüber wundern, daß heut zu Tage noch von Vielen ein so heftiger Widerspruch gegen diese Gleichstellung erhoben wird. Man richte die Blicke auf die junge Generation der Israeliten, besonders in den Städten, man betrachte die Art ihrer Erziehung und den Grad ihrer Ausbildung, so wird man doch finden, daß diese Zeit der Reife nahe sei. Schon das große Interesse, das sie an dieser Frage überall nehmen, und die aus ihrer Mitte erschienenen Vertheidigungsschriften voll Scharfsinn und Beredsamkeit, freilich auch mit dem Ausdruck eines gewissen bitteren Gefühls, das aber nach meiner Ansicht etwas verzeihlich ist, beweisen doch hinreichend ihre Ausbildungsfähigkeit. Man muß bei solchen Betrachtungen nicht hinuntersteigen und den niedersten Theil des Volkes betrachten; denn wenn wir unsre Civilisation

auch nach dem unteren Theil des Volkes bemessen würden, so könnte man auch Manches dagegen zu erinnern haben.

Auch die Einwendungen, die man dagegen in dem Berichte der Mehrheit der Commission macht, haben auf mich keinen besondern Eindruck geäußert; denn der Einwand, daß hier eine Verfassungsabänderung höchst bedenklich sei, wird verschwinden, weil es gewiß weniger auf eine Abänderung der Verfassung, als auf eine Erläuterung derselben ankommen wird, indem der §. 9 derselben, der festsetzt, daß die Mitglieder der drei christlichen Confessionen Ansprüche auf alle Militär- und Civilstellen haben sollen, andere noch nicht positiv ausschließt, und der §. 37 bedarf nur einer in der früheren Gesetzgebung und dem Geist der Verfassung liegenden erläuternden Ausdehnung. Noch viel weniger ist mir der Einwand klar, daß nicht die Zeit dazu vorhanden sei. Gerade jetzt ist die Zeit, einen Theil der Bevölkerung von 18,000 Seelen für das constitutionelle System zu gewinnen zu suchen, zu welchem sie, weil sie zurückgestoßen werden, keine besondere Liebe gewinnen können.

Es ist überhaupt die Zeit, daß alle Staatsangehörigen sich in ein großes Bürgerthum consolidiren, um mit vereinter Kraft für die Erhaltung der Verfassung zu wirken. Ich bin also entschieden für die Gleichstellung der Juden, etwa in dem Sinne, wie das hessische Gesetz solche ausspricht, wobei es denn darauf ankommen wird, ob, wenn wir die Vorlage eines Gesetzes erhalten, für eine gewisse Uebergangsperiode einige Vorsichtsmaßregeln zu treffen sein möchten, worüber sich aber hier auszusprechen nicht der Ort sein wird. — Meine Herren, ich glaube, daß es in dieser Sache nichts mehr taugt zu zögern und zu temporisiren, daß in Vergleichung dessen, was in fast allen andern constitutionellen Staaten geschehen ist, dieses Zögern uns in eine sonderbare Stellung bringt, daß man es in Vergleichung mit den Grundsätzen, die aus dem Vernunftrechte, aus dem Repräsentativsystem, aus den constitutionellen Staatseinrichtungen hier schon entwickelt worden sind, unerklärbar finden würde, diesen Stillstand zu behaupten. Ein Beschluß auf die Tagesordnung würde für diejenigen in Deutschland, welche die Harmonie der Gerechtigkeit lieben, als Dissonanz tönen. Ich stimme für den Antrag der Minorität.

Rede Ludwig's II., Königs von Bayern,
bei Eröffnung der bayerischen Ständekammer, 8. März 1834.

Meine Lieben und Getreuen, die Stände des Reichs! Eifrig war ich bemüht, mit dem Königreiche Preußen, mit dem von Sachsen, dem Kurfürstenthume und dem Großherzogthume Hessen, so wie mit den thüringischen Ländern einen Zollverein zu schließen, es ist gelungen; mit Freuden spreche ich davon, denn eine Quelle des Segens für Bayern wird dieser Zollverein sein, und fester das Band knüpfen, welches die Deutschen vereinigt. Daß sich dieser Zollverein ausdehne, und ein Handelsvertrag mit der österreichischen Monarchie zu Stande komme, hoffe ich, damit alle meine Unterthanen eines erweiterten Verkehrs theilhaftig werden. Eine neue Krone ist an mein Haus gekommen; nach Griechenlands Wunsch durch der drei verbündeten Mächte freundliche Einwirkung wurde mein geliebter Sohn Otto dessen König (1833); meines Volkes warme Theilnahme erhöht mir den Werth dieses Ereignisses. Dem Handel und dem Gewerbsfleiße Bayerns wird hierdurch eine neue Straße geöffnet. Die Verehlichung einer geliebten Tochter (Mathilde) mit dem Erbgroßherzoge von Hessen (Ludwig, den 26. Dec. 1833) befreundete noch mehr zwei Häuser, die es bereits waren. Unordnungen haben seit dem letzten Landtage an einigen wenigen Orten des Königreichs stattgefunden, aber gerade, daß sie sich auf sehr wenige beschränkt, bezeugt des Landes gute Gesinnung. Ich weiß die meines Volkes von jener der Partei zu unterscheiden, die sich fälschlich für dessen Stimme ausgiebt; herrschen will sie, alles Bestehende vernichten, sie will die Verfassung umstürzen, an die ich gewissenhaft halte.

Meine Bayern lieben mich, sie kennen mein Bestreben für ihr Wohl. Der Rechnungen Vorlage wird durch meinen Minister geschehen, desgleichen werden sie mehrere Gesetzentwürfe zum Beirath und zur Zustimmung den Ständen des Reiches vorlegen, darunter Verbesserungen derer, welche die Ansässigkeitsmachung, das Gewerbswesen und das Gemeindewesen betreffen, woraus meine Lieben und Getreuen, die Stände des Reichs, ersehen werden, daß auf ihre Wünsche von mir Bedacht genommen wurde. Die Erwartung habe ich, daß dieser Landtag sich rühmlich auszeichnen werde unter Allen, und diese Erwartung wird nicht getäuscht werden.

Rede Friedrich Wilhelm's IV., Königs von Preußen, vor der Eidesleistung der Stände zu Berlin am 15. October 1840.

Im feierlichsten Augenblicke der Erbhuldigung meiner deutschen Lande, der edelsten Stämme des edelsten Volkes und eingedenk der unvergeßlichen Stunde zu Königsberg, die sich jetzt wiederholt, rufe ich zu Gott dem Herrn, er wolle mit seinem allmächtigen Amen die Gelübde bekräftigen, die eben erschollen sind, die jetzt erschallen werden, die Gelübde, die ich zu Königsberg gesprochen, die ich hier bestätige. — Ich gelobe, mein Regiment in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menschen zu führen, mit offenen Augen, wenn es die Bedürfnisse meiner Völker und meiner Zeit gilt; mit geschlossenen Augen, wenn es Gerechtigkeit gilt. Ich will, so weit meine Macht und mein Wille reichen, Friede halten zu meiner Zeit — wahrhaftig und mit allen Kräften das edle Streben der hohen Mächte unterstützen, die seit einem Vierteljahrhundert die treuen Wächter über den Frieden Europa's sind.

Ich will vor Allem dahin trachten, dem Vaterlande die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Vorsehung durch eine Geschichte ohne Beispiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und die Rechte Deutschlands. In allen Stücken will ich so regieren, daß man in mir den ächten Sohn des unvergeßlichen Vaters, der unvergeßlichen Mutter erkennen soll, deren Andenken von Geschlecht zu Geschlecht im Segen bleiben wird.

Aber die Wege der Könige sind thränenreich und thränenwerth, wenn Herz und Geist ihrer Völker ihnen nicht hülfreich zur Hand gehen. Darum, in der Begeisterung meiner Liebe zu meinem in Waffen, in Freiheit und in Gehorsam gebornen Volke, richte ich an Sie, meine Herren, in dieser ernsten Stunde eine ernste Frage! Können Sie, wie ich hoffe, so antworten Sie mir, im eigenen Namen, im Namen derer, die Sie entsendet haben, Ritter! Bürger! Landleute! und von den hier unzählig Gescharten Alle, die meine Stimme vernehmen können — ich frage Sie: wollen Sie mit Herz und Geist, mit Wort und That und ganzem Streben, in der heiligen Treue der Deutschen, in der heiligeren Liebe der Christen mir helfen und beistehen, Preußen zu erhalten, wie es ist, wie ich es so eben, der Wahrheit entsprechend, bezeichnete,

wie es bleiben muß, wenn es nicht untergehen soll? Wollen Sie mir helfen und beistehen, die Eigenschaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen mit seinen nur vierzehn Millionen den Großmächten der Erde zugesellt ist? nämlich: Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmüthiger Jugendkraft? Wollen Sie in diesem Streben mich nicht lassen noch versäumen, sondern treu mit mir ausharren durch gute wie durch böse Tage? — O! dann antworten Sie mir mit dem klaren, schönsten Laute der Muttersprache, antworten Sie mir ein ehrenfestes Ja! —

Die Feier des Tages ist wichtig für den Staat und die Welt, — Ihr Ja aber war für mich — das lass' ich nicht — das verbindet uns unauflöslich in gegenseitiger Liebe und Treue, — das giebt Muth, Kraft, Getrostheit, das werde ich in meiner Sterbestunde nicht vergessen! — Ich will meine Gelübde, wie ich sie hier und zu Königsberg ausgesprochen habe, halten, so Gott mir hilft. — Zum Zeugniß hebe ich meine Rechte zum Himmel empor! — Vollenden Sie nun die hohe Feier! — Und der befruchtende Segen Gottes ruhe auf dieser Stunde!

Rede über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit und über die Einrichtung der Staatsprocuratur.

Gehalten von J. F. Stephani in Mainz 1840.

Meine Herren!

Die schönen Gauen, welche unser herrlicher Rhein mit seinen blauen Fluthen bespület, und welche die Natur mit so manchfaltigem Reize geschmückt hat, sind zugleich die Wiege deutscher Civilisation, Kunst und Größe; hier war der Tag bereits angebrochen, als das übrige Deutschland annoch von dichten Wäldern beschattet war, und von hier aus haben sich nach Osten hin die Segnungen eines Glaubens verbreitet, der überall, in welcher äußern Form und Gestalt er sich auch zu erkennen giebt, milde Sitten, Humanität und Cultur in seinem Gefolge hat. Hier finden wir auch, schlagen wir die Annalen der deutschen Geschichte auf, die Orte, wo der Nationalwille sich in Volksversammlungen aussprach, oder die Stände des Reichs so oft das Interesse und die Rechte der

deutschen Fürsten und ihrer Völker beriethen und nicht selten das Oberhaupt des Reiches erwählten. Hier finden wir die Orte, wo große deutsche Regenten kämpften oder die Schläfe mit dem im Kriege errungenen Lorbeer umwunden sich den Geschäften des Friedens widmeten. Hier führen so viele Städte und Orte Namen, an welche sich glänzende Erinnerungen knüpfen, und Aachen und Speier bewahren noch heute die Grabstätten zweier Heroen, welche gleich groß im Kriege, wie im Frieden vor Allen den Ruhm ihres Namens der Nachwelt überliefert haben. Und sie ruhen an den Marken des zu Deutschland gehörigen linken Stromgebietes des Rheines, als ob die riesigen Schatten dieser Helden von hier aus die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit Deutschlands schirmen und bewahren sollten, den kolossalen Standbildern gleich, die nach Tausenden von Jahren heute noch vor den Eingängen von Thebens Riesentempeln prangen. In unserem Mainz, von jeher dem Sitze aufgeklärter Fürsten, wurden in deren Rathe die Schlüsse gefaßt, die auf die Macht der Ereignisse und auf die Geschicke des deutschen Volkes fortwährend den unverkennbarsten Einfluß gehabt haben, und hier in unserm Mainz, von wo die Strahlen altdeutscher Dichtkunst nach allen Gauen des deutschen Vaterlandes entsendet wurden, ist auch die Quelle entsprungen, die jetzt zu dem mächtigsten Strome angeschwollen die Herrschaft über alle Gemüther übt, und überall Civilisation und geistige Cultur verbreitet, so daß die Welt dem Andenken an unseren großen Mitbürger huldigt und die unschätzbaren Gaben des deutschen Genius verehrend genießt.

Im Angesichte dieser großartigen Bilder, welche das Vaterland unserer Erinnerung vorhält, ist darum auch der Sinn der Bewohner des linken Ufers des Rheins, von Frankreichs bis zu Hollands Grenzen, ein ächt deutscher stets geblieben, ungetrübt von dem Einflusse einer kurzen Fremdherrschaft, ungetrübt —, obgleich die Geburt vieler unter uns in diese ereignißvolle Epoche fällt, und viele unter uns damals ihre erste Erziehung erhalten haben, ungetrübt, obgleich manche Söhne unseres Landes, den Anforderungen ihrer damaligen Pflichten gehorchend, unter den Fahnen eines der größten Feldherren gekämpft und an dem Kriegsruhm Antheil genommen haben, der so lange dem Siegeslauf seiner Heere auf dem Fuße gefolgt ist. Dieser deutsche Sinn wohnet als eine belebende Kraft in dem Busen aller Rheinländer; Beweis davon die Treue, Beweis davon die Liebe und Anhänglichkeit, welche jene unter der Herrschaft zweier edler hessischer Fürstenhäuser stehenden Rheinländer für die erhabene Person ihrer Regenten tief in ihrem Innersten bewahren, und daß besonders wir Rheinhessen unter der gerechten und

milden Regierung unseres erlauchten Souverains uns so glücklich fühlen; Beweis davon die Gesinnungen unserer Nachbarn im Süden, welche unter dem Scepter des königlichen Beschützers und Förderers deutscher Kunst ein thatkräftiges Leben führen, und Beweis davon die Gesinnungen der Rheinländer, welche dem großen Könige huldigen, der auch der Stolz derjenigen Deutschen ist, welche andere als Preußens Farben in dem Panier ihres Landes tragen.

Wenn nun aber dieser deutsche Sinn das Herz aller Rheinländer beseelet, so mag es eine auffallende Erscheinung sein, daß sie mit so warmer Liebe an einer Spende hängen, die ihnen von anderer als deutscher Hand geworden ist! Diese Spende, die wir Alle als das Palladium unseres Glückes anerkennend preisen, sind die gerichtlichen Institutionen, welche uns regieren, denen wir zum Theil den Flor und die Blüthe unseres Landes verdanken, diese Institutionen, welche in den weiten Gauen des linken Rheinthales keine Gegner und nur warme Verfechter gefunden haben, und die wir, wenn auch hier und da einige Umgestaltungen stattfinden sollten, doch die Hoffnung haben, ihrem Wesen nach in üppiger Fülle auf heimischem Boden fortwuchern zu sehen. Eine solche Wohlthat nehmen wir dankbar an, und mit ihr das Gute, woher es uns auch komme; brauchen wir doch auch ein ebenfalls durch große Vorzüge ausgezeichnetes Nachbarvolk nicht zu hassen, weil wir unser eigenes Vaterland lieben, dessen Unabhängigkeit entstehendenfalls auch das deutsche Volk gegen Uebergriffe zu vertheidigen wissen würde, und brauchen wir nichts zurückzuweisen, was uns von dem Fremden Treffliches geboten ist. Die Welt hat jetzt eine andere Form und richtigere Ansichten gewonnen, und ein jedes Volk nimmt im Fache der Industrie, der Künste und des Wissens von dem andern gerne, was es Gutes hat, und warum sollte dies nicht bei solchen menschlichen Einrichtungen der Fall sein dürfen, die noch erhabener in ihren Zwecken und wichtiger in ihren Folgen, und welche mit einem Worte die Grundbedingung alles Anderen sind! Nur derjenige, dessen Geist nicht auf den Schwingen der Aufklärung und Civilisation fortgetragen werden konnte, blickt mit Verachtung auf das zurück, was Andere auszeichnet und ihnen unverkennbaren Nutzen bringt.

Wollte aber ein redlicher Zweifler sich von der Wahrheit und Richtigkeit unserer Meinungen und Ansichten überzeugen, sich überzeugen, ob wir etwa nur aus blindem Vorurtheile an den uns von unsern Nachbarn gebrachten gerichtlichen Einrichtungen hängen, so nehme er den Wanderstab und walle auf dem linken Ufer des vaterländischen Rheins von Ort zu Ort; poche an der Hütte des Armen, poche an dem stolzen Hause des Reichen

an, und überall wird er gleich vernehmbar den Ausspruch hören, daß Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, welche übrigens auch bei unseren eigenen Vorvätern der Rechtsprechung zu Grunde lag, die sicherste Bürgschaft für eine gute Verwaltung der Gerechtigkeit und zugleich ihre schönste Zierde sind. Am Rhein wohnt ein biederer deutscher Volksstamm, welcher neben der heiteren Seite, die er dem Leben abzugewinnen weiß, es auch ganz gut versteht, was für sein materielles Wohl von Interesse ist. Der blühende Zustand dieser Länder legt für die Richtigkeit des Satzes unwiderlegbares Zeugniß ab. Nun denn! — hier stehen mehrere Millionen eines aufgeklärten Volkes, ein Herz, eine Seele und ein Mann, um ihre Sympathien mit der reblichsten Betheuerung einer auf eigene Erfahrung gegründeten festen Ueberzeugung zu besiegeln, die bei uns frei von vorgefaßten Meinungen sein mag, da wir ja auch das Gute der Gesetzgebungen des übrigen Deutschlands bei den von uns gemachten Studien kennen gelernt haben. Aber man poche auch an den Pforten der rheinischen Gerichtssäle selber an; sie sind Allen offen, und man sehe und vernehme, in welcher Weise hier die Unschuld ihren Vertheidiger und die Schuld ihren Ankläger findet, und wie hier das Auge an den Lippen des Redners und das Ohr des Richters an den Worten hängt, die voller Brust entströmend von beredter Zunge fließen, um der Wahrheit Eingang zu verschaffen, und demnächst das Recht dem Gerechten und die Strafe dem Frevler zuzuwenden! Das Licht bricht sich übrigens täglich eine stets weitere Bahn, und ob ein großer Theil von Deutschland jener Wohlthat theilhaftig werden soll, ist beinahe nur noch eine Frage, welche lediglich der Zeitbestimmung angehört. Daß dieses Verfahren übrigens auch jenseits des Rheines festen Boden gewinnen und sich die Liebe und Zuneigung anderer Deutschen erringen könne, bewähren die Erfolge, die ihm auch auf der rechten Seite des mächtigen Stromes nahe an Hollands Grenzen in gleichem Maße geworden sind.

In diesen gerichtlichen Einrichtungen taucht aber auch noch ein besonderes Institut als ein Glanzpunkt auf, es ist jenes der Staatsprocuratur, welches jetzt mit der ganzen Gerichtsverfassung so eng verwebt ist, daß die Beseitigung dieses Amtes eine nicht zu füllende Lücke erzeugen würde. Die Schaffung eines Amtes, nach den Grundlagen seiner Verpflichtungen verbunden, die Handlungen der Menschen zu überwachen, den Gerichten alles anzuzeigen, was die Harmonie der Gesellschaft stören kann, den rächenden Arm der Gerechtigkeit gegen das Verbrechen und gegen dessen Urheber in Bewegung zu setzen, und selbst minder strafbare Handlungen der Action der Gerichte zu überliefern, ist,

wie einer der größten Schriftsteller richtig sagt, ein bedeutender Schritt, welche die Rechtspflege gemacht hat, um größere Vollkommenheit zu erstreben. Auch diese Einrichtung hat sich in der Erfahrung als vorzüglich bewährt, weil sie den Richter in den Vollgenuß seiner Rechte setzt, indem sie ihn des Amtes des Anklägers und Vertheidigers enthebt, und ihm nur die heilige Verpflichtung übrig läßt, in stiller Meditation das Recht und Unrecht abzuwägen. Auch diese Einrichtung danken wir unsern Nachbarn, denen wir bei all unserem deutschen Sinne und in deutschen Herzen auch dieserhalb gebührende Anerkennung zuwenden dürfen. Es ist diese Einrichtung eine solche, welche dem großen Interesse rein monarchischer, — so wie auch jenen monarchisch constitutioneller Staaten vollkommen entspricht.

Nicht der Ankläger der Römer und nicht der Fiscal vieler andern Staaten, sondern die bürgerliche Gesellschaft tritt hier selber durch das Organ des Staatsprocurators auf, welcher sie in allen ihren Rechten und in ihren Ansprüchen an die Justiz, und also in ihren wichtigsten Interessen repräsentiret. Dieses Amt ist nämlich nicht da, um lediglich Bestrafungen hervorzurufen; nein, es soll die Wahrheit suchen, und die Schleier lüften, die sie decken. Es soll den Schuldigen verfolgen und den Unschuldigen schützen. Es ist der Wacheposten, der sein Auge weit um sich wirft, um überall zu erforschen, ob das Gesetz williges Gehör findet, damit der redliche Bürger sicheren Schrittes durch das Leben wandeln, und sich der Früchte seines Fleißes und der Sicherheit seiner Ehre, Freiheit und Person erfreuen könne. Aber auch das Organ der Staatsregierung ist der Staatsprocurator in dem Innern des Gerichtes, und durch ihn läßt sie ihre rechtlichen Ansinnen und nöthigenfalls ihre Gründe an die Gerichte gelangen, obgleich, nachdem dies geschehen, ihm auch der Ausdruck seiner eigenen rechtlichen Meinung verstattet ist. In den Sitzungen des Gerichtes klagt er an, wenn die Untersuchung und Verhandlung ihm dazu die Mittel bietet, ohne die zu Gunsten des Beschuldigten streitenden Momente zu entstellen oder zu verschweigen, denn einen Unschuldigen will ja die bürgerliche Gesellschaft nicht bestraft wissen, da ein jedes ungerechte Urtheil eine Wunde ist, welche ihr geschlagen wird, weßhalb denn auch in dem Amte des Staatsprocurators Humanität mit weiser Strenge gepaart gehen können. Darum sehen wir sowohl hier als bei andern rheinischen Gerichten, daß die Beamten dieser Magistratur in getreuer Uebung ihrer Berufspflichten sich zuweilen nicht allein eines jeden Strafantrages enthalten, sondern sogar auch die Stelle des Vertheidigers übernehmen. Wie schön ist dieses Amt also nicht, in welchem dem von Recht und Wahrheit begeisterten Herzen es

vergönnt ist, alle Mittel des Verstandes, des Wissens und der Beredsamkeit aufzubieten, um dem Rechte und der Wahrheit einen bestrittenen Sieg zuzuwenden, um dadurch dem öffentlichen Wohle hohen Nutzen zu bringen! In bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten ist der Staatsprocurator ein wackerer Mitarbeiter der Gerichte, er soll ihnen durch eine gründliche Entwicklung des Sachverhaltes zur Seite stehen, ihnen Aufklärung geben und sie erleuchten, und in dieser Weise ist er besonders zum Schutze der Minderjährigen und aller derjenigen aufgestellt, welche nicht selbstständigen Rechtes sind, so wie er auch da das Wort zu nehmen berufen ist, wo die bürgerliche Gesellschaft ein besonderes Interesse hat, daß die Entscheidung des Gerichtes in irgend einem Sinne ausfalle. Unabhängig von dem Gerichte ist auch letzteres unabhängig von ihm, und Irrungen des Staatsprocurators verlieren bei der Selbstständigkeit des Gerichtes die Schärfe ihrer Nachtheile, während aus diesem nämlichen Grunde auch die der menschlichen Natur des Beamten mitunter entströmenden Verwickelungen stets an der ruhigen Impassibilität und der Festigkeit des Gerichtes scheitern müssen, indem es die letzte Instanz bleibt, welche am Ende doch Alles ordnet und regelt.

Mit der Ueberwachung des Dienstes bei den Gerichten gesetzlicher Bestimmung gemäß beauftragt, hat der Staatsprocurator alle Obliegenheiten der Gerichte genau in's Auge zu fassen, und ihm selbst ist es eine Pflicht, die Befolgung desjenigen zu beantragen, was das Gesetz als Norm des Verhaltens den Gerichten selber vorgezeichnet hat. Indem aber auch umgekehrt die amtliche Wirksamkeit der Beamten der Staatsprocuratur dem Gesichtskreise der Gerichte keineswegs entrückt ist, so prägt sich hier eine gegenseitige Controle vortheilhaft aus, welche der Verwaltung der Justiz Frommen und Gedeihen verspricht. Das sind einige der Vorzüge eines Amtes, dessen Werth und Nützlichkeit wir alle kennen und schätzen gelernt haben. Frembem Boden entsprossen, ist es nicht minder gut, und mit deutschem Sinne zollen wir Alle gerne einer fremden trefflichen Schöpfung das verdienteste Lob.

In diesem Amte sind Sie, Herr Staatsprocurator-Substitut Dr. Dael, berufen, nunmehr ihre Thätigkeit zu entfalten. Das Gericht, welches Sie auch heute wieder in dieser neuen Stellung gerne willkommen heißt, sieht Ihren Leistungen entgegen und zwar mit Vertrauen, da Ihr Charakter und Wille uns nur von der ehrenhaftesten Seite bekannt ist, und Ihre sonstigen Befähigungen sich bereits bewährt haben. Lassen Sie uns daher, meine Herren des Gerichtes Alle und auch Sie, meine Herren, welche Mitglieder des ehrenden Standes der Advocatur sind, stets unsere besten Kräfte vereinigen, damit all das Gute, dessen

sich die Bewohner des linken Rheinufers im Fache der Gesetzgebung zu erfreuen haben, uns erhalten bleibe, was wir am besten erreichen können, wenn unter dem Horte unserer gerichtlichen Einrichtungen die Justiz gut verwaltet wird, und so werden auch wir das Unserige dazu beitragen, damit dereinst unsern übrigen Mitbürgern aus dem großen germanischen Volksstamme ebenfalls die Segnungen zu Theil werden möchten, welche durch Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens in den schönen Provinzen des linken Stromgebietes des Rheines Wohlstand und Gedeihen verbreitet haben. Wenn aber Stimmen sich gegen uns erheben, welche die Ansprüche der Zeit weniger als ein wirkliches Bedürfniß erkennend, fortschreitender Entwicklung nicht in gleichem Maße zugethan sein sollten, so lassen Sie uns mit der Ruhe und Mäßigung, welche sich stets in der Begleitung redlicher Intentionen findet, auf unsere eigenen Zustände hinweisen, und ohne Groll und ohne Härte mit den Waffen der Ueberzeugung kämpfen, damit der Sieg einem Verfahren zufalle, das, wenn wir wenigstens nach unsern eigenen Erfahrungen urtheilen dürfen, im Fache der Rechtspflege für Alle, die des Rechtes bedürfen, ein hoher Gewinn sein muß.

Indem ich Sie, Herr Staatsprocurator-Substitut Dr. Dael, anburch in Ihre Dienstverrichtungen eingewiesen erkläre, lade ich Sie ein, Ihren Sitz einzunehmen.

Ueber Gerichtsöffentlichkeit.

Rede des Abgeordneten Klinger in der sächsischen zweiten Kammer im Jahre 1843.

Wenn schon, meine Herren, ich nicht im Stande sein werde, etwas Neues über den vorliegenden Gegenstand zu sagen, da schon gestern und vorgestern ausgezeichnete Redner darüber gesprochen haben, und auch im Deputationsberichte ein reichhaltiges Material zusammengetragen ist, welches dasjenige vollständig begründet, was die außerordentliche Deputation beantragt hat, so halte ich mich doch für verpflichtet, mit einigen Worten hervorzutreten, theils aus dem Grunde, weil Wahrheiten, wenn sie auch mißfallen, nicht oft genug gesagt werden können, theils auch um dadurch an den Tag zu legen, daß ich mich bei Feststellung meiner

Meinung nicht von einer flüchtigen Richtung der Zeit habe hinreißen lassen. Meine Herren, der Zweck des Strafverfahrens kann kein anderer sein als Erforschung der wirklichen materiellen Wahrheit. Der Weg, der am schnellsten und am sichersten dazu führt, dieser Weg wird im Interesse des Rechts eingeschlagen werden müssen; denn es handelt sich beim Criminalverfahren um unveräußerliche Güter, um Ehre, Leben und Freiheit. Zwar behauptet die hohe Staatsregierung, daß im Inquisitionsprozesse durch die Schriftlichkeit die Garantie vollständig gegeben sei, um sicher zur Erforschung der materiellen Wahrheit zu gelangen. Allein ich kann dieser Behauptung nicht beitreten, erkläre mich vielmehr für Mündlichkeit, Oeffentlichkeit und Anklageprozeß mit Staatsanwaltschaft in Verbindung mit Voruntersuchung. Wenn sich Jemand in irgend einer Lage, in irgend einem Verhältnisse von Etwas sicher, genau und vollständig überzeugen will, so wählt er dazu nicht die Berichterstattung eines Dritten, sondern er wird wünschen, selbst zu hören, selbst zu sehen, sich selbst zu überzeugen, und darauf sein Urtheil zu gründen. Ich frage Sie, meine Herren, wo ist ein Kaufmann, der, wenn ihm die Gelegenheit geboten ist, es verschmähet, die Waaren, die er zu kaufen sucht, vorher erst selbst zu sehen, sie selbst zu prüfen? Ich frage Sie, wo ist ein Landwirth, der ein Gut kaufen will, der sich nur auf eine bloße Beschreibung desselben aus dritter Hand verläßt? Er wird selbst hingehen, selbst hören, selbst in Augenschein nehmen, weil in Jedem die Ueberzeugung lebt, daß eigne Augen anders sehen als die eines Dritten. Wo ist ein Jurist, der bei einem Prozesse von irgend einer Wichtigkeit nicht wünschen sollte, mit seinem Clienten vorher selbst Rücksprache zu nehmen, um alles Thatsächliche genau zu ermitteln, was auf den Gang des Prozesses von Einfluß sein könnte? Wo ist ein Arzt, der einem ihm noch unbekannten Kranken schriebe: Gieb mir nur schriftlichen Bericht, ich brauche dich weder zu sehen, noch zu hören, ich werde schon aus dem Berichte deine Krankheit erkennen, und die richtigen Mittel treffen? Ueberall, meine Herren, in allen Verhältnissen des Lebens, wo es gilt, einen Entschluß zu fassen, sich ein sicheres Urtheil zu bilden, wird man unwillkürlich den Wunsch haben, erst selbst zu sehen, selbst zu hören, sich selbst zu überzeugen. Nur dieser Inquisitionsprozeß mit seiner Schriftlichkeit macht fast die einzige Ausnahme von diesem naturgemäßen Verlangen; nur ihm genügt es, daß dem erkennenden Richter Bericht von einer andern dritten Person, von dem Protokollanten, gegeben werde. Er verbietet dem erkennenden Gericht, unmittelbar in Verkehr zu treten mit dem Angeschuldigten und den Zeugen, sich selbst zu unterrichten, selbst zu sehen, selbst zu hören. Allein die Schrift ist nicht im Stande,

ein treues, klares, deutliches, vollständiges Bild von dem zu geben, was bei dem Untergerichte von dem Angeschuldigten und den Zeugen geschehen, gesagt und gesprochen worden ist. Es ist eine reine Unmöglichkeit, jedes Wort, jede Sylbe in der Schrift aufzunehmen; es ist unausführbar, selbst wenn man annehmen wollte, es würde dem zu begegnen sein durch die Stenographie. Denn, meine Herren, wenn man damit auch Treue und Vollständigkeit schaffen wollte, so würde das Ergebniß das sein, daß die Acten in Kurzem zu Bergen anwüchsen, womit man einen Fluß ausfüllen könnte. Es würde keinem Gerichtshofe möglich sein, solche Actenstöße zu lesen, und es gehörte, wie ein Schriftsteller sagt, ein Geschwindleser dazu. Was folgt daraus, daß nicht Alles und Jedes schriftlich niedergelegt werden kann? Es folgt daraus, daß der, welcher die Aussagen des Angeschuldigten und der Zeugen aufnimmt, nur einen kahlen Auszug davon geben kann. Dem Untersuchungsrichter ist es daher allein überlassen, das Erhebliche von dem Unerheblichen auszuscheiden; in seiner Hand liegt es, was der erkennende Gerichtshof erfahren und nicht erfahren soll. Ist aber auch das, was er ausgeschieden hat, das Richtige? Der Eine legt einen höheren Werth auf einzelne Umstände und schreibt 4, 5, 20 Bogen darüber; ein Anderer legt wieder diesen Werth auf andere Thatsachen, und Keiner von ihnen trifft vielleicht das allein Erhebliche. Es ist in der That auch nicht leicht, allemal das Richtige zu treffen, das auszuscheiden oder aufzunehmen, was bei der Entscheidung von Einfluß sein kann oder nicht. Es ist nicht leicht, sage ich, zumal in den ersten Stadien der Untersuchung, weil man nicht jederzeit im Voraus wissen kann, was dereinst von Wichtigkeit sein werde. Wenn man über alle Umstände des Verbrechens sofort durch eine genaue Erzählung aufgeklärt werden könnte, so würde man von einzelnen Angaben vielleicht ganz anders urtheilen, als am Schlusse der Untersuchung es möglich ist. Es ist aber auch nicht leicht, weil in sehr vielen Fällen tiefe Rechtskenntniß dazu gehört, zu wissen, ob gerade dieser oder jener Umstand von Einfluß auf die Entscheidung sei oder nicht. Allein man könnte sich damit vielleicht eher begnügen, daß nur ein Auszug dem erkennenden Richter gegeben werde, auf den er sein Urtheil baut, wenn nicht auf der andern Seite eine gleich große Gefahr daraus entstände, daß dieser Auszug nicht allemal ganz getreu ist und nicht getreu sein kann. Es ist nicht möglich, alle und jede Worte einer kürzeren oder längeren Erzählung im Gedächtniß zu behalten; dem Protokollanten und Untersuchungsrichter wird dies auch nicht möglich sein. Was einer in zehn Minuten spricht, wird in der Niederschrift vielleicht mehre Bogen betragen. Wie ist es möglich, daß derjenige, der vor zehn Minuten

eine Periode von Angeschuldigten und Zeugen vernommen hat, behaupten könne: er habe Alles Wort für Wort in seinem Gedächtnisse aufgefaßt? Es kann im Protokoll nur der Sinn dessen wiedergegeben werden, was der Angeschuldigte oder die Zeugen ausgesagt haben, mehr nicht. Man hat hierbei aber traurige Erfahrungen genug gemacht; im Auslande sowohl als im eigenen Vaterlande kommen Beispiele in Unzahl vor, aus denen es sich ergiebt, daß der Sinn der Aussage der Angeschuldigten und der Zeugen vom Protokollanten oft ganz mißverstanden, irrig aufgefaßt und mit diesen Irrthümern niedergeschrieben worden ist. Ich würde im Stande sein, mehre Beispiele davon sofort aufzuführen. Ich werde mich aber in der Hauptsache dessen enthalten. Ich glaube, daß ein guter Protokollant, ein solcher, welcher viel Bildung besitzt, welcher sich viel mit Belletristik beschäftigt hat, der sich dadurch eine blühende Sprache angeeignet, der sich in Schrift und Wort einer eleganten Diction bedient, daß dieser nicht im Stande ist, seine Sprachweise ganz aufzugeben und sich der des Zeugen oder Angeschuldigten genau zu bedienen, es wird immer Etwas von seiner Subjectivität in das Protokoll übergehen, und das ist gefährlich, weil ein solches Protokoll nicht verstanden wird. Daher erfahren wir häufig, wie im Protokolle Aussagen niedergelegt sind, daß man oft glauben muß, der Angeschuldigte, der Zeuge weiß sich außerordentlich gut auszudrücken, es ist Alles so richtig, so geordnet vorgetragen, der Angeschuldigte muß ein Mann von Bildung sein, und am Schlusse liest man, wie Leue in seiner Schrift bemerkt: „übrigens scheine der Angeschuldigte oder der Zeuge etwas schwach an Verstande zu sein.“ Man stützt sich darauf, daß durch das Vorlesen des Protokolls dem abgeholfen werde; der Angeschuldigte und der Zeuge habe das Recht, Erinnerungen gegen das Protokoll zu machen, er werde auftreten und sagen: das ist meine Meinung nicht. Allein treten Sie hinaus in die unteren Classen des Volks, und Sie werden finden, daß es nicht im Stande ist, beim Vorlesen des Protokolls den Sinn desselben vollständig zu erfassen, eben weil es in einer andern Ausdrucksweise als in der seinigen abgefaßt ist. Um Eines zu erwähnen, so ward vor ganz kurzer Zeit ein Mann in Polizeistrafsachen verurtheilt; er erklärte, daß er nicht wisse, wie er zu dieser Strafe komme. Ich sah das Protokoll ein und fand, daß die Strafe diesem Protokolle nach ganz in der Ordnung war; denn im Protokolle war ausgesprochen, daß der Angeklagte bekannt habe, daß er eine obrigkeitliche Verfügung erhalten, er habe bekannt, daß er dessen ungeachtet das und das gethan, er habe bekannt, daß er geflissentlich dagegen gehandelt habe. Das Protokoll war vorgelesen, genehmigt, von ihm selbst vollzogen worden, und dennoch erklärte er, es sei nicht wahr, er

habe nie eine obrigkeitliche Verfügung in dieser Angelegenheit erhalten. Beim Vorlesen des Protokolls hat er dasselbe weder überhaupt, noch weniger aber verstanden, was es heißt: geflissentlich gegen eine obrigkeitliche Verfügung handeln. Nicht allezeit ist es möglich, dergleichen Protokolle als irrig darzustellen; es ist unendlich schwierig, die Glaubwürdigkeit der Protokolle zu vernichten. Es wurde in dem vorliegenden Falle möglich gemacht; denn es konnte nicht nachgewiesen werden, daß eine obrigkeitliche Verfügung an diesen Mann erlassen worden. Ganz natürlich folgte daraus, daß er nicht geflissentlich dagegen gehandelt haben konnte. Eine Menge von andern Fällen schweben vor meinem Gedächtnisse; ich will aber darauf verzichten, ich habe nur daraus andeuten wollen, daß es nicht möglich sei, durch das Vorlesen des Protokolls eine Garantie gegen Irrthümer und Mißverständnisse zu geben. Ja Sie werden, meine Herren, in der Civiljustiz dasselbe finden. Lassen Sie heute eine große Verhandlung stattfinden über verschiedene Punkte, es ist der Richter, der Protokollant gegenwärtig, es sind eine Masse von Personen zugegen, vielleicht 10, 15, 20 Advocaten, das Protokoll wird aufgenommen, vorgelesen, genehmigt, unterzeichnet, und kaum sind einige Tage in's Land gegangen, so treten die Parteien auf und sagen: das Protokoll habe einen andern Sinn, als er vom Gegentheile angenommen werde, es sei nicht so zu verstehen, man habe bei dem Vorlesen das anders verstanden, und so erhebt sich bald darauf wieder ein Prozeß über den Sinn des Protokolls. Also mit dem Vorlesen des Protokolls ist nichts gedient. Um wie viel trauriger ist das in Criminalsachen; ein Wort zu viel oder zu wenig ist oft im Stande, über Ehre und Freiheit zu entscheiden! Der königliche Herr Commissar hat in seiner vorgestrigen Rede erklärt, das Protokoll sei das Original vom Geschehenen, das vorgelesene, genehmigte und beglaubigte Protokoll gewähre die höchste Garantie. Allerdings ist es das Original, es ist das Original für den, der es niedergeschrieben hat, das Original für das Gericht, aber nicht das Original für den, der seine Aussagen darin niedergelegt hat. Warum nicht? Es enthält nur einen Auszug von seinen Aussagen, und es enthält diesen Auszug auch in einer andern Sprachweise, als die des Angeschuldigten oder Zeugen ist. Vergleichen Sie, meine Herren, mit jenen Mängeln das mündliche unmittelbare Verfahren. Das mündliche Verfahren giebt eine ganz andere Garantie. Ich verstehe hier unter diesem mündlichen unmittelbaren Verfahren dasjenige, wornach der Richter Nichts für wahr annehmen darf, als was er selbst gehört von den Zeugen und dem Angeschuldigten, oder was er nicht mindestens aus der Voruntersuchung wiederholt bestätigen gehört hat. Es

ist damit zugleich Schriftlichkeit verbunden, in der Voruntersuchung werden auch die hauptsächlichsten Punkte protokollarisch fixirt, ebenso auch bei der Hauptverhandlung, und neben dieser Fixation durch die Schrift tritt noch der unmittelbare Verkehr mit dem Richter ein. Meine Herren, es ist möglich, bei dem mündlichen Verfahren durch eine zeitgemäße Frage des Richters das Dunkel, welches über irgend einer That schwebt, sofort aufzuhellen. Ist das möglich bei unserm Inquisitionsverfahren? Bisweilen wohl, aber nicht immer. Warum? Die Punkte und Momente, die in den Untersuchungsacten nicht vorhanden sind, diese sind auch nicht für den erkennenden Richter da; er kann nicht nachhelfen, wenn Umstände weggelassen worden sind. Er kann sich keine Aufklärung mehr über die Sache verschaffen, er kann auf einzelne einflußreiche Gegenstände gar nicht kommen; denn die Acten enthalten oft keine Andeutung davon. Ich erkläre daher, es ist kein Heil in der Schriftlichkeit, und hauptsächlich hat mich dazu bestimmt, nicht seit gestern und heute, sondern schon seit Jahren, der Umstand, daß ich gesehen habe, es sei nicht möglich, daß von dem Untersuchungsrichter etwas Anderes gegeben werden könne als ein Auszug von dem, was der Angeklagte und die Zeugen gesagt haben, und obendrein in einer Uebersetzung, die nicht das Original ist. Aber wo es sich um Gegenstände so wichtiger Art handelt, da muß die Angabe jedes Umstandes treu, wahr und vollständig sein. Meine Herren, es lassen sich noch eine Menge von andern ebenfalls sehr wichtigen Gründen für das mündliche Verfahren anführen. Ich berühre sie nicht; ich habe nur diejenigen herausheben wollen, die mich besonders überzeugt haben. Ich verzichte darauf, noch mehr anzuführen; wozu auch ist es nöthig, Beweise für die Vorzüglichkeit des unmittelbaren Verfahrens geben zu wollen? Fordert man einen Beweis dafür, daß Tag nur Tag, und Nacht nur Nacht sei? Gewiß nicht. — Ich erkläre mich auch für die Oeffentlichkeit. Ich bin der festen Ueberzeugung, meine Herren, daß die Oeffentlichkeit einen großen Sporn für die Wahrhaftigkeit bietet. Es ist nicht zu läugnen, daß in einer großen Versammlung da, wo die Feierlichkeit und Würde der Verhandlung so groß ist, diese Feierlichkeit, diese Würde einen tiefen Eindruck auf die Menschen hervorbringt. Es ist leichter in der Umgebung von wenigen Personen der Wahrheit weniger zu huldigen als vor einer großen Versammlung. Die Erfahrungen anderer Länder beweisen das in Bezug auf das Criminalverfahren vollständig; sie beweisen es damit, daß, während bei uns selten Jemand sich veranlaßt findet, sich als Zeugen aufzuwerfen, sie dort von den Tribünen herabkommen, sich zu Zeugen anbieten, um Aufklärung zu geben, und um dem, der vielleicht eine falsche Aussage gethan hat, zu widersprechen.

Diese Erfahrung macht man selbst in Ländern, wo man es am wenigsten vermuthen sollte. Ich meine Italien. Ich darf nicht unterlassen, hier eine Mittheilung zu erwähnen, die mir von einem ausgezeichneten Criminalisten Deutschlands hierüber gemacht worden ist. Er sagt, er habe Italien bereist in der Absicht, um daselbst das Land mit seinen Sitten und Institutionen, besonders das öffentliche, mündliche Verfahren dort kennen zu lernen. Um die Stimme des Volkes darüber zu erfahren, habe er sich entschlossen, in die niedrigsten Wirthshäuser zu gehen. Er sei herabgestiegen zu den Vetturinis und Vaccinis. Er habe sie gefragt: wie steht es mit eurem öffentlichen Verfahren? Seid ihr damit zufrieden? Die Antwort sei gewesen: Nein, das ist ein böses Verfahren. Warum? Früher, als das schriftliche Verfahren bestand, da ging man hin, gab seine Aussagen vor wenigen Personen an der Gerichtsstelle ab, sie wurden niedergeschrieben, und es ward nicht so genau genommen. Da war es möglich, seinen Freunden durchzuhelfen. Allein jetzt, wo man vor der öffentlichen Versammlung erscheinen muß, jetzt, wo die Feierlichkeit der Handlung auf jedes Gemüth einen tiefen Eindruck macht, wo bald der Präsident des Gerichtshofes mit Fragen in einen hineinstürmt, bald der Vertheidiger, bald wieder die Beisitzer des Gerichts, bald endlich der Staatsprocurator mit Fragen aller Art überhäuft, da wird man gedrängt und getrieben, daß es nicht möglich ist, mit Unwahrheit hervorzutreten; man kann nicht anders, man muß die Wahrheit sagen. Es ist die Oeffentlichkeit auch zu gleicher Zeit ein Sporn für den Richter, möglichst gerecht zu sein. Es kann nicht fehlen, daß der Eindruck, der durch die Feierlichkeit der Handlung auf die Zeugen gemacht wird, auch bei dem Richter stattfinden werde. Er muß mit großer Aufmerksamkeit allen Ergebnissen der Verhandlung folgen. Er würde sich dem Spotte, der Verachtung des ganzen Publicums aussetzen, wenn er zur Parteilichkeit, zur Ungerechtigkeit sich verleiten lassen wollte. Der Richter selbst hat aber auch zugleich ein Recht darauf, daß Alles öffentlich bekannt werde, daß alle Verhandlungen öffentlich seien, damit das Volk wisse, daß Gerechtigkeit von ihm geübt worden. Dasselbe gilt bei ihm von der Unmittelbarkeit. Denn ist er jetzt davon überzeugt, daß die Schriftlichkeit mit manchen Mängeln behaftet ist, weiß er, daß er nur einen unvollständigen Auszug erhält, in der That, so wird er zwar seine Pflicht erfüllen, indem er sein Urtheil auf die Acten gründet, aber ob er sich in seinem Gewissen allemal so frei fühlt, das, meine Herren, lasse ich dahingestellt sein. Es ist keine Frage, daß die Oeffentlichkeit auch Rechtssinn begründet und Rechtssinn verbreitet. Wir haben ein Criminalgesetzbuch von einigen hundert Artikeln; es ist eine Masse von einzelnen

Bestimmungen darin, welche der Mehrzahl des Publicums unbekannt sind. Man darf nicht sagen, das Gefühl, das Gewissen sagt es schon einem Jeden, was Recht oder Unrecht sei. Die Erfahrung zeigt das Gegentheil. Es giebt feine Subtilitäten des Criminalrechts, wo es schwer ist zu entscheiden, wie schon gestern vom Abgeordneten Dr. v. Mayer angeführt worden, ob eine Handlung strafbar oder nicht strafbar ist. Man denke nur an die Selbsthülfe, an die Ausübung und den Schutz des Besitzes. Es kommt vor, daß Jemand in Untersuchung gezogen wird, der glaubt, er sei in seinem vollsten Rechte. Es wird durch Oeffentlichkeit der Verhandlung Aufklärung und Rechtskenntniß verbreitet werden, wenn auch erst nach und nach. Wir müssen doch sehr wünschen, daß alle die Gesetzbestimmungen, die einmal bestehen und gegeben sind, allgemein bekannt und treu befolgt werden. Wir hindern dies jetzt durch die Nichtöffentlichkeit. Allein das größte Recht auf Oeffentlichkeit scheint mir der Angeschuldigte selbst zu haben. Es ist keine Kleinigkeit, in Untersuchung gezogen zu werden; denn die Folgen können von den größten Nachtheilen begleitet sein. Sehr leicht verbreitet sich das Gezischel davon von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr, verbreitet sich über die ganze Umgegend hin, der gute Ruf ist untergraben und der Mann gebrandmarkt. Es sind viele Fälle dieser Art in unserm Vaterlande bekannt, und selbst wenn auch nachher die Freisprechung erfolgte, ward Mißtrauen und Verfolgung nicht gehoben. Ich mache nur auf einen Fall dieser Art aufmerksam. Vor nicht zu langer Zeit wurde Jemand der Brandstiftung bezüchtigt, hierauf aber gänzlich freigesprochen; dennoch war er, verfolgt von der Meinung und dem Mißtrauen des Publicums, veranlaßt, seine Heimath zu verlassen, und wird vielleicht jetzt die zweite Heimath wieder aufgeben müssen. Warum? weil das Publicum nicht die Gründe kennt, die seine Unschuld darstellen, aus denen er freigesprochen ist. Der Mann kommt dadurch zu dem höchsten Elend und Unglück, und vor wenigen Tagen habe ich von einem ähnlichen Fall des Auslandes gelesen. Es war eine Frau in Untersuchung gezogen worden, auch in Bezug auf Brandstiftung. Nachdem die Untersuchungsacten geschlossen waren, hatte der Referent darüber Vortrag zu erstatten, und sprach seine Meinung dahin aus, die Angeschuldigte sei frei zu sprechen, es hafte kein Verdacht auf ihr. Allein, fügte er hinzu, die Untersuchungsacten haben zugleich die traurige Wahrheit ergeben, daß, wenn diese Person in ihre Heimath wieder zurückkommt, sie ihres Lebens nicht mehr sicher sein werde, es hafte einmal der Verdacht der Brandstiftung auf ihr; und er trug daher darauf an, daß sie zu ihrer eigenen Sicherheit auf einige Jahre in das Arbeitshaus gebracht werde. Warum? Um bei der

aufgeregten Stimmung des Publicums, welches die Gründe der Freisprechung nicht kennt, nicht todtgeschlagen zu werden. Etwas der Art kann bei uns nicht vorkommen; unsre Richter stehen auf einer zu hohen Stufe der Intelligenz und Humanität, als daß sie eine solche Entscheidung geben könnten. Allein es ist Beweis genug dafür, daß es nothwendig ist, die Oeffentlichkeit einzuführen, damit das Publicum weiß, aus welchen Gründen Jemand verurtheilt oder freigesprochen wird. Bleiben diese Gründe unbekannt, so bleibt auch nach der Freisprechung immer noch ein Verdacht haften, der Verachtung und Verfolgung oft zur Folge hat. Ich erkläre mich aber auch für den Anklageprozeß und kann damit um so kürzer sein, weil von mehren Rednern vor mir darüber schon mit großer Ausführlichkeit und Klarheit gesprochen worden ist. Ich beziehe mich nur darauf, daß es nothwendig ist, daß eine bestimmte Anklage formirt werde, damit nicht das beliebte Hineininquiriren in andre Gegenstände erfolgt. Hauptsächlich aber darum, weil ich mich auch von der großen Gefahr der Triplicität des Richters überzeugt habe. Man hat gesagt, der Richter könne alle diese drei Functionen im Interesse des Rechts auf sich nehmen; allein es ist gegen die Natur des Menschen, er kann nur einer, nicht ein doppelter zugleich sein. Kann man nach Ost und nach West zu gleicher Zeit sehen? kann man vorwärts und rückwärts zu gleicher Zeit schreiten? kann man Blitze mit der Rechten gegen Jemanden schleudern und dieselben wieder mit seiner Linken auffangen wollen? Das widerstreitet der Natur. Es giebt nur eine Einheit des menschlichen Willens. Ich muß mich daher gegen den jetzigen Inquisitionsprozeß und gegen die zeitherige Triplicität des Richters und für den Anklageprozeß erklären. Meine Herren, es würde mir möglich sein, eine Menge anderer Gründe darzulegen, die für den Vorzug der Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, des Anklageprozesses mit Staatsanwaltschaft sprechen, denn das Material dazu ist unendlich reich; allein ich verzichte darauf, da von mehren Abgeordneten vor mir der Gegenstand mit großer Vollständigkeit behandelt worden ist. Nur das füge ich noch hinzu: Die Regierung hat der Ständeversammlung auch gestern wieder das Versprechen gegeben, sie werde, wenn sie zu einer anderen Ueberzeugung gelangt sei, wenn sie erkannt habe, daß das von der Deputation Beantragte wirklich große Vorzüge vor dem Inquisitionsprozesse besitze, gern bereit sein, den diesseitigen Wünschen entgegenzukommen. Es ist ein offenes, redliches Wort. Die Regierung hat das ernste, heilige Streben nach Wahrheit und Recht; sie wird Wort halten, und ich bin der Ueberzeugung, sie wird veranlaßt sein, recht bald Wort zu halten, da ich hoffe, sie werde sich bald eines Andern überzeugen. Denn die

Wahrheit, wenn auch noch so sehr von Hemmnissen umgeben, wird überall durchdringen und den Sieg davontragen.

Ueber Preßfreiheit.

Rede des Abgeordneten Oberländer in der sächsischen zweiten Kammer im Jahre 1843.

Meine Herren! Da ich gestern wegen bedeutenden Unwohlseins nach Beginn der Tagesordnung unsere Versammlung verlassen mußte, und daher die von den verschiedenen Rednern entwickelten Ansichten nicht kenne, auch mein körperlicher Zustand heute nur taliter qualiter das Sprechen zuläßt, so werde ich Ihre gütige Nachsicht in mehr als Einer Beziehung in Anspruch nehmen müssen. Aber wenn diesmal auch schon vier und siebzig Mitglieder unserer Kammer sich erhoben hätten für das kostbare und unveräußerliche Recht der freien Gedankenmittheilung, so würde ich keinen Anstand nehmen, mit meinen letzten Kräften als fünf und siebzigster Sprecher aufzutreten für die Freiheit des menschlichen Geistes, für das wichtigste Hülfsmittel zu jeglichem Fortschreiten in allen Gebieten menschlicher Kenntniß und Wissenschaft, für dieses sicherste Schild gegen die Schläge des Unrechts, der Unterdrückung und der Willkür jeglicher Art, für die mächtigste Schützerin und unentbehrliche Gewährleisterin aller übrigen Freiheiten — für die Preßfreiheit, ohne welche alle Repräsentativverfassung für immer ein leerer Schall bleibt. Darum wird in diesen Reihen der würdigen Vertreter des sächsischen Volkes, der treuen Wächter seiner Verfassung, über diese Frage nur Eine Stimme sein, wie es nur Eine Stimme ist unter allen Verständigen und Wohlgesinnten aller civilisirten Völker des Erdbodens. Ich trete damit nicht in Opposition gegen die Ansichten, die so eben ein verehrter Staatsminister entwickelt hat. Auch er gehört gewiß zu denjenigen, welche die Freiheit des menschlichen Geistes, also die Preßfreiheit, im Princip anerkennen, nur daß wir wegen der Mittel zur Abwendung des Mißbrauchs dieses Rechts nicht einerlei Meinung sein werden. In diesem wichtigen Moment, wo ein ganzes Volk, gestützt auf sein gutes, durch das Herzblut seiner Kinder, durch seine Liebe und Treue für Fürst und Vaterland verdientes, durch heilige Urkunden verbrieftes Recht, seine Regierung um

Erhörung bittet, da fehlt nicht die innerste Bewegung der Seele, da steht vor ihr die ganze Wichtigkeit der Stellung eines Volksvertreters. Mit tiefer Bewegung, von dem großartigen Verhältniß der Sache durchdrungen, mit Begeisterung, aber darum nicht ohne Prüfung und Ueberlegung, gebe ich meine Stimme ab. Daß ich sie noch in dieser Sache, auf dieser erhabenen Stelle, in dieser ehrwürdigen Halle, wo sich vor den Blicken von ganz Deutschland die Vertreter eines würdigen und intelligenten Volkes über eine Angelegenheit nicht nur ihres Landes, sondern der ganzen Menschheit mit dem Aufblick auf den, der Alles leitet, berathen, abgeben kann, das werde ich stets zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens zählen. Mein Zweck kann nicht sein, Ihr gewichtiges Einverstehen mit den Anträgen unsrer Deputation erst hervorzurufen, denn ich müßte bei Ihnen in den Verdacht großer Eitelkeit kommen, wenn ich die Meinung verriethe, als könnte ich noch etwas Neues hinzufügen, sondern damit möglichst aus allen Theilen des geliebten Vaterlandes jenes Einverstanden erschalle und nachhalle, und unsre Regierung sich um so sicherer davon überzeuge, daß auch das sächsische Volk seine Bitten nicht eher einstellen werde, bis erfüllt worden, was den Völkern Deutschlands, nachdem sie das Vaterland von der Schmach fremder Despotie befreit, und ihre Fürsten in ihren Rechten und Thronen befestigt, von letzteren vor ganz Europa feierlich verheißen, und in allen Verfassungsurkunden der einzelnen constitutionellen Staaten Deutschlands noch besonders zugesichert und bestätigt worden ist. — Verlangt ganz Deutschland die Preßfreiheit nach dem 18. Artikel der deutschen Bundesacte vom 8. Junius 1815, so beanspruchen wir Sachsen sie noch besonders nach §. 35 unsrer Verfassungsurkunde. — Nach einer bekannten Rechtsregel ist ein nach Zeit und Umfang unbestimmt gelassenes Versprechen so bald und so gut als möglich zu erfüllen. Nach einem fast zwölfjährigen Zeitraume sind wir aber noch da, wo wir vor dem Versprechen waren. Und daß, was den Umfang dieses Versprechens anbelangt, der vorgelegte Gesetzentwurf eher jeder anderen Sache als einem Preßfreiheitsgesetze ähnlich sieht, darüber braucht man nicht erst einen Commentar zu schreiben. Ist aber die Verfassung nicht das kostbarste Gesammtgut für Fürst und Volk, die Gewährleistung des gegenseitigen Rechts, woran Fürst und Volk gleichen Antheil nehmen? Es ist also auch die Heilighaltung und die Erfüllung der Verfassung die wichtigste Angelegenheit für Alle; Fürst und Volk, die Minister wie die Stände, haben hier alle gleiche Pflicht. Darum, meine Herren, wer für die Constitution, wer für eine einzelne Paragraphe der Constitution, wer für die Preßfreiheit spricht, der spricht nicht nur für das Volk, sondern auch für die Regierung. Es besteht

aber diesen heiligen Bestimmungen entgegen nicht die Preßfreiheit, der Grundsatz, sondern die Censur, also das pure Gegentheil. Kaum kann es zwar fehlen, daß das, was hier gesagt werden muß, da und dort mißliebig aufgenommen werden wird; allein die freie Rede, die Rede der innern Ueberzeugung ist ein uns vertrautes Gut, für dessen Nichtgebrauch wir eben so verantwortlich sind wie für den bösen Gebrauch. — Der einzige Grund, der gegen die Preßfreiheit angeführt zu werden pflegt, besteht darin, daß sie oft mißbraucht werden könne und leider überall mißbraucht werde. Aber wir wollen dem Mißbrauch ebenfalls Schranken setzen, feste Schranken setzen. Diese Freiheit darf nicht die Rechte Anderer und das Sittengesetz verletzen, nicht die öffentliche Ruhe und Ordnung gefährden. Die Ueberschreitung dieser Grenzen, der Mißbrauch dieses Rechts muß der strengsten Bestrafung und Civilentschädigung unterworfen sein. Die durch die Presse begangenen Verbrechen müssen sogar härter geahndet werden als die gewöhnlichen, weil ihre Wirkung weithin verbreitet ist. Denn eine Verleumdung, eine Verletzung, ein Angriff, der mit der Schnelligkeit der Preßverbreitung geschieht, schlägt tiefere Wunden als die mündliche Rede. — Dieser Gefahr vorzubeugen ist jetzt die Censur bestimmt. Allein abgesehen davon, daß dieses Institut den Mißbrauch, wie wir Alle wissen, nicht hindert, so hat es auch große Nachtheile und Rechtsverletzungen in seinem Gebiet und Gefolge. An die Stelle der Censur sollen zur Abwendung des Mißbrauchs der Presse die strafenden Gerichte treten, und zwar wegen der eigenthümlichen Verhältnisse der Presse am zweckmäßigsten die Geschwornengerichte. Wir weisen also gänzlich zurück die Beschuldigung, als verlangten wir eine unumschränkte Freiheit der Presse; auch wir fordern die Beschränkung derselben, aber nicht durch die Willkür, dies ist der unauslöschliche Charakter selbst der sogenannten liberalen Censur, sondern durch das Gesetz, was oft noch härter sein mag als die Censur. Denn gerecht ist der Abscheu gegen den Mißbrauch der Presse und gegen die Preßfrechheit. Allerdings kann die Freiheit der Presse zu den tiefsten Abscheu erregenden Mißbräuchen übergehen. Wie in allen menschlichen Dingen, so ist auch hier der böse Wille zu fürchten. Was ist aber im menschlichen Leben Großes und Edles nicht mißbraucht worden, was kann nicht gemißbraucht werden? Sollen wir die Religion abschaffen, die Kirchen schließen, weil auch sie unzählige Male mißbraucht worden sind? sollen wir das monarchische Princip, das Königthum, für verwerflich erklären, weil es oft in Sultanismus ausartete und zur Unterdrückung der Menschenrechte mißbraucht wurde? Können wir die heilsamsten Einrichtungen und Anstalten des Staates entbehren, weil so oft Unheil aus ihnen hervorgeht, und sie für

Einen oder den Andern mit Beschränkungen und Beeinträchtigungen verbunden sind? Ueber die Mißbräuche darf man die Wohlthaten nicht vergessen, und das Nothwendige muß man um so mehr beibehalten, wenn die letzteren die Nachtheile der ersteren aufwiegen. Daß aber alle Erscheinungen des Mißbrauchs der Presse, als Verleumdungen und empfindliche Verletzungen von Privatpersonen, Angriffe der Religion und Sittlichkeit, Verbreitung von Lehren, welche dem Staat im Ganzen oder der Staatsregierung nachtheilig sind, welche die Grundsätze der Ordnung untergraben, Liebe und Vertrauen der Unterthanen zu ihren Fürsten erschüttern, auch in solchen Ländern vorkommen, wo die literarischen Erzeugnisse der Censur unterliegen, das wird Niemand leugnen, das ist eine tägliche Erfahrung, eine Erfahrung aller Zeiten und Völker. Eine Maßregel aber, die neben dem Vorwurfe der größten Ungerechtigkeit auch noch der der Unzweckmäßigkeit trifft, die wird Niemand für die Länge vertheidigen wollen; es können sie höchstens außerordentliche Umstände auf Zeit rechtfertigen. Ich habe die Censur ungerecht genannt, weil sie eine jede Rechtfertigung ausschließt, wenn der Censor streicht, was ich geschrieben habe. Ich kann mich ihm gegenüber nicht rechtfertigen, nicht beweisen, daß er mit Unrecht gestrichen hat, weil die Erlaubniß der Veröffentlichung der Sache vor dem Publicum, die einzige Möglichkeit zur Rechtfertigung, mir entzogen ist. Willkür ist und bleibt der ausschließliche Charakter der Censur, also eines Instituts, welches constitutionelle Staaten nicht kennen sollten; denn es ist dem subjectiven Ermessen des Censors überlassen, die Meinungen, welche er für schädlich, für irrig hält, nach seinem Belieben zu streichen. Ist es aber nicht Hohn gegen den menschlichen Geist, gegen die Gottheit selbst, einem Menschen das vernichtende Urtheil über die geistigen Erzeugnisse vieler tausend anderer ihm nicht Nachstehender, ihn vielleicht hundertmal Ueberragender einzuräumen? In einem constitutionellen Staate soll kein Bürger in der Ausübung eines wesentlichen Rechtes der Willkür eines Anderen unterworfen sein, das ist ein Satz, welchen Niemand bestreitet. Wie will man nun diese Willkür bei dem unveräußerlichsten aller Rechte, bei dem Rechte, Andern seine Gedanken mitzutheilen, Belehrung zu geben und zu empfangen, rechtfertigen? Wie kann man einem einzelnen Menschen das Recht verleihen, nach Willkür die Gedanken seiner Mitbürger zu verstümmeln, zu verfälschen; und wie will man einer gebildeten Nation zumuthen, nur das als Wahrheit gelten zu lassen, was der Censor für wahr hält? Wie darf man sich in christlichconstitutionellen Staaten erlauben, die freie Entwickelung der Keime und Anlagen zu hindern, welche die Natur und der Schöpfer in uns gelegt hat? Der Zwang der Geister

ist eine wahre Versündigung gegen den Schöpfer. Hat man die Sklaverei des menschlichen Körpers, die Leibeigenschaft, für immer aufgehoben, sind wir der Sklaverei des Grundeigenthums, das heißt, den auf dem Grundeigenthum haftenden Lasten entgegengetreten, so werden wir auch wie aus Einem Munde die Sklaverei des menschlichen Geistes, das heißt die Unterdrückung der freien Presse, die Censur, verdammen. Denn jede Sklaverei ist eine Schmach; und da in dieser geehrten Versammlung wohl Niemand leugnen wird, daß der Geist höher steht als der Körper und das Grundeigenthum, so ist die Sklaverei des Geistes, die Unterdrückung der freien Presse, gewiß eine größere Schmach als jede der beiden andern. Dies erkennt auch unsre Verfassung ausdrücklich an, indem sie dieser Sklaverei ein Ende zu machen versprochen hat. Ja, wir fordern das Recht zurück, welches der Schöpfer und die Natur den Menschen gab, welches aber eine falsche und übelverstandene Politik der Regierungen ihnen nahm und bis jetzt vorenthielt. Und welcher Nutzen wurde durch solche Maßregeln der Regierungen erzeugt? Wurden die Mißgriffe der Regierungen etwa weniger getadelt und angegriffen, weil dies im Verborgenen geschah? Konnte Vertrauen und Liebe daraus erwachsen, daß man die Erfüllung jener heiligen Versprechungen von Zeit zu Zeit hinausschob, daß man nur der Regierungspartei die Freiheit der Presse gestattete, alle Uebrigen aber zum Stillschweigen verdammte? In Nichts trifft die Regierungen mehr der Verdacht, in den Völkern keine anderen Meinungen als die ihrigen zuzulassen, als in der Unterdrückung der Preßfreiheit. Wenn sich hie und da in Deutschland Stimmen von Unzufriedenen gezeigt haben, so liegt der Grund vorzugsweise darin, daß jene Verheißung nicht erfüllt worden ist; und auch für die andern Gründe der Unzufriedenheit würde es zur alsbaldigen Beschwichtigung beitragen, wenn man endlich die verheißene Preßfreiheit gäbe. Meine Herren, es giebt — also sagt ein großer und von Königen geehrter Schriftsteller — es giebt in dem Zeitalter, in welchem wir leben, nur eine einzige wahrhaft schmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen, nur eine einzige wahrhaft verdienstliche Art, ihm zu dienen — daß man sie ihm keinen Augenblick verhülle. Haben aber die deutschen Minister unsern Fürsten die Wahrheit gesagt, wenn sie ihnen vorgeredet haben, daß die deutsche Bundesacte in ihrer Reinheit und Preßfreiheitsverheißung keine Gewährleistung mehr gäbe für die Ruhe und Ordnung in unserm deutschen Vaterlande? Hat sich die deutsche Nation in der That seit dem Jahre 1815 als eine so schlechte und unwürdige gezeigt, hat sie ihre Pflichten gegen den Fürsten in der That so schlecht erfüllt, daß man sich für er-

mächtigt hält, die Erfüllung der Rechte zu suspendiren, welche man ihr zugesichert hat? Hat sie wirklich verdient, daß nun seit einem Vierteljahrhundert das Martialgesetz gegen dieselbe in Anwendung gebracht wird? Dem Himmel sei Dank, Deutschland bewahret noch den Nationalcharakter seiner Väter, und seine Volksstämme werden sich stets als eine Nation bewähren, die, um mit den öffentlich ausgesprochenen Worten eines deutschen Ministers zu reden, — durch ihren edlen Charakter und tiefen Sinn, wie durch Achtung für gesetzliche Ordnung und Anhänglichkeit an ihren Fürsten in den entscheidendsten Momenten der vollen Bewunderung Europa's würdig geblieben ist. Eine Nation, die ein solches Lob verdient, kann so schnell nicht ausarten. Warum also hat man nicht längst auf gesetzlichem Wege, statt auf dem der Willkür und der verhaßten Censur, die Mißbräuche der Presse zu bekämpfen gesucht? bieten Deutschlands Gerichte so wenig Garantie, daß Preßunfug, Preßmißbrauch vor ihren Tribunalen ein Asyl gefunden haben würde? Sollte, also sagt der biederfeste Schlözer, etwas dem Staate oder einem einzelnen Bürger Schädliches gedruckt werden, so findet sich in jedem Lande schon eine Stelle, die dagegen Rath schaffen kann und muß. Sie heißt die heilige Justiz. Deutschlands Gerechtigkeitspflege weist den Verdacht der Begünstigung der Preßverbrechen mit Entschiedenheit und der tiefsten Indignation zurück, und nimmt mit Recht das Vertrauen in Anspruch, daß wahre Gesetzübertretungen durch die Presse bei ihr stets eine unparteiische, umsichtige und ernste Rechtsprechung gefunden, und letztere unfehlbar den Zweck aller Strafjustiz auch hier nicht verfehlt haben würde. Darum kann ich nimmermehr glauben, daß unsere deutsche Nation, und die sächsische insonderheit, nicht eben so gut sein sollte, wie irgend eine von denen, welche der Preßfreiheit sich erfreuen. Nun wohlan, meine Herren, wenn man überall mit dem Munde der deutschen Nation das beste Zeugniß giebt, so gebe man es ihr auch durch die That, so behandle man sie auch darnach, und spreche durch Entziehung solchen einem würdigen und freien Volke gebührenden Rechts nicht das beleidigende Urtheil aus: die deutsche Nation ist weder würdig noch reif, so behandelt zu werden, wie die Engländer, Franzosen, Holländer, Belgier, Schweizer, Schweden, Dänen, Nordamerikaner, ja selbst wie das junge Volk der Griechen, welches erst vor wenig Jahren aus der fast vierhundertjährigen türkischen Sklaverei befreit worden ist, und deshalb doch wohl den Gebrauch der Freiheit noch nicht so gewohnt ist wie das deutsche. Oder wollen etwa die deutschen Regierungen das Letztere bestreiten? Sonach ist es eine Schmach, eine Herabwürdigung der deutschen Nation, daß man ihr die Preßfreiheit entzieht, also daß sie sich vor den andern Völkern Europa's

entscheiden muß, und auch in der That deshalb vielfach verhöhnt wird. Ist aber die Schmach der Völker die Ehre der Regierungen?! — Wenn die deutsche Nation, wie Alle mit dem Munde anerkennen, eine edle ist, und die eben durch die Eigenschaften des Geistes und Herzens verdient, besser behandelt zu werden, wenigstens eben so gut, wie andere; so ist es traurig, sehr traurig für uns, daß man eine solche Schmach auf uns ruhen läßt. Und dieses besonders auf unser Vaterland Sachsen angewendet, so ist es noch demüthigender und niederschlagender, daß unsere Regierung nicht einmal die provisorischen, durch angebliche Schuld des deutschen Volkes hervorgerufenen, Ausnahmegesetze für hinreichend hält, daß sie bis jetzt nicht einmal das gewährt hat, noch gewähren will, was jene gestatten. Womit hat solches das sächsische Volk verdient? Wir haben nichts verbrochen, und das sächsische Volk, in dessen Namen wir hier stehen, hat auch nichts verbrochen. Meine Herren, soll ich noch eine gewichtige Autorität dafür anführen, daß man sonst wirklich nicht so verächtlich von dem deutschen Volke, seinen Verdiensten und Ansprüchen dachte? Es sind die Worte des Präsidialgesandten der hohen Bundesversammlung selbst, in dem Protokolle vom 17. Mai 1817 ausgesprochen: „Die Bundesversammlung wird, eingedenk der hohen Bestimmung, zu der sie berufen worden, und der Vorschriften und Zwecke der Bundesacte, sich durch keine ungleiche Beurtheilung eines einzelnen Bundesgliedes abhalten lassen, selbst bedrängter Unterthanen sich anzunehmen, um auch ihnen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß Deutschland nur darum mit dem Blute der Völker vom fremden Joche befreit, und Länder ihren rechtmäßigen Regenten zurückgegeben worden, damit überall ein rechtlicher Zustand an die Stelle der Willkür treten möge." Die deutschen Völker haben also nach Auflösung des deutschen Reiches nicht schlechter gestellt werden sollen; nach diesem Programm des Bundestages hat alle Willkür ein Ende nehmen sollen. Ist nun unser Rechtsanspruch auf Preßfreiheit so begründet, daß, wenn es noch ein höchstes deutsches Reichsgericht gäbe nach altem Zuschnitt, nicht besser, ein solches nach dem darüber vorhandenen Brief und Siegel unbezweifelt eine Verurtheilung der einzelnen deutschen Regierungen zu Gewährung der versprochenen Preßfreiheit aussprechen würde, so lassen Sie uns, meine Herren, mit diesem Programm der deutschen Bundesversammlung in der Hand getrost die Frage aufwerfen, wer die Schuldner seien, die Völker oder die Regierungen? Jean Paul, der beste Vertheidiger der Preßfreiheit, sagt: „Das arme Volk! Ueberall wird es in den Schloßhof geladen, wo die größten Lasten des Friedens und des Krieges wegzutragen sind; überall wird's aus demselben gejagt, wo die größten Güter auszutheilen

sind.“ Daß aber die Gründung des deutschen Bundes wirklich und wahrhaftig, woran man jedoch jetzt hier und da zu zweifeln anfängt, nicht nur die Befestigung der Fürstenthrone und der Privilegien der Bevorzugten, sondern auch die Sicherung der Rechte der deutschen Nation und der Unterthanen der Bundesstaaten zum Zwecke hatte, davon zeugt deutlich die Note, welche von den neun und zwanzig deutschen Fürsten am 16. November 1814 den Gesandten von Oesterreich und Preußen in Wien übergeben wurde, und worin es unter Anderem heißt: „Namentlich sind wir damit einverstanden, daß aller und jeder Willkür, wie im Ganzen durch die Bundesverfassung, so im Einzelnen in allen deutschen Staaten durch Einführung landständischer Verfassungen vorgebeugt werde.“ Gelegentlich und nebenbei gesagt, kann ich diese Note auch nicht anders verstehen, als daß es in der Absicht der contrahirenden Fürsten gelegen habe, eine Repräsentation der deutschen Nation auch bei der Bundesversammlung eintreten zu lassen, was auch nach Aufhebung der höchsten deutschen Reichsgerichte unerläßlich war. Meine Herren! ich brauche mich nicht vor dem Einwande zu verwahren, als ob ich von dem Berathungsgegenstand abwiche; denn ich habe schon vorhin angedeutet, die Unterthanen der deutschen Bundesstaaten haben durch Auflösung des deutschen Reiches nicht schlechter gestellt werden sollen. Gewiß ist es aber, daß, wenn noch ein höchstes deutsches Reichsgericht bestände, auf Grund der Briefe und Siegel, welche wir über die Zusicherung der Preßfreiheit aufzuweisen haben, die Verurtheilung der einzelnen Regierungen auf Gewährung derselben erfolgen müßte. Unser größtes Unglück ist und bleibt es, daß die neue Staatenbildung, die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse Deutschlands, nicht unmittelbar nach Auflösung des deutschen Kaiserthums und der damit zusammenhängenden Institutionen geschehen ist, vielmehr der für Deutschland ewig schmachvolle Rheinbund dazwischen liegt; denn außerdem würde sich das Neue an das bestehende Alte angeschlossen haben. Das Neue hat aber nur einen Werth, wird nur dann gerecht, wenn es sich an das bessere Alte anschließt, im Sinne des besseren Alten geschieht. Ist man nicht in dieser Versammlung, nicht bei der Regierung darüber einverstanden, daß man bei allen Reformen auf historischem Boden stehen müsse? Damals hat man aber den historischen Boden verlassen, man hat Neues geschaffen, ohne sich der alten Rechte zu erinnern, und dadurch ist es geschehen, daß wir um unsre besten Rechte gekommen sind. Durch die Knechtung und die schmachvolle Unterjochung der deutschen Fürsten und der deutschen Nation durch Napoleon, den entschiedensten Feind und empörendsten Zertreter der Rechte der Fürsten und Völker, den es je gegeben hat, war

es gekommen, daß die heilige Scheu vor den in anerkannter Wirksamkeit bestandenen Rechten der Unterthanen verloren gegangen. Nach Bezwingung des Welttyrannen durch die Völker wurden die Throne wieder frei, nicht so die Völker; bei diesen blieb's beim Bonapartismus. — Wenn ich schon zu Anfang meiner Rede bemerkte, daß die Preßfreiheit die beste Gewährleisterin einer jeden Repräsentativverfassung sei, so mögen wir dies namentlich auch für wie gegen uns gelten lassen. Weßhalb ist die Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen so unerläßlich? Wegen der Controle, welcher auch die Stände bedürfen. Diese geschieht aber nur durch die öffentliche Meinung. Diese aber kann nicht entstehen, kann sich nicht bilden, wo nicht Freiheit der Presse besteht. Man hat es — incredibile dictu — hie und da übel nehmen wollen, wenn das Handeln und Streben der Volksabgeordneten der öffentlichen Beurtheilung durch die Presse unterworfen wird. Meine Herren! das Volk wird sich wahrhaftig nicht von Menschen, die es selbst gewählt hat, mit völligem Stillschweigen befehlen, Gesetze vorschreiben und das Geld aus dem Beutel bewilligen lassen. So lange man aus Deutschland kein Trappistenkloster macht, so lange verzichte man auf ein solches Stillschweigen. Gegen seine selbstgewählten Vertreter will das Volk reden dürfen. Es verlangt also Preßfreiheit auch gegen seine eigenen Vertreter und das von Rechtswegen. — Und eben so nothwendig ist die Preßfreiheit für die Staatsregierungen. Durch den Preßzwang und die Censur muß sie einem jeden wahrhaft ehrenden Lobe, einem jeden volle Ueberzeugung gewährenden Lobe entsagen. Jean Paul sagt: „Ja sogar euer Lob gilt aus einem Staate nichts, dem die Freiheit des Tadels gebricht." Eine censirende Regierung hat kein Organ, mittelst dessen sie auf die öffentliche Meinung einwirken kann. Denn was sie in den Blättern ihres Landes nicht streichen läßt, wird von den Lesern als halbamtlich, was sie aber streichen läßt, als ihr unangenehm genommen. Die inländische Literatur, die Zeitschriften verkümmern geistig und ökonomisch; das Publicum wendet sich an freie Blätter des Auslandes, und diese geistige Contrebande ist gefährlicher als die materielle. Auch hier erlauben Sie mir, wieder eine gewichtige Autorität anzuführen, weil geachtete Staatsrechtslehrer und Publicisten mit ihren Worten mehr Vertrauen einflößen. Es ist dies der edle Freiherr von Wangenheim in der Schrift: „Die Wahl des Freiherrn von Wangenheim zum Abgeordneten betreffend." Da sagt er:

„Und wenn sich die wahre öffentliche Meinung in Deutschland, welche Nichts will, als daß die Regierungen ihr Wort einlösen, ihren Völkerschaften gesetzliche Freiheit lassen, die gesetzliche Gleichheit nicht verletzen, die Sicherheit der Rechte Aller, welche jede wirklich wohlmei-

nende und wohlgeordnete Regierung zu gewähren hat, auch wirklich gewähren, und daß sie die Sicherheit Deutschlands und dessen Wohl durch einen ächten Staatenbund nicht blos, wie seit siebenzehn Jahren geschehen, versprechen, sondern wirklich und wahrhaft gründen sollen, — wenn sich diese wahre öffentliche Meinung in Deutschland, welche keine Revolution, sondern nur Evolutionen will, und daher von dem Volke auf diesem Wege der Evolution Treue gegen den Regenten, Gehorsam dem Gesetze, Ehrerbietung vor der ordnungsmäßigen Obrigkeit fordert, — wenn sich diese wahre öffentliche Meinung in Deutschland nicht noch lauter, bestimmter, entschiedener und allgemeiner ausspricht, woran liegt es?

„Daran liegt es, daß, weil der ehrliche Mann von den Rechten der Regenten nicht reden kann, ohne ihrer Pflichten, und nicht von den Pflichten des Volks, ohne auch seiner Rechte zu erwähnen, weil er Schwarzes nicht weiß, Saures nicht süß, Schlechtes überhaupt nicht gut nennen kann, die öffentliche und geheime Censur vielen solchen Männern den Mund verschließt. Dann erfährt der Regent nicht einmal, wo seine Minister in seinem Namen sündigen. Denn wenn die Männer der ächten Mitte nicht laut werden dürfen, so reden die Männer der Extreme, welche, obgleich aus ganz entgegengesetzten Gründen, Nichts zu verlieren haben, allein; und während beide die öffentliche Meinung nicht auszusprechen vermögen, scheint diese sich, aus Haß gegen das eine Extrem, dem andern Extrem zuzuwenden, ohne sich ihm wirklich zugewandt zu haben. Denn man liebt deswegen die bittere Galle noch nicht, wenn man sie dem süßlichen Gifte vorzieht! Nun aber setzt man die ganze Wahrheit in die Aussprüche des einen Extrems und die ganze Lüge in die Aussprüche des andern Extrems, identificirt mit den Männern dieses Extrems die Männer der ächten Mitte, mit dem dem Extreme angehörenden Journalismus allen Journalismus, mit dem Ungeiste wilder Volkshaufen den Geist der Ständeversammlungen, und zeigt dann dem Fürsten ein gesetzliches und getreues Volk als ein ungesetzliches und untreues, und verwandelt so, indem man Regenten und Volk gegen einander mißtrauisch macht, die gesunde öffentliche Meinung in eine scheinbar krankhafte, und thut alles Mögliche, um diesen Schein in ein Sein zu verkehren."

Meine Herren! die Regierung, welche den Preßzwang übt, verliert immer mehr die Liebe und das Vertrauen des Volks, wäre sie voll des reinsten Eifers für Volksbeglückung, weil sie das freie Urtheil scheut. Zwar kann unsere sächsische constitutionelle Regierung getrost sagen: „Wir brauchen das öffentliche Urtheil nicht zu scheuen, wir scheuen es in der That nicht." Ich unterschreibe das vollkommen; allein so vermeide man auch den Schein, so erkläre man Etwas nicht für nothwendig, für durch

die Zeitverhältnisse geboten, was es nicht ist. Das täglich wiederkehrende Gefühl des Bevormundetwerdens schwächt jene Liebe und Anhänglichkeit an die Regierung immer mehr, und die Censur hat nebenher noch die Folge, daß sie gerade die Intelligentesten und geistig Mündigen am meisten erbittert. Die Regierung setzt sich durch die Censur der Gefahr aus, nicht zu hören, was das Volk bedarf, sie erfährt nicht, was es drückt und bewegt, sie hört nicht die öffentliche Meinung. Und in welch zweideutiges Licht stellt sich eine Regierung durch Preßzwang und Censur, indem sie nach Sinn und Wesen der Censur das gewissermaßen gut heißt und autorisirt, was geschrieben wird. Ein auffallendes Beispiel davon werden nächstens unsere Kammerverhandlungen darbieten. Um wie viel mehr ist dies in Zeiten allgemeiner Aufregung der Fall, und daß Deutschland, daß ganz Europa in einer solchen Zeit lebt, wollen wir uns nicht verbergen. Ich unterscheide hier wohl zwischen factischem Verhalt und der Idee. Es ist hier nicht der Ort, alle Ursachen und Veranlassungen derselben zu erforschen. Aber Niemand wird wohl verkennen, daß viele Völker zu größerer politischer Mündigkeit erwachsen sind, und daß sie darum die Erfüllung der Verheißungen hoffen, welche in früherer sturmvoller Zeit von den Thronen gegeben worden sind, daß diese Forderungen bald milder, bald stürmischer gehört werden, und daß die Minister, welche nicht darauf achten, schwere Verantwortlichkeit auf sich laden. Wahrlich! es thut endlich noth, namentlich im deutschen Vaterlande, daß diese Aufregung schwinde, daß volles Vertrauen zwischen Fürsten und Völkern zurückkehre. Einer der vorzüglichsten Keime dieser Aufregung ist aber nach meiner festen Ueberzeugung, ich wiederhole es nochmals, daß die Verheißung der Preßfreiheit nicht erfüllt wurde.

„Niemand als wir," sagt Freiherr von Wangenheim, „kann wärmer wünschen, daß ein auf gemeinsamen Interessen der deutschen Fürsten und Völker gegründeter Bund erstehen und bestehen möge, Niemand als wir kann zugleich entfernter von dem Wahne sein, daß das Rechte, Schöne und Gute durch Anwendung von gewaltthätigen Mitteln begründet, entwickelt und im Leben verwirklicht werden könne; Niemand kann heißer als wir für das Wohl von Deutschlands Fürsten und Völkern zu Gott dem Allmächtigen beten; allein, bis wir eines Bessern belehrt werden, glauben wir in unserer redlich erworbenen und in der besten Absicht freimüthig ausgesprochenen Ueberzeugung nicht zu irren, daß auf dem bisher eingeschlagenen Wege das von allen guten und rechtlichen Menschen und darum gewiß auch von den deutschen Fürsten ersehnte Ziel nicht werde erreicht werden können." Darum

Abgethan
Sei das Mißtrauen und der Wahn!
Abgethan, was Fürst und Volk entzweite!
Und der Geist, der gottgeborne, schreite
Freie Bahn!
Weg mit dem Gedankenmord!
Freies Wort
Ist der allertreuste Hort!
Nur die Freiheit soll im Lande walten,
Throne selbst kann Freiheit nur erhalten
Fort und fort!

Wende ich mich nun von diesen allgemeinen Ansichten noch mit wenigen Worten zu den Schlußanträgen der Deputation, namentlich zu dem ersten, daß die hohe Staatsregierung ersucht werden solle, bei dem Bundestage auf nunmehrige Aufhebung der in Bezug auf die Presse erlassenen provisorischen bundesgesetzlichen Bestimmungen hinzuwirken, so höre ich Viele ungläubig sagen: Ja das wird Nichts helfen, das ist der sicherste Weg, um Nichts zu erlangen. Allein, meine Herren! es ist vorauszusetzen, daß alle deutschen Ständeversammlungen, so weit es noch nicht geschehen ist, die gleichen Anträge an die Staatsregierungen stellen werden; und die Regierungen der constitutionellen Staaten können und werden diese Anträge nicht zurückweisen, da in allen Verfassungsurkunden die Preßfreiheit versprochen worden ist. Giebt bei diesen dem organischen Statut des deutschen Bundes entgegenstehenden Bestimmungen die Stimmenmehrheit den Ausschlag, und sind die constitutionellen Fürsten Souveraine nicht nur in ihren Staaten, sondern auch beim Bunde — man erinnere sich an die Hauptgarantie der Acte, so muß und wird, wie nach meinem obigen Citate der Präsidialgesandte am 17. März 1817 erklärt hat, das Gesetz und der Grundsatz über die Willkür und die Ausnahme siegen. Hoffen wir, meine theuren Collegen, daß die vereinigten Stimmen der Abgeordneten der deutschen Völker diesmal nicht spurlos verhallen werden vor der hohen Pforte des Bundespalastes zu Frankfurt, wie es geschehen ist mit dem bescheidenen und demüthigen Hülferuf unserer Brüder in Hannover, die nur noch durch schmerzvollen Ausdruck ihres Angesichts und durch die zum Himmel erhobenen Hände und Blicke stillschweigend den Gram ihrer Herzen und die unterdrückte Rechtsforderung aussprechen. — Was aber den zweiten aus drei Punkten bestehenden Antrag anlangt, so begnüge ich mich damit, Ihnen darüber Rudhardt, welchen man für tüchtig und würdig hielt, ein neugegründetes

Königreich zu verwesen, anzuführen, welcher darüber in seinem Lehrbuche über das Recht des deutschen Bundes also sagt:

„Die Preßfreiheit ist einer der vorzüglichsten Theile und das vorzüglichste Sicherungsmittel der bürgerlichen gesetzmäßigen Freiheit, welche den Unterthanen der deutschen Bundesstaaten auch durch den Bund (Artikel 18) versprochen worden ist; und da zu einem Bundesbeschlusse, welcher über die Preßfreiheit gefaßt würde, die freie Uebereinkunft aller Bundesglieder, nicht blos Stimmenmehrheit erfordert würde, so war und ist es der Staatsgewalt in den einzelnen Staaten unbenommen, ihre Grundsätze auch früher, und wenn sie die gesetzliche Preßfreiheit den ihr angehörigen Bürgern nicht länger vorenthalten zu dürfen glaubt, durch ein Landesgesetz auszusprechen.

„Bei der künftig eintretenden Mitwirkung der einzelnen Bundesglieder zu einem Bundesschlusse über die Preßfreiheit sind die Minister derselben, so wie in allen Handlungen, welche constitutionelle Rechte betreffen, nach der Verfassung der einzelnen Länder dafür verantwortlich, daß sie in Verfassungswidriges nicht eingehen."

Sodann: „Es ist ferner staatsrechtlich unmöglich, daß ein Minister von seiner Regierung eine Vollmacht zu einer Uebereinkunft habe, welche auf die Aufhebung oder Abänderung der Staatsverfassung oder der Landesgesetze gerichtet wäre, vielmehr ist, — besonders bei der Verantwortlichkeit selbst in der unumschränktesten Vollmacht die stillschweigende Clausel enthalten: insofern die Bestimmungen des Vertrags mit der Verfassung und den Gesetzen des Landes vereinbar sind. Nur in demselben Sinne kann auch einem solchen Vertrage die Ratification der Regierung ertheilt werden."

Es ist dies nicht nur die Theorie eines Schriftstellers und königlich baierischen Staatsraths, sondern sie ist auch bestätigt durch das Beispiel des Königs Maximilian Joseph, welcher, als er die Bundesbeschlüsse vom Jahre 1819 in seinen Landen bekannt machte, seinen Behörden und Unterthanen vorschrieb: daß sie sich darnach geeignet achten sollten, mit Rücksicht auf die ihm zustehende Souverainetät und die seinem getreuen Volk ertheilte Verfassung und die Gesetze des Landes. Und daß die Regierungen diese Bundesbeschlüsse wirklich nicht so ausgelegt haben, als ob gar keine Preßfreiheit zu gewähren sei, das hat außer Baden namentlich auch das Königreich Baiern später wiederholt bewiesen. Auch König Ludwig von Baiern hat im Jahr 1831 seinen Reichsständen eine vollständige Gesetzgebung über die freie Presse vorgelegt, also lange nach den provisorischen Bundesbeschlüssen von 1819 und 1824. Hätten doch

damals die Regierung und die Reichsstände Baierns über die Gesetzgebung sich vereinigt! Wahrscheinlich würde dann viel Gram, viel Kummer, viele Bitterkeit nicht nur in diesem Lande, sondern auch in andern deutschen Ländern nicht entstanden sein. — Aber, meine Herren! können wir auch nach alle dem die Preßfreiheit als ein uns zugesichertes Recht fordern, so wollen und werden wir sie gleichwohl aus den Händen eines liebenden Fürsten auch gern als ein Geschenk der Gnade betrachten, wenn wir dabei auf sein väterliches Herz und auf das Dankgefühl unsers Volkes blicken. — „Die Geschichte,“ bemerkt ein edler Schriftsteller, „wird einstens denjenigen Staat und diejenige Regierung als die erste preisen, welche zuerst und am aufrichtigsten die Preßfreiheit gewährte.“ Lassen Sie uns, meine Herren! unsere unauslöschliche Liebe und Treue für König und Vaterland dadurch am besten beweisen, daß wir den Grundstein zu diesem Ruhme der Regierung unseres Friedrich August legen helfen! Ja, meine Herren! möchten wir diese freudige ruhmvolle Aussicht unsern Committenten mit in die Heimath bringen können! — Sollten aber, was wir nicht fürchten, unsre bittenden und ernsten Worte abermals den Sieg verfehlen, dann bleibt uns Nichts als die immerwährende Protestation gegen die Verfassungsverkümmerung, damit aber zugleich das Bewußtsein der Pflichterfüllung treuer Volksabgeordneten, und mein letztes Wort mit dem Dichter Uhland:

„Und kann es nicht sein Ziel erstreben,
So tretet in das Volk zurück;
Daß ihr vom Rechte Nichts vergeben,
Sei euer lohnendstolzes Glück!“

Begründung der Motion des Abgeordneten Christ
über Einführung einer Landwehrverfassung, in dem badischen Landtage 1841.

Meine Herren! Ich habe vor einiger Zeit den Antrag zu begründen erklärt: „Se. königliche Hoheit den Großherzog um einen Gesetzentwurf zu bitten, wodurch die Einführung einer Landwehr beschlossen, und das bestehende Heergesetz in einigen Punkten, und namentlich in Beziehung auf das Einstellungsrecht, abgeändert würde.“

Schon bei der Ankündigung dieses Antrags fühlte ich lebhaft, wie weit meine Stellung von der gründlichen Lösung dieser Aufgabe entfernt liege, und mit Vergnügen würde ich die Begründung einem Manne vom Fach überlassen haben. Allein ich habe stets beklagt, daß einer der wichtigsten Stände unseres Vaterlandes, einer der Hauptstützpunkte im Augenblicke der Gefahr, noch bis zu dieser Stunde keines seiner Mitglieder in diesem Hause zähle, und so blieb Nichts übrig, als daß ein Bürgerlicher eine Sache in Anregung bringe, deren Besprechung laut die Stimme der Zeit fordert, und deren Einführung eine Nothwendigkeit geworden ist.

Fern liegt es dabei von mir, irgend einen Tadel gegen das jetzt bestehende Heerwesen auszusprechen, ich erkenne vielmehr mit Vergnügen an, daß zu keiner Zeit unserer deutschen Geschichte die Vertheidigung des gemeinsamen Vaterlandes geordneter, zusammenhängender und, was die Hauptsache ist, einiger war, als gerade seit der Gründung des Deutschen Bundes und der durch diesen eingeführten Heeresbildung. Vieles aber ist, auch abgesehen von meinem Antrage auf Einführung einer Landwehr, beim stehenden Heere noch zu thun übrig, und deshalb wurde auch mit so lebhafter Theilnahme des gesammten Volkes eine Maßregel der jüngern Zeit aufgenommen, weil man darin einen Fortschritt zum Besseren, weil zum gemeinsam Deutschen erblickte: ich meine nämlich die letzte Musterung der VIII. Heeresabtheilung. Möchten solche Maßregeln auch noch künftig ergriffen, und möchte auch die Aufmerksamkeit auf noch andere Punkte, die einer Verbesserung werth erscheinen, gelenkt werden; möchte namentlich Bedacht auf Einführung gleicher Geschütze und gleicher Waffen überhaupt, gleicher Bewegungen, gleichen Befehls, und gleicher Sprache, und zwar einer deutschen Sprache im gesammten deutschen Heere, genommen werden. Möchte nicht minder eine einfachere und naturgemäßere, den Bewegungen des Körpers leicht sich fügende und der Gesundheit entsprechende Kleidung eingeführt, und ebenso eine größere, ausgedehntere und öftere Uebung der Artillerie im Feuer, die bei uns so gut als nicht stattfindet, während solche in Frankreich tagtäglich vorgenommen wird, angeordnet werden.

Einem Irrthume aber, meine Herren, muß ich hier schon begegnen: der Annahme unserer Zeit nämlich, als müßte das Heerwesen einem besondern, und wenigstens beim gemeinen Soldaten einem ledigen Stande anvertraut werden. Die Vertheidigung des Vaterlandes hat nichts Besonderes, und wenn es je etwas Allgemeines im Staate giebt, so muß der Angriff des Staats selbst etwas Allgemeines sein, da hier so ganz eigen Jeder mit dem Seinigen angegriffen ist. Man

überläßt sich auch — und dies ist tief in der menschlichen Natur gegründet — man überläßt sich gerne etwas sorgenfrei und zur eigenen Entschuldigung Demjenigen, dem eine Sache zur Erledigung anvertraut ist. Allein gerade Dieses soll von Grund aus ausgewurzelt werden, und es soll Niemand auf einen Andern sich verlassen dürfen, wenn Fürst und Vaterland in Gefahr sind. Daß vorzugsweise der ledige Mann diese Vertheidigung allein übernehmen soll, ist vollends gegen alle Natur der Sache. Wer ist denn fester an Grund und Boden, an Haus und Herd, an das ganze Dasein geknüpft, als Derjenige, der durch das Band der Ehe erst ein Staatsbürger im vollen Sinne des Wortes geworden ist?

So wie heutzutage, dachten auch unsere eigenen Vorfahren und auch die Römer und Griechen nicht, — diese Hochgestalten einer großen, starken Zeit, diese in Vaterlandsliebe und besonders in der völligen Hingebung für das Allgemeine unerreichten, ewig merkwürdigen Muster der Nachahmung — und für das bischen Lebensbehaglichkeit, das wir mehr als die alten Völker haben, möchte ich den Grundsatz nicht aufgeben. Mit seinen Bürgern hat Rom die Welt erobert, und mit seinen Söldnern sie wieder verloren. Der verheirathete Bürger hat bei einem Kriege Alles zu verlieren: Frau und Kind, Haus und Herd, Alles ist gefährdet. Der Ledige findet sich überall zurecht. Wo aber der größte Verlust, dort der größte Widerstand.

Die Verbesserung der stehenden Heere in Deutschland genügt nicht; man muß noch einen Schritt weiter gehn, und die Einführung einer allgemeinen Landwehr beschließen, wenn alle Rücksichten für die Zukunft Deutschlands befriedigt werden sollen. Billig fragen Sie mich hiebei, meine Herren, wie ich in dem wieder gesicherten Frieden zu Maßregeln komme, welche so umfassend in allen Beziehungen erscheinen, und eine so große Heeresmasse auch im Frieden beabsichtigen, während gerade Das die Klage der Zeit ist, daß eben auch mitten im Frieden solche Heeresmassen, wie noch zu keiner Zeit der Geschichte, stets unterhalten werden? Allein, meine Herren, werfen Sie einen prüfenden Blick auf unsere Zeit, und es wird Ihnen kaum entgehen, daß in Europa ein solcher Stoff der Gährung und der Bewegung vorherrsche, daß man unmöglich auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit auf sichere Erhaltung des Friedens zu rechnen vermöge, und daß vielmehr die Staaten gezwungen sind, zum Gleichgewicht gegen diesen mächtigen Bewegungsgeist schlagfertige Heere unter den Waffen zu unterhalten. Liegt aber Dies einmal in dem einen oder andern mächtigen Staate als Thatsache vor, so sind die Nachbarstaaten, so ist insbesondere Deutschland gezwungen,

wenn es nicht seine Zukunft abermals auf's Spiel setzen will, ähnliche Maßregeln zu ergreifen.

Dazu kommt noch, neben der Dichtigkeit der Bevölkerung und der dadurch bedingten unendlichen Berührung der Völker, für Deutschland insbesondere, daß eben Staaten allerersten Ranges mit einer gewissen willkürlichen und naturgemäßen Drohung von zwei entgegengesetzten Seiten uns umgeben, und wir so, mehr als je, auf unserer Hut sein müssen. Auf der einen Seite ist nämlich ein förmlicher Angriff auf einen Theil von Deutschland bereits das Losungswort der Parteien geworden, und wird auch für die Gemäßigten im Augenblick innerer Gefahr der Alle befriedigende Ableitungspunkt auf einen im Stillen von Allen gewünschten Gegenstand. Gallus est: hunc tu, Germane, caveto. Von der andern Seite droht — und wider Willen der Regierenden — eine naturgemäße Gefahr: der Völkerzug geht nach einem inneren Drang gegen Süden und Westen. Zu allem Diesem kommt noch die Lage von Deutschland und die geschichtliche Erinnerung. Gelegen mitten im Herzen von Europa, kann nicht leicht ein großes Ereigniß vor sich gehen, ohne daß wir wider Willen darein gezogen werden, und seit Jahrhunderten war Deutschland leider der Kriegsschauplatz aller europäischen Kämpfe, und jedenfalls gerne der Entladungspunkt fremder Ereignisse.

Sie sehen hiernach, meine Herren, daß die Verhältnisse drohend uns umgeben, und daß nicht wir es sind, welchen es gegeben wäre, dieselben zu ändern. Wir müssen vielmehr die Thatsachen nehmen, wie sie liegen, und für den schlimmsten Fall gefaßt sein. Man muß mitten im Frieden auf den Krieg gefaßt sein, so wie man in guten Zeiten Gesetze machen muß für schlimmere. Zudem ist in unseren Staatenverhältnissen eine gute Bewaffnung eine Bürgschaft des Friedens:

> Ja, gedächte Jeder wie ich, so stände die Macht auf
> Gegen die Macht, und wir erfreuten uns Alle des Friedens.

Wo nun aber sind, meine Herren, die Mittel gegen die uns drohenden Gefahren? Einzig in uns. In uns liegt die Möglichkeit und die Macht der Vertheidigung gegen wen immer, und die Mittel dazu sind: eine vaterländische Gesinnung und eine Volksbewaffnung.

In ersterer Beziehung aber, meine Herren, vermag ich von der Vergangenheit und selbst von der Gegenwart nur ein düsteres Bild zu entwerfen, und soll ich Ihnen mit der Sprache geradezu herausrücken, so scheint mir, es läge etwas Verächtliches im deutschen Wesen. Wenigstens seit den Zeiten von Ludwig XIV. sind die Vorgänge schlechterdings auf keine Weise zu rechtfertigen, und was das Uebel noch vermehrt, ist

der Umstand, daß die begangenen Sünden nicht nur die einzelnen Classen der Bevölkerung, sondern die Regierungen selbst treffen. Haben Sie je gesehen, daß ein Bruder-Volksstamm gegen den andern sich so benommen habe, wie seither geschehen? Es kann zwar, so wie im Einzelleben, so auch im Staate ein Bruder dem andern einmal den Kopf ein bischen blutig schlagen, allein gegen außen werden sie stets einig sein. Ganz anders war es leider bei uns. Nicht nur standen stets deutsche Völker gegen deutsche Völker in offenen, fürchterlich erbitterten Feldschlachten wider einander, sondern die Interessen selbst waren stets gegen Deutschland gerichtet, fremdes Geld und fremde Hülfe wurde angenommen, selbst unter fremde Anführer sich willig wie unter ein natürliches Verhältniß gestellt, Verträge gegen einander geschlossen, wechselseitige Hülfe nicht geleistet, und so die Sache bis zu dem Punkte fortgeführt, daß zur Zerstörung der wenigen noch übrigen deutschen Keime und zur förmlichen Gründung der Fremdherrschaft Gut und Blut aufgeopfert wurde.

Ich übergehe das Einzelne; es kann ohne Gemüthsbewegung nicht wiedergegeben, in der Geschichte ohne Wehmuth nicht gelesen werden. Allein wo möglich noch ärger sieht es in den einzelnen Ständen des Volkes aus, und Sie sehen da den bösen Geist in allen Gestalten walten: ein Mißachten und Verachten alles Einheimischen, ein blindes Nachäffen alles Fremden, eine knabenhafte Vorliebe für Alles, was von außen kommt, und eine Uebertreibung der fremden Vortrefflichkeit, die bis in's Lächerliche geht. Da sehen Sie keinen Gewerbsmann, der nicht sich und seine kleine oder große Bude nach dem Auslande einrichten muß, keinen Käufer, der nicht nach Fremdem fragt, keinen Reisenden, der nicht das im Ausland Gesehene auf Kosten des Unsrigen bis zum Himmel erhebt. Nur der Landmann liebt noch das Hergebrachte und Vaterländische; — wäre es vielleicht, weil er das Fremde noch nicht kennt?

Nirgends aber tritt die Sucht nach dem Ausländischen und die Verachtung des Einheimischen vielleicht stärker im Volke hervor, als in der Schändung unserer Sprache. In der Sprache liegt des Volkes innere Anschauungsweise, sein Gefühl und sein Gemüth, in dem Tone und dem Flusse der Sprache der Charakter des Volks, in der Bedeutung der Worte seine natürliche Philosophie, in dem Umfang und Reichthum der Sprache des Volkes Auffassungs- und Betrachtungsweise aller Erscheinungen der Natur und des Geistes. Und wenn so aus der Sprache heraus das Volk selbst beurtheilt werden kann: wer darf leicht stolzer auf diese seine Urschöpfung hinblicken, als gerade das deutsche Volk? Wie aber ist es bisher damit verfahren, und wie verfährt der Deutsche aus allen Ständen noch tagtäglich mit seiner Sprache? Eine Schändung

durchzieht, so wie alle Werke der Kunst und Wissenschaft, so alle Urtheile und Verfügungen der Behörden, alle Verordnungen und Gesetze, und so endlich die ganze Sprache des gewöhnlichen Lebens. Unsere Regierungsblätter strotzen von fortgesetzten Sprachentweihungen, und der verblüffte Landmann glaubt oft eher die Schöpfungsgeschichte der Welt zu vernehmen, als ein Urtheil, das in seiner selbsteigenen Hausangelegenheit gesprochen wurde.

Der Höhepunkt des Fremden aber ist der Rechtszustand in Deutschland. Außer den beiden Großstaaten, die auch hier als Muster dastehen, ist kein Fleck deutscher Erde, der nicht von fremden Gesetzen beherrscht wird. Römische und longobardische Gesetze regeln und bestimmen alle unsere Handlungen, und damit ja des Fremden genug sei, damit die Erinnerung tagtäglich in Fleisch und Blut gehe und darin bleibe, so werden alle an Frankreich unmittelbar angrenzenden deutschen Staaten von französischen Gesetzen beherrscht. Wie ist da, meine Herren, die Entfaltung eines vaterländischen Sinnes möglich, wo wir in allen unsern Haupthandlungen nach ausländischen Gesetzen uns einrichten müssen? Wie ist da eine Liebe zu dem Einheimischen möglich, wo der Deutsche gezwungen ist, fremde Sitten, fremde Gewohnheiten, fremde Sprache und fremde Gesetze mit unsäglicher Mühe zu erlernen, um einstens in der Lage zu sein, deutschen Bürgern nach fremden Gesetzen Recht sprechen zu können?

Meine Herren, hier thut es noth: tragen Sie von Ihrem Standpunkte dazu bei, daß sich überall mehr, als bisher, eine vaterländische Gesinnung bilde, daß wir das Einheimische mehr pflegen, heranbilden, zeitgemäß entwickeln und zur Anwendung bringen, daß mehr Ernst und Würde und Stolz in den Deutschen komme, und verbinden Sie dann damit meinen zweiten Vorschlag der Bildung einer kräftigen Landwehr: dann sind wir als große Nation für jetzt und die Zukunft geborgen.

Was nun insbesondere die Bildung der Landwehr betrifft, so halte ich die Einführung derselben für nothwendig, weil die stehenden Heere allein, für Deutschland überhaupt und kleinere Staaten insbesondere, ungenügend sind, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Die stehenden Heere sind vorzugsweise für den Angriffskrieg geeignet, unzulänglich aber für die Vertheidigung. Letzteres ist aber die Hauptsache, da Deutschlands Beruf, nach meinem Erachten, mehr die Erhaltung des jetzigen Besitzstandes, als die Eroberung neuer Länder sein sollte. Der Vertheidigungskrieg aber, wenn er völlig ausreichend sein will, muß ein Volkskrieg werden. Die stehenden

Heere haben etwas Schwerfälliges und Unbehülfliches, während der Vertheidigungskrieg an allen Ecken und Enden, in allen Bergen und Schluchten zugleich losbrechen sollte. Der Feind muß alle Elemente gegen sich verschworen glauben; er muß der Erde, auf die er tritt, der Luft, die er athmet, dem Wasser, das er trinkt, mißtrauen; es muß ihm unheimlich sein, ein unruhiger Geist muß ihn quälen, so lange er seinen Fuß auf deutscher Erde hat. Solche Dinge aber können nur von einem Volkskriege ausgehen, denn da gilt's, daß ich mit dem schweren Gewicht einer preußischen Verordnung vom Jahr 1813 spreche: „den Kampf der Nothwehr, der alle Mittel heiligt. Die schneidendsten sind die vorzüglichsten, denn sie beendigen die gerechte Sache am siegreichsten und schnellsten. Man muß dem Feinde den Einbruch wie den Rückzug versperren, ihn beständig außer Athem halten, seine Munition, Lebensmittel, Kuriere und Rekruten auffangen, seine Hospitäler aufheben, nächtliche Ueberfälle ausführen, kurz, ihn beunruhigen, peinigen, schlaflos machen, einzeln und in Trupps vernichten, wo es nur möglich."

2) Die stehenden Heere allein bieten aber auch den Nachtheil dar, daß dadurch das Schicksal des ganzen Volkes von einer oder der andern gewonnenen oder verlornen Schlacht völlig abhängig gemacht wird. Dies ist aber gegen alle Natur der Sache. Während nämlich die Nation noch in ihrer alten Kraft, mit ihren unermeßlichen Hülfsmitteln aller Art, und mit gerade den kräftigsten Armen noch unverletzt dastehen kann, soll über ihr Schicksal entschieden sein, dieweil einige ihrer Söhne eine Schlacht verloren haben. Das heißt doch wohl die Sache durch Vergleich abthun, und nur in vergrößertem Maßstabe das Beispiel der Horatier und Curiatier wiederholen, wonach das Schicksal zweier Völker durch den Zweikampf einiger Bevollmächtigten abgethan werden soll. Und dennoch war dies in der jüngsten Zeit mehr oder weniger der Fall. Hier ist eine Lücke, die nur durch eine Landwehr ausgefüllt werden kann, und man muß hier den durch die Natur der Sache und die Geschichte bestätigten Satz beherzigen, daß die größten und stärksten Heere besiegt, daß aber eine Nation gegen ihren Willen nicht unterjocht werden kann.

3) Insbesondere aber tritt bei kleinen Staaten der Vortheil einer Landwehrbewaffnung ganz augenscheinlich hervor: kleine Staaten können durch Gründung einer tüchtigen Landwehrverfassung in Verbindung einiger benachbarten Regierungen zu einer Macht zweiter oder erster Größe erhoben werden, und für sie, für Baden und

Süddeutschland insbesondere, wird die Bildung einer Landwehr fast zu einer Nothwendigkeit.

Nach dem jetzigen Kriegsrechte nämlich ernennt, sobald ein Krieg ausbricht, der Deutsche Bund für das gesammte Bundesheer den Oberbefehlshaber. Dieser Oberfeldherr steht unter keinem deutschen Fürsten, und nur die Bundesversammlung ist seine einzige Behörde. Ist er einmal vom Bunde ernannt und in Eid und Pflicht genommen, so entwirft er selbstständig seinen Kriegsplan in Angriff und Vertheidigung. In dieser Beziehung steht er unter Niemandem, und nicht einmal mehr unterm Deutschen Bund. Wer wird in diesen weisen Bestimmungen nicht die Benutzung einer theuer genug erkauften Erfahrung erblicken, und nicht einsehen, daß nur hiedurch Einheit, Schnelligkeit, Unabhängigkeit in den Kriegsplan gebracht werden kann? Allein es liegt darin für uns auch der zu beachtende Umstand, daß wir möglicher Weise, besonders wenn ohne Festung, ohne alle Truppen sein können. Alles hängt ja von dem Plane des Feldherrn ab, und dieser Plan selbst ist wieder mehr oder weniger von dem Angriffe des Feindes bedingt. Es liegt also die Erscheinung ganz nahe, daß der Oberfeldherr, seinen Blick auf's Ganze gerichtet, einzelne Theile von Deutschland mehr oder weniger freigibt, sich da oder dort absichtlich zurückzieht, und den Feind mehr im Innern erwartet, um ihn daselbst desto sicherer vernichten zu können. Unter allen Umständen ist aber für uns Eines wahr, daß wir nämlich über unser eigenes Heer lediglich nicht befehlen dürfen. Da kann es denn wieder kommen, was wir bereits in den neunziger Jahren gesehen haben, daß eine Handvoll republikanischen Gesindels unser reichgesegnetes Land überzieht, raubt und plündert, und ein später im Innern von Deutschland von uns erfochtener Sieg uns zwar die Ehre, nicht aber wieder unsere Habe zurückgiebt.

Und wie leicht ist doch unser Vaterland zu vertheidigen, welche mächtige Gebirgskette durchzieht dasselbe in seiner ganzen Richtung, und mit welchen verhältnißmäßig geringen Mitteln wären die durch tiefe Thäler und hohe Berge ziehenden Uebergangspunkte zu decken! In den neunziger Jahren haben die Bauern des kleinen Kappler-Thälchens bewiesen, was wir vermöchten, wenn wir durch das zweite und dritte Aufgebot der Landwehr unser Land selbst vertheidigen würden. Und wie bereitwillig dazu, und durch ein natürliches Vaterlandsgefühl und den Geist der Erhaltung getrieben die Bewohner unsers Landes sind, hat sich bei den Besorgnissen der jüngsten Zeit wieder glanzvoll erprobt, wie auch die Thronrede selbst Dies anerkannt hat.

Die Lage unseres Landes, und von Süddeutschland überhaupt, ist

also für die Errichtung einer Landwehr und für einen Vertheidigungskrieg, in dem sich die Landwehr vorzugsweise bewährt, überaus günstig, die Bevölkerung dafür, und es könnte, abgesehen von dem Bundesheere, in Vereinigung von einigen Regierungen eine süddeutsche Vertheidigungsmacht erster Stärke und Größe errichtet werden. Zur Bildung dieser Landwehr könnte auch eine schon vorhandene, weit verbreitete Einrichtung benutzt werden, die, wie sie ist, Nichts taugt, wohl aber alle Beachtung rücksichtlich des Geistes verdient, der dieselbe allwärts hervorgerufen hat; ich meine nämlich die Bürgermilitärs. Es liegt darin das Bedürfniß der Waffenübung; aber in Ermanglung irgend eines Ziels, einer tüchtigen Bestimmung, mußte diese Einrichtung allen Werth verlieren und auf Nebendinge kommen: was Ernst sein sollte, wurde Spiel; was Bedeutung haben sollte, löste sich in leere Aufzüge auf. Das Bedürfniß des kriegerischen Sinnes aber, der darin liegt, sollte von den Regierungen benutzt, und diese Bürgermilitärs in Bestandtheile der Landwehr umgewandelt, und so einem würdigen Berufe, dem Berufe zur Vertheidigung für Fürst und Vaterland, entgegengeführt werden.

Die Bildung der Landwehr kann, auch abgesehen von diesem schönen, edeln Berufe, noch eine andere Aufgabe erfüllen, eine Aufgabe, die in die Völkererziehung einschlägt. Das Völkerleben nämlich hat mit dem Leben der Einzelnen die größte Aehnlichkeit, und wie lange Unthätigkeit und Ruhe den einzelnen Menschen erschlafft, so pflegen lange Frieden ganze Völker zu erschlaffen. Waffenübung stärkt den Körper, und was den Körper stärkt, erfrischt den Geist. Sehen Sie nur einmal eine Dorfgemeinde aus der Kirche gehn; — der junge Bursche mit seiner schönen Haltung, mit seiner freiern Miene, mit seinem ganzen Wesen, das ihn vortheilhaft vor allen Andern auszeichnet, wird Ihnen augenblicklich auffallen: er war Soldat. Zu andern Zeiten gab es Waffen- und Kampfspiele, Thiergefechte, Wettrennen und Turniere, aber Alles Dieses hat unsere vielfach verbildete Zeit zerstört. Lassen wir diese Aeußerungen kräftigern Lebens wieder in einer andern Form erstehen, in einer Form, in der sie zugleich allgemeiner und überdies eine Stütze von Thron und Volk werde!

Wie nun aber diese Landwehr einrichten? Meine Herren, diese Aufgabe übersteigt meine Kräfte, und Vorschläge von meiner Seite würden alle Bescheidenheit verletzen. Ich weiß nur Eines: daß in Preußen eine Landwehrverfassung besteht, weiß, daß diese Landwehr Preußen und Deutschland gerettet, und daß also für ihre innere Vortrefflichkeit das Gewicht einer großen Erfahrung spricht.

Allein eine andere Rücksicht ist mir noch überaus wichtiger: die

Rücksicht, daß wir in Deutschland nach gemeinsamen Maßregeln streben müssen. Das Bessere ist das Schlechtere, wenn es nicht das Gemeinsame ist. Der Umstand, daß wir bisher zu sehr einzeln zu Werk gingen, daß jeder Staat glaubte, daß seine Meinung und seine Einrichtung die bessere sei, hat uns schon unendlich viel geschadet und unsere Kräfte zersplittert. Wir sollen in unseren Maßregeln werden, was wir vermöge unserer Einrichtungen schon sind, nämlich e pluribus unum; — einig gegen das Ausland, einig in allen das ganze Volk als solches betreffenden Maßregeln und Einrichtungen, und das Besondere beginne da, wo das Allgemeine aufhört. So wird Deutschland sein, was große Staaten sonst nicht sein können: es wird das Allgemeine wahren und auch das Besondere pflegen, welches letztere regelmäßig in großen Reichen zu Grunde geht.

Nehmen Sie nun, meine Herren, vorbehaltlich der Verbesserungen, wo solche sich schon als nothwendig gezeigt haben, die preußische Einrichtung als Vorbild und Muster an, so gestaltet sich ungefähr die Sache in rohen Umrissen also: Jeder Badener ist ohne Ausnahme zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet und dient vom 20. bis zum 25. Jahr im stehenden Heere, vom 26. bis 32. Jahr in der Landwehr des ersten, vom 33. bis 39. Jahr in der Landwehr des zweiten, und vom 40. bis zum 50. Jahr in der Landwehr des dritten Aufgebotes, oder dem Landsturm. Die Landwehr bleibt zu Hause, übt sich daselbst unter Leitung von wirklichen Ober- und Unteroffizieren in den Waffen, und hält jährliche Uebungen. An dem bestehenden Kriegsgesetze bei uns dürften nur zwei Aenderungen nöthig werden: ich glaube nämlich, daß eine kürzere Dienstzeit im stehenden Heere genüge, und daß jedenfalls die Stellvertretungen abgeschafft werden sollten. Ich halte die Stellvertretung für unrecht und unzweckmäßig; ersteres, weil von der Verbindlichkeit der Vertheidigung von Fürst und Vaterland, als des Höchsten, schlechterdings keine Ausnahme bestehen darf; letzteres, weil die Würde des Soldatenstandes dadurch herabgedrückt wird, wenn der Reichere und Vornehmere sich demselben entziehen darf. Für den Armen aber ist die Stellvertretung das niederschlagendste Gefühl, weil nie die Wirkung der Armuth und des Geldes so stark als da hervortritt, wo der zu erkaufende Gegenstand das Leben selbst ist, und überdies der Arme sein Leben weniger für sich, als eben wieder für den Reichen einzusetzen glaubt, weil er, der Arme, bei einem Kriege Nichts, der Reiche Hab' und Gut zu verlieren hat.

Prüfen Sie nun, meine Herren, meine Vorschläge; verfolgen Sie namentlich dieselben im Einzelnen, wohin zu folgen mir alle Wissenschaft

und Fähigkeit abging. Prüfen Sie insbesondere, ob ich die Grundbedingungen von Deutschlands Unabhängigkeit, Größe und Stärke richtig erfaßt habe, wenn ich glaubte, es mangle uns eine vaterländische Gesinnung und eine tüchtige Landesvertheidigung. Gestaltet sich die erstere kräftig (und sie ist schon trefflich erstarkt), und tritt die zweite nach meinem Antrage in's Leben, dann ist die Unverletzbarkeit unseres deutschen Vaterlandes gegen freventliche Angriffe gesichert, und wir werden dann auch im öffentlichen Leben, was wir im stillen Bereiche der Kunst und Wissenschaft schon längst sind: eine der ersten Nationen der Welt.

Die gerichtliche Rede.

Die gerichtliche Rede kommt nur in denjenigen Staaten vor, in denen öffentliche mündliche Gerichtsverhandlungen stattfinden. Ihre Aufgabe ist die zusammengedrängte, aber dennoch in allen Theilen möglichst vollständige Entwickelung und Darstellung eines Rechtsfalles und die dadurch veranlaßte Anklage oder Vertheidigung eines oder mehrerer bei dem Rechtsfalle betheiligter Individuen, ihr Zweck dagegen, die Entscheidung des Richters oder des Geschwornengerichtes zu lenken und zu bestimmen. Der Redner hat bei der Anwendung aller ihm zu Gebote stehenden und gehörigen sachdienlichen rhetorischen Mittel vor Allem darauf zu sehen, daß er das Gericht nicht allein von der Richtigkeit seiner Behauptungen vollständig überzeuge, sondern auch dergestalt auf das Gemüth der Richter wirke, daß er diese ohne Verletzung ihrer Pflicht zu möglichster moralischer Theilnahme anrege. Die klare Erzählung des Rechtsfalles in der Exposition und die aus diesem, sowie aus den einzelnen bestätigenden Umständen desselben zu entwickelnden Beweisgründe für seine Ansicht sind daher diejenigen Punkte, auf welche er ganz vorzüglich sein Augenmerk zu richten hat. Von den Verhältnissen selbst, sowie von der Persönlichkeit der Richter, den Localumständen u. s. w. hängt dagegen ab, wie er im Einzelnen die obigen Punkte anordnen und behandeln müsse, und es lassen sich dafür keine Regeln aufstellen. Der Styl wird gleichfalls durch dieselben bedingt; welche Gattung der Redner aber auch wähle, die Ausdrucksweise muß immer der Würde des Gerichtes und dem Berufe des Letzteren durchaus angemessen sein.

Da wir uns in Deutschland bis jetzt des mündlichen gerichtlichen Verfahrens noch so gut wie gar nicht zu erfreuen haben, so können wir natürlich auch keine gerichtlichen Musterreden aufweisen, und müssen uns daher, um diese Gattung nicht ganz zu übergehen, damit begnügen, fremden Nationen einige zu entlehnen. — Unter den Völkern der Gegenwart

rühmen sich die Franzosen es in der gerichtlichen, besonders advocatorischen Beredsamkeit am weitesten gebracht zu haben; ihre Reden sind aber so künstlich, so berechnet und declamatorisch, daß sie unmöglich als Muster in dieser Gattung für Deutsche gelten können; wir beschränken uns daher darauf, einige Muster gerichtlicher Reden des griechischen Alterthums zu geben, und thun dies um so eher, als die gerichtlichen Reden der Römer entweder eine sehr genaue Kenntniß des römischen Rechtes verlangen, oder, wo dies nicht der Fall ist, zu allgemein bekannt sind. Isokrates' Rede ist zwar, streng genommen, nur der Form nach ganz, dem Inhalte nach aber blos zum Theil eine gerichtliche Rede; doch ward sie vorzugsweise ausgewählt, weil sie zugleich einen tieferen Blick in die Eigenthümlichkeit der Person und der Zeit dieses Redners gewährt.

Aeschines' Rede gegen Timarchus.

Deutsch von J. H. Bremi.

Keinen der Bürger, Ihr Männer aus Athen, habe ich je weder durch eine Anklage, noch bei Rechenschaftsprüfungen, wie ich glaube, gekränkt, sondern mich in allem Diesem als rechtlichen Mann erwiesen. Da ich aber durch den Timarchus, der hier den Gesetzen zuwider als Volksredner auftritt, den Staat hoch gefährdet sehe, da ich ferner auch selbst noch als Privatmann von ihm verleumdet werde (auf was für eine Weise, werde ich im Verlaufe der Rede zeigen); so dachte ich, es wäre für mich die größte Schande, nicht als Vertheidiger der ganzen Stadt, der Gesetze, Euer und meiner selbst hervorzutreten. — Ueberzeugt also, daß er Dessen sich schuldig gemacht, was Ihr so eben aus dem Actenstücke, das der Schreiber vorgelesen, vernommen, habe ich ihn zu dieser Prüfung vorgefordert. Und offenbar, Ihr Männer von Athen, nicht ungegründet ist das Urtheil, welches durch Staatsprozesse gewöhnlich veranlaßt wird, nämlich: daß Privatfeindschaften Vieles im Charakter des Staates verbessern. Daß aber weder der Staat an diesem ganzen Prozesse Schuld sei, noch die Gesetze, noch Ihr, noch ich, sondern er sich selbst diese Schuld beizumessen habe, das wird sich deutlich zeigen. Denn die Gesetze verbieten Dem, der sündlich gelebt, als Volksredner

aufzutreten; wie es mir scheint, eine nicht lästige, sondern gar sehr leichte Vorschrift; wäre es ja doch bei ihm gestanden, wenn er klug gewesen wäre, den verleumderischen Angriff auf mich zu unterlassen.

Ich hoffe bei diesem Vorworte die Schranken der Mäßigung nicht überschritten zu haben. Ihr werdet aber ohne Zweifel, Ihr Männer von Athen, finden, daß Ihr Das, was ich nun zuerst sagen will, auch von Andern schon früher gehört habt. Doch scheint es mir am rechten Orte zu sein, daß auch ich gerade diesen Punkt jetzt erörtere. Man ist einig, es gebe in der Welt dreierlei Staatsverfassungen, die Alleinherrschaft (Monarchie), die Herrschaft von Wenigen (Oligarchie) und die Volksherrschaft (Demokratie). Die Alleinherrschaft und die von Wenigen hängen in ihrer Verwaltung von dem Charakter der Vorgesetzten ab; die Staaten aber, in denen das Volk regiert, von den aufgestellten Gesetzen. Haltet Euch aber überzeugt, Ihr Athener, daß Gut und Blut Derer, die in der Demokratie leben, so wie diese Verfassung überhaupt durch die Gesetze ihren Schutz erhalten, die Alleinherrschaft aber und die von Wenigen im Mißtrauen und in Waffengewalt ihre Stütze hat. In der That müssen Anhänger der Oligarchie und Solche, deren Staatsmaßregeln auf Rechtsungleichheit gerichtet sind, sich vor Denen in Acht nehmen, die durch Gewalt die Verfassung aufheben wollen; Ihr aber, die Ihr eine auf Gleichheit der Rechte und auf Gesetze sich gründende Verfassung habet, müßt Die, welche wider die Gesetze reden oder leben, bestrafen. Denn nur dadurch werdet Ihr mächtig sein, wenn Ihr über guten Gesetzen wachet und Euch nicht durch Solche um Eure Verfassung bringen lasset, die gegen die Gesetze handeln und ein zügelloses Leben führen. Ich denke aber, es gezieme sich, daß wir bei der Gesetzgebung darauf achten, gute und dem Staate zuträgliche Gesetze aufzustellen; wenn wir sie aber aufgestellt haben, den gegebenen Gesetzen zu gehorchen und die dawider Handelnden zu bestrafen, wenn der Staat glücklich sein soll.

Erwäget, Athener, welche Vorsorge Solon, Euer alter Gesetzgeber, für die Sittenreinheit hatte; auch Drakon und die Gesetzgeber jener Zeiten. Für's Erste machten sie Gesetze über die Eingezogenheit der Knaben, und bestimmten ausdrücklich Das, was der freigeborne Knabe treiben und wie er erzogen werden soll. Dann zweitens, in Betreff der Jünglinge, und so weiter der Reihe nach in Betreff der andern Altersstufen; und zwar nicht nur in Absicht auf Privatpersonen, sondern auch in Bezug auf die Volksredner. Und diese in's Staatsarchiv niedergelegten Gesetze haben sie Euch überliefert, und Euch zu Hütern derselben eingesetzt.

Auch ich will jetzt vor Euch dieselbe Ordnung in der Rede wie der Gesetzgeber in seinen Gesetzen befolgen. Denn für's Erste werde ich mit Euch die Gesetze durchgehen, welche in Betreff der Sittsamkeit unserer Knaben aufgestellt sind; dann für's Zweite die in Betreff der Jünglinge; und so weiter der Reihe nach die in Bezug auf die andern Altersstufen nicht nur in Absicht auf die Privatpersonen, sondern auch in Bezug auf die Volksredner. Denn so, denke ich, daß meine Vorstellungen am belehrendsten sein werden. Zugleich will ich auch, Ihr Athener, zuerst mit Euch durchgehen, wie sich die Gesetze für's Wohl des Staates verhalten, und dann die Lebensweise des Timarchus darnach prüfen: so werdet Ihr finden, daß er allen Gesetzen entgegen gelebt hat.

Denn für's Erste scheint der Gesetzgeber doch den Lehrern, denen wir aus Nothwendigkeit unsere Knaben anvertrauen, bei denen der Lebensunterhalt von ihrem Wohlverhalten, die Nahrungsverlegenheit aber vom Gegentheil abhängt; er scheint doch, sage ich, ihnen nicht ganz zu trauen, und schreibt ausdrücklich vor, für's Erste, zu welcher Stunde der freigeborne Knabe in die Schule gehen soll, dann, mit wie viel Knaben er gehen, und wann er nach Hause gehen soll. Und den Lehrern verbietet er die Schule, den Turnführern die Turnplätze früher zu öffnen, als die Sonne aufgegangen, befiehlt aber zu schließen vor Untergang der Sonne, indem er hauptsächlich gegen die Einsamkeit und die Finsterniß Verdacht faßt; ferner giebt er Vorschriften, was für Jünglinge Zutritt haben sollen, in welchem Alter, und was für obrigkeitliche Personen auf alles Dieses Aufsicht haben sollen, auch in Bezug auf die Aufsicht der Pädagogen, auf die Musenfeste in den Schulen und die Hermesfeste auf den Turnplätzen; und zuletzt in Betreff des Umgangs der Knaben, und der jährlich wiederkehrenden Tanzfeierlichkeiten. Denn er bestimmt, daß der Chorführer, der sein Vermögen für Euch aufwenden soll, über vierzig Jahre alt sein müsse, um dieses thun zu können, damit er in seinem gesetztesten Alter erst mit Euern Knaben zusammen komme.

Der Schreiber wird Euch nun diese Gesetze vorlesen, damit Ihr sehet, daß der Gesetzgeber glaubte, der gut erzogene Knabe werde als Mann dem Staate nützlich sein; wenn aber der Charakter gleich in der Jugend eine schlimme Richtung nehme, so werden aus den schlecht erzogenen Knaben Bürger werden, die dem Timarchus hier ähnlich seien. Lies ihnen diese Gesetze!

Gesetze: „Die Knabenlehrer sollen die Schulen nicht vor Aufgang „der Sonne öffnen, und sie vor Untergang derselben schließen. Auch soll „Denen, die über das Knabenalter hinaus sind, der Eingang nicht ge„stattet sein, während die Knaben drinnen sind, ausgenommen dem Sohn

„des Lehrers, oder seinem Bruder oder Tochtermann. Drängt sich aber „Einer dennoch ein, so soll er mit dem Tode bestraft werden. Ferner „die Turnaufseher sollen keinem Aeltern auf keine Weise den Zutritt „bei den Hermesfesten gestatten; läßt der Turnwart es aber zu, und „schließt sie nicht vom Turnplatze aus, so soll ihn die Strafe des Gesetzes „über Verführung der Freien treffen. Die Chorführer, die von dem „Volke eingesetzt sind, sollen über vierzig Jahre alt sein."

Dann, Ihr Athener, stellt er Gesetze auf in Betreff von Freveln, die zwar groß sind, aber, wie ich denke, im Staate verübt wurden. Denn wenn Jemand Etwas gethan, das sich nicht geziemte, so erließen die Alten Gesetze darüber; wenigstens sagt das Gesetz ausführlich: „Wenn „ein Vater, oder Bruder, oder Oheim, oder Vormund, oder sonst ein „Familienhaupt Einen zur Unzucht vermiethet, so gestattet er nicht, daß „dieser Knabe der Unzucht angeklagt werde, wohl aber hat er gegen Den, „der vermiethete, und Den, der miethete, (wie er sagt) gegen Beide „gleiche Strafen bestimmt. Und wenn der Knabe, der zur Unzucht ver„miethet worden, herangewachsen, so sei er nicht verbunden, den Vater „zu ernähren, noch ihm Wohnung zu geben, nur bei dessen Tode soll „er ihn begraben, und die übrigen Gebräuche erfüllen." Sehet also, Ihr Athener, wie zweckmäßig er ihn bei seinem Leben des Vortheils der Vaterschaft beraubt, gleich wie Jener den Sohn des Rechtes, öffentlich aufzutreten. Auf den Fall seines Todes aber, wo Der, welcher die Wohlthat erhält, sie nicht mehr empfindet, befiehlt der Gesetzgeber, dem Gesetz und der Gottheit zu Ehren, ihn zu begraben und die übrigen Gebräuche zu erfüllen.

Und was für ein anderes Gesetz hat er aufgestellt zum Schutz der Knaben? Das über die Kupplerei, indem er die größte Strafe darauf setzt: „Wenn Einer einen freien Knaben oder ein Weib verkuppelt." Und was für ein anderes? Das der Mißhandlung, das in Einem Begriffe Alles von der Art in sich faßt. In diesem steht ausdrücklich geschrieben, wenn Einer einen Knaben mißhandelt (es mißhandelt aber wohl Der, welcher miethet) oder einen Mann, oder ein Weib, einen Freien oder einen Sklaven, oder wenn Einer sonst etwas Gesetzwidriges gegen Einen von Diesen thut, so hat er die Anklage der Mißhandlung eingeführt und eine Strafe bestimmt, an Leib oder Gut. Lies das Gesetz!

Gesetz: „Wenn ein Athener einen freien Knaben mißhandelt, so „soll Der, welchem der Knabe angehört, dieses den Thesmotheten an„zeigen, und auf die Strafe des Todes antragen. Wenn das Gericht „ihn dazu verurtheilt, dann soll er den Elfen überliefert, und am gleichen „Tage hingerichtet werden. Wird er aber zu einer Geldstrafe verurtheilt,

„so soll er sie in elf Tagen nach dem Urtheil bezahlen, wenn er es „nicht sogleich zu thun im Stande ist. Bis zur Bezahlung soll er aber „festgehalten werden. Dieser Anklage sollen aber auch Die anheim fallen, „die sich gegen die Personen der Sklaven vergehen." Vielleicht wird man sich beim ersten Anhören verwundern, warum denn wohl dem Gesetze auch der Punkt in Betreff der Sklaven beigefügt ist.

Ihr werdet aber bei mehrerer Betrachtung finden, Ihr Männer von Athen, daß Dieses weit das Beste ist. Denn nicht für die Sklaven war der Gesetzgeber besorgt, sondern er wollte uns daran gewöhnen, uns gänzlich vor der Mißhandlung der Freien zu hüten, und darum verbot er sogar, die Sklaven zu mißhandeln. Ueberhaupt glaubte er, wer unter einer Volksherrschaft gegen irgend Etwas frevelt, der sei nicht geeignet, ferner Mitglied des Staates zu sein. Aber auch Das, Ihr Männer von Athen, bringet Euch mit in Erinnerung, daß hier der Gesetzgeber noch nicht von der Person der Knaben selbst spricht, sondern von Denjenigen, die um den Knaben sind, dem Vater, Bruder, Vormund, Lehrern, allgemein von Demjenigen, von welchem der Knabe abhängt. Wenn aber Einer in das Bürgerbuch eingeschrieben ist, und die Gesetze des Staates kennt, und bereits das Gute und Böse zu unterscheiden weiß, so spricht er nicht mehr zu einem Andern, sondern zu ihm selbst, Timarchus! Und was sagt er denn? Wenn ein Athener, sagt er, sich zur Unzucht hat brauchen lassen, so soll es ihm nicht gestattet sein, unter die Archonten zu treten; wahrscheinlich weil mit diesem Amte die Bekränzung verbunden ist; noch soll er ein Priesteramt bekleiden, da er nicht einmal mit reinem Leibe spricht; auch nicht als Anwalt auftreten, noch je irgend eine Stelle verwalten, sei es im Lande oder außer dem Lande, durch das Loos oder die Wahl; er soll weder Herold noch Gesandter, noch Richter der Gesandten sein; eben so wenig soll er sich dingen lassen, um verleumderische Anklagen vorzubringen; nie soll er seine Meinung sagen, weder vor dem Volke noch im Rathe, selbst wenn er der geschickteste Redner unter den Athenern wäre. Handelt aber Einer gegen Dieses, so hat das Gesetz ihn der Anklage der Unzucht unterworfen und die größten Strafen darauf gesetzt.

Lies ihnen auch dies Gesetz, damit Ihr Euch überzeuget, daß, ungeachtet so gute und weise Gesetze bei Euch aufgestellt sind, Timarchus es dennoch gewagt hat, als Volksredner aufzutreten, er, dessen Charakter Ihr kennet. Gesetz: „Wenn ein Athener sich zur Unzucht brauchen „läßt, so soll ihm nicht gestattet sein, unter die neun Archonten zu tre„ten, noch ein Priesteramt zu bekleiden, noch vor dem Volke als Anwalt „aufzutreten, noch irgend eine Stelle zu verwalten, sei es im Lande oder

„außer dem Lande, durch das Loos, oder durch die Wahl. Er soll auch „nicht zum Heroldsamte gebraucht werden, noch einen Spruch thun, „noch den Opfern des Staates beiwohnen, noch bei den gemeinsamen „Kränzeszügen bekränzt sein, noch innerhalb der geweihten Schranken der „Volksversammlung treten dürfen. Wenn aber Einer Dieses thut, über „den das Urtheil ergangen ist, er habe sich zur Unzucht brauchen lassen, „so soll er mit dem Tode bestraft werden." Dieses Gesetz stellte der Gesetzgeber auf in Bezug auf die Jünglinge, die leichtsinnig sich gegen ihren eigenen Leib versündigen, die andern, die ich Euch früher vorlas, in Bezug auf die Knaben; die aber, die ich Euch jetzt lesen will, in Bezug auf Athener überhaupt. Denn nachdem er diese Gesetze geordnet hatte, sah er darauf, auf was für eine Weise wir uns zur Volksversammlung gestalten, und über die wichtigsten Angelegenheiten berathen sollen. Und wobei fängt er denn an? „Gesetze," sagt er, „über die guten Sitten." Von der Sittenreinheit ging er also zuerst aus; denn, dachte er, in welchem Staate die guten Sitten vorherrschen, der werde am besten verwaltet werden.

Wie heißt er aber die Vorstände des Senats verfahren? „Wann „das Reinigungsopfer herum getragen worden, und der Herold des Lan„des Gebet verrichtet, befiehlt er den Vorständen, in Betreff der Landes„opfer und der Herolde und Gesandten und der dem sittlichen Menschen „heiligen Dinge vor Allem Berathung zu pflegen. Und dann fragt der „Herold: Wer will sprechen von Denen, die über funfzig Jahre alt „sind?" Wenn aber diese Alle gesprochen haben, dann erst befiehlt er, daß von den andern Athenern, denen es gestattet ist, rede, wer Lust dazu hat. Sehet, wie schön das ist, Ihr Männer von Athen! Wohl wußte der Gesetzgeber, denke ich, daß die Alten zwar an richtigen Einsichten reich sind, daß aber die Zuversicht sie schon zu verlassen anfängt, wegen ihrer Erfahrung in den Geschäften. Er wollte also den Verständigsten gewöhnen, aufgefordert über die Angelegenheiten zu sprechen, und da es ihm unmöglich war, jeden Einzelnen von ihnen namentlich aufzurufen, so ersetzte er Dies durch den gemeinsamen Zunamen der ganzen Altersstufe, fordert sie auf, die Bühne zu betreten, und treibt sie an, sich an das Volk zu wenden, zugleich aber lehrt er auch damit die Jüngern, die Aeltern zu achten, in allen Handlungen ihnen den Vorrang zu lassen, und das Alter zu ehren, zu welchem wir Alle gelangen werden, wenn unser Leben so lange gefristet wird.

Und von solcher Sittenreinheit waren jene alten Redner, Perikles, Themistokles und Aristides, der den entgegengesetzten Beinamen von dem Timarchus hier hatte, den Beinamen des Gerechten (Sittlichen), daß,

was wir jetzt Alle gewöhnlich thun, mit vorgehaltener Hand zu sprechen, Dieses damals für unanständig galt, und man sich wohl davor hütete, es zu thun. Einen gar schlagenden Beweis davon glaube ich Euch durch eine Thatsache zeigen zu können. Ich weiß nämlich wohl, daß Ihr Alle nach Salamis hinüber gefahren seid, und die Bildsäule des Solon gesehen habet; und Ihr werdet mir wohl selbst bezeugen, daß Solon auf dem Marktplatze der Salaminier mit verhüllter Hand dasteht. Das, Ihr Männer von Athen, ist ein Denkmal und eine Darstellung der Haltung des Solon, in welcher Stellung er zu dem Athenischen Volke redete. Sehet also, Ihr Männer von Athen, wie sehr Solon von Timarchus verschieden ist, so wie überhaupt jene Männer, die ich so eben in meiner Rede erwähnte. Jene schämten sich, mit ausgestreckter Hand zu sprechen. Dieser aber, es ist nicht lange her, sondern geschah neulich einmal, riß sein Ueberkleid weg, und stand entblößt in der Versammlung da, wie ein Klopffechter, und sein Körper war in einem so unanständigen und schändlichen Zustande, durch seine Trunkenheit und Schamlosigkeit, daß die Verständigen sich verhüllten, aus Scham für den Staat, daß wir solche Rathgeber haben.

Der Gesetzgeber sah Dieses wohl ein, und erklärte daher ausdrücklich, welche als Volksredner auftreten sollten, und welche nicht. Und er hält keineswegs von der Bühne zurück, wer nicht Feldherren zu Ahnen hat, noch wenn Einer ein Handwerk betreibt, um für seinen nothwendigen Lebensunterhalt zu sorgen; sondern im Gegentheil, er heißt Diese herzlich willkommen, und frägt deßwegen oft, Wer will vor dem Volke reden? Welche aber, glaubte er, sollen nicht sprechen? Die, die schändlich gelebt. Diese läßt er nicht als Volksredner auftreten. Und an welchem Orte erklärt er sich hierüber?

„Prüfung der Volksredner."

„Wenn Einer vor dem Volk sprechen will, der seinen Vater oder „seine Mutter schlägt, oder sie nicht ernährt, oder ihnen keine Wohnung „verschafft," Diesem verbeut er zu sprechen. Beim Zeus mit Recht, wie ich denke. Warum denn? Weil — wenn Einer gegen Die, die man gleich den Göttern ehren soll, sich wie ein Taugenichts beträgt, was werden denn wohl Freunde und der Staat von ihm zu gewärtigen haben? Und welchen verbietet er zweitens zu sprechen? „Oder, wer „nicht die Feldzüge mitgemacht," sagt er, „die ihm aufgetragen worden, „oder wer seinen Schild weggeworfen." Und er hat Recht. Warum denn? Mensch, Du bist nicht würdig dem Staat zu rathen, für welchen Du nicht die Waffen führst, oder wenn Du aus Feigheit ihn nicht zu

vertheidigen vermagst. Drittens, von wem spricht er? „Oder wer Un„zucht getrieben, oder sich dazu hat brauchen lassen." Denn er glaubte, wer seinen eigenen Leib zur Schändung vermiethet habe, werde auch die Staatsgüter leichtsinnig veräußern. Viertens? „Oder wer seine väter„lichen Güter verschwendet hat, oder die, deren Erbe er ist." Denn er glaubte, daß, wer sein eigenes Haus schlecht verwaltet, auch gegen die Staatsgüter auf ähnliche Weise verfahren möchte. Und es schien dem Gesetzgeber nicht möglich, daß derselbe Mensch als Privatmann schlecht, als Staatsbürger gut sei. Auch glaubte der Gesetzgeber nicht, daß der Redner die Bühne betreten dürfe, der sich mehr um Worte bekümmere, als um sein Verhalten. Ferner hielt er dafür, daß die Worte eines rechtschaffenen Mannes, wenn auch die Rede schlecht oder doch nachlässig gesetzt sei, für die Zuhörer zuträglich seien; die aber eines schamlosen Menschen, der seinen Körper auf eine verächtliche Weise mißbraucht, dazu noch sein väterliches Erbgut schmählich verpraßt habe, auch wenn er ungemein gut spräche, den Zuhörern Nichts nützen würde. Diese nun schließt er von der Rednerbühne aus, Diesen verbietet er, als Volksredner aufzutreten. Wenn aber Einer Diesem zuwider nicht allein den Redner, sondern auch den Verleumder macht, und frech sich beträgt, und wenn der Staat einen solchen Menschen durchaus nicht mehr dulden kann, „so fordre ihn Einer der Athener, wer will und darf, zur Prüfung „vor." Euch aber fordert er zugleich auf, darüber vor Gericht zu entscheiden. Und so trete ich jetzt nach diesem Gesetze vor Euch auf.

Das nun ist schon lange Gesetz; Ihr aber habet noch ein neues Gesetz hinzugefügt nach dem schönen Allkampf, den Dieser vor der Versammlung kämpfte. Denn Ihr schämtet Euch dieses Auftritts, und stelltet das neue Gesetz fest, daß in jeder Versammlung eine Zunft um die Bühne loose, die dann den Vorsitz führe. Und was hat Der, der das Gesetz erließ, beigefügt? Er befiehlt, daß die Zünfte zum Schutz der Gesetze und der Volksherrschaft da seien; denn wenn wir nicht irgend woher Hülfe gegen Die, welche so ihr Leben zugebracht, suchen werden, so werden wir auch nicht im Stande sein, uns über die wichtigsten Angelegenheiten zu berathen. Es nützt aber Nichts, Athener, solche Menschen durch Geschrei von der Bühne vertreiben zu wollen; denn sie kennen keine Scham, sondern man muß ihnen dies durch Strafen abgewöhnen; denn nur so mögen sie noch erträglich werden. Der Schreiber wird Euch nun die Gesetze vorlesen, die über die guten Sitten der Redner aufgestellt sind. Denn gegen das Gesetz über den Vorsitz der Zünfte haben Timarchus hier und andere Redner der Art in einem Complott als nicht geziemend Klage geführt, damit sie nicht gehindert werden möchten, zu thun, zu reden und zu leben, wie sie wollen.

Gesetze: „Wenn ein Redner vor dem Rathe oder vor dem Volke „nicht besonders über jeden Theil des vorgelegten Gegenstandes spricht, „oder zwei Mal über denselben (Derselbe zu Denselben), oder schmäht, „oder Einem Böses nachredet, oder Einen wegdrängt, widerspricht, oder „während der Verhandlung sich nicht wehren läßt, über Etwas, das nicht „vorliegt, zu reden, oder aufhetzt, oder nach Entlassung der Volksver„sammlung oder des Rathes den Epistaten mißhandelt, so sollen die „Vorstände das Recht haben, ihn bis auf funfzig Drachmen für jedes „einzelne Vergehen den Praktoren aufzuschreiben. Wenn er aber eine „größere Strafe verdient, so mögen sie, nachdem sie ihn bis auf funfzig „Drachmen belegt, ihn dem Rath oder der ersten Volksversammlung „überweisen. Wenn man die Anklage in dem Rathssaale geprüft, so „soll man ihn richten. Und wird er durch geheime Abstimmung der „Rathsmitglieder verurtheilt, so sollen ihn die Vorstände den Einforderern „für die bestimmte Strafsumme in's Register schreiben."

Die Gesetze nun habet Ihr vernommen, Athener, und ich weiß wohl, daß sie Euch gut zu sein scheinen. Indessen liegt es an Euch, ob diese Gesetze von Nutzen oder ohne Nutzen sein sollen. Denn wenn Ihr Die, welche sich verfehlen, bestrafet, so werden die Gesetze für Euch gut und gültig sein; wenn Ihr sie aber ungestraft lasset, blos gut und nicht mehr gültig. Ich will aber, wie es im Anfang der Rede mein Plan war, nachdem ich über die Gesetze gesprochen, nun die Lebensweise des Timarchus darnach prüfen, damit Ihr wisset, in was für einem Abstande sie von Euern Gesetzen ist. Ich bitte Euch aber, Athener, es mir zu Gute zu halten, wenn ich, genöthigt von einer Lebensart zu reden, die, obgleich sie ihrer Natur nach nicht ehrbar ist, dennoch von Diesem getrieben wurde, wider meinen Willen in den Fall komme, Worte auszusprechen, die den Thaten des Timarchus ähnlich sind. Denn Ihr könnet mir wohl nicht mit Recht Vorwürfe machen, wenn ich Etwas deutlich ausdrücke, um Euch keinen Zweifel zu lassen, sondern weit eher Diesem hier. Er hat nämlich ein so schändliches Leben geführt, daß es Dem, der sein Treiben durchgeht, unmöglich ist, zu reden, wie er selbst wünscht, wenn er nicht auch einige Ausdrücke der Art einmischt. Ich will mich aber so viel als möglich Dessen zu enthalten suchen.

So sehet denn, Ihr Athener, mit welcher Schonung ich den Timarchus hier behandeln will. Denn ich übergehe, wie oft er als Knabe gegen seinen Leib gesündigt; Das soll nicht angerechnet werden, was zur Zeit der dreißig Tyrannen, oder was vor Euklides geschehen, oder wenn je irgend ein anderer Zeitpunkt von der Art gewesen; was er aber bereits als verständiger Jüngling und bei Kenntniß der Gesetze des Staates

verübt hat, davon werde ich bei meiner Anklage handeln, und darauf will ich Eure Aufmerksamkeit richten. Dieser nämlich hielt sich zuerst, so wie er aus den Knabenjahren getreten, im Piräus bei der Arzneibude des Euthydikus auf, dem Vorwande nach als Schüler der Kunst, in Wahrheit aber mit dem Entschlusse, seine Blüthe zu verhandeln, wie die That zeigte. Wie Viele nun von den Handelsleuten, oder andern Fremden, oder unsern Bürgern zu jener Zeit den Leib des Timarchus genossen, auch Das will ich gern übergehen, damit mir nicht Jemand sage, daß ich auch gar zu genau Alles aufzähle. Diejenigen aber will ich nennen, denen er sich in ihren Häusern hingegeben, wo er seinen Leib und den Staat schändete, und sich gerade für Das vermiethete, was das Gesetz verbietet zu thun, oder dann nicht als Volksredner aufzutreten.

Es ist ein gewisser Misgolas, der Sohn des Naukrates, Ihr Männer von Athen, von Kolyttä, im Uebrigen ein ganz ordentlicher Mann; und Niemand könnte ihn auf irgend eine Weise tadeln; in diesem Punkt aber ist er unselig eifrig, und pflegt immer einige Cither- oder Leierspieler um sich zu haben. Dies aber sage ich nicht aus gehässiger Absicht, sondern damit Ihr wisset, wen ich meine. Dieser merkte, weßwegen Timarchus hier seinen Aufenthalt bei der Arzneibude hatte, gab ihm einiges Geld zum Voraus, nahm ihn weg, und behielt ihn bei sich, ihn, der wohlbeleibt, und jung, und unfläthig, und für Das geeignet war, was Jener zu thun, Dieser zu leiden sich entschlossen hatte. Und Timarchus hier weigerte sich keinen Augenblick, sondern stand gleich dazu ein, ungeachtet er an nichts Anständigem Mangel hatte. Denn sein Vater hinterließ ihm ein sehr großes Vermögen, das er verpraßt hat, wie ich im Verlauf der Rede zeigen werde. Wahrlich, er that Jenes nur, weil er den niedrigsten Vergnügungen fröhnte, der Schlemmerei und kostbaren Mahlzeiten, und Flötenspielerinnen und Freudenmädchen, und den Würfelspielen und Anderem, von welchem Allem der Edle und Freie nie beherrscht werden soll. Und dieser Abscheuliche schämte sich nicht, das väterliche Haus zu verlassen, und bei Misgolas zu wohnen, der weder sein väterlicher Freund, noch sein Altersgenosse, noch sein Vormund war, sondern bei einem Fremden und Aeltern als er, und in diesem Punkt zügellos Ausschweifenden, und zwar da er in der Blüthe seines Alters stand.

Viele andere verächtliche Sachen hat Timarchus zu jener Zeit gethan, von denen ich Euch nur ein Beispiel mittheilen will. Es war der Festzug der Dionysien in der Stadt, und Misgolas, der Diesen zu sich genommen, geleitete den Zug mit Phädros, dem Sohne des Kallias, von Sphettos. Nachdem sie nun unter sich verabredet, den Timarchus

hier mit auf ihren Wagen zu nehmen, so gaben sich Diese mit der übrigen Zurüstung ab, er aber fand sich nicht ein. Misgolas, darüber erzürnt, suchte ihn mit Phädros auf; sie erhalten Nachricht von ihm, und finden ihn in einer Herberge mit einigen Fremden beim Frühstück. Da nun Misgolas und Phädros den Fremden gewaltig drohten, und sie aufforderten, ihnen gleich in's Gefängniß zu folgen, weil sie einen freien Jüngling verführt hätten, so fürchteten sich die Fremden, machten sich eilends davon, und ließen alles Aufgetragene im Stich. Daß ich hierin die Wahrheit rede, wissen Alle, die zu jener Zeit den Misgolas und Timarchus kannten. In der That ist es mir recht lieb, daß ich gegen einen Menschen im Prozeß stehe, der Euch wohl bekannt ist, und den Ihr von nichts Anderem her kennet, als gerade von dem Gewerbe, über das Ihr auch ein Urtheil fällen sollet. Denn über Das, was nicht bekannt ist, muß wohl der Ankläger bestimmte Beweise vorbringen; in Betreff Dessen aber, was allgemein anerkannt ist, ist die Anklage, wie ich denke, nicht so gar schwierig, denn er muß es blos den Zuhörern in's Gedächtniß zurück rufen.

Ich nun habe, obgleich die Sache allgemein anerkannt ist, da wir vor Gericht sind, für den Misgolas ein Zeugniß aufgesetzt, das zwar wahr, aber doch glimpflich ist, wie ich mir einbilde; denn der Name der That, die er gegen Diesen ausübte, steht nicht darin, auch habe ich nichts Anderes beigefügt, das für Den, der die Wahrheit bezeugt, nach den Gesetzen nachtheilig ist; nur was Ihr als Zuhörer wisset, für den Zeugen aber gefahrlos, und nicht entehrend ist, das habe ich aufgezeichnet. Wenn nun Misgolas hierher treten, und die Wahrheit bezeugen will, so wird er recht handeln; wenn er es aber vorzieht, lieber zum Strafgericht gefordert zu werden, als die Wahrheit zu bezeugen, so werdet doch Ihr von der ganzen Sache schon unterrichtet sein. Denn wenn Der, welcher Dieses gethan hat, sich schämt, und es vorzieht, lieber tausend Drachmen der Staatscasse zu zahlen, um nicht sein Antlitz Euch zeigen zu müssen, Der aber, welcher Dieses erlitten, als Volksredner auftreten will; so ist doch wohl der Gesetzgeber weise, der so schamlose Menschen von der Rednerbühne ausschließt. Wenn er aber zwar Folge leistet, jedoch zu dem Unverschämtesten seine Zuflucht nimmt, die Wahrheit abzuschwören, um die Gunstbezeigungen des Timarchus zu vergelten, und den Uebrigen eine Probe zu geben, wie gut er Solches geheim zu halten weiß; so wird er sich erstlich gegen sich selbst versündigen durch einen falschen Eid, sodann wird er damit Nichts gewinnen.

Denn ich habe ein anderes Zeugniß aufgesetzt für Die, die wissen, daß dieser Timarchus seine väterliche Wohnung verlassen, und bei Misgolas

sich aufgehalten hat; und ich habe wahrlich keine schwierige Sache unternommen. Denn ich muß weder meine Freunde als Zeugen anführen, noch die Feinde von Diesen, noch Solche, die Keinen von uns kennen, sondern die Freunde von Diesen. Wenn sie aber auch Diese überreden, nicht zu zeugen (was ich nicht glaube, oder doch wenigstens nicht Alle), so werden sie mir doch ein Anderes nie entziehen können, die Wahrheit, und den in der Stadt über Timarchus verbreiteten Ruf, den nicht ich ihm bereitet, sondern er sich selbst; denn das Leben des gesitteten Mannes soll so rein sein, daß es nicht eine schlimme Beschuldigung zuläßt. Ich will aber noch das vorläufig bemerken, wenn etwa Misgolas den Gesetzen und Euch Folge leisten sollte. Es giebt Menschennaturen, die dem Anblick nach sehr von einander verschieden sind, in Bezug auf das Alter; denn Einige, die jung sind, scheinen früh gealtert und bejahrt zu sein, Andere aber, die schon ziemliche Zeit gelebt, ganz jung. Zu solchen Männern gehört Misgolas. Denn er ist mein Altersgenosse, und war mit mir unter den Epheben, und wir stehen jetzt im fünfundvierzigsten Jahre. Und ich habe schon viele graue Haare, wie Ihr sehet; er aber nicht. Warum sage ich denn Dieses zum voraus? Damit Ihr nicht, wenn Ihr ihn so plötzlich sehet, Euch verwundert, und einen Gedanken der Art fasset: beim Herkules, er ist doch von diesem Timarchus nicht sehr verschieden. Denn die Natur des Menschen ist theils von der Art, theils hatte er schon mit Jenem als einem Unbärtigen Umgang. Doch, um Euch nicht aufzuhalten, rufe mir zuerst Die auf, die wissen, daß dieser Timarchus im Hause des Misgolas sich aufgehalten hat; dann lies das Zeugniß des Phädros vor, und zuletzt nimm das Zeugniß des Misgolas selbst, auf daß er aus Furcht vor den Göttern und aus Scham vor den Mitwissern, vor den andern Bürgern, und vor Euch, den Richtern, die Wahrheit zu bezeugen sich entschließe.

„Misgolas, der Sohn des Naukrates von Kolyttä, bezeugt: Ti„marchus, der früher bei der Arzneibude des Euthydikos sich aufhielt, „wohnte mit mir zusammen, und nach meiner Vertraulichkeit mit ihm „habe ich nie aufgehört, Sorge für ihn zu tragen." Wenn nun, Ihr Athener, Timarchus hier bei Misgolas geblieben, und nicht weiter zu einem Andern gekommen wäre, so hätte er noch ziemlich anständig gehandelt, wenn nämlich etwas von der Art anständig ist; und ich wäre bereit gewesen, ihn nur Dessen anzuklagen, was der Gesetzgeber ausführlich behandelt, daß er Buhlerei getrieben habe. Denn wer gegen Einen Dies thut, und um Lohn es thut, der scheint mir gerade Dessen sich schuldig zu machen. Wenn ich aber Euch in's Gedächtniß zurückrufen und beweisen werde, daß er es noch jenen wilden Lüstlingen, dem Kedonides

und Autokleides und Thersandros zuvorthat, und Euch also mit Anführung Derer, in deren Wohnungen er aufgenommen worden, beweisen werde, daß er nicht blos bei Misgolas für seinen Körper Lohn erhalten, sondern auch bei einem Andern, und wieder bei einem Andern, und daß er von Diesem zu einem Andern gegangen, so wird sich ergeben, daß er nicht blos gebuhlt, sondern auch (ich weiß beim Dionysius nicht, wie ich den ganzen Tag durch Umschweife mich ausdrücken soll) gehuret habe. Denn wer freiwillig, und gegen Viele, und um Lohn Dieses thut, der scheint mir eigentlich dieses Verbrechens schuldig zu sein.

Da nun Misgolas des Aufwandes müde war, und Diesen von sich entließ, nimmt ihn nachher Antikles, der Sohn des Kallias von Euonymos, auf. Dieser nun ist mit den Colonisten auf Samos. Daher will ich fortfahren. Denn da dieser Timarchus von Antikles und Misgolas entlassen war, so ging er nicht in sich, noch hielt er sich an bessere Beschäftigungen, sondern er brachte den Tag in dem Spielhause zu, wo die Telia (das Würfelbrett) steht, worauf man Hähne setzt und Würfel spielt; denn wohl, denke ich, haben Einige von Euch schon gesehen, was ich meine, oder doch davon gehört. Unter Denen, die so sich vergnügen, ist ein gewisser Pittalakos, ein im Dienste des Staates stehender Sklave. Dieser hatte Ueberfluß an Geld, und da er Jenen bei diesem Zeitvertreibe sah, nahm er ihn zu sich, und behielt ihn bei sich. Und der Schändliche da hatte keinen Ekel, daß er sich mit einem Sklaven im Dienste des Staates zu schänden im Begriffe war, sondern sah allein darauf, ob er einen Gehülfen seiner Unfläthereien erhalten werde; ob Etwas anständig oder schändlich sei, darauf nahm er nie Rücksicht. Und ich habe gehört, daß dieser Mensch solche Vergehen und solche Schändungen an dem Körper des Timarchus verübt, daß ich mich beim Olympischen Zeus nicht erkühnen würde, sie vor Euch zu nennen. Denn was Dieser sich nicht scheute, im Werk zu üben, das möchte ich für mein Leben nicht mit Worten vor Euch bezeichnen.

Gerade zu der Zeit, als Dieser bei Pittalakos war, schiffte Hegesandros, der Diesen zu sich genommen, aus dem Hellespont hierher. Ich weiß wohl, daß ihr Euch längst verwundert, warum ich Dessen nicht erwähnt habe. So einleuchtend ist Das, was ich sagen will. Dieser Hegesandros, den Ihr besser kennet, als ich, kommt an. Er war damals mit dem Acharner Timomachus, dem Feldherrn, als Schatzmeister nach dem Hellespont gefahren, und kam hierher, nachdem er, wie man sagt, von der Einfalt jenes Menschen Vortheil gezogen, mit nicht weniger als achtzig Silberminen, und war gewissermaßen nicht wenig an dem Unglück des Timomachus Schuld. Bei solchem Reichthum ging er dann öfter zu

Pittalakos, seinem Spielgenossen, sah Diesen dort zuerst, fand Vergnügen daran, entbrannte für ihn, und wollte ihn zu sich nehmen. Auch glaubte er vielleicht, daß er mit seinem Charakter Verwandtschaft habe. Er unterredete sich zuerst mit Pittalakos, und bat, ihm Diesen zu übergeben. Da er ihn aber nicht bereden konnte, machte er sich an Diesen selbst; und er brauchte nicht viele Worte aufzuwenden, sondern hatte ihn sogleich überredet. Denn in seinem Gewerbe selbst zeigt er eine gar große Arglosigkeit und Treue (Zutraulichkeit), so daß man ihn mit Recht auch deßwegen hassen wird.

Da er aber von Pittalakos sich entfernt hatte, und von Hegesandros aufgenommen war, so schmerzte es, wie ich glaube, den Pittalakos, so viel Geld umsonst, wie er meinte, aufgewendet zu haben, und er nahm sich das Geschehene zu Herzen, und besuchte öfters das Haus. Daß er ihnen aber lästig war, werdet Ihr aus der gewaltigen Heldenthat des Hegesandros und Timarchus sehen. Denn da sie und einige Spielgenossen und Andere, deren Namen ich nicht nennen will, einst betrunken waren, drangen sie des Nachts in das Haus ein, wo Pittalakos wohnte, zerbrachen zuerst die Geräthschaften, warfen die so oft gebrauchten Würfel und Becher und das übrige Spielgeräthe auf die Straße, tödteten die Wachteln und Hähne, die Lieblinge dieses Besessenen, banden zuletzt den Pittalakos selbst an eine Säule, und geißelten ihn mit unmenschlichen Hieben so lange, daß selbst die Nachbarn das Geschrei hörten. Am folgenden Tage geht Pittalakos, erzürnt über den Auftritt, im bloßen Unterkleid auf den Marktplatz, und setzt sich zum Altar der Mutter der Götter. Da aber, wie es zu geschehen pflegt, viel Volk zusammen lief, so befürchteten Hegesandros und Timarchus, ihre Frechheit möchte überall in der ganzen Stadt gleichsam ausgerufen werden; die Zeit der Volksversammlung rückte an, sie eilen mit einigen Spielgenossen zu dem Altar, umstehen den Pittalakos, und bitten ihn, aufzustehen, indem sie sagten, der ganze Auftritt sei eine Wirkung der Trunkenheit gewesen, und Dieser da, der beim Zeus noch nicht, wie jetzt, abschreckend von Aussehen war, sondern noch ganz tüchtig, faßt den Mann beim Kinn, und sagt, er wolle Alles thun, was er verlange; und so bereden sie endlich den Menschen, vom Altar aufzustehen, denn er solle Genugthuung erhalten. Wie er aber vom Marktplatze sich entfernte, bekümmerten sie sich nicht mehr um ihn.

Diesen Schimpf nimmt der Mann sehr übel auf, und verklagt den Einen und den Andern. Vor Gericht aber (sehet die gewaltige Kraft des Hegesandros) führte er den Menschen, der ihm kein Unrecht gethan, sondern im Gegentheil von ihm erlitten, der ihn nichts anging, ihn, der

ein Sklave des Staates war, als Sklaven fort, indem er behauptete, er sei sein Sklave. In dieser höchsten Noth wirft sich Pittalakos einem sehr rechtschaffenen Manne, einem gewissen Glaukon von Cholargos, zu Füßen. Dieser widersetzt sich seiner Ergreifung. Nun wurde die Klage förmlich eingeleitet. Im Verlauf der Zeit aber übertrugen sie die Untersuchung der Sache dem Diopeithes von Sunium, einem Gemeindegenossen des Hegesandros, der mit Jenem, da er noch in der Blüthe war, Umgang gehabt. Diopeithes übernahm das Geschäft, und schob es, zu Gunsten Dieser, von einer Zeit zur andern auf. Da aber Hegesandros vor Eurer Bühne erschien, als er auch mit Aristophon von Aegina im Streite war, bevor Dieser ihm mit derselben Anklage vor dem Volke drohte, die ich dem Timarchus angesagt habe; und da sein Bruder Krobylos als Volksredner auftrat, und sie sich überhaupt erkühnten, bei unsern Berathungen über die griechischen Angelegenheiten das erste Wort zu führen; da erst machte sich Pittalakos selbst Vorwürfe, und bedachte, mit was für Menschen er im Streit liege, und er wählte das Klügste, die Wahrheit zu sagen. Er verhielt sich ruhig, und war zufrieden, wenn ihn nicht ein neues Uebel traf.

Da nun, als Hegesandros diesen herrlichen Sieg ohne Kampf gewonnen, hatte er den Timarchus hier bei sich. Und daß ich hierin die Wahrheit sage, wisset Ihr Alle. Denn wer von Euch ist nicht schon auf den Fischmarkt gekommen, und hat nicht ihren Aufwand gesehen? oder wer, der Zeuge ihrer Schmausereien und Ausschweifungen war, ärgerte sich nicht im Namen der Stadt? Doch, da wir vor Gericht sind, rufe mir den Glaukon von Cholargos auf, der den Pittalakos in Freiheit setzte, und lies die andern Zeugnisse vor. Zeugniß: „Glaukon, „der Sohn des Timäos von Cholargos, bezeugt: Ich widersetzte mich, „da Pittalakos von Hegesandros als Sklave fortgeführt wurde. Einige „Zeit später aber kam Pittalakos zu mir und sagte, er wolle sich mit „Hegesandros vergleichen, und sandte auch zu ihm hin, mit dem Auftrag, „den Vergleich anzutragen, auf der einen Seite wolle er die Klagen fallen „lassen, die er selbst gegen Hegesandros und Timarchus eingelegt, auf „der andern solle Hegesandros seine Ansprüche auf ihn als Sklaven zu„rücknehmen; und so verglichen sie sich." Zeugniß: „Amphisthenes „bezeugt: Ich widersetzte mich, da Pittalakos von Hegesandros als Sklave „fortgeführt wurde" u. s. w.

Soll ich Euch nicht auch den Hegesandros selbst aufrufen? Ich habe für ihn ein Zeugniß aufgesetzt, das zwar anständiger ist, als er sich benommen hat, aber doch etwas deutlicher, als das für Misgolas. Ich weiß aber wohl, daß er es abschwören und einen falschen Eid thun

wird. Warum rufe ich ihn denn zum Zeugniß auf? Um Euch zu beweisen, zu was ein solches Gewerbe die Menschen machen kann, zu welcher Verachtung der Götter, zu welcher Verletzung der Gesetze, zu welcher Hintansetzung aller Scham es führt. Rufe mir den Hegesandros auf. Zeugniß: „Hegesandros, der Sohn des Diphilos von Steiria, „bezeugt: Als ich aus dem Hellespont herabschiffte, traf ich den Timar„chus, den Sohn des Arizelus, in der Wohnung des Würfelspielers „Pittalakos, und seit jener Bekanntschaft hatte ich Umgang mit Timar„chus, und brauchte ihn zu demselben Geschäfte, wie auch früher Leo„damas." — — Ich wußte wohl, daß er den Eid gering schätzen werde, Ihr Athener, und sagte es Euch auch voraus. Und auch Das ist mir einleuchtend, daß, da er jetzt nicht zeugen will, er gleich bei der Vertheidigung auftreten wird; und beim Zeus, ich wundere mich nicht darüber. Denn er wird, denke ich, hier auftreten im Vertrauen auf seinen Lebenswandel, als ein Ehrenmann, der das Böse haßt, und der den Leodamas nicht näher kennt, dessen Nennung bei Euch doch ein Murren erregte, als das Zeugniß vorgelesen wurde. Muß ich wohl noch dazu gebracht werden, deutlicher zu reden, als mein Charakter es mit sich bringt?

Sagt mir beim Zeus und bei den andern Göttern, Athener, wer sich mit Hegesandros schändete, scheint Der Euch nicht mit einem Hurer gehuret zu haben? Oder was für Auswüchse von Unflätherei dürfen wir nicht glauben, daß sie in ihrer Trunkenheit und Einsamkeit treiben mögen? Glaubet Ihr nicht, daß Hegesandros, der den verschrieenen Handel mit Leodamas vertheidigte, den Ihr Alle kennet, diesem schnöde Zumuthungen mache, in der Meinung, er sei mit einem so Ausschweifenden noch züchtig verfahren? Doch Ihr werdet sehen, daß er und sein Bruder Krobylos nach ihrer gewandten Rednermanier sogleich hierher eilen und sagen werden, Das sei sehr einfältig, was ich sage; sie werden auch verlangen, daß ich Zeugen aufweise, die ausführlich zeugen, wo er es gethan, und wie er es gemacht, oder wer es gesehen, oder welches die nähern Umstände seien? und auf diese Art unverschämtes Zeug sagen, wie ich denke. Ich glaube aber nicht, daß Ihr so vergeßlich seiet, um nicht mehr an Das zu denken, was Ihr so eben bei Vorlesung der Gesetze gehört habet, in denen geschrieben steht: „wenn Einer einen „Athener zu diesem Geschäft miethet, oder wenn Einer ihn vermiethet, „so machen sie sich der größten und der gleichen Strafen schuldig."

Welcher Mensch nun ist so verwahrlost, daß er bestimmt ein solches Zeugniß ablegen möchte, nach welchem er, wenn er die Wahrheit bezeugte, beweisen müßte, daß er sich der äußersten Strafen schuldig gemacht? Also bleibt nur noch übrig, daß Der, der es erlitten, es selbst

eingestehe. Aber er wird deßwegen gerichtet, weil er, da er Dies gethan, gegen die Gesetze als Volksredner auftrat. Wollet Ihr nun, daß wir die ganze Sache fahren lassen und nicht untersuchen? Beim Poseidon, da werden wir den Staat gut berathen, wenn wir Das, wovon wir selbst wissen, daß es geschehen, darum in Vergessenheit bringen wollen, weil der Thäter nicht hier vor uns erscheint, oder nicht die Dreistigkeit hat, es zu bezeugen. So schließet denn nach den Beispielen. Da wird es aber wohl nöthig sein, daß die Beispiele den Sitten des Timarchus ähnlich seien. Sehet auf Die, die in den öffentlichen Häusern sich aufhalten, und bekannter Maßen dies Geschäft treiben. Diese, wenn sie sich in diese Lage haben bringen lassen, suchen doch ihre Schande einigermaßen zu verhüllen, und verschließen die Thüren. Wenn nun Einer von Euch die Vorbeigehenden fragen würde, was jetzt dieser Mensch treibe, so würdet Ihr gleich die Sache beim Namen nennen, ohne zu wissen, wer hineingegangen, nur weil Ihr wisset, was der Mensch für ein Gewerbe sich erwählt, und Ihr daher sein Geschäft kennet.

Ihr sollet auf dieselbe Weise auch über Timarchus Untersuchungen anstellen, und nicht darauf schauen, ob Jemand es gesehen, sondern ob er das Gewerbe getrieben hat. Denn, bei den Göttern, was muß man sagen, Timarchus? oder was würdest Du selbst sagen von einem andern Menschen, der wegen der gleichen Anklage gerichtet würde? Oder was soll man sagen, wenn ein junger Mensch das väterliche Haus verläßt, und die Nacht in fremden Häusern zubringt, dem Aussehen nach sich von Andern unterscheidend, kostbare Mahlzeiten ohne Beitrag mitmacht, und Flötenspielerinnen und die theuersten Freudenmädchen hat, und Würfel spielt, und Nichts selbst bezahlt, sondern ein Anderer für ihn, bedarf Dies noch einer Deutung? Ist es nicht offenbar, daß Der, welcher solche Zumuthungen Andern macht, nothwendigerweise auch selbst Denen, die das Geld aufwenden, dafür gewisse Vergnügungen bereite? Denn ich weiß beim Olympischen Zeus nicht, wie ich Dein verächtliches Treiben schonender erwähnen soll.

Betrachtet nun die Sache, wenn Ihr wollet, auch nach einigen Beispielen aus der Staatsverwaltung, und zwar nach denen, die jetzt vor Euch liegen. Es haben Bürgerprüfungen vor den Gemeinden stattgefunden, und Jeder von uns hat seine Stimme gegeben, ob Einer wirklich ein Athener sei oder nicht. Und ich, wenn ich in die Gerichtsstube trete und den Redenden zuhöre, sehe, daß immer das Gleiche bei Euch Kraft hat. Denn so oft der Ankläger sagt: Ihr Richter, Diese schlossen die beeidigten Gemeindeglieder aus, ungeachtet Niemand weder anklagte, noch gegen ihn zeugte, sondern weil sie selbst die Sache kannten;

rufet Ihr, denke ich, gleich mit Ungestüm, Der, welcher vor Gericht erscheine, habe keinen Theil an der Stadt. Denn Alles, was Jemand selbst bestimmt weiß, scheint Euch, glaube ich, keiner Reden noch Zeugnisse zu bedürfen.

Wohlan, beim Zeus, wenn Timarchus, wie über seine Herkunft, so über dies Gewerbe abstimmen lassen müßte, ob er schuldig sei oder nicht; die Sache vor dem Gericht beurtheilt, und er vor Euch geführt würde, wie jetzt; und nach dem Gesetze oder Beschlusse weder mir die Anklage, noch ihm die Vertheidigung gestattet wäre; der Herold aber, der jetzt neben mir steht, den gesetzlichen Aufruf an Euch ergehen ließe, „die durchbrochenen Steine gebe, wer den Timarchus für einen Hurer „hält, die undurchbrochenen, wer nicht"; was würdet Ihr wohl beschließen? Ich weiß bestimmt, daß Ihr ihn verurtheilen würdet. Wenn mich aber Einer von Euch fragte, wie kannst Du wissen, ob wir gegen ihn stimmen würden? so würde ich sagen, weil Ihr es mir offen gesagt und angezeigt habet; wann und wo Jeder, Das will ich Euch in's Gedächtniß rufen. So oft Dieser das vergangene Jahr vor dem Volke die Bühne bestieg, oder im Rathe seine Meinung sagte, oder wenn er die Ausbesserung der Mauern und Thürme erwähnte, oder wo Jemand hingeführt werden sollte; so lachtet Ihr gleich, und sprachet laut den Beinamen der Thaten aus, die Ihr von ihm kennet. Doch ich will alles Aeltere übergehen. Was aber in der Volksversammlung selbst geschah, als ich diese Anklage gegen den Timarchus vorbrachte, das muß ich Euch in Erinnerung bringen.

Denn da der Rath auf dem Areopagus einen Antrag an das Volk machte, nach dem Beschluß von diesem, den er in Betreff der Wohnungen auf der Pnyx gethan, so führte Autolykos, im Namen der Areopagiten, das Wort, der, beim Olympischen Zeus und beim Apollo, ein strenges, ehrsames und jener Versammlung würdiges Leben geführt hatte; da er aber im Verlauf der Rede irgendwo sagte, daß der Rath den Vorschlag des Timarchus nicht billige, und beifügte: Verwundert Euch nicht, Athener, wenn in Betreff dieser einsamen Stelle und des Platzes auf der Pnyx Timarchus mehr Kenntniß hat, als der Rath vom Areopagus; da brauset Ihr auf und sagtet, Autolykos rede die Wahrheit; denn Jener sei damit bekannt. Weil aber Autolykos die Ursache Eures Aufbrausens nicht kannte, so sagte er mit finsterem Blicke nach einiger Unterbrechung: „Wir Areopagiten, Ihr Athener, klagen weder den Timarchus an, noch vertheidigen wir uns; denn das ist wider unsere Bestimmung, wir lassen die Sache dahin gestellt. Er glaubte vielleicht, „daß auf dieser einsamen Stelle Jeder von uns eine kleine Auslage

„machen könne." Und wiederum bei den Worten: „einsame Stelle und „kleine Auslage," erhob sich von Euch her großer Lärm und Gelächter. Als er aber die Hausfluren und die Gruben erwähnte, konntet Ihr Euch gar nicht halten. Da tritt auch Pyrrhandros auf, Euch Vorwürfe zu machen, und fragte das Volk, ob sie sich nicht schämten, in Gegenwart des Rathes vom Areopagus zu lachen. Ihr aber vertriebet ihn mit der Erwiederung: „Wir wissen, Pyrrhandros, daß man nicht lachen „soll vor Diesen; aber die Wahrheit ist so mächtig, daß sie sich aller menschlichen Besonnenheit bemeistert." Dies Zeugniß, glaube ich, sei uns von dem Athenischen Volke gegeben worden, und es der Falschheit zu bezüchtigen, geziemt sich nicht. Wäre es also nicht seltsam, Athener, wenn Ihr, die Ihr von selbst, wo ich nicht sprach, den Namen der Thaten nanntet, die Ihr von Diesem kennet, nun, da ich spreche, sie vergessen hättet; wenn er, da kein Prozeß über die Sache war, überführt würde, da aber eine richterliche Untersuchung Statt hat, loskäme?

Da ich aber der Bürgerprüfung, die wir dem Demophilos zu danken haben, gedacht habe, so will ich auch ein anderes Beispiel davon anführen. Derselbe Mann stellte auch früher einen ähnlichen Grundsatz auf. Er beklagte sich, daß es Einige gebe, die es unternähmen, die ganze Volksversammlung, überhaupt die Gerichte zu bestechen, wie auch jetzt Nikostratos; und darüber gab es schon lange gerichtliche Untersuchungen, auch neuerlich und jetzt noch giebt es solche. Wohlan denn, beim Zeus und den Göttern, wenn sie an dieselbe Vertheidigung sich hielten, an die sich jetzt Timarchus und seine Fürsprecher halten, und verlangten, daß Jemand ausführlich für diese Anklage zeuge, oder die Richter nicht trauen sollten, so wäre es nach dieser Behauptung durchaus nothwendig, von dem Einen zu bezeugen, daß er bestochen habe, von dem Andern, daß er bestochen worden, da Beide nach dem Gesetze die Todesstrafe trifft; wie hier, wenn Einer einen Athener zur Schändung miethet, und wieder, wenn ein Athener für die Schmach seines Körpers freiwillig Geld annimmt.

Gab es nun einen Zeugen, der Dies bezeugte, oder einen Ankläger, der es unternahm, so die Sache darzuthun? Keineswegs. Wie nun? Kamen die Beklagten los? Beim Herkules, sie wurden mit dem Tode bestraft, ungeachtet sie, beim Zeus und Apollo, ein weit geringeres Verbrechen begangen, als dieser Mensch. Jene Unglücklichen, welche Armuth und Alter, die größten Uebel unter den Menschen, nicht ertragen konnten, erlitten dies Schicksal; Dieser aber, weil er seine Unfläthereі nicht im Zaume halten wollte. Wenn nun dieser Prozeß vor einem zum Schiedsrichter gewählten Staat geführt würde, so hätte ich verlangt,

daß Ihr meine Zeugen wäret, da Ihr am besten wisset, daß ich die Wahrheit sage; weil aber der Prozeß zu Athen geführt wird, und Ihr zugleich Richter und Zeugen meiner Worte seid, so kommt es mir zu, Euch daran zu erinnern, Euch aber, mir Glauben beizumessen. Denn Timarchus scheint mir, Athener, nicht blos für sich selbst sich Mühe gegeben zu haben, sondern auch für die Andern, die das Gleiche, was er, getrieben haben; denn wenn dieses Gewerbe, wie es zu geschehen pflegt, heimlich an einsamen Orten und in Privathäusern getrieben wird, und Der, welcher am besten weiß, daß er einen Bürger geschändet, wenn er die Wahrheit bezeugen will, sich der größten Strafen schuldig machen wird; der Angeklagte aber, überführt durch sein eigenes Leben, und die Wahrheit, verlangen will, nicht nach Dem, was man von ihm weiß, sondern nach Zeugnissen gerichtet zu werden: so ist das Gesetz und die Wahrheit vernichtet, und ein offener Weg gezeigt, auf welchem die größten Uebelthäter entrinnen werden.

Denn wer von den Räubern, oder Dieben, Ehebrechern, oder Mördern, oder Denen, welche die größten Verbrechen begehen, es aber heimlich thun, wird so bestraft werden? Von Diesen werden Die, welche auf der That ertappt worden, da sie gestehen müssen, gleich mit dem Tode bestraft, Die aber, welche es heimlich gethan, und ableugnen, von den Gerichten abgeurtheilt. Denn die Wahrheit wird nach der Wahrscheinlichkeit aufgefunden. Nehmet als Beispiel den Rath von Areopagos, das gründlichste Gericht im Staat. Denn ich habe noch vor Kurzem Viele gesehen, die vor dieser Versammlung sehr gut sprachen und Zeugen vorwiesen, und doch überführt wurden; von Andern aber weiß ich, die, ungeachtet sie sehr schlecht redeten, und keine Zeugen vorzuweisen hatten, dennoch gewannen. Denn nicht nach der Rede allein, auch nicht nach den Zeugnissen, sondern nach Dem, was sie selbst wissen und geprüft haben, geben sie ihre Stimme. Deßwegen steht dies Gericht fortwährend in gutem Credit im Staate. So fället denn auch Ihr, Athener, das Urtheil nach derselben Weise.

Und für's Erste soll euch Nichts glaubwürdiger sein, als was Ihr selbst wisset, und wovon Ihr überzeugt seid, in Bezug auf den Timarchus hier; dann betrachtet den Fall nicht nach der gegenwärtigen, sondern nach der verflossenen Zeit. Denn die Reden, die in der verflossenen Zeit über den Timarchus und sein Thun und Treiben geäußert wurden, wurden um der Wahrheit willen geäußert; die aber, welche an diesem Tage werden gehalten werden, um des Urtheilsspruches willen, und um Euch zu hintergehen. So entscheidet Euch nun für den längeren Zeitraum, und die Wahrheit, und für Das, was Ihr selbst wisset. Zwar sagt ein

gewisser Redenschreiber, der für solche Leute Vertheidigungen aussinnt, daß ich mir widerspreche. Es scheint ihm nicht möglich, daß derselbe Mensch gehuret und das väterliche Vermögen verzehrt habe. Denn, sagt er, sich in Etwas gegen seinen Leib versündigt zu haben, sei die Sache eines Knaben; sein väterliches Vermögen aber verzehrt zu haben, die eines Mannes. Ueberdies, fügt er bei, werden Die, welche sich selbst preis geben, dafür bezahlt. Mit vielem Gepränge geht er daher auf dem Marktplatz herum, und verwundert sich höchlich, ob wohl Derselbe gehuret und doch sein väterliches Vermögen verzehrt haben könne. Wenn aber Jemand nicht weiß, wie Dies sich verhält, so will ich versuchen, es deutlicher in meiner Rede zu entwickeln.

Denn so lange das Vermögen der einzigen Erbin, die Hegesandros, welchem Dieser eigen war, heirathete, aushielt, und das Geld, mit dem er von der Fahrt mit Timomachus zurückkam, lebten sie in aller Ausschweifung und Verschwendung. Als aber Dieses zu Grunde gegangen, verspielt und verschwelgt war, er aber seine Jugendblüthe verloren hatte, und natürlich Keiner mehr Etwas gab; seine schamlose und unreine Natur sich aber immer nach dem Gleichen sehnte, und im Uebermaß der Verderbtheit eine Zumuthung nach der andern machte, und er nichts einnahm für seine tägliche Lebensart: da ging er daran, sein väterliches Vermögen zu verzehren. Und er verzehrte es nicht blos, sondern wenn man so sagen darf, er verschlang es auch. Er verkaufte auch nicht einmal alle seine Besitzthümer um den wahren Werth, noch konnte er auf einen höheren Preis, oder auf Gewinn warten, sondern er gab sie um jeden Preis weg. So gierig war er nach Vergnügungen.

Denn sein Vater hinterließ ihm ein Vermögen, mit dem ein Anderer sogar dem Staate freiwillige Dienste hätte leisten können, er aber konnte es nicht einmal für sich erhalten. Nämlich eine Wohnung nordwärts der Stadt, ein Landgut zu Sphettos, und ein anderes Landgut zu Alopekas, überdies aber neun bis zehn Sklaven, die Lederarbeit trieben, von denen Jeder ihm zwei Obolen tägliche Einnahme abwarf, der Vorsteher der Werkstätte aber drei Obolen; zudem noch eine Sklavin, die amorgische Zeuge zu verfertigen wußte, und feine Arbeiten auf den Markt brachte, auch einen Verfertiger buntgewebter Gewänder, und Einige, die ihm Geld schuldig waren und Hausgeräthe. Daß ich aber hierin die Wahrheit sage, dafür will ich Zeugen aufweisen, die es beim Zeus bestimmt und ausdrücklich und persönlich Euch bezeugen. Denn es ist keine Gefahr, wie dort, noch irgend eine Schande für Den, der die Wahrheit bezeugt. Seine Wohnung in der Stadt nämlich verkaufte er dem Nausikrates, dem Komiker; später kaufte sie von Nausikrates Kleänetos, der Chorlehrer,

um zwanzig Minen; das Landgut aber kaufte von ihm Mnesitheos, der Myrrhinusier, ein Gut von großem Umfange, das aber unter Diesem schrecklich verwildert war; das Stück Land aber zu Alopekas, das elf bis zwölf Stadien von der Stadtmauer entfernt war — ungeachtet seine Mutter ihn inständig flehte, wie ich erfahre, es nicht anzugreifen und nicht zu verkaufen, sondern doch wenigstens Dieses ihr zum Begräbniß zu überlassen — wollte er dennoch nicht schonen, sondern verkaufte auch dasselbe um zweitausend Drachmen. Und von den Sklavinnen und Sklaven behielt er keinen zurück, sondern verkaufte sie Alle. Und daß ich hierin keine Unwahrheit sage, werde ich Zeugen aufführen, daß ihm sein Vater Solches hinterlassen; er aber, wenn er behauptet, sie nicht verkauft zu haben, führe uns die Sklaven vor Augen.

Daß sein Vater aber auch Mehreren Geld auf Zinsen gab, das Dieser einzog und aufzehrte, dafür werde ich Euch als Zeugen den Metagenes aus Sphettos aufführen, der Jenem mehr als dreißig Minen schuldig war; die sieben Minen aber, die beim Tode des Vaters übrig blieben, gab er dem Timarchus hier zurück. So rufe mir denn Metagenes aus Sphettos auf. Vor Allem aber lies zuerst das Zeugniß des Nausikrates vor, der die Wohnung kaufte, nimm auch die andern Alle, deren ich in derselben Rede erwähnte. [Zeugnisse.] Daß demnach sein Vater nicht wenig Geld besessen, das Dieser verschwinden machte, das werde ich Euch beweisen. Denn aus Furcht vor den Staatsleistungen verkaufte er alle seine Besitzthümer, die so eben angeführten Grundstücke ausgenommen; eines zu Kephesiä, ein Gut zu Amphitrope, zwei Werkstätten in den Silberbergwerken, eine in Aulon, die andere beim Grabmal des Thrasyllos.

Woher er aber in solchen Wohlstand kam, will ich sagen. Es waren drei Brüder, Eupolemos, der Turnlehrer, und Arizelos, der Vater von Diesem, und Arignotos, der auch jetzt noch lebt, ein Greis, des Gesichtes beraubt. Von Diesen starb zuerst, da das Vermögen nicht getheilt war, Eupolemos, dann Arizelos, der Vater des Timarchus. Während seines Lebens hatte er das ganze Vermögen in Händen, wegen der Krankheit und des Augenübels des Arignotos, und weil Eupolemos gestorben war; doch setzte er Etwas zum Unterhalt des Arignotos aus. Als aber auch Arizelos, der Vater von diesem Timarchus, starb, so erhielt Arignotos die erste Zeit, so lange Dieser ein Knabe war, anständigen Unterhalt von den Vormündern; da aber Timarchus in das Bürgerbuch eingeschrieben wurde, und Herr seines Vermögens ward, so verstieß er den betagten und unglücklichen Mann, seinen Oheim, und zehrte sein Vermögen auf, ohne dem Arignotos das Nothwendige zukommen zu lassen;

ja er ließ es zu, daß er, der solches Vermögen besessen, die Unterstützung für körperlich Unvermögende erhielt. Und endlich, was das Aergste ist, da der Greis bei der Prüfung der Schwachen zu spät kam und flehentlich vor dem Rathe um die Unterstützung einkam, so wollte Dieser, der als Rathsmitglied an jenem Tage den Vorsitz führte, nicht für ihn sprechen, sondern gestattete es, daß er die Unterstützung in jener Prytanie verlor. Daß ich aber die Wahrheit sage, rufe mir den Arignotos aus Sphettos auf, und lies das Zeugniß vor. [Zeugniß.]

Aber vielleicht könnte man sagen, daß er seine väterliche Wohnung verkaufte, und eine andere anderswo in der Stadt sich erwarb, für das Landgut aber und das Stück Land zu Alopekas, und die Handwerker, und das Uebrige, sich Etwas in den Silberbergwerken aneignete, wie auch sein Vater früher. Aber er hat gar Nichts mehr übrig, weder eine Wohnung, noch einen Antheil daran, noch ein Stück Land, noch Sklaven, noch ausgeliehenes Geld, kurz gar Nichts, wovon Menschen, die nicht Uebelthäter sind, ihr Leben erhalten. Sondern ihm bleibt statt der väterlichen Güter zum Gewinn Schamlosigkeit, Schurkerei, Verwegenheit, Schwelgerei, Feigheit, Unverschämtheit, eine Stirn, die nicht über das Schändliche zu erröthen weiß; lauter Dinge, die Einen zum schlechtesten und gefährlichsten Bürger machen. Aber nicht blos das väterliche Vermögen hat er durchgebracht, sondern auch Euer Gemeingut, so viel er je davon in seine Hände bekam. Denn er hat in dem Alter, in welchem Ihr ihn sehet, alle möglichen Stellen bekleidet, keine durch's Loos oder durch die Wahl, sondern indem er sie alle gegen die Gesetze kaufte. Die meisten davon werde ich übergehen, und nur zwei oder drei erwähnen.

Als Logiste brachte er der Stadt am meisten Schaden, indem er Geschenke annahm von Denen, die ihre Stelle schlecht verwaltet, vorzüglich aber klagte er die Rechenschaftspflichtigen falsch an, die kein Verbrechen begangen. Als Archon in Andros, welche Stelle er um dreißig Minen kaufte, und die Mine mit neun Obolen verzinsete, verschaffte er sich von Euren Bundesgenossen Mittel, seine Ausschweifungen zu treiben. Und er zeigte eine solche Geilheit gegen die Weiber von freien Männern, wie noch nie ein Anderer. Ich will Keinen von ihnen hierher bestellen, um seine Schande, die er lieber verschweigen wollte, vor Vielen zu bezeugen, sondern ich überlasse es Euch, weiter nachzuforschen. Was erwartet Ihr aber auch? Wenn Der, welcher zu Athen nicht blos Andere, sondern auch seinen eigenen Leib schändete, wenn Dieser, ungeachtet der Gesetze und Eurer Aufsicht, unter den Augen seiner Gegner, Sicherheit und Macht und ein Amt erhält, wer könnte wohl hoffen, daß er irgend

eine noch so schamlose That unterlasse? Schon oft, beim Zeus und Apollo, dachte ich an das Glück unserer Stadt, theils in vielen andern Beziehungen, theils aber auch vorzüglich in der Rücksicht, daß zu jener Zeit kein Käufer der Stadt Andros sich zeigte.

Aber vielleicht war Dieser nur, wie wenn er allein Beamter war, schlecht, aber, neben Mehreren angestellt, anständig. Wie so? Dieser, Ihr Athener, war Rathsmitglied zur Zeit des Archonten Nikophemos. Alles nun zu durchgehen, was er in diesem Jahre Schlechtes gethan, ist in der kurzen Frist eines Tages nicht der Mühe werth zu unternehmen; was aber der Anklage am nächsten liegt, auf die sich die gegenwärtige Beurtheilung bezieht, davon will ich kürzlich sprechen. Zur Zeit desselben Archonten also, als Dieser Rathsherr war, war Hegesandros, der Bruder des Krobylos, Schatzmeister des Schatzes der Göttin. Beide stahlen dem Staatsgut sehr freundschaftlich tausend Drachmen. Da aber ein billiger Mann, Pamphilos der Acherdusier, die Sache merkte, und wegen gewisser Reibungen gegen Diesen gereizt war, trat er während der Volksversammlung auf, und sagte: Ihr Athener, ein Mann und ein Weib stehlen Eurem Gemeindegut tausend Drachmen. Als Ihr Euch nun verwundertet, warum ein Mann und ein Weib, und was das bedeute, sagte er nach einer kleinen Unterbrechung: Verstehet Ihr nicht, was ich meine? Der Mann ist jetzt jener Hegesandros, der früher auch selbst das Weib des Leodamas war; das Weib aber Timarchus hier. Auf welche Weise aber das Geld gestohlen wird, will ich sagen. Und drauf ließ er sich weitläufig über die Sache aus, und zwar sehr kundig und bestimmt. Und nach dieser Belehrung sagte er: Ihr Athener, was soll ich Euch rathen? Wenn der Rath erkennt, daß Dieser ein Verbrechen begangen, ihn ausstößt und einem Gericht übergiebt, so lasset den Rathsherren die gewohnte Ehrengabe (einen Kranz) zukommen; wenn sie ihn aber nicht bestrafen werden, so gebet jene nicht, sondern gedenket es ihnen auf jenen Tag. Als darauf der Rath in das Rathhaus zurückkehrte, so erklärte er ihn zwar für schuldig, beim Abstimmen aber stieß er ihn nicht aus. Es thut mir leid, es zu sagen, ich muß es aber doch thun, er übergab ihn nicht einem Gerichte, auch vertrieb er ihn nicht aus dem Rathhaus, und büßte so die Ehrengabe ein. Da Ihr nun, Ihr Athener, offenbar das Verfahren des Raths mißbilligt, und fünfhundert Männer unter den Bürgern nicht bekränzt habt, weil sie Diesen nicht bestraften, so dürft Ihr ihn nicht frei sprechen, und den Redner, der dem Rathe verderblich war, nicht dem Volke erhalten.

Doch in Bezug auf die durch das Loos erhaltenen Stellen ist er wohl von der Art, in Bezug auf die durch Wahl vergebenen aber

vielleicht besser! Wer von Euch weiß es nicht, mit welchem Ungestüm und mit welcher Bestimmtheit er als ein Dieb überführt wurde? Denn da er von Euch als Untersucher der Miethtruppen in Eretria abgesandt wurde, gestand er allein unter jenen Beamten ein, Geld genommen zu haben; und er vertheidigte sich nicht über die Sache, sondern flehte gleich wegen der Strafe, indem er eingestand, sich vergangen zu haben. Ihr aber legtet Denen, die es ableugneten, Jedem ein Talent als Strafe auf, Diesem aber drei Minen; und doch gebieten die Gesetze, daß die Diebe, die es eingestehen, mit dem Tode bestraft, Die aber, welche es ableugnen, vor Gericht gestellt und verhört werden sollen. Dadurch wurde er so frech, daß er gleich bei der Bürgerprüfung unter den Demen zweitausend Drachmen sich zueignete. Denn da er sagte, daß Philotades aus Kydathenäon, Einer der Bürger, sein Freigelassener sei, und die Demoten beredete, ihn auszustoßen, und auf die Anklage vor dem Gerichte drang, und mit seiner Hand die Opfer anfaßte, und schwor, weder Geschenke angenommen zu haben, noch annehmen zu wollen, und die Eidesgötter anrief, und Verderben auf sich herab wünschte; wurde er überführt, von Leukonides, dem Schwager des Philotades, durch den Schauspieler Philemon zwanzig Minen empfangen zu haben, die er in kurzer Zeit mit dem Freudenmädchen Philoxene aufzehrte, und er ließ den Prozeß fallen, und schwor einen falschen Eid. Zum Beweis aber, daß ich die Wahrheit sage, rufe nur den Philemon auf, der dem Timarchus das Geld gab, und Leukonides, den Schwager des Philotades, und lies die Abschrift der Verträge vor, nach denen er den Verkauf des Prozesses einging. [Zeugnisse. Verträge.]

Wie er gegen die Bürger und die Hausgenossen sich benommen hat, und auf was für eine schändliche Weise er sein väterliches Vermögen verschwendet, und wie er die Schändung an seinem eigenen Körper gleichgültig ertragen hat, wisset Ihr wohl, auch bevor ich es sage, und meine Rede bringt es Euch hinlänglich in Erinnerung. Zwei Theile der Anklage bleiben mir aber noch übrig, in Betreff derer ich zu allen Göttern und Göttinnen flehe, daß ich für's Beste der Stadt spreche, wie ich es mir vorgenommen; auch möchte ich, daß Ihr auf Das, was ich sagen will, Euren Sinn richtet, und mir gelehrig folget. Im ersten Theil will ich zum Voraus die Vertheidigung durchgehen, die, wie ich höre, gehalten werden soll; damit nicht, wenn ich Dies unterlasse, Jener, welcher sich rühmt, die Jünglinge die Redekünste zu lehren, durch irgend einen Kunstgriff Euch täusche, und das Wohl des Staates zerstöre. In meinem zweiten Theil will ich die Bürger zur Tugend ermahnen. Ich sehe ja viele Jüngere vor dem Gerichtsplatze stehen, und viele Aeltere, und

gar Viele aus dem übrigen Griechenland, die Alle als Zuhörer sich eingefunden haben. Glaubet ja nicht, daß Diese kommen, mich kennen zu lernen, sondern weit eher, von Euch sich zu überzeugen, ob Ihr nicht blos verstehet, gute Gesetze aufzustellen, sondern auch das Gute und Schlechte beurtheilen könnet; und ob Ihr rechtschaffene Männer zu ehren wisset, und Die, welche ihr Leben zur Schmach der Stadt machen, bestrafen wollet.

Ich werde nun zuerst zu Euch über die Vertheidigung sprechen. Denn der in seinen Reden allzu wortreiche Demosthenes sagt, Ihr müsset entweder die Gesetze aufheben, oder nicht auf meine Worte achten. Denn er spricht seine hohe Verwunderung aus, wenn Ihr Euch nicht Alle daran erinnert, daß der Rath jedes Jahr die Hurensteuer verpachtet, und daß Die, welche diesen Abgabenpacht erstehen, Diejenigen, die dieses Gewerb treiben, nicht blos vermuthen, sondern bestimmt kennen. Da ich nun mich erkühnt, mit einer Gegenanklage aufzutreten, daß es dem Timarchus, der gehuret habe, nicht gestattet sei, als Volksredner aufzutreten, so fordere, sagt er, die Sache selbst nicht die Anklage des Anklägers, sondern das Zeugniß des Pächters, der von Timarchus diese Steuer bezogen. Sehet, Athener, ob Ihr glaubet, daß ich Euch darüber ein einfaches und eines freien Mannes würdiges Wort sagen werde. Ich schäme mich wahrlich für den Staat, wenn Timarchus, ein Anwalt des Volkes, der sich kein Bedenken macht, Gesandtschaften nach Griechenland zu übernehmen, es nicht unternehmen will, die ganze Sache von sich abzuweisen, sondern nach den Orten fragt, wo er sich aufgehalten, und nach den Pächtern, ob sie je eine Hurensteuer von ihm bezogen. Von dieser Vertheidigung also möge er um Euretwillen abstehen.

Ich will Dir aber eine andere Vertheidigungsweise an die Hand geben, eine schöne und gerechte, von der Du Gebrauch machen wirst, wenn Du Dir keiner Schändlichkeiten bewußt bist. Wage es denn mit freiem Blick auf die Richter, zu sprechen, was sich zu sagen geziemt für einen sittenreinen Mann, in Absicht auf die Blüthenzeit seiner Jahre. „Ihr Männer von Athen, ich bin als Knabe und Jüngling bei Euch auferzogen worden, meine Beschäftigungen sind nicht unbekannt, sondern ich lasse mich in den Volksversammlungen mit Euch sehen. Ich glaube auch, wenn ich zu Andern über die Schuld, die mir angedichtet wird, sprechen müßte, durch Eure Zeugnisse leicht die Reden des Anklägers widerlegen zu können. Nicht blos, wenn Etwas von der Art von mir verübt worden ist, sondern sogar, wenn mein Lebenswandel auch nur den von Diesen vorgebrachten Beschuldigungen ähnlich scheint, halte ich es nicht für wünschenswerth, länger zu leben, und überliefere mich selbst

dem Staat zur Strafe, damit er seine Ehre bei den Griechen rette; ich komme auch nicht, Euch anzuflehen, sondern machet mit mir, was Ihr wollet, wenn ich Euch von der Art zu sein scheine." Das, Timarchus, ist die Vertheidigung eines rechtschaffenen und sittenreinen Mannes, der auf seinen Lebenswandel mit Zuversicht zurückblicken und mit Recht jede Verleumdung verachten kann. Die Gegenrede aber, wozu Dich Demosthenes bereden will, geziemt sich nicht für einen freien Mann, sondern für einen Hurer, der über die Plätze streitet.

Da Du aber zu den Namen der Wohnungen Deine Zuflucht nimmst, und verlangst, daß die Sache nach dem Namen des Hauses untersucht werde, wo Du Dich aufgehalten, so wirst Du nach Anhörung Dessen, was ich sagen werde, später nicht einen solchen Grund vorbringen, wenn Du gesunde Vernunft hast. Denn nicht die Wohnungen und nicht die Häuser tragen die Beinamen auf die Bewohner über, sondern die Bewohner die Beinamen ihres Thuns und Treibens auf die Plätze. Denn wo Viele, eine einzige Wohnung gemiethet, und sie abgesondert bewohnen, das nennen wir ein Miethhaus; wo aber ein Einziger wohnt, ein Haus. Wenn aber in eine der Werkstätten an den Straßen ein Arzt hinzieht, so wird sie eine Arzneibude genannt; zieht er aber aus, und es miethet sich in dieselbe Werkstätte ein Schmied ein, so nennt man sie Schmiede; wenn aber ein Walker, eine Walkerwerkstätte; ein Zimmermann, ein Zimmerplatz; insofern aber ein Hurenwirth und Huren einziehen, so nennt man sie von diesem Gewerbe her gleich ein Hurenhaus. Und so hast Du durch Deine Rüstigkeit in diesem Fache viele Häuser zu Hurenhäusern gemacht. So frage denn nicht, wo Du wohl Dies getrieben, sondern rechtfertige Dich, daß Du es nicht getrieben.

Er wird aber auch, wie zu erwarten ist, mit einer andern Ausrede kommen, die derselbe Sophist ausgedacht hat. Denn er behauptet, es sei Nichts unbilliger als der Ruf, und führt dafür Beweise auf, die vom Markt her genommen und ganz seiner Lebensart angemessen sind. Denn für's Erste sagt er, daß das Miethhaus auf Kolonos, mit dem Beinamen des Demon, fälschlich denselben trage; denn es gehöre nicht dem Demon. Ferner der Hermes, mit dem Beinamen des Andokides, sei nicht ein Weihgeschenk des Andokides, sondern der Aegeidischen Zunft. Auch sich selbst führt er zum Spaße an, wie ein witziger Mann, der über seine eigenen Beschäftigungen zu scherzen weiß; wenn nicht auch ich, sagt er, der Menge mich fügen soll, wenn sie mich nicht Demosthenes, sondern Batalos nennt, weil ich diesen Beinamen vom Kosen einer Amme habe. Wenn aber, fährt Jener fort, Timarchus von schöner Gestalt war, und wegen einer Verleumdung, als ob er sich hätte mißbrauchen

lassen, verspottet wird, und nicht wegen wirklicher That, so soll er deswegen nicht in Unglück gerathen.

Ich aber, o Demosthenes, höre, daß in Betreff der Weihgeschenke, und der Wohnungen, und der Besitzthümer, und überhaupt aller leblosen Dinge, viele und mannigfaltige, und nie die gleichen Reden geführt werden. Denn sie sind an sich weder gute noch schlechte Gegenstände, sondern wer mit ihnen in Berührung kommt, und in ihrer Nähe ist, er mag sein, wer er will, macht je nach dem Gewichte seines eigenen Rufes von ihnen reden; in Absicht aber auf das Leben der Menschen und ihre Reden und Handlungen verbreitet sich von selbst ein untrüglicher Ruf in der Stadt, und verkündet der Menge die eigenthümlichen Handlungen; oft auch deutet er die künftigen an. Und was ich da sage, ist so einleuchtend und so wenig erdichtet, daß Ihr finden werdet, daß Eure Stadt und Eure Ahnen dem Rufe, als einer der höchsten Gottheiten, einen Altar errichtet haben; und daß Homer oft in der Iliade sagt, ehe etwas Zukünftiges geschah:

Und der Ruf gelangte zum Heere;

auch Euripides erklärt, diese Gottheit sei nicht blos im Stande, die Eigenschaften der Lebenden anschaulich zu machen, sondern auch die der Todten, wenn er sagt:

Der Ruf den Edlen zeigt auch in der Erde Schooß.

Auch Hesiodus spricht ausdrücklich von ihm als einer Gottheit, und deutet Dies ganz bestimmt Denen an, die es verstehen wollen. Er sagt nämlich:

Nie geht ganz verloren der Ruf, den viele der Völker
Rings ausbreiten; ja wohl ist dieser auch selbst eine Gottheit.

Und Ihr werdet finden, daß Die, welche ein anständiges Leben geführt haben, diese Dichtungen loben; denn Alle, die öffentlich geehrt sind, glauben, daß durch den guten Ruf ihr Ruhm verbreitet werde; Die aber, welche ein schändliches Leben führen, ehren diese Gottheit nicht; denn sie glauben, dieselbe zu einer ewigen Anklägerin zu haben.

So erinnert Euch nun, Ihr Männer, in welchem Rufe Timarchus bei Euch bis auf diesen Augenblick stehe! Thut Ihr nicht, so bald der Name ausgesprochen wird, auch sogleich die Frage: was für ein Timarchus, der Hurer? Nun wenn ich Euch Zeugen über Etwas vorweise, werdet Ihr mir glauben; wenn ich aber die Gottheit zum Zeugen nehme, werdet Ihr nicht glauben? und doch ist es gottlos, sie des falschen Zeugnisses anzuklagen. Und was auch den Beinamen des Demosthenes betrifft, so wird er ganz gut von dem Rufe, und keineswegs von der Amme, Batalos genannt, und hat diesen Namen von Unmännlichkeit und unzüchtigem

Treiben her. Denn wenn Einer dies Dein geputztes Oberkleid wegnähme, und das weichliche Unterkleid, in welchem Du die Reden gegen die Freunde aufsetzest, und sie nach einem Umweg den Händen der Richter übergäbe, so glaube ich, sie wären, wenn er, ohne Etwas anzudeuten, Dies thun würde, in Verlegenheit, ob sie die Kleidung eines Mannes oder Weibes erhalten hätten.

Es wird auch bei der Vertheidigung ein Feldherr auftreten, wie ich höre, der mit nachlässig zurückgebeugtem Haupte sich selbst betrachtet, zum Zeichen, daß er auf den Turnplätzen und in guten Cirkeln gewesen; Dieser will es unternehmen, die ganze Behandlung des Prozesses durchzuhecheln, und behaupten, daß ich nicht einen Rechtsgegenstand aufgefunden, sondern als Wortführer einer argen Verletzung des guten Tones auftrete, indem er zuerst Eure Wohlthäter, den Harmodius und Aristogeiton, anführt, und ihre gegenseitige Anhänglichkeit entwickelt, wie dieses Verhältniß der Stadt von Nutzen gewesen; auch will er, wie man sagt, weder die Anführung der Dichtungen des Homer, noch die heroischen Namen sparen, sondern auch die Freundschaft des Patroklus und Achilles besingen, die durch Liebe entstanden sein soll; auch der Schönheit soll er ebenfalls, als ob sie nicht schon längst gepriesen worden, in wie fern sie mit Sittsamkeit verbunden ist, jetzt ein Loblied widmen. Denn wenn Einige, welche diese Schönheit des Körpers verleumden, Denen, die sie besitzen, Unglück bereiten wollen, so sollet Ihr, wird er sagen, nicht Das, was Ihr für Euch persönlich wünschet, öffentlich verdammen. Denn es sei nach seiner Meinung widersprechend, wenn Ihr Alle, als künftige Väter, wünschet, daß die noch nicht gebornen Söhne dem Aeußern nach schön und vollkommen seien und der Stadt würdig; und doch die schon geborenen, auf die die Stadt stolz sein sollte, durch Aeschines, wie der Fall zeige, überredet, ehrlos machen wollet, wenn sie durch ihre ausgezeichnete Schönheit und Jugendblüthe gewisse Leute außer Fassung bringen, und man sich aus Liebe um sie schlage.

Hier will er denn, wie ich höre, einen Ausfall auf mich machen, und mich fragen, ob ich mich nicht schäme, da ich selbst auf den Turnplätzen als Liebhaber so Manchen lästig gewesen, jetzt diese Unterhaltung der Schmach und Gefahr auszusetzen, und zum Schlusse, wie mir Einige anzeigen, um Euch zum Lachen und zu Possen zu reizen, will er von mir beweisen, wie viel Liebesgedichte ich auf Einige gemacht, und Zeugnisse anführen für nicht geringe Schmähungen und Schläge, die mir bei dieser Gelegenheit zu Theil geworden. Ich aber tadle weder eine rechtmäßige Liebe, noch behaupte ich, daß Die, welche sich durch Schönheit auszeichnen, Hurerei getrieben haben; auch leugne ich es selbst keineswegs,

ein Liebhaber gewesen zu sein, und es auch jetzt noch zu sein, und eben so wenig leugne ich, bei dieser Gelegenheit in Streit und Kämpfe mit Cameraden verwickelt worden zu sein. Was aber die Gedichte betrifft, die ich Diesen zu Folge aufgesetzt haben soll, so erkenne ich einige an, von andern aber behaupte ich, daß sie nicht die Form gehabt, in welcher sie Diese jetzt vorweisen, sondern daß sie dieselben entstellt.

Uebrigens mache ich folgende Bestimmung, daß die Liebe zu schönen und sittenreinen Menschen die Empfindung einer menschenfreundlichen und edeldenkenden Seele sei; die Unzucht aber mit einem für's Geld Gemietheten halte ich für die That eines ausschweifenden und pöbelhaften Mannes. Auch behaupte ich, auf unverdorbene Weise geliebt zu werden, sei rühmlich, aber um Lohnes willen Hurerei zu treiben, sei schändlich. Wie sehr aber das Eine von dem Andern entfernt ist, und was für eine große Verschiedenheit da stattfindet, das will ich Euch in dem Nächstfolgenden darzustellen versuchen. Denn Eure Väter, als sie über die Lebensart und die von Natur nothwendigen Uebel und Güter Gesetze aufstellten, verboten Das, wovon sie glaubten, daß es die Freien thun sollen, den Sklaven zu thun. „Ein Sklave," sagt das Gesetz, „soll nicht „gymnastische Uebungen treiben, und nicht auf den Turnplätzen sich salben." Dabei fand das Gesetz den Beisatz nicht mehr nöthig, der Freie solle sich salben und gymnastische Uebungen treiben. Denn da die Gesetzgeber, die das Schöne, das aus den gymnastischen Uebungen herfließt, einsahen, den Sklaven verboten, daran Theil zu nehmen, so glaubten sie durch dasselbe Gesetz, durch welches sie Jene davon abhielten, die Freien zu den gymnastischen Uebungen zu ermuntern.

Ferner sagte derselbe Gesetzgeber: „Ein Sklave soll einen freien „Knaben weder lieben noch ihm nachlaufen, oder er erhält funfzig Schläge „mit der öffentlichen Geißel." Den Freien aber hat er weder die Liebe, noch den Umgang, noch das Begleiten untersagt, auch glaubte er nicht, daß Nachtheil für den Knaben die Folge davon sein werde, sondern vielmehr ein Zeugniß seiner Sittenreinheit. Da aber Dieser, wie ich denke, noch kein Recht hat, und nicht im Stande ist, zu beurtheilen, wer es wahrhaft gut mit ihm meint und wer nicht, so will Jener, daß der Liebhaber züchtig sei, und verlegt daher die Reden der Freundschaft auf das verständige und vorgerücktere Alter. Die Begleitung aber und die Aufsicht hielt er für den besten Schutz und die beste Wache der Sittenreinheit. So nun bildete die Wohlthäter der Stadt, die durch ihre Tugenden hervorragten, einen Harmodius und Aristogeiton, die reine und gesetzmäßige (soll ich Liebe oder Sitte sagen?) zu solchen Männern, daß die Lobredner ihrer Thaten in ihren Lobsprüchen weit hinter Dem zurück geblieben zu sein

schienen, was von Jenen ausgeführt worden. Da Ihr aber auch den Achilles und Patroklus erwähnet, und den Homer, und andere Dichter, als ob die Richter von Bildung Nichts gehört hätten, Ihr aber Euch anmaßet, wohl erzogen zu sein, und das Volk an Wissenschaft weit zu übersehen meinet, so werden auch wir Etwas darüber sagen, damit Ihr wisset, daß auch wir schon Etwas gehört und gelernt haben. Denn da sie es unternehmen, der Gelehrten zu gedenken, und zu Denksprüchen in gebundener Rede ihre Zuflucht zu nehmen, so sehet denn, Ihr Athener, was die anerkannt guten und trefflichen Dichter sagen, und überhaupt auch welchen Unterschied sie zwischen den Sittenreinen, die nur gleichartige Gegenstände lieben, und zwischen den Zügellosen, die lieben, was sich nicht geziemt, und den Ausschweifenden annehmen.

Ich werde nun zuerst von Homer sprechen, den wir unter die ältesten und weisesten Dichter zählen. Denn ungeachtet Jener des Patroklus und Achilles an vielen Orten gedenkt, so verschweigt er doch ihre Liebe und die Bezeichnung ihrer Freundschaft, indem er glaubte, daß der hohe Grad des Wohlwollens den Gebildeten unter den Zuhörern offenbar sei. Denn Achilles führt irgendwo bei der Trauer des Patroklus als einen Hauptgrund seines Schmerzes an, daß er das Versprechen gegen den Vater des Patroklus, den Menötius, wider seinen Willen nicht gehalten. Denn er habe verheißen, den Patroklus unversehrt nach Opus, er war ein Opuntier, zurück zu führen, wenn er ihn mit nach Troja schicken und ihm denselben anvertrauen würde. Was offenbar zeigt, daß er aus Liebe die Fürsorge für ihn übernommen. Das sind aber die Worte, die ich jetzt anführen will:

> Götter, wie eitle Worte sind jenes Tag's mir entfallen,
> Als ich Trost im Palaste dem Helden Menötius zusprach!
> Heim verhieß ich gen Opus den ruhmvollen Sohn ihm zu bringen,
> Wann er Troja verheert und köstliche Beute geloofet.
> Aber der Mensch entwirft, und Zeus vollendet es anders.
> Uns ward Beiden bestimmt, dieselbige Erde zu röthen.

Nicht blos hier indessen thut er seinen Jammer kund, sondern er betrauert Denselben so heftig, daß, ungeachtet er von seiner Mutter Thetis zum Voraus hörte, wenn er nicht die Feinde verfolge, sondern den Tod des Patroklus ungerächt lasse, werde er nach Hause zurückkehren und als Greis in seinem Vaterlande sterben, wenn er sich aber räche, werde er bald sein Leben enden, er das dem Todten gegebene Wort seiner eigenen Rettung vorzog. Und so hochherzig eilte er, sich an dem Mörder von Jenem zu rächen, daß, ungeachtet Alle ihm zusprachen, und ihn ermahnten, sich zu baden und Speise zu sich zu nehmen, er sich verschwor, Nichts von Diesem zu thun, bis er das Haupt des Hector auf

das Grab des Patroklus getragen. Da er aber bei dem Scheiterhaufen schlief, tritt, wie der Dichter sagt, das Bild des Patroklus vor ihn hin, und bringt ihm solche Dinge in Erinnerung, und redet dem Achilles mit so eindringlichen Worten zu, die geeignet sind, zu Thränen zu rühren, und zur Nacheiferung ihrer Tugend und Freundschaft zu ermuntern. Denn er fleht ihn an, nachdem er ihm zuvor gesagt, daß auch er nicht mehr ferne vom Ende seines Lebens sei, wo möglich vorher zu besorgen, daß, wie sie mit einander erzogen worden und gelebt hätten, so auch nach ihrem Tode ihre Gebeine in demselben Grabhügel ruhen möchten. Trauernd durchgeht er dann die Geschäfte, die sie mit einander während ihres Lebens getrieben, und sagt: Nicht mehr werden wir, wie früher, fern von den andern Freunden bei einander sitzend, uns über die wichtigsten Angelegenheiten berathen; indem er, denke ich, das Zutrauen und das Wohlwollen für das Wünschenswertheste hielt. Damit Ihr aber auch die Gedanken des Dichters im Versmaße höret, so wird Euch der Schreiber die Verse, die Homer darüber gedichtet, vorlesen.

Lies zuerst die Stelle über die Rache an Hector:

> Doch nun ich, o Geliebter, nach Dir in die Erde versinke,
> Feier' ich Dir nicht eher das Grabfest, bis ich Dir Hectors
> Waffen gebracht, und das Haupt des Trotzigen, Deines Mörders!

Lies auch, was Patroklus ihm im Traume über ihr gemeinsames Begräbniß sagt, und über die Geschäfte, die sie mit einander getrieben:

> Nie mehr werden wir lebend, von unsern Freunden gesondert,
> Sitzen und Rath aussinnen; denn mich entraffte das Schicksal
> Jetzt in den Schlund, das verhaßte, das schon dem Geborenen zufiel.
> Und Dir selbst ist geordnet, o göttergleicher Achilleus,
> Nahe der Mauer zu sterben, der wohlentsprossenen Troer,
> Muthig die Feinde bekämpfend um Helena, schönen Gelockes.
> Eines sag' ich Dir noch, Du aber behalt' es im Sinne:
> Lege mir nicht das Gebein vom Deinigen fern, o Achilleus,
> Sondern es decke auch Dich die gleiche Erde mit mir einst,
> In der goldenen Urn', die die hehre Mutter Dir schenkte.
> Denn in Eurer Wohnung gesellt uns war die Erziehung,
> Seit Menötius mich, den blühenden Knaben, aus Opus
> Führte zu Eurer Burg, nach der schrecklichen That der Ermordung,
> Jenes Tags, nachdem ich Amphidamas' Knaben getödtet,
> Ohne Bedacht, nicht wollend, erzürnt bei'm Spiele der Knöchel.
> Freundlich empfing mich in seinem Palast der reisige Peleus,
> Und erzog mich mit Fleiß, und ernannte mich Deinen Genossen.
> So auch unser Gebein umschließ' ein gleiches Behältniß.

Wie er gerettet werden konnte, wenn er nicht den Tod des Patroklus rächte, darüber lies die Worte der Thetis:

Bald, mein Sohn, verblühet das Leben Dir, so wie Du redest!
Denn alsbald nach Hector ist Dir Dein Ende geordnet!
Ihr erwiederte drauf der göttliche Renner Achilleus:
Möcht' ich sogleich hinsterben, da nicht mir gönnte das Schicksal,
Meinen erschlagenen Freund zu vertheidigen, lieb mir vor Allen.

Auch Euripides, der zu den weisesten Dichtern gehört, hielt die sittenreine Liebe für eines der schönsten Dinge, und drückt irgendwo seinen Wunsch nach der Liebe so aus:

Die Liebe, die zur sittenreinen Tugend führt,
Ein kostbar Gut den Menschen, o besäß' ich's auch!

Und wiederum derselbe Dichter erklärt sich hierüber im Phönix, indem er Diesen wegen einer gegen ihn von seinem Vater erhobenen Beschuldigung vertheidigt, und den Menschen es abgewöhnen will, nach dem Verdacht, oder auf bloßen Vorwurf hin, und nicht nach dem Leben ihr Urtheil zu fällen:

Schon vieler Streite Richter ward ich auserwählt,
Und Vieles hört' ich hin und her bekämpft von Zeugen,
In vollem Widerstreit, und doch für Einen Fall.
Und ich nun halte, wie auch jeder weise Mann,
Nur Das für wahr, des Menschen inn'res Wesen,
Und welchen Wandel er geführt, fest anzuseh'n.
Ein Mann, der an der Schlechten Umgang Freude hat,
Nie frag' ich Diesem nach, da wohl ich weiß, daß er
Nur Denen gleicht, in deren Kreis er gerne weilt.

Betrachtet, Athener, die Gedanken, die der Dichter entwickelt. Er sagt, er sei schon über viele Fälle Richter gewesen, wie Ihr jetzt Richter seid. Und er fügt bei, daß er das Urtheil nicht nach den Zeugnissen, sondern nach der Lebensweise und dem Umgang fälle, indem er darauf blicke, wie der Beklagte täglich sein Leben zubringe, und auf welche Weise er sein Haus verwalte; denn auf ähnliche Art werde er auch die Angelegenheiten des Staats besorgen; und an was für Personen er im Umgang Freude habe. Und endlich trägt er kein Bedenken, zu erklären, Jener sei Denjenigen ähnlich, in deren Umgang er gerne verweile.

Es ist also billig, daß Ihr auch in Betreff des Timarchus dieselben Betrachtungen wie Euripides machet. Wie hat er sein Vermögen verwaltet? Er hat das väterliche Gut und das seiner Freunde verschwelgt, und ob er gleich mit seinem Körper ein Gewerbe getrieben, und bei einem öffentlichen Amte sich bestechen ließ, doch Alles durchgebracht, so daß ihm nichts anderes als Schande übrig bleibt. An wessen Umgang findet er Freude? An dem des Hegesandros. Hegesandros, was treibt er? Dinge, bei deren Treiben die Gesetze verbieten, als Volksredner aufzutreten. Ich aber, was sage ich gegen Timarchus? Und was für

eine Gegenklage habe ich angestellt? Daß Timarchus nicht als Volksredner auftrete, weil er gehuret und sein väterliches Vermögen verschwendet hat. Ihr aber, was habet Ihr geschworen? Ueber Das abzustimmen, was vor Euch zur Klage gebracht wird. Um aber nicht bei der Anführung der Dichter zu lange zu verweilen, will ich den Namen älterer und Euch bekannter Männer anführen, auch von Jünglingen und Knaben, von denen die Einen wegen ihrer Schönheit viele Liebhaber gehabt haben, die Andern aber, die in der Jugendblüthe sind, auch jetzt noch haben; von welchen Keiner je denselben Beschuldigungen, wie Timarchus, anheim gefallen ist. Und hierauf werde ich auch als Gegensatz den Namen von Menschen aufzählen, die schändlich und offenkundig gehuret haben, auf daß Ihr, Euch daran erinnernd, den Timarchus in die ihm zukommende Classe versetzet. Zuerst werde ich die Namen Derer anführen, die edel und anständig gelebt haben.

Ihr kennet den Kriton, den Sohn des Astyachos, Athener, und den Perikleides von Perithoidä, und den Polemagenes, und den Pantoleon, den Sohn des Kleagoros, und Timasitheos, den Eilboten, die nicht nur die Schönsten unter ihren Mitbürgern, sondern auch unter den Griechen gewesen, und die meisten und züchtigsten Liebhaber hatten; und doch hat Niemand sie je getadelt. Dann unter den Jünglingen und Denen, die auch jetzt noch Knaben sind, für's Erste den Vetter des Iphikrates, den Sohn des Rhamnusiers Isias, der den gleichen Namen mit dem jetzt angeklagten Timarchus hat, und obwohl er schön von Aussehen, doch so fern ist von allem Schändlichen, daß, da neulich bei den Felddionysien Chorsänger auf Kolyttos waren, und Parmenon, der Komiker, eine Spottrede zu dem Chore sagte, unter anderm, es seien gewisse Hurer Ebenbilder des Timarchus, dies Niemand auf den Jüngling, sondern Alle auf Dich bezogen. So sehr gilt diese Lebensart als Dein Erbtheil. Ferner nenne ich den Wettrenner im Stadion Antikles, und den Phidias, den Bruder des Milesios. Ob ich gleich noch Viele nennen könnte, so will ich doch aufhören, daß ich nicht aus Schmeichelei ihren Lobredner zu machen scheine.

In Bezug auf die mit Timarchus Gleichgearteten will ich ihrer nur so erwähnen, daß ich Verfeindungen meide, ungeachtet mir dieselben gar nicht bange machen. Denn wer von Euch kennt nicht die sogenannte Waise Diophantos? Dieser führte einen Fremden vor den Archonten, dessen Beisitzer der Azenier Aristophon war, und klagte ihn an, daß Dieser ihn um vier Drachmen bei diesem Gewerbe betrogen, indem er die Gesetze anführte, die dem Archonten befehlen, für die Waisen zu sorgen, die für die Sittenreinheit aufgestellten aber überschritt; oder wer

von den Bürgern zürnte nicht über den Kephisodoros, mit dem Zunamen des Molon, der die schönste Blüthe seines Antlitzes auf die schändlichste Weise zerstört hat? oder über den Mnesitheos, mit dem Beinamen Sohn des Mageiros, oder über viele Andere, die ich gern vergesse? Denn ich will nicht auf eine gehässige Weise Jeden von ihnen namentlich anführen, sondern ich möchte lieber wünschen, in meiner Rede nur wenige Menschen von solchem Betragen nennen zu können, zur Ehre des Staates.

Da wir nun Einige von beiden Theilen mit Auswahl aufgeführt haben, die mit Sittenreinheit Geliebten besonders, und Die, welche gegen sich selbst sündigen, besonders; so antwortet mir jetzt auf die Frage: in welche Classe versetzet Ihr den Timarchus? Zu den Geliebten oder zu den Unzüchtigen? Hüte Dich, die Genossenschaft, die Du einmal vorgezogen hast, verlassend, zu den Kreisen von Menschen edler Erziehung überlaufen zu wollen. Wenn sie es aber unternehmen, zu sagen, daß Einer nicht Unzucht getrieben, wenn er sich nicht vertragsmäßig vermiethet habe, und verlangen, daß ich einen schriftlichen Vertrag und Zeugen davon aufweise; so gedenket zuerst der Gesetze über die Unzucht, in welchen der Gesetzgeber nirgends Verträge erwähnt. Denn er untersuchte nicht, ob Jemand sich nach einer schriftlichen Uebereinkunft geschändet, sondern die That mochte geschehen sein, wie sie wollte, er befiehlt, daß der Thäter nicht an den Staatsgeschäften Theil habe, und zwar mit Recht. Denn wer als Jüngling um schändlichen Vergnügens willen von edleren Bestrebungen sich fern hielt, von diesem glaubte Der, welcher die Gesetze verfaßte, nicht, daß er, wenn er älter geworden, der Bürgerehre werth sei.

Ferner ist es auch leicht, die Abgeschmacktheit dieses Gegengrundes darzuthun. Denn Das geben wir wohl Alle zu, daß wir die gegenseitigen Verträge um des Mißtrauens willen schließen, auf daß Der, welcher den Vertrag nicht übertritt, Recht erhalte vor Gericht von dem Uebertreter. Nun, wenn die Sache eines Urtheils bedarf, so bleibt, wie Jene behaupten, Denen, die nach einer schriftlichen Uebereinkunft Unzucht getrieben, wenn sie Unrecht leiden, die Hülfe der Gesetze übrig. Und was für Reden würden von beiden Seiten gehört werden? Denn stellet Euch nicht vor, daß die Sache blos von mir erdichtet sei, sondern daß sie wirklich vor Euren Augen sich zutrage. Angenommen, der Miether handle recht bei dem Geschäft, der Gemiethete aber unrecht und unzuverlässig. Oder hinwiederum, der Gemiethete sei billig und erfülle die Abrede, der Miether aber, der das Alter zum Voraus hat, habe betrogen. Und stellet Euch nun vor, daß Ihr selbst als Richter darüber gesetzt seid. Nun der Aeltere, nachdem ihm Wasser und Rede gestattet ist, wird die

Anklage voll Eifer, im Hinblick auf Euch, so beginnen: Ich miethete, Ihr Athener, den Timarchus zur Unzucht mit mir nach dem Vertrage, der bei Demosthenes niedergelegt ist; Nichts hindert ja eine solche Voraussetzung; er aber erfüllt die Abrede nicht; und er entwickelt nun, sich an die Richter wendend, Das, was ein Solcher thun soll. Wird dann Der, welcher einen Athener gegen die Gesetze miethete, nicht gesteinigt werden, durch das Gericht nicht blos die Epobelie, sondern auch die thätliche Beleidigung an sich büßend?

Aber nicht Dieser, sondern der Gemiethete wird beurtheilt. So trete denn der weise Batalos auf, und spreche für ihn, damit wir wissen, was er wohl sagen wird. Ihr Richter, es miethete mich irgend Einer für Geld zur Unzucht mit ihm; denn eine solche Annahme ohne einen bestimmten Namen macht in der Sache keinen Unterschied. Und ich habe Alles erfüllt und erfülle es auch jetzt noch, nach dem Vertrage, was der zur Unzucht Gemiethete erfüllen soll. Dieser aber bricht die Verträge. Wird da nicht ein lautes Geschrei selbst von den Richtern her sich erheben? Denn wer wird nicht sagen: „Und Du drängst Dich auf den Markt ein, oder willst den Opferkranz erhalten, oder thust das Gleiche mit uns?“ Also wäre ein Vertrag ganz unnütze. Woher es nun eingeführt und gewöhnlich geworden, daß man sagt, es haben schon Einige nach einem Vertrage sich zur Unzucht brauchen lassen, das will ich erklären. Ein Mann unter den Bürgern (seinen Namen werde ich verschweigen, denn ich scheue die Verfeindungen) soll, ohne Etwas von Dem voraus zu sehen, was ich so eben vor Euch entwickelte, nach Verträgen, die bei Antikles niedergelegt sind, sich zur Unzucht haben brauchen lassen, ungeachtet er nicht Privatmann war, sondern an den öffentlichen Geschäften Theil nahm; und da er Schmähungen ausgesetzt war, so gewöhnte er dadurch die Stadt an einen solchen Ausdruck; und darum fragen Einige, ob die That zur Folge einer schriftlichen Urkunde geschehen; der Gesetzgeber aber bekümmerte sich nicht darum, wie die Sache geschehen, sondern wenn auf irgend eine Weise eine Miethung stattfindet, so verurtheilt er Den, der sich geschändet hat.

Und doch, obgleich Dieses deutlich so bestimmt ist, so wird Demosthenes dennoch viele Scheingründe zwischenein werfen. Und über die Bemäntelungen zu Gunsten der Sache könnte man weniger unwillig werden; was er aber von außen her herbeiziehen wird, zum Nachtheil der Gesetze des Staates, darüber darf man mit Recht zürnen. Denn Philippus wird eine große Rolle spielen, und auch der Name seines Sohnes Alexander wird dabei vorkommen. Er ist nämlich bei seinen übrigen Schlechtigkeiten auch ein ganz geschmackloser und ungebildeter

Mensch. Denn in der Rede den Philippus mißhandeln zu wollen, ist zwar ungeschickt und unzeitig, indessen ein geringerer Fehler, als der, von dem ich sprechen will. Er wird nämlich offenbar gegen einen Mann Schmähungen ausstoßen, obgleich er selbst kein Mann ist. Wenn er aber durch erkünstelte figürliche Ausdrücke schändlichen Verdacht auf den Sohn wirft, so macht er den Staat lächerlich.

Denn um meiner Rechenschaft zu schaden, die ich über die Gesandtschaft ablegen werde, wird er sagen, da er selbst neulich vor dem Rathe von dem Knaben Alexander erzählt, wie er bei unserm Gelage Cither gespielt, und Späße gesagt, und derbe Neckereien zu einem andern Knaben; und daß er sich vor dem Rathe erklärt habe, in Betreff Dessen, wobei er selbst gewesen, sei ich darüber nicht wie ein Mitgesandter, sondern wie ein Verwandter des Knaben, zornig geworden. Ich aber habe mich natürlich nicht mit Alexander unterredet, wegen seiner Jugend, den Philippus aber lobe ich jetzt wegen seiner Gutes verkündenden Erklärungen; und wenn er in den Thaten gegen uns Derselbe bleibt, der er jetzt in seinen Verheißungen ist, so wird man ihn zuverlässig mit Recht loben können. Ich habe aber dem Demosthenes vor dem Rathe Vorwürfe gemacht, nicht, um den Knaben mir zum Freunde zu machen, sondern weil ich dachte, daß, wenn Ihr solches genehmigen würdet, die Stadt dem Redner an Plumpheit gleich zu sein scheinen würde. Ueberhaupt aber, Ihr Athener, nehmet auf die Vertheidigungsgründe, die der Hauptsache fremd sind, keine Rücksicht; für's Erste, um der Eide willen, die Ihr geschworen; für's Zweite aber, um nicht durch den Redekünstler hintergangen zu werden.

Ich werde aber etwas weiter ausholen, um Euch zu belehren. Nachdem nämlich Demosthenes das väterliche Vermögen verschwendet, zog er in der Stadt herum, und machte auf reiche verwaiste Jünglinge Jagd, deren Väter gestorben waren, deren Mütter aber das Vermögen verwalteten. Ich übergehe die Meisten, und will nur Einen erwähnen von Denen, welchen er übel mitgespielt hat. Da er nämlich ein reiches und nicht gut verwaltetes Haus ausforschte, dessen Oberhaupt eine stolze und unverständige Frau war, der verwaiste und halbwahnsinnige Jüngling aber, Aristarchus, der Sohn des Moschus, das Vermögen unter Händen hatte; so stellte er sich, als ob er sein Liebhaber sei, reizte den Jüngling durch diese Freundschaft auf, erfüllte ihn mit eiteln Hoffnungen, als ob er sogleich unter den Rednern den Vorrang haben werde, wies ihm ein Verzeichniß der von ihm gebildeten Redner vor, und war ihm so ein Anleiter und Lehrer von solchen Thaten, um deren willen Jener sein Vaterland fliehen muß; Dieser aber nahm ihm vorher drei Talente

ab, und beraubte ihn so des Reisegeldes; Nikodemus aber von Aphidna ist durch Aristarchus eines gewaltsamen Todes gestorben, da dem Unglückseligen beide Augen ausgeschlagen und die Zunge abgeschnitten wurde, mit der er freimüthig redete, im Vertrauen auf die Gesetze und auf Euch.

Ihr nun, Athener, habet den Sophisten Sokrates getödtet, weil es bekannt war, daß er den Kritias, Einen der Dreißig, welche die Volksherrschaft stürzten, erzogen; Demosthenes aber soll die Rettung seiner Freunde von Euch erbitten, er, der wegen des Gebrauches ihrer gesetzmäßigen Sprechfreiheit an Bürgern ohne Staatsamt, welche Freunde der Volksverfassung waren, solche Rache nahm? Von ihm aufgefordert, kommen Einige seiner Schüler, um zuzuhören. Denn sein Gewerbe zu Eurem Nachtheil treibend, verspricht er Jenen, wie ich höre, daß er dem Prozesse und Eurer Aufmerksamkeit unvermerkt eine andere Richtung geben, dem Beklagten Muth einflößen, wenn er selbst hier auftritt, den Ankläger aber für sich selbst in Furcht und Schrecken setzen werde; denn er wolle einen solchen Lärm unter den Richtern erregen, indem er meine Volksreden herbeiziehe, und den Frieden, der durch mich und Philokrates zu Stande gekommen, tadle, daß ich mich nicht einmal, wann ich Rechenschaft von der Gesandtschaft geben soll, vor Gericht zur Vertheidigung stellen, sondern froh sein werde, wenn ich nur einer mäßigen Strafe anheim falle, und nicht mit dem Tode bestraft werde.

Aber gebet ja auf keine Weise dem Sophisten Anlaß, Euch selbst zum Gegenstand des Gelächters und der Unterhaltung zu machen: sondern stellet Euch vor, ihn zu sehen, wie er vom Gerichte nach Hause zurückkommt, und sich bei der Unterhaltung mit den Jünglingen brüstet, und erklärt, wie herrlich er die Sache den Richtern aus den Händen gespielt. Denn ich habe (wird er sagen) sie von den Anklagen gegen den Timarchus abgelenkt, und sie unvermerkt zu dem Ankläger und Philippus und den Phocern versetzt. Und den Zuhörern habe ich Furcht eingejagt; der Angeklagte wurde zum Ankläger; dem Ankläger kam der Prozeß auf den Hals; die Richter aber vergaßen, worüber sie Richter waren, und hörten aufmerksam eine Sache an, worüber sie nicht Richter waren. Eure Sache nun ist es, Euch dagegen zu wehren, um, indem Ihr auf jeden seiner Schritte Acht gebet, nirgend wohin abzuschweifen, noch mit Dingen, die nicht zur Sache gehören, sich breit zu machen; sondern treibet ihn, wie bei den Pferderennen, auf die Bahn der Sache selbst. Thut Ihr Dies, so werdet Ihr nicht verachtet werden, sondern denselben Ruhm als Richter wie als Gesetzgeber behalten; im entgegengesetzten Falle wird man von Euch urtheilen, daß Ihr zwar die Verbrechen, die begangen

werden sollen, vorher merket, und darüber zürnet, um die vollführten aber Euch nicht mehr bekümmert. Mit einem Worte, wenn Ihr die Verbrecher bestrafet, so werden Eure Gesetze gut und gültig sein; wenn Ihr sie aber loslasset, die Gesetze zwar gut, aber nicht mehr gültig.

Weßwegen ich Das sage, darüber werde ich nicht anstehen, zu Euch freimüthig zu sprechen; und ich will mich eines Beispiels bedienen. Warum glaubet Ihr, Athener, daß die Gesetze zwar gut sind, die öffentlichen Beschlüsse aber mangelhafter, und die Urtheile bei den Gerichten zuweilen tadelnswürdig? Ich will die Gründe davon nachweisen. Ihr stellet die Gesetze auf nach reinem Recht, weder um eines ungerechten Gewinns willen, noch aus Gunst oder Feindschaft, sondern blos im Hinblick auf Das, was an sich (in der Idee) recht und zuträglich ist; und da Ihr, wie ich denke, von Natur fähiger als Andere seid, so stellet Ihr natürlich die besten Gesetze auf; in den Volksversammlungen aber und den Gerichten lasset Ihr oft die Gründe, die sich auf die Sache beziehen, außer Acht, und werdet durch Arglist und Prahlereien bethört; und die ungerechteste Gewohnheit von allen beobachtet Ihr bei den Prozessen. Denn Ihr lasset Die, welche sich vertheidigen, gegen ihre Ankläger mit einer Gegenklage auftreten. Wann Ihr aber von der Vertheidigung abgezogen und mit Euren Gedanken bei andern Gegenständen seid, so habet Ihr, nach Eurer Entfernung aus dem Gerichte, die Anklage gänzlich vergessen, und an Keinem von Beiden das Recht ausgeübt: nicht an dem Ankläger, denn über ihn wird nicht abgestimmt; nicht an Dem, der sich vertheidigt, denn er hat durch fremdartige Anklagen die gegen ihn obschwebenden Beschuldigungen abgelehnt, und ist so dem Gerichte entronnen: die Gesetze aber werden vernichtet, die Volksherrschaft geht zu Grunde, und diese Gewohnheit nimmt immer mehr überhand; denn leichtsinnig lasset Ihr Euch zuweilen den Schein ohne wirkliche Tugend gefallen. Nicht so die Lacedämonier. Ich führe sie an, weil es schön ist, auch fremde Tugenden nachzuahmen. Denn da ein Mann, der schändlich gelebt, im Reden aber außerordentlich gewandt war, vor der Volksversammlung der Lacedämonier als Redner auftrat, und Diese, wie man sagt, nach seiner Meinung abstimmen wollten, so trat Einer der Greise auf, die Jene ehren und fürchten, und den Altersnamen geben sie der höchsten Würde, zu der sie solche erheben, die von Jugend an bis in ihr Alter sittenrein waren; von Diesen trat Einer, wie man sagt, auf, und schalt die Lacedämonier kräftig aus, und sprach eine Drohung von der Art gegen sie aus, daß sie Sparta nicht lange aufrecht bewohnen würden, wenn sie solche Rathgeber in den Volksversammlungen hätten. Zugleich rief er einen Mann aus den übrigen Lacedämoniern auf, der

zwar im Reden nicht ausgezeichnet, wohl aber im Kriege hervorleuchtend, und in Absicht auf Gerechtigkeit und Enthaltsamkeit vorzüglich war, und befahl ihm, dieselbe Meinung so gut er könnte auszusprechen, die der frühere Redner geäußert: damit, sagte er, die Lacedämonier nach dem Vortrage eines rechtschaffenen Mannes abstimmen, die Töne aber von feigen und schlechten Menschen nicht einmal mit den Ohren auffassen. Solche Ermahnungen richtete der Greis, der von Jugend an sittenrein gewesen war, an seine Mitbürger. Wohl hätte Der einen Timarchus oder den schlangenartigen Demosthenes an den Staatsgeschäften Theil nehmen lassen.

Daß ich aber nicht den Lacedämoniern Schmeicheleien zu sagen scheine, so will ich auch unsrer Vorahnen gedenken. Denn sie waren in Beziehung auf die Schande so schwierig, und schätzten die Sittenreinheit ihrer Kinder so über Alles, daß ein Bürger, der fand, daß seine Tochter geschwächt war und ihre Unschuld nicht rein bis zur Hochzeit bewahrt hatte, Dieselbe mit einem Pferde allein in eine Stallung einpferchte, wodurch sie offenbar aus Hunger umkommen mußte; und auch jetzt noch steht das Fundament von diesem Hause in Eurer Stadt, und dieser Platz wird „beim Pferd und der Jungfrau" genannt. Solon aber, der berühmteste unter den Gesetzgebern, hat nach der ernsten Weise der Alten über die guten Sitten der Frauen Verordnungen erlassen; denn die Frau, bei der ein Ehebrecher ertappt wird, darf nach seinen Gesetzen keinen Schmuck tragen, auch nicht den öffentlichen Opfern beiwohnen, damit sie nicht, mit den schuldlosen Frauen vermischt, diese verführe: drängt sie sich aber dennoch ein, oder schmückt sie sich, so erlaubt er Jedem, der sie trifft, ihr die Kleider zu zerreißen, und den Schmuck wegzunehmen, und sie zu schlagen, doch ohne sie zu tödten noch zu verkrüppeln; so macht er eine solche Frau ehrlos, und ihr Leben zu keinem Leben: auch befiehlt er, die Kuppler zu verklagen, und wenn sie überführt werden, mit dem Tode zu bestrafen, weil sie, ihre Schamlosigkeit um Lohn anbietend, Denen, die zur Sünde Lust haben, aber sich noch bedenken und schämen, mit einander zusammen zu treffen, Gelegenheit darbieten, sich zu sehen und zu sprechen.

Eure Väter nun machten einen solchen Unterschied zwischen Schande und Ehre, und Ihr könntet fähig sein, den Timarchus, der sich der schändlichsten Thaten schuldig gemacht hat, frei zu sprechen? einen Menschen, der zwar dem Leibe nach ein Mann ist, aber weibische Sünden begangen hat? Wer nun von Euch, der eine Frau hat, die sich vergangen, würde dann sie bestrafen dürfen? Oder wer würde nicht als einfältig erscheinen, wenn er über Die, welche sich der Natur gemäß

vergehen, zürnen wollte, und doch Einen, der sich gegen die Natur schändete, als Rathgeber gebrauchte? Mit welchen Gedanken wird Jeder von Euch aus dem Gerichte nach Hause zurückkehren? denn der Angeklagte ist nicht unbekannt, sondern gar wohl bekannt, auch ist das Gesetz über die Prüfung der Redner nicht schlecht, sondern ganz vortrefflich; daß aber die Knaben und jungen Leute ihre Hausgenossen fragen werden, wie die Sache entschieden worden, liegt vor Augen. Was werdet nun Ihr, in deren Händen jetzt die Entscheidung liegt, sagen, wenn Eure Knaben Euch fragen, ob Ihr verurtheilt oder losgesprochen habet? Werdet Ihr nicht, sobald Ihr eingestehet, den Timarchus frei gesprochen zu haben, auch die öffentliche Zucht und Ordnung umstoßen? Denn was nützt es, Erzieher (Pädagogen) zu unterhalten, oder Turnführer und Lehrer den Knaben vorzusetzen, wenn Die, welchen die Gesetze anvertraut sind, zur Schande sich hinneigen?

Auffallend, Ihr Athener, wäre auch Das, wenn Ihr, die Ihr doch Hurenwirthe verabscheuet, Die, welche sich freiwillig zur Unzucht hingeben, lossprechen wolltet. Und wie sollte derselbe Mann hier, der offenbar das Priesteramt bei keinem der Götter erhalten kann, weil seine Person nicht gesetzmäßig rein ist, doch bei den Beschlüssen Gelübde im Namen des Staates zu den hehren Göttinnen vorschlagen können? Was wundern wir uns denn über das öffentliche Mißgeschick, wenn die Namen solcher Redner den Willensmeinungen des Volkes beigeschrieben werden? und wollen wir Den, der zu Hause schändlich gelebt, in das Ausland als Gesandten schicken, und ihm in Bezug auf die wichtigsten Angelegenheiten Zutrauen schenken? Was wird Dem nicht feil sein, der die Schändung seines Körpers feil geboten hat? gegen wen wird Der zarte Schonung beobachten, der sich selbst nicht schont? Wem aber unter Euch ist die abscheuliche Ausschweifung des Timarchus nicht wohl bekannt? Denn wie wir die Turner, auch wenn wir nicht die Turnplätze besuchen, aus ihrer guten Haltung kennen, so kennen wir auch die Hurer, auch wenn wir nicht bei ihren Thaten gegenwärtig sind, aus ihrer Schamlosigkeit und Frechheit und ihrem Thun und Treiben. Denn wer bei den wichtigsten Dingen die Gesetze und besonders die Sittenreinheit geringschätzt, hat eine gewisse Richtung des Geistes, die sich durch die Unordnung seines Wesens kund giebt, und Ihr werdet finden, daß die Mehrzahl solcher Menschen Staaten zerrüttet hat, und selbst den größten Unglücksfällen anheim gefallen ist.

Denn glaubet ja nicht, Athener, daß der Ursprung der Unglücksfälle von den Göttern, und nicht vielmehr von der Ueppigkeit der Menschen herrühre; noch daß Die, welche ruchlos gehandelt, nur in den Trauerspielen

die Strafgöttinnen mit angezündeten Fackeln umherjagen und bestrafen; sondern die stürmischen sinnlichen Leidenschaften und die Ungenügsamkeit, Das ist's, was die Räuberhöhlen füllt und die Raubschiffe besteigen macht, Dies sind für Jeden die Strafgöttinnen, die treiben die Jünglinge an, die Bürger zu schlachten, den Tyrannen zu dienen, die Volksherrschaft vernichten zu helfen. Denn nicht auf die Schande, nicht auf Das, was ihnen widerfahren werde, achten sie; sondern sie lassen sich von Dem hinreißen, was ihnen Freude gewährt, wenn sie es zu Stande bringen. So stoßet nun solche Naturen aus, Athener, und treibet den Eifer der Jünglinge zur Tugend an.

Eines aber beherziget wohl, und denket daran, was ich sagen werde: Wenn Timarchus für seine Handlungen bestraft werden wird, so werdet Ihr die Sittlichkeit in der Stadt neu begründen; wird er aber entrinnen, so wäre es besser, der Prozeß wäre nie gewesen. Denn ehe Timarchus vor Gericht geladen wurde, flößte das Gesetz und der Name der Gerichte gewissen Leuten Furcht ein; wenn aber Der, welcher in der Ausschweifung der Erste und Verrufenste ist, vor Gericht die Oberhand gewinnen wird, so wird er Viele antreiben zu sündigen, und zuletzt werden es nicht mehr Worte, sondern die öffentliche Gefahr sein, was Euren Zorn herausfordern muß. So laßt denn diesen Zorn nicht an Allen, sondern an Einem aus, und seid dabei vor den Ränken und den Vertheidigern solcher Menschen auf Eurer Hut. Ich werde Keinen davon namentlich erwähnen, damit sie nicht Das zum Anfang ihrer Rede machen, daß sie nicht aufgetreten wären, wenn nicht Dieser oder Jener namentlich erwähnt worden wäre, sondern Das werde ich thun, ich werde die Namen weglassen und ihre Lebensweise bezeichnen, und so ihre Person kenntlich machen. Jeder wird dann die Schuld an sich selbst haben, wenn er so schamlos ist und hier auftritt.

Denn Diesem stehen drei Arten von Vertheidiger zur Seite: die Einen, die durch ihren täglichen Aufwand das väterliche Vermögen durchgebracht haben; die Andern, die ihre Jugend und ihren Körper mißbraucht haben, und nicht um Timarchus besorgt sind, sondern um sich selbst und ihre Lebensweise, daß sie einst möchten vor Gericht gezogen werden; Andere noch, von den ausschweifend Frechen und Unverbesserlichen, die im Uebermaß solche Menschen gebraucht haben, damit gewisse Leute im Vertrauen auf ihre Hülfe desto leichter sich dem Laster hingeben. Denket wohl an das Leben von Diesen, ehe Ihr ihre Vertheidigung anhöret. Und Denen, die sich gegen ihre Körper versündigt, befehlet, Euch nicht weiter zu belästigen, sondern mit ihren Volksreden aufzuhören; denn auch das Gesetz zieht nicht Die, welche eigene Geschäfte, sondern welche

Staatsgeschäfte treiben, vor seinen Richterstuhl; Denen aber, die ihr väterliches Gut durchgebracht, befehlet, zu arbeiten, und anderswoher ihren Lebensunterhalt sich zu erwerben; den Jünglingen aber, die, weil sie selbst darnach jagen, sich leicht fangen lassen, sich zu den Fremden und Beisassen zu wenden, damit sie ihre Wünsche ohne Nachtheil für Euch befriedigen. Ihr habet nun von mir vernommen, was Rechtens ist; ich habe Euch die Gesetze vorgeführt, und das Leben des Angeklagten geprüft. Ihr seid jetzt Richter über meine Reden, und ich alsobald Euer Zuschauer; denn die Sache hängt ganz von Euren Stimmen ab.

Isokrates' Rede vom Vermögenstausche.

Deutsch von A. H. Christian.

Wenn die Rede, welche jetzt vorgelesen werden wird, den zu gerichtlichen Streitigkeiten oder zur bloßen Schaustellung bestimmten ähnlich wäre, so hätte ich, denk' ich, Nichts darüber vorausgeschickt; nun aber ist es wegen ihrer Neuheit und Verschiedenheit nothwendig, die Ursachen vorher anzugeben, warum ich sie den übrigen so unähnlich zu schreiben mich entschloß; denn wenn diese nicht angezeigt wären, so könnte sie vielleicht Manchen ungereimt scheinen.

Obgleich ich nämlich wußte, daß einige Sophisten über meine Beschäftigung Verleumdungen ausstreuen und sagen, sie sei Abfassung gerichtlicher Reden, und (eben damit) etwas Aehnliches thun, wie wenn Einer den Phidias, welcher die Bildsäule der Athene verfertigte, einen Puppenbildner zu nennen wagte, oder von Zeuxis und Parrhasius sagte, sie treiben dieselbe Kunst, wie Diejenigen, welche die Geschirre bemalen, so vertheidigte ich mich doch niemals gegen diese ihre Herabsetzung, weil ich glaubte, ihr Geschwätz habe keine Bedeutung, und ich habe Allen Das einleuchtend gemacht, daß ich entschlossen sei, nicht über Privatstreitigkeiten zu sprechen und zu schreiben, sondern über Gegenstände von so großer Bedeutung und solcher Beschaffenheit, daß kein Anderer darüber es unternommen hätte, außer meinen Schülern oder Denen, welche Diesen nachahmen wollten. Bis in mein spätes Alter also glaubte ich, theils wegen dieses Entschlusses, theils wegen meines sonstigen ruhigen Lebens, bei allen Laien wohl gelitten zu sein, jetzt aber, da mein Lebensende nahe ist,

erkannte ich, als ein Vermögenstausch wegen Verbindlichkeit zu Ausrüstung von Dreirudern und ein Rechtsstreit darüber (mir) vorkam, daß auch von Diesen Manche nicht so gegen mich gesinnt sind, wie ich hoffte, sondern Einige über mein Treiben in großem Irrthum und geneigt sind, Denen Gehör zu geben, welche etwas Unfreundliches (über mich) sagen, Andere zwar recht wohl wissen, womit ich mich eben abgebe, aber (mich) beneiden, und es ihnen wie den Sophisten geht, und daß sie sich freuen über Die, welche eine irrige Meinung von mir haben. Und daß sie so gestimmt sind, haben sie deutlich gezeigt; obgleich nämlich mein Gegner über den Gegenstand der Untersuchung nichts Rechtes vorbrachte, meiner Reden Wesen aber verleumdete, und meinen Reichthum und die Menge meiner Schüler übertrieb, erkannten sie mir die Leistung zu. Die Kosten also trugen wir so, wie es sich für Leute schickt, welche weder durch solche Dinge zu sehr außer Fassung gebracht werden, noch gänzlich verschwenderisch und geringschätzig mit dem Gelde umgehen; weil ich aber, wie ich sagte, wahrgenommen hatte, daß Derer mehr seien, als ich glaubte, welche keine richtige Meinung von mir haben, so bedachte ich, wie ich sowohl Diesen als der Nachwelt bekannt machen könnte theils den Charakter, welchen ich habe, theils das Leben, welches ich führe, theils die Studien, womit ich mich beschäftige, und wie ich verhindern könnte, daß ich über diese Punkte nicht unbeurtheilt bleibe, und nicht, wie jetzt, Denen anheimfalle, welche Böses nachzusagen gewohnt sind. Da ich also darüber nachdachte, fand ich, daß ich auf keine andere Weise Dieses bewirken könne, als wenn eine Rede von mir geschrieben würde, gleichsam ein Bild meines Geistes und meines ganzen Lebens; denn durch diese, hoffte ich, werde ich am besten erkannt werden und in ihr werde auch ein viel schöneres Denkmal von mir hinterlassen werden, als die aufgestellten ehernen Bilder.

Wenn ich nun mich selbst zu loben unternähme, sah ich, daß ich weder Alles, worüber ich zu sprechen mir vorgenommen hatte, zu umfassen im Stande sein werde, noch so, daß es gefalle und keine Ungunst errege, darüber werde reden können; wenn ich aber annähme, es sei ein Rechtsstreit und eine Anklage gegen mich anhängig, Der aber, welcher klage und mir Unannehmlichkeiten zuziehe, sei ein Sykophant, und er bediene sich der Verleumdungen, welche bei dem Vermögenstausche vorgebracht wurden, ich aber spreche in Form einer Vertheidigung, so würde es auf diese Weise mir am ehesten möglich werden, über Alles zu sprechen, worüber ich eben will.

Nachdem ich dies überdacht, schrieb ich diese Rede, nicht in der Blüthe des Alters, sondern zwei und achtzig Jahre alt. Daher muß

man Nachsicht haben, wenn sie matter erscheinen sollte, als die von mir früher ausgegebenen; denn sie war nicht leicht, noch einfach, sondern erforderte viel Geschäft. Es ist nämlich Einiges von dem Geschriebenen passend, vor Gericht gesprochen zu werden, Anderes, zu solchen Kämpfen nicht tauglich, handelt von dem Studium der Beredsamkeit und zeigt ihre Bedeutung, Etwas ist auch von der Art, daß es Denjenigen von den Jüngeren, welche sich an die Wissenschaften und die höhere Bildung machen, nützlich zu hören sein möchte, Vieles auch von dem früher von mir Geschriebenen ist dem jetzt Gesprochenen einverleibt, nicht ohne Grund und zur Unzeit, sondern dem vorliegenden Gegenstande angemessen. Eine so lange Rede nun zu überschauen, und so viele und so sehr von einander verschiedene Motive zusammenzupassen und zu verbinden, und die nachfolgenden mit den vorhergehenden in Zusammenhang zu setzen, und alle mit einander in Einklang zu bringen, war keine gar kleine Arbeit. Dennoch stand ich nicht davon ab, obgleich ich so alt bin, bis ich die Rede vollendet hatte, die voll Wahrheit, im Uebrigen aber so beschaffen ist, wie sie den Zuhörern erscheinen wird.

Man muß aber, wenn man die Rede liest, erstens den Vortrag danach einrichten, daß sie gemischt und mit Rücksicht auf alles dieses ihr zu Grunde Liegende geschrieben ist, dann die Aufmerksamkeit noch mehr auf Das richten, was jetzt gesagt werden soll, als auf Das, was schon vorausgeschickt ist, außerdem nicht sogleich, wenn man daran geht, sie ganz durchzunehmen suchen, sondern ein so großes Stück, als den Anwesenden nicht lästig sein wird; denn wenn Ihr dieses beobachtet, so werdet Ihr eher einsehen können, ob wir eben etwas unsrer selbst Würdiges sagen.

Dies also ist, was nothwendig vorausgeschickt werden mußte, jetzt aber leset die Vertheidigung, die sich das Ansehen giebt, als sei sie über eine gerichtliche Untersuchung geschrieben, aber die Absicht hat, die Wahrheit über mich zu offenbaren, und zu machen, daß die Unwissenden zur Erkenntniß kommen, die Mißgünstigen aber noch mehr von dieser Krankheit geplagt werden; denn härter kann ich sie nicht wohl strafen.

Für die Allerschlechtesten und der größten Strafe würdig halte ich Diejenigen, welche über Das, dessen sie selbst schuldig sind, gegen die Andern zu klagen wagen, was Lysimachus gethan hat. Dieser nämlich, der selbst Schriftliches vortrug, hat über meine Schriften mehr gesprochen, als über das andere Alles, und etwas Aehnliches gethan, wie wenn Einer, der einen Andern wegen Tempelraubs gerichtlich verfolgte, selbst dafür bekannt wäre, daß er das Eigenthum der Götter in seinen Händen habe. Viel aber hätte ich darum gegeben, wenn er glaubte, ich

sei so gewaltig (im Reden), wie er vor Euch gesagt hat; denn da hätte er nie mir Unannehmlichkeiten zu machen unternommen; nun aber sagt er zwar, ich könne die schlechtere Sache zur besseren machen, hat aber so sehr mich verachtet, daß er, der lügt, über mich, der ich die Wahrheit sage, leicht siegen zu können hofft. So widrig ist mir Alles gegangen, daß, während die Andern durch die Reden die Beschuldigungen zu nichte machen, an mir Lysimachus die Reden zumeist beschuldigt hat, damit, wenn ich geschickt zu reden scheine, ich dessen schuldig erscheine, was von ihm über meine (Redner-) Gewalt vorher gesagt worden ist, wenn ich aber gerade weniger gut spreche, als er Euch erwarten gemacht hat, Ihr glaubet, meine Sachen stehen schlechter. Ich bitte Euch also, dem (von Lysimachus) Gesagten weder Glauben zu schenken, noch ihn zu verweigern, ehe Ihr auch das von uns (Gesagte) bis zu Ende hörtet, und zu bedenken, daß man dem Angeklagten keine Vertheidigung zu gestatten brauchte, wenn es möglich wäre, auf die Reden des Klägers hin, was recht ist, zu beschließen. Nun aber wird zwar darüber, ob er seine Anklage gut oder schlecht gesprochen habe, keiner der Anwesenden ungewiß sein, ob aber die Gründe, deren er sich bedient hat, wahr seien, das ist für die Beurtheiler nicht mehr leicht zu erkennen aus Dem, was der Erste gesagt hat, sondern man muß zufrieden sein, wenn sie aus Beider Reden entnehmen können, was recht ist.

Ich wundre mich aber nicht über Die, welche länger bei der Anklage betrügerischer Menschen, als bei der Vertheidigung ihrer Person verweilen, noch über Die, welche sagen, das größte Uebel sei Verleumdung; denn wie könnte es eine schlechtere Handlungsweise geben, als diese, die macht, daß die Lügner zu Ehren kommen, daß Die, welche Nichts verbrochen haben, Unrecht zu haben scheinen, daß die Richter ihren Eid brechen, überhaupt die Wahrheit ganz vernichtet, und indem sie den Zuhörern eine falsche Meinung beibringt, den ersten besten Bürger, den es trifft, in Unglück stürzt? Davor müßt Ihr Euch hüten, daß Euch Nichts dergleichen begegne, und daß Ihr nicht in Das, was Ihr an Andern tadeln würdet, offenbar selbst verfallet. Ich denke aber, es sei Euch nicht unbekannt, daß der Staat oft schon so sehr die in leidenschaftlicher Hitze und nicht nach überzeugenden Gründen gefällten Entscheidungen bereute, daß er nach einer nicht langen Zwischenzeit die Betrüger zur Strafe zu ziehen verlangte, die Verleumdeten aber gerne in besseren Umständen, als früher, gesehen hätte.

Daran müßt Ihr gedenken, und nicht vorschnell den Reden der Ankläger Glauben schenken, noch mit Getöse und Unwillen die sich Vertheidigenden anhören. Denn es ist eine Schande, daß Ihr, während

Ihr in den andern Dingen als die mitleidigsten und mildesten unter allen Griechen anerkannt werdet, bei den hier vorkommenden Rechtsstreiten offenbar das Gegentheil von dieser Meinung (die man von Euch hat) thut, und daß, während bei Andern, wenn man über ein Menschenleben richtet, ein Theil der Stimmen den Angeklagten unterschoben wird, bei Euch die Beklagten nicht einmal das Gleiche, wie die böslichen Ankläger erlangen, sondern daß Ihr, während Ihr jedes Jahr schwöret, Ihr wollet die Kläger und die sich Vertheidigenden auf gleiche Weise anhören, so sehr das Entgegengesetzte thut, daß Ihr von Denen, welche Beschuldigungen vorbringen, was sie nur sagen, annehmet, von Denen aber, welche sie zu widerlegen versuchen, bisweilen nicht einmal die Stimme zu hören über Euch vermöget; und daß Ihr, während Ihr glaubt, in den Staaten könne man nicht leben, in welchen einige Bürger ohne richterliches Urtheil in Unglück gestürzt werden, nicht wisset, daß Dieses Diejenigen thun, welche den streitenden Parteien nicht gleiches Wohlwollen schenken. Das Allerärgste aber ist, wenn Einer zwar in dem Falle, wo er selbst in einen Streit verwickelt ist, über die Verleumder klagt, dagegen wo er einem Andern Recht spricht, nicht dieselbe Meinung von ihnen hat. Und doch sollen vernünftige Leute den Andern sich als solche Richter beweisen, wie sie selbst zu finden wünschen würden; indem sie bedenken, daß es wegen Derjenigen, welche fälschlich anzuklagen wagen, ungewiß ist, wer in einen Streit verwickelt und genöthigt werden wird, zu sagen, was ich jetzt zu Denen spreche, welche über mich abstimmen werden; denn man darf nicht auf einen geordneten Lebenswandel das Vertrauen gründen, daß man unbesorgt in dem Staate werde leben können; denn Diejenigen, welche sich's zur Aufgabe machten, während sie das Ihrige vernachlässigen, nach dem Fremden mit List zu trachten, verschonen nicht Die, welche als bescheidene Bürger leben, und stellen dagegen Die, welche etwas Böses thun, vor Euren Richterstuhl, sondern während sie an Denen, welche nichts Unrechtes thun, ihre Macht zeigen, lassen sie sich von Denen, welche offen Verbrechen begangen haben, mehr Geld geben.

So dachte auch Lysimachus und verwickelte mich daher in diesen Handel, weil er glaubte, der Streit mit mir werde ihm von Andern Gewinn bringen, und erwartete, wenn er im Reden über mich siege, den er einen Lehrer der Andern nennt, so werde seine Macht Allen unüberwindlich scheinen. Er hofft aber Dies leicht bewirken zu können; denn er sieht, daß Ihr gar zu schnell die Beschuldigungen und Verleumdungen annehmet, ich aber darüber der Meinung (die man) von mir (hegt) würdig mich nicht werde vertheidigen können, theils wegen meines

Alters, theils wegen meiner Unerfahrenheit in solchen Rechtsstreiten. Denn ich habe in der Vergangenheit so gelebt, daß nie Jemand, weder während der Herrschaft Weniger, noch während der Volksherrschaft, mich einer Beleidigung oder Ungerechtigkeit anklagte, und daß es weder einen Schiedsrichter, noch einen Richter giebt, von welchem sich zeigen ließe, daß er über meine Handlungen zu entscheiden gehabt hätte; denn ich verstand es, gegen Andere mich nicht zu verfehlen, wenn aber mir Unrecht geschah, nicht vor Gericht mir Recht zu verschaffen, sondern vor den Freunden Jener (von welchen mir Unrecht geschah) mich über die streitigen Punkte zu vergleichen. Aber alles Dieses hat mir keinen Gewinn gebracht, sondern obgleich ich bis zu diesem Alter ohne angeklagt zu sein gelebt habe, bin ich jetzt in den nämlichen Rechtshandel verwickelt, wie wenn ich Allen Unrecht gethan hätte. Jedoch nicht ganz verzage ich wegen der Größe der Geldbuße, sondern, wenn Ihr nur mit Wohlwollen mich anhören möget, so habe ich große Hoffnung, daß Diejenigen, welche über mein Treiben im Irrthume sind und sich von Denen haben bereden lassen, welche mich zu verlästern die Absicht haben, bald eine andere Ueberzeugung darüber gewinnen, Diejenigen aber, welche mich für Das halten, was ich bin, noch fester in dieser Meinung sein werden. Damit ich aber nicht zu sehr belästige, indem ich Vieles spreche, ehe ich zur Sache komme, so lasse ich Dieses und will jetzt über Das, worüber Ihr Eure Stimme geben werdet, Euch zu belehren versuchen. Lies mir die Klageschrift.

Klageschrift.

Nach der Klageschrift also sucht der Ankläger mich zu verdächtigen, als verderbe ich die Jüngeren, indem ich sie reden und gegen das Recht in den gerichtlichen Streitigkeiten den Sieg erhalten lehre, in seiner übrigen Rede aber macht er mich so groß, wie nie Jemand gewesen ist weder unter Denen, welche sich in den Gerichtshöfen herumtreiben, noch unter Denen, welche sich mit dem Studium der Beredsamkeit beschäftigen; denn nicht nur Privatleute, sagt er, seien meine Schüler gewesen, sondern auch Redner und Feldherren und Könige und Herrscher, und ich habe von ihnen sehr große Geldsummen bekommen und bekomme sie auch noch jetzt. Auf diese Weise hat er seine Anklage eingerichtet, weil er glaubte, durch Das, was er über mich und meinen Reichthum und die Menge meiner Schüler Uebertriebenes sagte, werde er bei allen Zuhörern Neid erregen, durch die (mir angedichtete) Wirksamkeit aber in Beziehung auf die Gerichte Euch zum Zorne und Hasse aufreizen, Affecte, durch

welche die Richtenden in die für die Streitenden mißlichste Stimmung versetzt werden.

Daß er also das Eine über Gebühr groß dargestellt hat, das Andere ganz lügt, glaube ich leicht klar machen zu können. Ich wünsche aber, daß Ihr den Reden, welche Ihr früher über mich gehört habt von Denen, welche (mich) zu verlästern und zu verleumden die Absicht haben, keine Aufmerksamkeit schenket, noch Dem glaubet, was ohne Beweis und ohne Urtheil gesagt worden ist, noch den Meinungen folget, welche Euch mit Unrecht von Jenen beigebracht worden sind, sondern mich für den Mann haltet, als welcher ich Euch nach der gegenwärtigen Anklage und meiner Vertheidigung erscheine; denn wenn Ihr so urtheilet, so werdet Ihr auf gerechte und gesetzliche Weise ein Erkenntniß zu fällen scheinen, und ich Alles erlangen, was recht ist.

Daß also keinem meiner Mitbürger weder durch meine Rednergewalt, noch durch meine Schriften ein Schaden zugefügt worden ist, davon ist, glaube ich, der vorliegende Rechtshandel der beste Beweis; denn wenn Einem etwas Leids geschehen wäre, so würde er, wenn er auch in früherer Zeit sich ruhig verhalten hätte, die gegenwärtige Gelegenheit nicht versäumt haben, sondern aufgetreten sein, sei es um mich anzuklagen oder gegen mich zu zeugen; denn da Der, welchem nie etwas Unrechtes von mir nachgesagt worden ist, mich in einen so schweren Rechtsstreit verwickelte, so würden doch wahrlich Die, welche Böses erfahren hätten, mich zur Strafe zu ziehen suchen; denn Das ist doch weder wahrscheinlich, noch möglich, daß ich mich gegen Viele verfehlt habe, Die aber, welche durch mich in Unfälle gerathen sind, sich ruhig verhalten und nicht zu klagen wagen, sondern bei meinen Rechtshändeln milder gesinnt seien, als Die, welchen kein Leid geschehen ist, da es ihnen möglich wäre, wenn sie bekannt machten, was ihnen widerfahren sei, die vollkommenste Rache an mir zu nehmen. Allein es wird sich Niemand finden, der weder früher noch jetzt mir so Etwas vorwarf. Wenn ich daher dem Ankläger (seine Beschuldigung) zugäbe und noch weiter eingestände, ich sei der gewaltigste (Redner) unter allen Menschen und ein solcher Bearbeiter von Reden, die Euch schaden, wie es sonst Keinen gegeben hat, so würde ich mit weit mehr Recht für einen braven Mann gelten, als gestraft werden. Denn davon, daß Einer vor den Andern ausgezeichnet wurde entweder im Reden oder im Handeln, könnte man füglich das Schicksal als Ursache annehmen, daß ich aber mein Talent gut und gemäßigt gebraucht habe, darum würden wohl Alle mit Recht meinen Charakter loben.

Jedoch nicht einmal wenn ich Dies von mir sagen kann, nicht

einmal in diesem Falle wird sich zeigen lassen, daß ich mich mit solchen Reden befaßt habe. Ihr werdet es aus meinem ganzen Treiben erkennen, woraus man die Wahrheit weit eher zu erfahren im Stande ist, als von den Verleumdern. Ich denke nämlich, Das sei Keinem unbekannt, daß alle Menschen bei dem Orte sich aufzuhalten pflegen, woher sie ihren Unterhalt sich zu verschaffen sich entschlossen haben. Diejenigen nun, welche von Euren Privatstreitigkeiten und der Beschäftigung mit ihnen leben, werdet Ihr beinahe in den Gerichtshöfen selbst wohnen sehen, mich aber hat nie Jemand weder in den obrigkeitlichen Amtshäusern, noch bei den gerichtlichen Untersuchungen, noch bei den Gerichtshöfen, noch bei den Schiedsrichtern gesehen, sondern von allem diesem halte ich mich so ferne, wie kein anderer Bürger. Dann werdet Ihr finden, daß Jene blos bei Euch sich Geld erwerben können, wenn sie aber anderswohin schifften, Mangel an den täglichen Bedürfnissen leiden würden, mir aber der Wohlstand, wovon Er übertrieben gesprochen hat, ganz von Außen her gekommen ist; ferner daß zu Jenen sich solche Leute gesellen, welche entweder selbst im Unglück sind, oder Andern Unannehmlichkeiten bereiten wollen, zu mir aber Diejenigen von den Griechen, welche am meisten in Muße leben. Ihr hörtet aber auch den Ankläger sagen, ich habe von Nicocles, dem Könige von Salamis, viele und große Geschenke bekommen. Wem von Euch ist nun aber glaublich, daß Nicocles mir diese gegeben habe, damit er Prozesse führen lerne, er, der ja den Andern über die streitigen Punkte, wie ein unumschränkter Gebieter, Recht sprach? So ist aus Dem, was er selbst gesagt hat, leicht einzusehen, daß ich den Geschäften fremd bin, welche es mit den Privatstreitigkeiten zu thun haben. Aber auch Das ist Allen bekannt, daß Deren sehr viele sind, welche die Reden für die vor den Gerichten streitenden Parteien verfertigen. Von Diesen nun, die so zahlreich sind, wird sich Keiner zeigen lassen, der je Schüler zu haben für würdig gehalten worden wäre, von mir aber, daß ich, wie der Ankläger sagt, mehr bekommen habe, als alle Die zusammen, welche sich mit dem Studium der Beredsamkeit abgaben. Wie kann man nun aber füglich glauben, daß Die, welche in ihrem Treiben so sehr von einander abweichen, mit denselben Geschäften sich abgeben?

Obgleich ich aber viele Verschiedenheiten zwischen meinem Leben und dem Derjenigen, welche sich mit den Prozessen befassen, angeben kann, so werdet Ihr, glaube ich, in dem Falle am schnellsten diese Meinung (von mir) aufgeben, wenn man Euch zeigte, daß ich nicht in den Dingen Schüler habe, welche der Ankläger genannt hat, und daß ich nicht in den Reden über Privatstreitigkeiten stark bin. Denn ich denke, daß

Ihr, da die Beschuldigung widerlegt ist, die mir vorher gemacht wurde, eine andere Ansicht zu fassen suchet und zu hören verlanget, mit welchen andern Reden mich befassend ich so großen Ruhm erlangte. Ob es mir nun nützen wird, die Wahrheit zu sagen, weiß ich nicht; denn es ist schwer, Eure Gedanken zu treffen; dennoch aber will ich offen zu Euch reden; denn ich würde mich vor meinen Schülern schämen, wenn ich, da ich oft gesagt habe, ich wünschte, daß alle Bürger das Leben, welches ich führe, und die Reden, welche ich halte, kennen, jetzt Euch sie nicht offenbarte, sondern sich zeigte, daß ich sie verhehle. In der Ueberzeugung also, daß Ihr die Wahrheit hören werdet, schenket mir Eure Aufmerksamkeit.

Zuerst also müßt Ihr Das wissen, daß es nicht weniger Gattungen von Reden giebt, als von metrischen Gedichten. Einige nämlich brachten ihr Leben damit hin, die Geschlechter der Halbgötter aufzusuchen, Andere stellten Untersuchungen über die Dichter an, Andere beabsichtigten die Thaten im Kriege zu sammeln, Andere befaßten sich mit den Fragen und Antworten, welche man Antilogiker nennt. Es wäre keine kleine Arbeit, wenn Einer alle Arten der prosaischen Darstellung aufzuzählen unternähme, daher will ich (nur) derjenigen Erwähnung thun, welche mich angeht, und die andern weglassen. Es giebt nämlich Einige, welche in den vorhin genannten nicht unerfahren sind, aber es sich zur Aufgabe gemacht haben, Reden zu schreiben nicht über die Privatstreitigkeiten, sondern alle Griechen und die einzelnen Staaten betreffende und bei Festversammlungen vorzutragende, welche wohl Alle den melodischen und rhythmischen Gedichten ähnlicher nennen werden, als den gerichtlichen Reden; denn sie stellen die Sachen in einer mehr dichterischen und geschmückten Sprache dar, und suchen erhabenere und ungewöhnlichere Enthymeme anzuwenden, und versehen auch die ganze Rede mit den andern Motiven glänzender und reichlicher, an denen Alle, welche sie hören, nicht weniger Vergnügen finden, als an den metrischen Gedichten, und Viele auch ihre Schüler werden wollen, weil sie glauben, Die, welche darin sich auszeichnen, seien geschickter und besser und mehr zu nützen im Stande, als Die, welche vor Gericht gut reden. Denn sie wissen, daß Diese wegen ihrer gewinnsüchtigen Geschäftigkeit in den Rechtsstreiten erfahren geworden sind, Jene aber durch das Studium der Beredsamkeit ihre Stärke in den Reden, welche ich eben nannte, erlangt haben; und daß Die, welche für geschickt in gerichtlichen Reden gelten, nur den Tag auszuhalten sind, an welchem sie eben den Rechtsstreit führen, die Andern aber in allen Gesellschaften und allezeit geehrt sind und gebührenden Ruhm erlangen; ferner Jene, wenn sie zwei- oder dreimal bei

den Gerichten sich sehen ließen, gehaßt und verlästert werden, Diese aber, je Mehreren und je öfter sie sich zeigen, desto mehr bewundert werden; überdies die in den gerichtlichen Reden Starken jenen Reden fremd bleiben, die Andern aber, wenn sie wollten, schnell auch diese ergreifen könnten. Weil sie so urtheilen und diese Aufgabe für viel höher halten, wollen sie dieser Bildung theilhaftig werden, von welcher sich zeigen wird, daß auch ich ihrer nicht ermangle, sondern einen weit erfreulicheren Ruf dadurch erlangt habe.

Ueber meine Fertigkeit nun, oder mein Studium, oder meine Beschäftigung, wie Ihr es jetzt nennen möget, habt Ihr die reine Wahrheit gehört; ich will aber über mich selbst ein drückenderes Gesetz, als über die Andern geben, und ein kühneres Wort sprechen, als von meinem Alter sich erwarten ließe. Ich verlange nämlich nicht nur, wenn das, was ich rede, schädlich ist, keine Nachsicht von Euch zu erhalten, sondern wenn ich nicht rede, wie kein Anderer es kann, die härteste Strafe zu leiden. Nicht hätte ich aber ein so dreistes Anerbieten gemacht, wenn ich nicht auch sie Euch zeigen und die Entscheidung darüber leicht machen wollte.

Die Sache verhält sich nämlich so: Für die beste und gerechteste Vertheidigung halte ich diejenige, welche die richtenden Personen so viel als möglich darüber belehrt, worüber sie ihre Stimme geben werden, und sie in ihren Gedanken nicht irren noch zweifeln läßt über Die, welche die Wahrheit sagen. Wenn ich nun angeklagt wäre, daß ich mich in gewissen Handlungen verfehlt habe, so wäre ich nicht im Stande, sie Euch sehen zu lassen, sondern Ihr müßtet nothwendig aus dem Gesagten das Geschehene errathen und darüber entscheiden, wie es sich eben fügte; da mir aber wegen meiner Reden ein Vorwurf gemacht wird, so glaube ich Euch die Wahrheit eher deutlich machen zu können. Ich werde Euch nämlich die von mir gesprochenen und geschriebenen selbst zeigen, so daß Ihr nicht nach einer Vermuthung, sondern mit genauer Kenntniß, wie sie beschaffen sind, Eure Stimme darüber geben werdet. Alle nun bis zu Ende vorzutragen, vermöchte ich nicht; denn die uns vergönnte Zeit ist kurz; aber wie von den Früchten, will ich von jeder eine Probe vorzulegen versuchen. Denn wenn Ihr nur einen kleinen Theil höret, so werdet Ihr leicht meinen Charakter erkennen und aller meiner Reden Wesen verstehen. Ich bitte aber Die, welche schon oft gelesen haben, was jetzt gesprochen werden wird, in dem gegenwärtigen Augenblicke nicht neue Reden von mir zu erwarten, noch mich für überlästig zu halten, weil ich die längst bei Euch bekannten Reden vortrage; denn wenn ich eine Schaurede hielte und sie (die bekannten Reden) vortrüge, so würde

mir mit Fug dieser Vorwurf gemacht, nun aber, da ich in Untersuchung bin und angeklagt, bin ich genöthigt, mich ihrer auf diese Weise zu bedienen. Denn ich wäre der allerlächerlichste Mensch, wenn ich, da der Ankläger mich verdächtigt, ich schreibe solche Reden, welche dem Staate schaden und die Jüngeren verderben, durch andere meine Vertheidigung führte, da es mir möglich ist, indem ich eben diese Reden vorzeige, die über uns vorgebrachte Verdächtigung zu widerlegen. Euch also bitte ich deßwegen, mir Nachsicht zu schenken, und Euren Beistand zu leihen, den Andern aber (die jene Reden noch nicht kennen) will ich jetzt sie vorzutragen mich anschicken, wenn ich noch Weniges vorausgeschickt habe, damit sie dem Gesagten leichter folgen können.

Die Rede nämlich, welche Euch zuerst gezeigt werden soll, wurde in jenen Zeiten geschrieben, als die Lacedämonier über die Griechen herrschten, wir aber herunter gekommen waren. Sie fordert die Griechen auf zum Zuge gegen die Barbaren, und macht den Lacedämoniern die Oberanführung streitig. Da ich diese Absicht habe, so zeige ich, daß unsre Stadt von allem Guten, was die Griechen haben, die Urheberin gewesen ist, und nachdem ich die Ausführung über diese Verdienste geschlossen, und weil ich von der Oberanführung noch deutlicher zeigen will, daß sie unserm Staate gehört, so suche ich dies dadurch zu beweisen, daß unserm Staate noch viel mehr Ehre gebühre wegen seiner Wagnisse im Kriege, als wegen seiner andern Verdienste. Ich glaubte nun, ich werde selbst im Stande sein, Dies vorzutragen, nun aber hindert mich das Alter, und macht, daß ich ermatte. Damit ich also nicht ganz kraftlos werde, da mir noch Vieles zu sagen bleibt, so lies ihnen von dem Zeichen an Das über die Oberanführung vor.

Aus dem Panegyricus.

— Ich glaube aber, daß unsre Vorältern eben so sehr wegen ihrer Kämpfe im Kriege geehrt zu werden verdienen, als wegen ihrer anderen Wohlthaten; denn nicht kleine, noch wenige, noch unberühmte Kämpfe haben sie bestanden, sondern viele und harte und große, theils für ihr eigenes Land, theils für der Andern Freiheit; denn allezeit hielten sie fortwährend die Stadt Allen offen und zur Hülfe für diejenigen Griechen, welchen Unrecht geschah, bereit. Daher tadeln uns ja auch Manche, als ob wir uns nicht recht zu rathen wissen, weil wir der Schwächeren uns anzunehmen gewohnt sind, wie wenn solche Reden nicht Denen zu gut kämen, welche uns loben wollen; denn nicht weil es uns unbekannt war, wie sehr die größeren Bundesgenossenschaften in Rücksicht auf Sicherheit sich auszeichnen, faßten wir diese Entschließung, sondern obgleich wir

weit genauer, als die Anderen, die aus denselben entstehenden Folgen kannten, zogen wir es doch vor, lieber den Schwächern sogar gegen unsern Vortheil zu helfen, als mit den Mächtigern des Nutzens wegen Unrecht zu thun. Man wird aber die Denk- und Handlungsweise und die Macht unsrer Stadt aus den Bitten um Hülfe erkennen, welche schon Manche an uns gerichtet haben. Diejenigen nun, welche erst in neuerer Zeit geschahen, oder wegen geringerer Anlässe an uns kamen, will ich übergehen, lange aber vor dem Troischen Kriege (denn daher müssen Die, welche über anererbte Vorzüge streiten, ihre Beweise entnehmen) kamen die Söhne des Heracles und kurz vor ihnen Adrastus, des Talaus Sohn, welcher König von Argos war, dieser, weil er bei dem Zuge gegen Thebä unglücklich gewesen und nicht im Stande war, die unter der Cadmea Gefallenen selbst zur Bestattung zu erhalten, mit dem Verlangen, unsere Stadt möchte ihm bei dem gemeinsamen Mißgeschicke beistehen, und es nicht geschehen lassen, daß Die, welche in den Kriegen umkommen, unbegraben bleiben, und eine alte Sitte und ein von den Voraltern überliefertes Gesetz aufgehoben werde; des Heracles Söhne aber, weil sie vor dem Grolle des Eurystheus flohen, und die andern Städte unbeachtet ließen, da sie ihnen in ihrem Unglücke wohl nicht helfen könnten, die unsrige aber allein für im Stande hielten, den Dank für die Wohlthaten abzustatten, welche ihr Vater allen Menschen erwiesen hatte. Daraus ist nun leicht zu ersehen, daß auch in jener Zeit unsre Stadt eine Art Vorsteherschaft hatte und jetzt nicht mit Unrecht um die Vorsteherschaft streitet. Denn wer würde es über sich gewonnen haben, entweder Die, welche geringer als er sind, oder Die, welche unter Andern stehen, um Hülfe zu bitten, und Die zu übergehen, welche größere Macht besitzen, zumal in Angelegenheiten, die nicht ihn allein, sondern das Allgemeine betrafen, und von denen zu erwarten war, daß sich Niemand sonst darum annehme, als Die, welche an der Spitze der Griechen zu stehen Ansprüche machen? Dann wurden sie auch offenbar in ihren Erwartungen nicht getäuscht, mit denen sie zu unsern Voraltern ihre Zuflucht genommen hatten; denn sie unternahmen einen Krieg wegen der Gefallenen gegen die Thebaner, und für die Söhne des Heracles gegen die Kriegsmacht des Eurystheus, und zwangen Jene, indem sie gegen sie zogen, die Todten ihren Angehörigen zum Begräbnisse zurückzugeben, und besiegten die Peloponnesier, welche mit Eurystheus in unser Land eingefallen waren, indem sie ihnen entgegenrückten, in einer Schlacht, und machten seinem Uebermuthe ein Ende. Bewundert schon wegen ihrer andern Thaten, wurden sie durch diese noch berühmter; denn sie veränderten das Schicksal beider Theile nicht nur ein wenig, sondern so sehr, daß Jener, welcher

uns um Hülfe zu bitten für billig gehalten hatte, gegen den Willen der Feinde Alles, um was er gebeten, erlangte und abziehen konnte, Eurystheus aber, welcher sie zu bezwingen erwartet hatte, selbst gefangen genommen und genöthigt wurde, um Vergebung zu bitten, und während er dem mit einem übermenschlichen Wesen Begabten (Heracles), welcher ein Sohn des Zeus war, aber schon als Sterblicher eines Gottes Stärke besaß, allezeit fortwährend gebot und ihn mißhandelte, als er gegen uns sich verging, in eine so veränderte Lage gerieth, daß er in die Gewalt der Söhne desselben kam und schmählich sein Leben endete. Obgleich wir viele Verdienste um den Staat der Lacedämonier aufzuweisen haben, so hat es sich getroffen, daß ich über dieses allein spreche. Mit der ihnen durch uns gewordenen Rettung nämlich erhielten die Voraltern der jetzt in Lacedämon die Königsherrschaft besitzenden (Familien), Nachkommen des Heracles, Gelegenheit, und kehrten in den Peloponnes zurück, nahmen Argos, Lacedämon und Messene in Besitz, wurden die Gründer von Sparta und sind die Urheber alles Guten geworden, das sie jetzt haben. Daran sollten sie gedenken und nie in das Land einfallen, aus welchem sie ausgingen und sich so großes Glück erwarben, noch die Stadt in Gefahren bringen, welche für die Söhne des Heracles sich Gefahren ausgesetzt hatte, noch den Abkömmlingen desselben die Königsherrschaft geben, und doch die Stadt, welche für dieses Geschlecht die Ursache der Rettung wurde, ihnen unterworfen wissen wollen. Soll ich aber die Pflichten der Dankbarkeit und Billigkeit bei Seite setzen und wieder zu meinem aufgestellten Satze zurückkommen, und den triftigsten Grund anführen, so ist es gewiß nicht herkömmlich, daß die Eingewanderten über die Eingebornen, oder Die, welche Gutes empfangen haben, über ihre Wohlthäter, oder Die, welche um Schutz baten, über Die, welche sie aufnahmen, die Herrschaft haben. Noch kürzer aber kann ich mich darüber aussprechen. Unter den griechischen Staaten nämlich waren, außer dem unsrigen, Thebä und Lacedämon damals die größten und sind es jetzt noch fortwährend; offenbar aber zeichneten sich unsre Voraltern vor Allen so sehr aus, daß sie zu Gunsten der Argiver, da sie unglücklich gewesen, den Thebanern, als sie am übermüthigsten waren, geboten, zu Gunsten der Söhne des Heracles aber die Argiver und die andern von den Peloponnesiern in einer Schlacht überwanden, und aus den von Eurystheus drohenden Gefahren die Gründer und die Ahnherren der Lacedämonier retteten. Ich weiß daher nicht, wie man über die Obergewalt bei den Griechen einen deutlicheren Beweis geben könnte. Es dünkt mich aber, auch über Das, was früher von unsrer Stadt gegen die Barbaren gethan wurde, gezieme sich zu reden, zumal da ich gerade über die

Vorsteherschaft (im Kriege) gegen sie zu sprechen beschlossen habe. Wenn ich nun die Kämpfe alle aufzählte, würde ich zu weitläufig werden, indem ich aber bei den wichtigsten verweile, will ich auf dieselbe Weise, wie ich vorhin sprach, auch über diese zu sprechen versuchen. Die Völker nämlich, welche die ausgebreitetste Herrschaft besitzen, und Die, welche die größte Macht haben, sind die Scythen, Thracier und Perser, und gerade diese alle haben gegen uns Feindseligkeiten verübt und unsere Stadt gegen sie alle Kämpfe bestanden. Und nun was wird unsern Gegnern übrig bleiben, wenn gezeigt ist, daß Die von den Griechen, welche ihr Recht nicht erlangen konnten, uns um Hülfe zu bitten für billig hielten, und Die von den Barbaren, welche die Griechen unterjochen wollten, gegen uns zuerst zogen? Der berühmteste nun unter diesen Kriegen ist der persische gewesen, jedoch nicht geringere Beweise liefern die alten Kriegsthaten für Die, welche über anererbte Vorzüge streiten. Als nämlich Griechenland noch unbedeutend war, kamen in unser Land die Thracier mit Eumolpus, des Poseidon Sohne, und die Scythen mit den Amazonen, des Ares Töchtern, nicht um dieselbe Zeit, sondern als jedes dieser zwei Völker über Europa herrschte; denn sie haßten zwar den ganzen griechischen Volksstamm, aber gegen uns besonders brachten sie Beschuldigungen vor, und bildeten sich ein, auf diese Art werden sie nur gegen eine Stadt es zu wagen haben, und doch alle zugleich in ihre Gewalt bekommen. Jedoch sie waren nicht glücklich, sondern obgleich sie gegen unsere Voráltern allein kämpften, wurden sie ebenso vernichtet, wie wenn sie die ganze Welt bekriegt hätten. Die Größe des Unglücks, das sie traf, ist aus Folgendem ersichtlich; die Sagen davon hätten sich nämlich nicht so lange Zeit erhalten, wenn nicht auch die Thaten die andern weit übertroffen hätten. Von den Amazonen nun sagt man, daß keine von Denen, welche den Zug mitmachten, wieder heimkehrte, und Die, welche zurückgeblieben waren, in Folge des bei uns erlittenen Verlustes aus ihrer Herrschaft verdrängt wurden; von den Thraciern aber, daß sie, die in früherer Zeit als Grenznachbarn neben uns wohnten, sich so weit zurückzogen, daß in dem dazwischen liegenden Lande viele Völker und verschiedene Stämme und große Städte Raum fanden. Herrlich also sind auch diese Thaten und würdig Derer, welche um die Vorsteherschaft streiten, verwandt aber mit den angeführten, und so, wie es sich von den Nachkommen solcher Männer erwarten läßt, diejenigen, welche die den Darius und Xerxes bekriegenden (Athener) vollbrachten. Als nämlich dieser so große Krieg ausbrach und so viele Gefahren in dieselbe Zeit zusammenfielen, und die Feinde glaubten, man könne wegen ihrer Menge ihnen nicht Stand halten, und die Bundesgenossen meinten, eine

Tapferkeit zu besitzen, die man nicht übertreffen könne, so siegten sie über beide, wie es bei jedem sich ziemte, und zeichneten sich in allen Gefahren aus, und wurden sogleich der Preise der Tapferkeit würdig erklärt, und erhielten nicht viel später die Herrschaft auf dem Meere, indem sie ihnen die andern Griechen übergaben, und Die, welche sie uns jetzt zu entreißen suchen, nicht streitig machten. Und Niemand glaube, ich wisse nicht, daß auch die Lacedämonier in eben diesen schlimmen Zeiten die Urheber vieles Guten für die Griechen gewesen sind; aber gerade deswegen darf ich unsre Stadt noch mehr loben, daß sie, obgleich sie solche Gegner fand, so sehr sie übertraf. Ich will aber etwas weitläufiger über diese beiden Staaten sprechen und nicht zu schnell vorübergehen, damit Ihr an Beides erinnert werdet, sowohl an die Tugend der Vorältern, als an ihre Feindschaft gegen die Barbaren. Zwar ist mir nicht entgangen, daß es schwer ist, wenn man zuletzt auftritt, über Dinge zu reden, die schon längst von Andern behandelt sind, und über welche die von den Bürgern, welche am besten sprechen können, bei den öffentlichen Leichenbestattungen schon oft gesprochen haben; denn es ist nothwendig, daß das Wichtigste davon schon verbraucht, und nur einiges Unbedeutende übrig gelassen ist; doch darf ich, da es der Sache frommt, keinen Anstand nehmen, von dem Uebrigen Einiges zu erwähnen. Die Urheber des meisten Guten nun und des größten Lobes würdig, glaube ich, sind Die gewesen, welche mit ihren Leibern für ganz Griechenland sich in Gefahr begaben; nicht recht jedoch wäre es, Deren, welche vor diesem Kriege lebten und in einem der beiden Staaten mächtig waren, nicht zu gedenken; denn diese waren es, welche die Nachkommen dazu vorbereiteten, und die Menge zur Tugend antrieben, und den Barbaren gefährliche Gegner bildeten. Denn sie vernachlässigten nicht das Gemeingut, noch benützten sie es wie Eigenes, und verwahrlosten es wie Fremdes, sondern besorgten es wie ihnen Gehöriges, und enthielten sich desselben, wie man es soll bei dem nicht Zustehenden; auch beurtheilten sie die Glückseligkeit nicht nach dem Gelde, sondern Der schien ihnen den sichersten und schönsten Reichthum zu besitzen, welcher solche Thaten vollbringe, wodurch er selbst am meisten berühmt werden und seinen Kindern den größten Ruhm hinterlassen würde; auch ahmten sie nicht einander in Dreistigkeiten nach, noch übten sie sich in eigenen Frechheiten, sondern glaubten, es sei schlimmer, übel bei den Bürgern berüchtigt zu sein, als ruhmvoll für den eigenen Staat zu sterben; sie schämten sich mehr über öffentliche Fehler, als man es jetzt über seine eigenen thut. Daran aber war Schuld, weil sie darauf sahen, daß die Gesetze genau und gut seien, nicht sowohl die über die Privatstreitigkeiten,

als die über die Gewohnheiten des täglichen Lebens, denn sie wußten, daß rechtschaffene Menschen nicht vieler geschriebenen Gebote bedürfen, sondern nach wenigen verabredeten Sätzen sowohl über die Privat- als über die öffentlichen Angelegenheiten übereinstimmen werden, und so viel Bürgersinn herrschte bei ihnen, daß sie ihre Parteien nicht mit dem Gedanken bildeten, welche von beiden die andere zu Grunde richten und über die Ueberbleibenden herrschen, sondern welche dem Staate zuerst etwas Gutes thun werde, und ihre Verbindungen nicht des Privatvortheils wegen, sondern zum Nutzen des Volkes schlossen. Auf dieselbe Weise verwalteten sie auch die Angelegenheiten der Andern, indem sie die Griechen mit aufmerksamer Sorgfalt, nicht mit anmaßendem Uebermuthe behandelten, und glaubten, sie anführen und nicht beherrschen zu müssen, und lieber Vorsteher als Gebieter genannt, und Retter, nicht Verderber geheißen werden wollten, indem sie die Staaten durch Wohlthun an sich zogen, und nicht mit Gewalt sich unterwarfen, indem sie in ihren Worten zuverlässiger waren, als man es jetzt in Eiden ist, und den Verträgen wie der Naturnothwendigkeit sich zu fügen für billig hielten, indem sie nicht sowohl auf die Herrschaft sich etwas einbildeten, als ihre Ehre in einem mäßigen Leben suchten, indem sie für billig hielten, dieselbe Gesinnung gegen die Schwächern zu haben, welche die Stärkern gegen sie haben sollen, und als ihre eigenen Städte ihre Staaten ansahen, als das gemeinschaftliche Vaterland aber Griechenland betrachteten. Da sie aber solche Gesinnungen bewiesen und die Jüngeren in diesen Grundsätzen erzogen, bildeten sie Diejenigen, welche gegen die aus Asien (eingefallenen Perser) in den Krieg zogen, zu so braven Männern, daß noch kein Dichter und kein Sophist über sie ihrer Thaten würdig reden konnte. Und ich habe gerne Nachsicht mit ihnen; denn es ist eben so schwer, Diejenigen zu loben, welche die Tugenden der Andern übertroffen haben, als Diejenigen, welche nichts Treffliches gethan haben; bei Diesen nämlich liegen keine Thaten vor, bei Jenen aber fehlt es an passenden Worten. Denn wie könnte es solchen Männern angemessene (Worte) geben, welche die gegen Troja gezogenen (Griechen) so sehr übertrafen, daß, während diese vor einer Stadt zehn Jahre verbrachten, sie dagegen die Kriegsmacht des ganzen Asiens in kurzer Zeit überwanden, und nicht nur ihr eigenes Vaterland retteten, sondern auch das ganze Griechenland befreiten? Welchen Thaten, oder Anstrengungen, oder Gefahren würden sie sich entzogen haben, um im Leben berühmt zu sein, sie, die für den Ruhm, welchen sie im Tode erhalten sollten, so gerne zu sterben bereit waren? Ich glaube, diesen Krieg habe ein Gott veranlaßt, welcher an ihrer Tugend Gefallen fand, damit nicht sie, die in ihrem Wesen so

ausgezeichnet waren, unbekannt blieben und ruhmlos ihr Leben endigten, sondern derselben Ehre wie die von den Göttern Erzeugten und Halbgötter Genannten gewürdigt würden; denn auch diese übergaben ihre Körper der Naturnothwendigkeit, das Andenken an ihre Tugend aber machten sie unsterblich. Immer also waren zwar unsre Voraltern und die Lacedämonier eifersüchtig auf einander, doch wetteiferten sie in jenen Zeiten um das Herrlichste, und betrachteten sich nicht als Feinde, sondern als Nebenbuhler, und suchten nicht die Barbaren zur Unterjochung Griechenlands sich zu gewinnen, sondern über die gemeinschaftliche Rettung einverstanden stritten sie darum, welche von ihnen die Urheber derselben sein sollten. Zuerst zeigten sie ihre Seelengröße an Denen, welche von Darius geschickt wurden. Als nämlich Diese in Attica landeten, erwarteten Jene die Bundesgenossen nicht, sondern machten den gemeinschaftlichen Krieg zu einem besondern, und zogen den Verächtern des ganzen Griechenlands entgegen mit ihrer eigenen Streitmacht, Wenige gegen viele Myriaden, als ob sie nicht ihr eigenes Leben in Gefahr geben sollten; Diese aber erfuhren nicht sobald von dem Kriege in Attica, als sie mit Hintansetzung alles Andern kamen, uns zu helfen, und beeilten sich ebenso, als ob ihr eigenes Land verheert würde. Ein Beweis von ihrer Schnelligkeit und ihrem Wetteifer ist Folgendes: man erzählt nämlich, daß unsre Voraltern an einem Tage die Landung der Barbaren erfuhren, an die Grenzen ihres Gebiets rückten, in einer Schlacht über die Feinde siegten, und ein Siegeszeichen errichteten, Jene aber in drei Tagen und eben so vielen Nächten tausend und zweihundert Stadien mit einem Heere durchzogen. So sehr beeiferten sich Diese, an den Gefahren Theil zu nehmen, Jene aber, vorher sich zu schlagen, ehe die zu Hülfe Eilenden ankommen. Als aber nach Diesem der spätere Zug unternommen wurde, welchen Xerxes selbst führte, indem er seinen königlichen Palast verließ, als Heerführer aufzutreten wagte und alle (streitbaren Männer) Asiens versammelte, er, von welchem gewiß Jeder, auch wenn er gerne Uebertriebenes spricht, weniger als die Wahrheit gesagt hat; er, welcher so weit im Uebermuthe ging, daß er es für eine kleine Arbeit hielt, Griechenland zu unterwerfen, und ein solches Andenken hinterlassen wollte, das über die menschliche Natur gehe, und daher nicht eher ruhte, als bis er ersonnen und erzwungen hatte, wovon Alle sprechen, daß er mit der Flotte durch das Festland schiffte, und zu Fuße durch das Meer ging, indem er über den Hellespont eine Brücke schlug und den Athos durchgrub. Gegen Diesen also, der so hohe Gedanken hatte, so Großes vollbrachte, und über so Viele unumschränkter Herr war, zogen, die Gefahr theilend, die Lacedämonier nach Thermopylä

gegen das Landheer, indem sie tausend von den Ihrigen auswählten, und von den Bundesgenossen Wenige beizogen, um sie in den Engpässen zu hindern, weiter vorzurücken, unsre Väter aber nach Artemisium, indem sie sechzig Dreiruder bemannten, gegen die ganze Flotte der Feinde. Dieses aber wagten sie zu thun, nicht sowohl weil sie die Feinde verachteten, als weil sie mit einander wetteiferten, die Lacedämonier, weil sie unsre Stadt um die Schlacht bei Marathon beneideten, und es uns gleich zu thun suchten, und fürchteten, es möchte zweimal nach einander unsre Stadt die Rettung Griechenlands bewirken, unsre Väter aber vorzüglich, weil sie den erworbenen Ruhm bewahren und Allen offenbar machen wollten, daß sie auch das erste Mal durch ihre Tugend und nicht durch das Glück gesiegt haben, dann aber auch, weil sie die Griechen dahin bringen wollten, daß sie zur See kämpften, indem sie ihnen zeigten, daß in den Seegefechten ebenso, wie in denen auf dem Lande, die Tapferkeit über die Menge obsiege. Obschon sie aber gleiche Kühnheit bewiesen, so hatten sie nicht gleiches Schicksal, sondern Jene kamen um, und geistig siegend unterlagen sie körperlich (denn es wäre nicht recht, zu sagen, sie seien überwunden worden; Keiner von ihnen wollte ja fliehen); die Unsrigen aber besiegten die vorausgeschickten Schiffe, und als sie hörten, daß die Feinde von dem Passe Herr seien, schifften sie nach Hause, und machten ihre Einrichtungen in Betreff der Stadt, und faßten wegen des Uebrigen einen solchen Entschluß, daß sie nach dem vielen Herrlichen, das sie vorher gethan, in den letzten Kämpfen noch mehr sich auszeichneten. Während nämlich alle Bundesgenossen muthlos waren, und die Peloponnesier die Landenge befestigten und nur ihre eigene Rettung suchten, während die andern Städte unter die Barbaren gekommen waren und mit ihnen zogen, außer wenn einige wegen ihrer Kleinheit gar nicht beachtet worden waren, während tausend und zweihundert Dreiruder heransegelten und das unzählbare Landheer in Attika einzufallen drohte, da keine Rettung sich ihnen zeigte, sondern sie ohne Bundesgenossen waren, und in allen ihren Hoffnungen sich getäuscht sahen, obgleich es ihnen möglich war, nicht nur den vorhandenen Gefahren zu entgehen, sondern auch ausgezeichnete Ehren zu erlangen, welche ihnen der König anbot, weil er glaubte, wenn er die Seemacht unsrer Stadt noch bekäme, werde er sogleich auch von dem Peloponnes Herr sein, wiesen sie seine Geschenke zurück, und schritten nicht, den Griechen zürnend, daß sie von ihnen verrathen waren, gerne zur Aussöhnung mit den Barbaren, sondern rüsteten sich, allein für die Freiheit den Krieg fortzusetzen, und verziehen den Andern, welche die Sklaverei vorzogen. Denn sie glaubten, den unbedeutenden Staaten komme es zu, auf jede Weise ihre Rettung zu

suchen, Denen aber, welche Griechenland vorzustehen ansprechen, sei es nicht erlaubt, sich den Gefahren zu entziehen, sondern wie es braven Männern wünschenswerther ist, mit Ehren zu sterben, als in Schande zu leben, so sei es auch für die hervorragenden Staaten besser, ganz aus der Welt zu verschwinden, als sich in Sklaverei sehen zu lassen. Daß sie aber so dachten, ist offenbar; da sie nämlich nicht im Stande waren, gegen die zweifache Macht sich zugleich zum Kampfe zu stellen, so nahmen sie die ganze Bevölkerung in der Stadt und setzten sie auf die nahe Insel über, um gegen eine Macht nach der andern und nicht gegen beide (zugleich) es zu wagen. Und wie möchte man nun wackerere Männer oder größere Griechenfreunde aufweisen, als sie, welche es über sich gewannen, um nicht an der Sklaverei der Uebrigen Schuld zu sein, zuzusehen, wie ihre Stadt verödet, ihr Land verwüstet, ihre Heiligthümer geplündert und ihre Tempel verbrannt und der ganze Krieg in ihrem Vaterlande geführt wurde? Und nicht einmal dies genügte ihnen, sondern sie wagten es, gegen tausend und zweihundert Dreiruder allein ein Seetreffen zu bestehen; doch ließ man sie es nicht; denn die Peloponnesier, durch ihre Tugend beschämt und überzeugt, wenn die Unsrigen erst vernichtet seien, werden auch sie nicht gerettet werden, wenn sie aber glücklich kämpften, werden ihre Staaten in Verachtung gerathen, sahen sich genöthigt, an den Gefahren Theil zu nehmen. Warum ich mich dabei aufhalten soll, den bei dem Kampfe entstandenen Lärm und das Geschrei und die Aufmunterungen, was allen Seeschlachten gemeinschaftlich ist, anzuführen, weiß ich nicht, was aber dieser eigenthümlich und der Vorsteherschaft würdig ist, und mit dem vorher Gesagten übereinstimmt, Das zu erwähnen, ist meine Sache. Unsere Stadt nämlich zeichnete sich, als sie unversehrt war, so sehr aus, daß sie, nachdem sie zerstört war, mehr Dreiruder zu dem Kampfe für Griechenland lieferte, als Alle, welche an dem Seetreffen Antheil nahmen, und Niemand ist so übelgesinnt gegen uns, der nicht gestände, daß wir durch die Seeschlacht im Kriege die Oberhand gewannen, und daß an jener unsre Stadt Schuld gewesen. Und nun, wenn ein Zug gegen die Barbaren unternommen werden soll, wer soll die Oberanführung eher haben? nicht Die, welche in dem früheren Kriege am meisten sich berühmt gemacht, und oft allein für die Andern sich in Gefahr begeben haben, in den gemeinsamen Kämpfen aber der Preise der Tapferkeit gewürdigt worden sind? nicht Die, welche ihr eigenes Land verließen für die Rettung der Andern, und schon vor Alters Gründer der meisten Städte geworden waren, und hier wieder sie aus den größten Unfällen gerettet haben? Würde uns da nicht etwas Hartes widerfahren, wenn wir, die an den

Uebeln den größten Antheil hatten, bei den Ehren im Nachtheile zu sein verurtheilt, und die wir damals für Alle uns voranstellten, jetzt Andern zu folgen gezwungen würden?"

Was also die Oberanführung betrifft, so ist leicht aus dem Gesagten einzusehen, daß sie mit Recht unserm Staate gehöre; überleget nun aber bei Euch selbst, ob Euch dünke, daß ich durch die Reden die Jüngeren verderbe, und nicht aufmuntere zur Tugend und zu den Kämpfen für den Staat, oder daß ich mit Recht für das Gesagte gestraft würde, und nicht vielmehr den größten Dank von Euch empfange, da ich den Staat so gepriesen habe, und unsre Voraltern und die Kämpfe, welche in jenen Zeiten vorfielen, daß Die, welche früher über diesen Gegenstand geschrieben hatten, alle ihre Reden vernichteten, weil sie sich über das von ihnen Gesagte schämten, und Die, welche jetzt für stark im Reden gelten, nicht mehr darüber zu sprechen wagen, sondern mit ihrer eigenen Fähigkeit unzufrieden sind.

Aber dennoch, obgleich dies sich so verhält, werden sich Einige finden unter Denen, welche nichts Erhebliches auszudenken und zu sagen vermögen, aber das von Andern Gesagte zu tadeln und zu verspotten gewohnt sind, welche sagen werden, Das sei zwar kunstgemäß gesprochen (denn zu sagen, daß es gut sei, werden sie zu mißgünstig sein), weit nützlicher jedoch und vorzüglicher seien die Reden, welche die Fehler, die jetzt gemacht werden, tadeln, als die, welche die Thaten, die früher verrichtet wurden, loben, und die, welche über Das, was man thun müsse, Rath ertheilen, als die, welche die alten Geschichten erzählen.

Damit sie also auch Das nicht sagen können, so will ich, indem ich es unterlasse das Gesagte (mit Gründen) zu unterstützen, versuchen, einen eben so großen Theil einer andern Rede, wie so eben, Euch vorzutragen, in welchem sich zeigen wird, daß ich für dieses alles große Sorgfalt bewiesen habe. Was im Anfange gesagt wird, handelt vom Frieden mit den Chiern und Rhodiern und Byzantiern; nachdem ich gezeigt, daß es dem Staate zuträglich sei, den Krieg beizulegen, table ich die Oberherrschaft über die Griechen und die Seeherrschaft, indem ich darthue, daß sie weder in den Handlungen noch in den Begegnissen von den Alleinherrschaften sich unterscheidet, und erinnere auch an Das, was durch sie unserm Staate und den Lacedämoniern und den Andern allen zustieß. Nachdem ich darüber gesprochen und das Unglück Griechenlands bejammert und unsern Staat ermahnt habe, es nicht geschehen zu lassen, daß es in diesen Umständen bleibe, so fordere ich am Ende zur Gerechtigkeit auf und table die gemachten Fehler und rathe wegen der Zukunft.

Fang also an, wo ich darüber spreche, und lies ihnen auch diesen Theil vor.

Aus der Rede vom Frieden.

Ich meine aber, wir müssen nicht blos den Frieden beschließen und aus der Versammlung weggehen, sondern auch berathschlagen, wie wir ihn halten wollen, und es nicht machen, wie gewöhnlich, daß wir nach einer kurzen Zwischenzeit wieder in dieselbe Verwirrung gerathen; und (wie wir) nicht einen Aufschub, sondern eine Erlösung von den gegenwärtigen Uebeln finden. Davon aber kann Nichts geschehen, ehe Ihr überzeugt seid, daß die Ruhe mehr nützlich und gewinnbringend sei, als die unzeitige Geschäftigkeit, und die Gerechtigkeit mehr als die Ungerechtigkeit, und die Sorgfalt für das Eigene mehr, als die Begierde nach dem Fremden, worüber noch nie ein Redner vor Euch zu sprechen wagte; ich aber will gerade darüber am ausführlichsten zu Euch reden; denn ich sehe, daß in Solchem die Glückseligkeit besteht, und nicht in Dem, was wir jetzt gerade thun. Nothwendig aber muß Der, welcher von der gewohnten Weise der öffentlichen Reden abzuweichen unternimmt, und Eure Meinungen umstimmen will, viele Dinge berühren und weitläufiger sprechen, und über Einiges erinnern, Anderes tadeln, Anderes loben, über Anderes seinen Rath ertheilen; denn kaum wird man Euch durch alles Dieses auf bessere Gedanken zu bringen vermögen. Es verhält sich nämlich so: mir scheinen alle Menschen eine Begierde zu haben nach dem Nützlichen, und daß sie mehr besitzen, als die Andern, keine Kenntniß aber zu haben von den Handlungen, welche dazu führen, sondern in ihren Ansichten von einander abzuweichen, die Einen nämlich ziemlich wahre zu haben, und solche, die das Rechte treffen können, die Andern aber solche, die, so sehr es möglich ist, das Nützliche verfehlen. Und dies ist auch unserm Staate begegnet; denn wir glauben, wenn wir das Meer mit vielen Dreirudern befahren, und die Staaten zwingen, Beiträge zu zahlen, und Bundesgesandte hierher zu schicken, wir werden etwas Rechtes thun, haben uns aber in der Wirklichkeit sehr getäuscht. Denn von Dem, was wir hofften, ist Nichts erfolgt, aber Feindschaften und Kriege und große Kosten sind daraus erwachsen, ganz natürlich; denn schon früher sind wir durch diese unzeitige Geschäftigkeit in die äußersten Gefahren gerathen, dadurch aber, daß wir unsern Staat als gerecht erwiesen und den Beeinträchtigten zu Hülfe kamen und nach nichts Fremdem trachteten, erhielten wir von den Griechen aus freien Stücken die Vorsteherschaft, und diese behandeln wir jetzt unvernünftiger Weise und ganz ohne Grund schon lange Zeit verächtlich. Denn Einige

sind so weit im Unverstande gegangen, daß sie glauben, die Ungerechtigkeit sei zwar tadelnswerth, aber gewinnbringend und für das tägliche Leben zuträglich, die Gerechtigkeit aber zwar rühmlich, aber unvortheilhaft und mehr den Andern zu nützen im Stande, als denen, welche sie besitzen, und verkennen es, daß Nichts weder zum Erwerbe, noch zum Ruhme, noch zu einem pflichtmäßigen Handeln, noch überhaupt zur Glückseligkeit so wirksam beitragen möchte, als die Tugend und ihre Theile. Denn durch die geistigen Vorzüge, welche wir besitzen, erwerben wir auch die übrigen Vortheile, deren wir eben bedürfen; daher versäumen Die, welche ihren Geist vernachlässigen, ohne es selbst zu wissen, zugleich verständiger zu werden und in bessere Umstände zu kommen. Ich wundere mich aber, wenn Mancher meint, Die, welche die Frömmigkeit und Gerechtigkeit üben, halten daran fest und bleiben dabei in der Absicht, weniger (Vortheil) zu haben, als die Schlechten, und nicht vielmehr in dem Glauben, sie werden sowohl bei den Göttern als bei den Menschen mehr erlangen als die Andern; denn ich bin überzeugt, daß Diese allein darin reicher sind, worin man es soll, die Andern aber nicht einmal Etwas von Dem kennen, worin es zu sein besser ist. Denn ich sehe, daß es Denen, welche die Ungerechtigkeit vorziehen, und von fremdem Eigenthum etwas zu bekommen für das höchste Gut halten, ebenso geht, wie den angeköderten Thieren, daß sie anfangs zwar einen Genuß haben von Dem, was sie bekommen, bald darauf aber im größten Elend sind, Die aber, welche in Frömmigkeit und Gerechtigkeit leben, sowohl in der Gegenwart ruhig hinleben, als für die ganze Ewigkeit erfreulichere Hoffnungen haben; und daß Dieses, wenn es nicht durchaus so zu gehen pflegt, doch wenigstens meistens auf diese Art geschieht. Vernünftige Leute müssen aber, da wir, was immer vortheilhaft sein wird, nicht einsehen, Das, was oft nützt, offenbar vorziehen. Das Allerungereimteste aber begegnet Denen, welche zwar glauben, die Gerechtigkeit sei eine edlere und den Göttern wohlgefälligere Handlungsart, als die Ungerechtigkeit, aber meinen, Die, welche sie anwenden, werden ein schlimmeres Leben haben, als Die, welche die Schlechtigkeit vorziehen. Ich möchte wünschen, daß, wie es leicht ist, die Tugend zu loben, so auch es leicht wäre, die Zuhörer zu überreden, sie zu üben; nun aber fürchte ich, wir möchten vergeblich darüber sprechen. Denn wir sind schon lange verdorben von Menschen, welche nichts Anderes können, als uns betrügen, (Leuten) die eine so geringe Meinung von dem Volke haben, daß sie, wenn sie einen auswärtigen Krieg unternehmen wollen, sich Geld geben lassen und zu sagen sich erfrechen, man müsse den Voreltern nachahmen und es nicht geschehen lassen, daß man uns verhöhne, und daß

Diejenigen das Meer befahren, welche die Beiträge uns nicht bezahlen wollen. Gerne möchte ich nun von ihnen erfahren, welchen von unsern Vorfahren sie uns ähnlich werden heißen, Denen, welche zur Zeit der Perserkriege lebten, oder Denen, welche vor dem Deceleischen Kriege den Staat verwalteten? Denn wenn sie Diesen (uns ähnlich werden heißen), so thun sie nichts Anderes, als uns rathen, uns wieder der Gefahr der Sklaverei auszusetzen; wenn aber Denen, welche bei Marathon die Barbaren besiegten, und Denen, welche vor Diesen lebten, sind sie da nicht die allerunverschämtesten Menschen, wenn sie, während sie Die loben, welche damals den Staat verwalteten, uns bereden, das Gegentheil von Jenen zu thun, und solche Fehler zu begehen, über welche ich in Verlegenheit bin, was ich thun soll, ob ich die Wahrheit sagen soll, wie auch über das Andere, oder ob ich schweigen soll, aus Furcht, mich bei Euch zu verfeinden? Es scheint mir nämlich zwar besser zu sein, darüber zu sprechen, ich sehe aber, daß Ihr unwilliger seid über Die, welche Euch tadeln, als über Die, welche an dem Unglücke Schuld sind. Jedoch ich würde mich schämen, wenn sich zeigte, daß ich mich mehr um meinen Ruf, als um die allgemeine Wohlfahrt bekümmere. Meine Sache also ist es und der Anderen, welche für den Staat sorgen, nicht den angenehmsten, sondern den nützlichsten Reden den Vorzug zu geben, Ihr aber müßt erkennen, erstens, daß es, während für körperliche Krankheiten viele und mancherlei Heilmittel von den Aerzten erfunden worden sind, für die Seele, wenn sie unwissend und voll böser Begierden ist, kein andres Mittel giebt, als eine Rede, welche das Fehlerhafte zu tadeln wagt; dann daß es lächerlich ist, das Brennen und Schneiden von den Aerzten zu erdulden, damit wir von weiteren Schmerzen befreit werden, die Reden aber zu verwerfen, ehe man gewiß weiß, ob sie eine solche Kraft besitzen, daß sie den Zuhörern nützen. Darum aber habe ich Dies vorausgeschickt, weil ich über das Uebrige ohne Etwas zu fürchten, sondern ganz frei zu Euch sprechen will. Denn wer, der anderswoher käme, und nicht schon mit uns verdorben wäre, sondern plötzlich in die Ereignisse versetzt würde, würde nicht glauben, wir seien rasend und von Sinnen, die wir mit den Thaten unsrer Vorfahren uns brüsten, und den Staat wegen des damals Ausgeführten lobpreisen können, aber in Nichts Dasselbe, wie Jene, thun, sondern in Allem das Gegentheil? Denn Jene führten beständig für die Griechen gegen die Barbaren Krieg, wir aber entfernten Die, welche sich in Asien ihren Unterhalt verschafften, von dort, und führten sie gegen die Griechen; und Jene, weil sie die griechischen Staaten befreiten und ihnen zu Hülfe kamen, wurden der Vorsteherschaft gewürdigt, wir aber unterjochen sie und thun das Gegentheil

von Jenen, und sind unwillig, wenn wir nicht dieselbe Würde, wie sie, haben sollen, da wir doch in den Handlungen und Gesinnungen so weit hinter Denen zurückstehen, welche um jene Zeit lebten, als sie für die Rettung der Anderen ihr Vaterland zu verlassen sich entschließen konnten, und in Land- und Seeschlachten die Barbaren besiegten, wir aber nicht einmal für unsern eigenen Vortheil uns in Gefahr begeben wollen, sondern zwar über Alle die Herrschaft zu erhalten suchen, in's Feld aber nicht ziehen mögen, und beinahe mit allen Menschen Krieg anfangen, aber nicht uns selbst dazu üben, sondern Leute dazu wählen, die theils heimathlos, theils Ueberläufer, theils wegen andrer schlechter Streiche zusammengelaufen sind, welche, wenn ihnen Jemand mehr Sold giebt, ihm gegen uns folgen. Aber dennoch lieben wir sie so, daß wir, während wir für unsre Kinder, wenn sie sich gegen Jemand verfehlen, nicht gerne Genugthuung geben würden, über das Rauben, die Gewaltthätigkeit und die gesetzwidrige Handlungsweise jener Leute dagegen, obgleich die Klagen auf uns fallen werden, nicht nur nicht unwillig sind, sondern sogar uns freuen, wenn wir hören, daß sie Etwas der Art ausgeführt haben. So weit sind wir in der Thorheit gekommen, daß, während wir selbst an den täglichen Bedürfnissen Mangel leiden, wir Miethsoldaten zu halten unternommen haben, und unsere Bundesgenossen mißhandeln und besteuern, damit wir den gemeinschaftlichen Feinden aller Menschen den Sold reichen können. Und (in dieser Beziehung) sind wir um so viel schlechter, als unsre Vorältern, nicht blos als Die, welche in gutem Rufe (bei den Griechen) standen, sondern auch als Die, welche gehaßt wurden, sofern Diese, wenn sie gegen Andere Krieg zu führen beschlossen, obgleich die Burg mit Gold und Silber angefüllt war, doch für Das, was sie beschlossen, in eigener Person sich den Gefahren aussetzen zu müssen glaubten, wir aber, die in so großen Mangel gerathen sind und deren Zahl so groß ist, uns, wie der große König, der Söldnerheere bedienen. Und damals nahm man, wenn man Dreiruder bemannte, die Fremden und Sklaven als Schiffsknechte ein, die Bürger aber schickte man mit den Waffen aus, jetzt aber gebrauchen wir die Fremden als Schwerbewaffnete, die Bürger aber zwingen wir zum Ruderdienste, so daß, wenn sie in dem feindlichen Gebiete landen, Die, welche über die Griechen zu herrschen ansprechen, mit dem Ruderkissen in der Hand aussteigen, Die aber, welche ihrem Wesen nach so beschaffen sind, wie ich kurz vorher ausführte, mit den Waffen zum Kampfe gehen. Doch wenn man die (innern) Staatsangelegenheiten gut verwaltet sähe, sollte man wegen des Uebrigen gutes Muthes sein, und nicht gerade darüber am meisten unwillig werden? Wir, die wir behaupten, wir

seien Eingeborene, und diese Stadt früher als die andern gegründet, und da es uns ziemte, Allen ein Muster einer guten und geordneten Staatsverwaltung zu sein, verwalten unsern Staat schlechter und unordentlicher, als Die, welche erst kürzlich ihre Staaten gründeten, und während wir darauf stolz sind und uns Etwas einbilden, daß wir eine edlere Abstammung haben, als die Andern, lassen wir Jeden, der will, leichter an unserm Adel Antheil nehmen (durch Aufnahme unter die Bürger), als die Triballer und Lucaner an ihrer unedlen Herkunft. Wir geben sehr viele Gesetze, bekümmern uns aber so wenig um sie (wenn Ihr nur einen Fall höret, werdet Ihr auch im Uebrigen es einsehen), daß wir, während Todesstrafe darauf gesetzt ist, wenn Jemand der Bestechung überwiesen wird, Die, welche es am offenbarsten thun, zu Feldherren wählen, und Den, welcher die meisten Bürger bestechen kann, den wichtigsten Geschäften vorsetzen; wir lassen uns die (Erhaltung der) Staatsverfassung nicht weniger als die Wohlfahrt des ganzen Staats angelegen sein, und wissen, daß die Volksherrschaft in Ruhe und Sicherheit gedeiht und besteht, im Kriege aber schon zweimal gestürzt wurde, und sind doch gegen Die, welche den Frieden wünschen, aufgebracht, als ob sie die Herrschaft Weniger begünstigten, Die aber, welche den Krieg erregen, halten wir für wohlgesinnt, als ob sie für die Volksherrschaft sorgten; wir sind sehr erfahren im Reden und Handeln, und betragen uns doch so unvernünftig, daß wir über den nämlichen Gegenstand an dem nämlichen Tage nicht die nämliche Meinung haben, sondern Das, was wir, ehe wir in die Volksversammlung gingen, tadelten, wenn wir zusammengekommen sind, beschließen, nach einer nicht langen Zwischenzeit aber das hier Beschlossene, wenn wir fortgegangen sind, wieder mißbilligen; wir geben uns für die weisesten unter den Griechen aus, und bedienen uns doch solcher Rathgeber, die Jedermann verachten würde, und bestellen eben Dieselben zu Herren über alle öffentlichen Angelegenheiten, denen Niemand eine von den seinigen anvertrauen würde. Das Allerunvernünftigste aber ist Folgendes: Diejenigen nämlich, welche wir einstimmig für die schlechtesten unter den Bürgern erklären würden, halten wir für die treusten Wächter der Staatsverfassung, und während wir von den Beisassen glauben, sie seien so, wie die Schutzherren, welche sie sich wählen, denken wir nicht, daß wir denselben Ruf wie unsre Vorsteher erhalten werden. Und wir sind darin so sehr von unsern Vorältern verschieden, als diese dieselben Männer zu Vorstehern des Staates machten und zu Feldherren wählten, weil sie glaubten, wer auf der Rednerbühne den besten Rath zu geben vermöge, eben Dieser werde auch, wenn er auf sich allein stehe, den besten Entschluß fassen, wir aber das Gegentheil

davon thun; denn Diejenigen, deren wir uns über die wichtigsten Angelegenheiten als Rathgeber bedienen, halten wir nicht für werth, sie zu Feldherren zu wählen, als Leute, die keinen Verstand haben, Diejenigen aber, mit welchen Niemand weder über seine Privat-, noch über die öffentlichen Angelegenheiten zu Rathe gehen würde, schicken wir mit unumschränkter Macht aus, als würden sie draußen weiser sein und leichter über die Angelegenheiten der Griechen sowohl, als des Staates beschließen können, als über die hier (zur Berathung) vorgelegten. Ich sage aber Dies nicht von Allen, sondern von Denen, welche das Gesagte trifft. Aber der noch übrige Theil des Tages würde mir zu kurz sein, wenn ich alle die Fehler, welche in unsern Angelegenheiten gemacht worden sind, zu untersuchen unternähme.

(Hier lasse das Folgende aus und fahre so fort:)

Welche Erlösung also von dieser Verwirrung wird es geben? und wie könnten wir wohl den Angelegenheiten des Staates wieder aufhelfen und sie besser machen? Erstens, wenn wir aufhören, für Volksfreunde die Sykophanten zu halten, für Freunde der Herrschaft Weniger aber die braven und rechtlichen Männer, und einsehen, daß von Natur Keiner Eines von beiden ist, sondern Jeder die Verfassung, bei welcher er am meisten geehrt wird, eingeführt haben will; wenn Ihr also die Guten anstatt der Schlechten schätzet und annehmet wie vor Alters, so werdet Ihr der Volkslenker und der Uebrigen, welche den Staat verwalten, besser Euch bedienen können; zweitens, wenn wir unsre Bundesgenossen auf die gleiche Weise, wie unsre Freunde behandeln wollen, und sie nicht in Worten unabhängig sein lassen, in der That aber den Feldherren preisgeben, mit ihnen zu machen, was sie wollen, und nicht wie unumschränkte Herrscher pflegen, sondern wie es Bundesgenossen ziemt, ihnen vorstehen, und erkennen, daß wir zwar mächtiger sind, als jeder Staat einzeln, aber schwächer, als alle zusammen; drittens, wenn Ihr Nichts höher anschlaget nächst der Frömmigkeit gegen die Götter, als bei den Griechen in gutem Rufe zu stehen; denn Denen, welche diese Eigenschaften besitzen, übergeben sie gerne die Herrschaft und die Oberanführung. Wenn Ihr also dem Gesagten treu bleibt, und Euch als solche Leute erweist, die kriegerisch sind durch die Uebungen und Rüstungen, friedlich aber dadurch, daß sie Nichts gegen das Recht thun, so werdet Ihr nicht nur Euren Staat glücklich machen, sondern auch die andern Griechen alle. Denn auch kein anderer Staat wird es wagen, sich gegen sie zu verfehlen, sondern sie werden sich scheuen und ganz ruhig verhalten, wenn sie sehen, daß unsre Streitmacht auf der Hut ist und gerüstet, den

Beeinträchtigten zu helfen. Jedoch was sie auch thun mögen, so werden wenigstens wir in einer guten und vortheilhaften Lage uns befinden. Wenn es nämlich den mächtigeren Staaten gefallen wird, sich der Ungerechtigkeiten zu enthalten, so wird man uns diese Wohlthat zuschreiben, wenn sie aber sich unterfangen, unrecht zu thun, so werden Alle, welche sich fürchten und unrecht leiden, ihre Zuflucht zu uns nehmen, häufige Hülfgesuche und Bitten an uns richten, und nicht nur die Vorsteherschaft, sondern auch sich selbst uns übergeben. Daher werden wir nicht in Verlegenheit kommen, mit wem wir die sich Vergehenden in Schranken halten sollen, sondern sogar Viele finden, die bereitwillig und gerne mit uns (gegen sie) kämpfen werden. Denn welcher Staat, oder welcher Mensch wird nicht wünschen, an unsrer Freundschaft und Bundesgenossenschaft Antheil zu nehmen, wenn sie sehen, daß wir zugleich die gerechtesten sind und die größte Macht besitzen, und die Andern zu retten die Absicht und die Kraft haben, selbst aber keiner Hülfe bedürfen? Und welches Gedeihen darf man erwarten, daß unser Staat haben werde, wenn ein solches Wohlwollen von den Andern uns zu Theil wird? Und welcher Reichthum (darf man erwarten,) daß dem Staate zufließen werde, wenn durch uns des ganzen Griechenlands Wohlfahrt erhalten wird? Und wer wird nicht Diejenigen loben, welche so vieler und so großer Wohlthaten Urheber geworden sind? Jedoch ich kann wegen meines Alters nicht Alles in meiner Rede zusammenfassen, was ich im Geiste gerade schaue, außer daß es herrlich ist, bei der Ungerechtigkeit und dem Wahnsinne der Andern zuerst zur Besonnenheit zurückzukehren, und sich der Freiheit der Griechen anzunehmen, und ihre Retter, nicht aber ihre Verderber genannt zu werden, und der Tugend wegen bewundert, den Ruhm der Voraltern wieder zu erlangen. Als die Hauptsache davon habe ich Folgendes zu sagen, worauf alles bisher Gesagte hinzielt und worauf hinblickend man die Handlungen des Staats prüfen muß. Wir müssen nämlich, wenn wir den bösen Leumund, in welchem wir gegenwärtig stehen, vernichten, mit den vergeblich geführten Kriegen zu Ende kommen, und dem Staate die Vorsteherschaft auf alle Folgezeit erwerben wollen, alle unumschränkte Herrschaft und Gewalt verabscheuen, indem wir die daraus entsprungenen Unfälle überdenken, und den Königen in Lacedämon nachahmen und nacheifern. Diesen nämlich ist es weniger möglich, unrecht zu thun, als den Privatleuten, sie sind aber um so viel glücklicher, als Die, welche mit Gewalt die Alleinherrschaft erlangten, als Diejenigen, welche solche (Gewaltherrscher) tödten, die größten Geschenke von ihren Mitbürgern erhalten, Diejenigen aber, welche für Jene nicht in den Schlachten zu sterben den Muth haben, ehrloser werden, als Die, welche ihre Reihen verlassen und ihre

Schilde wegwerfen. Nach einer solchen Vorsteherschaft also zu streben, ist der Mühe werth, und in den Verhältnissen liegt die Möglichkeit, daß wir diese Würde von den Griechen erlangen, welche jene von ihren Mitbürgern haben, wenn sie annehmen dürfen, daß unsre Macht nicht Sklaverei, sondern Heil ihnen verursachen werde. Obgleich noch viel Herrliches über diesen Gegenstand zu sagen wäre, so räth mir doch zweierlei aufzuhören zu sprechen, sowohl die Länge meiner Rede, als die Zahl meiner Jahre; Diejenigen aber, welche jünger und kräftiger sind, als ich, ermahne ich und fordere sie auf, solche Reden zu sprechen und zu schreiben, durch welche sie die größten unter den (griechischen) Staaten, welche den andern Unglück zu bereiten gewohnt sind, zur Tugend und Gerechtigkeit antreiben können, wie denn bei den glücklichen Verhältnissen Griechenlands es zutrifft, daß auch die Umstände Derer, welche den Wissenschaften leben, weit besser werden.

(Bis hierher aus der Rede vom Frieden.)

Zwei Reden nun habt Ihr gehört, ich will aber auch aus der dritten Weniges vortragen, damit Euch noch einleuchtender werde, daß alle meine Reden auf Tugend und Gerechtigkeit hinzielen. Die, welche jetzt gezeigt wird, räth dem Nicocles von Cypern, der um jene Zeit König war, wie er über seine Mitbürger herrschen soll; sie ist aber nicht auf die gleiche Art geschrieben, wie die vorgelesenen. In diesen nämlich ist das Gesagte immer mit dem Vorhergehenden zusammenhängend und verknüpft; in dieser aber findet das Gegentheil statt; denn getrennt von dem Früheren und wie die sogenannten Kernsprüche abgerissen suche ich in Kürze Jedes, was ich rathe, auszudrücken. Darum aber machte ich mir diesen Plan, weil ich glaubte, durch Ermahnung werde ich seinem Geiste am meisten nützen und meinen Charakter am schnellsten offenbaren, und aus eben diesem Grunde entschloß ich mich auch jetzt sie Euch zu zeigen, nicht als ob sie am besten unter den übrigen geschrieben wäre, sondern weil sich aus ihr am deutlichsten ergeben werde, auf welche Art ich mit Privatleuten und mit Gewalthabern umzugehen pflege. Denn es wird sich zeigen, daß ich zu ihm freimüthig und unsers Staates würdig gesprochen habe, und nicht um seinen Reichthum, noch um seine Macht mich bekümmere, sondern die Unterthanen schütze und ihnen, so viel ich vermochte, eine möglichst milde Staatsverwaltung zu bewirken suche. Da ich aber, indem ich zu einem Könige rede, für das Volk sprach, so werde ich doch gewiß Diejenigen, welche bei einer Volksherrschaft den Staat verwalten, dazu auffordern, sich um die Menge zu bekümmern.

In dem Eingange nun und in den ersten Sätzen table ich die Alleinherrschaften, daß sie (die Herrscher), obgleich sie ihren Verstand mehr als die Andern üben sollten, schlechter, als die Privatleute, gebildet werden. Nachdem ich davon gesprochen habe, ermahne ich den Nicocles, nicht leichtsinnig zu sein, und nicht, wie wenn er die Königsherrschaft wie ein Priesteramt erhalten hätte, so davon zu denken, sondern mit Nichtachtung der Vergnügungen auf die Geschäfte seine Aufmerksamkeit zu richten. Auch davon suche ich ihn zu überzeugen, daß er es für schimpflich halten müsse, wenn er die Schlechteren den Besseren gebieten und die Unverständigeren den Vernünftigeren befehlen sehe, indem ich behaupte, je mehr er den Unverstand der Andern verachte, desto mehr werde er seinen eigenen Verstand üben. Fange also da an, wo ich aufhörte, und lies ihnen auch von dieser Rede den übrigen Theil vor.

Aus der Rede an Nicocles.

„Die meiste Aufmunterung aber wirst Du in Dir selbst finden, wenn Du es für schimpflich hältst, daß die Schlechteren den Besseren gebieten und die Unverständigeren den Verständigeren befehlen; denn je mehr Du den Unverstand der Andern verachten wirst, desto mehr wirst Du Deinen eigenen Verstand üben. Damit also müssen Alle anfangen, welche irgend einen Theil ihrer Schuldigkeiten thun wollen; außerdem aber muß man die Menschen und den Staat lieben; denn weder Pferde, noch Hunde, noch Menschen, noch sonst Etwas kann man recht beherrschen, wenn man nicht eine Freude an Dem hat, wofür man Sorge tragen soll. Laß Dir das Volk am Herzen liegen, und halte es für das Höchste, ihm zu Gefallen zu herrschen, da Du siehst, daß von den Oligarchien und von den andern Regierungen diejenigen die längste Zeit dauern, welche am besten für das Volk sorgen. Gut aber wirst Du das Volk leiten, wenn Du das Volk weder übermüthig handeln läßt, noch zugiebst, daß man es übermüthig behandle, sondern darauf siehst, daß die Besten die Ehrenämter haben, den Andern aber kein Unrecht geschehe; denn Dies sind die ersten und wichtigsten Grundlagen einer guten Staatsverwaltung. Von den Verordnungen und Einrichtungen schaffe ab und verändere die, welche nicht gut sind, und suche vor allem selbst die besten aufzufinden; wo nicht, so ahme die nach, welche bei den Andern sich gut zeigen. Suche im Allgemeinen solche Gesetze, die gerecht und zuträglich und unter sich übereinstimmend sind, überdies solche, die bei den Bürgern so wenig als möglich Streitigkeiten und die Ausgleichung so schnell als möglich bewirken können; denn alle diese Eigenschaften müssen guten Gesetzen zukommen. Mache, daß ehrliche

Thätigkeit ihnen Gewinn, die Kniffe aber Schaden bringen, damit sie diese fliehen, zu jener aber bereitwilliger seien. Die Entscheidungen über ihre Streitigkeiten unter einander fälle nicht nach Gunst, noch im Widerspruche mit einander, sondern immer gieb das gleiche Erkenntniß wenigstens bei den gleichen Fällen; denn es ziemt sich und frommt, daß die Meinung der Könige über Das, was recht ist, unveränderlich sei, wie die guten Gesetze. — Die Verehrung der Götter verrichte nach dem Beispiele der Voraltern, für das schönste Opfer aber und den höchsten Gottesdienst halte Das, wenn Du Dich so gut und gerecht als möglich beweisest; denn es ist eher zu hoffen, daß solche Menschen etwas Gutes von den Göttern erhalten werden, als Die, welche viele Opferthiere schlachten. — Zeige allezeit eine solche Hochachtung gegen die Wahrheit, daß Deine Worte glaubwürdiger sind, als der Andern Eide. — Suche als Herrscher zu erscheinen nicht durch Härte und schwere Strafen, sondern dadurch, daß Alle durch Deinen Verstand übertroffen werden und glauben, Du wissest besser als sie selbst für ihr eigenes Wohl zu sorgen. Zeige Dich kriegerisch durch die Kenntnisse und Zurüstungen, friedlich aber dadurch, daß Du keinen widerrechtlichen Vortheil suchst. — Eifere nicht Denen nach, welche sich die größte Herrschaft erwarben, sondern Denen, welche die erlangte am besten gebrauchten. — Zu Freunden nimm nicht Alle, die es wünschen, sondern Die, welche Deiner Persönlichkeit würdig sind, und nicht Die, mit welchen Du am angenehmsten leben, sondern Die, mit welchen Du den Staat am besten verwalten wirst. — Für zuverlässig halte nicht Die, welche Alles, was Du sagst oder thust, loben, sondern Die, welche Deine Fehler tadeln. Gestatte den Verständigen Freiheit zu reden, damit Du bei Dingen, worüber Du zweifelhaft bist, Leute habest, welche sie mit Dir prüfen. Unterscheide Die, welche aus Falschheit schmeicheln, und Die, welche aus Wohlwollen gefällig sind, damit nicht die Schlechten den Guten überlegen werden. — Die, welche Andern Böses nachsagen, belege mit denselben Strafen, wie Die, welche Etwas verbrechen. Beherrsche Dich selbst nicht minder, als die Andern, und halte Das am meisten für königlich, wenn Du kein Sklave der Vergnügungen, sondern über Deine Begierden mehr Herr bist, als über die Bürger. — Gewöhne Dich, an demjenigen Umgange Gefallen zu finden, durch welchen Du selbst gewinnen und den Andern besser zu werden scheinen wirst. — Zeige Dich nicht als einen Mann, der seine Ehre in Dingen sucht, welche zu vollbringen auch den Schlechten möglich ist, sondern als Einen, der auf die Tugend sich Etwas einbildet, an welcher die Bösen keinen Antheil haben. — Verlange nicht, daß die Andern geordnet leben, die Könige aber unordentlich, sondern stelle Deine eigene

Mäßigung den Andern zum Muster auf, überzeugt, daß die Lebensart des ganzen Staates den Vorstehern nachahmt. Ein Zeichen, daß Du gut regierst, sei es Dir, wenn Du siehst, daß die Beherrschten durch Deine Sorgfalt wohlhabender und tugendhafter geworden sind. Achte es höher, einen guten Ruf, als großen Reichthum Deinen Kindern zu hinterlassen; denn dieser ist sterblich, jener aber unsterblich, und mit Ruhm kann man Geld erwerben, Ruhm aber mit Geld nicht kaufen, und dieses wird auch den Schlechten zu Theil, jenen aber zu erwerben, ist nur den Ausgezeichneten möglich. — Achte es für schimpflich, daß manche Privatleute gerne sterben, damit sie nach ihrem Tode gelobt werden, die Könige aber nicht wagen, eine solche Handlungsweise anzuwenden, wodurch sie im Leben berühmt werden können. Strebe mehr danach, in Deinen Bildnissen eine Erinnerung an Deine Tugend, als an Deinen Körper zu hinterlassen. Suche zwar so viel möglich Dir und dem Staate Sicherheit zu erhalten, wenn Du aber genöthigt bist, Dich in Gefahr zu begeben, so ziehe es vor, mit Ehren zu sterben, als mit Schande zu leben. Bei allen Handlungen erinnere Dich, daß Du König bist, und sorge, daß Du nichts dieser Ehre Unwürdiges thust. Laß es nicht geschehen, daß Dein ganzes Wesen auf einmal vernichtet werde, sondern suche, da Du einen sterblichen Körper erhalten hast, ein unsterbliches Andenken der Seele zu hinterlassen. Uebe Dich, über edle Handlungen zu sprechen, damit Du Dich zugleich gewöhnest, dem Gesagten gleich gesinnt zu sein. Was Dir bei der Ueberlegung das Beste zu sein scheint, das führe durch die That aus. Denjenigen, deren Ruhm Du nachtrachtest, ahme in den Handlungen nach. Was Du Deinen Kindern rathen würdest, das mußt Du auch selbst befolgen. Für weise halte nicht Die, welche gründlich über unbedeutende Dinge streiten, sondern Die, welche gut über die wichtigsten Dinge reden. Mache Dir zu Nutzen, was von Andern gesagt worden ist, oder suche selbst etwas Besseres."

(Bis hierher aus der Rede an Nicocles.)

Mit den angeführten und in dieser Ausdehnung gegebenen Reden nun mag es genug sein, denn wenigstens eines kleinen Stücks von dem früher Geschriebenen würde ich mich nicht entäußern, sondern es vortragen, wenn mir Etwas dem vorliegenden Zwecke angemessen schiene; denn ich wäre albern, wenn ich, da ich die Andern von dem Meinigen Gebrauch machen sehe, allein des früher von mir Gesagten mich entschlüge, zumal jetzt, da ich nicht blos von kleinen Theilen, sondern von ganzen Abschnitten vor Euch Gebrauch zu machen mich entschloß. Dies also werden wir thun, wie es uns beigeht.

Ich sagte oben, ehe diese vorgelesen wurden, daß ich verdiene, nicht nur wenn ich schädliche Reden thue, von Euch gestraft zu werden, sondern wenn nicht solche, wie kein Andrer, die härteste Strafe zu erhalten. Wenn nun Einige von Euch damals meinten, dies sei gar prahlerisch und groß gesprochen, so möchten sie jetzt nicht mehr mit Recht diese Meinung haben; denn ich glaube, daß ich mein Versprechen gelöst habe, und daß die vorgelesenen Reden so beschaffen sind, wie ich sie im Anfange ankündigte. Ich will aber in Kürze mich vor Euch über jede verantworten, und Euch noch einleuchtender machen, daß ich von ihnen damals voraussagte und jetzt rede, was wahr ist. Zuerst also, welche Rede könnte es geben, die frömmer und gerechter wäre, als die, welche die Voraltern lobt würdig ihrer Tugend und der von ihnen ausgeführten Thaten? dann welche, die patriotischer und dem Staate anständiger wäre, als die, welche zeigt, daß wegen seiner Kämpfe die Oberanführung mehr uns, als den Lacedämoniern gehöre? ferner welche, die von höheren und wichtigeren Gegenständen handelte, als die, welche die Griechen zu dem Zuge gegen die Barbaren auffordert und zur Einigkeit unter einander räth?

In der ersten Rede nun habe ich eben darüber gesprochen, in den folgenden aber zwar über Geringeres, als Dieses, jedoch nicht Unnützeres und für den Staat weniger Zuträgliches. Ihr werdet aber seine Bedeutung einsehen, wenn Ihr es vergleicht mit Anderem, was geschätzt wird und für nützlich gilt. Ich denke, Alle werden darin übereinstimmen, daß die Gesetze der Grund von den meisten und größten Gütern für das menschliche Leben sind; allein ihre Anwendung hat ihrer Natur nach diesen Nutzen nur für die Staatsangelegenheiten und die zwischen Euch selbst vorkommenden Privatgeschäfte; wenn Ihr aber meinen Reden folgen würdet, so könntet Ihr das ganze Griechenland gut und gerecht und für den Staat zuträglich verwalten. Vernünftige Leute aber müssen sich zwar um dieses Beides bemühen, aber eben von diesen Beiden das Größere und Werthvollere vorziehen; dann auch Das erkennen, daß Gesetze zu geben Tausende von den andern Griechen und von den Barbaren im Stande gewesen sind, über das Zuträgliche aber auf eine des Staats und Griechenlands würdige Weise zu sprechen, nicht Viele vermöchten. Daher muß man Die, welche es sich zum Geschäft machen, solche Reden zu erfinden, um so viel höher schätzen, als Die, welche die Gesetze geben und vorzeichnen, je seltener und schwerer sie eben sich finden und eines je einsichtsvolleren Geistes sie bedürfen, und zumal jetzt. Als nämlich das Menschengeschlecht anfing zu werden und in einzelnen Städten sich gemeinschaftlich niederzulassen, so war es natürlich, daß das Aufsuchen

derselben gleich war; nachdem aber wir so weit vorgerückt sind, daß die gehaltenen Reden und die gegebenen Gesetze unzählig sind, und von den Gesetzen die ältesten, von den Reden aber die neuesten gelobt werden, so ist es nicht mehr das Geschäft desselben Geistes; sondern Denen, welche sich entschließen, Gesetze zu geben, ist die Menge der vorhandenen förderlich (denn sie dürfen nicht weitere aufsuchen, sondern (nur) die bei den Andern erprobten zu sammeln versuchen, was leicht Jeder, der wollte, thun könnte), bei Denen aber, welche sich mit den Reden beschäftigen, ist das Gegentheil eingetreten, weil das Meiste vorweggenommen ist; denn sagen sie Dasselbe, was schon früher gesagt worden ist, so werden sie für unverschämte Menschen und alberne Schwätzer gelten, suchen sie aber nach Neuem, so werden sie es nur mit Mühe finden. Deswegen sagte ich, Beide verdienen Lob, aber weit mehr Die, welche das Schwerere zu vollbringen vermögen.

Jedoch es dürfte sich auch zeigen, daß wir wahrer und nützlicher sind, als Die, welche zur Mäßigkeit und Gerechtigkeit zu ermuntern vorgeben. Diese nämlich ermahnen zu der Tugend und Klugheit, welche von den Andern nicht gekannt und von eben Diesen bestritten wird, ich aber zu der, welche von Allen anerkannt wird; und Jenen genügt es damit, wenn sie durch den Ruf ihrer Namen Etliche zum Umgange mit sich anlocken können, von mir aber wird sich zeigen, daß ich nie einen einzelnen Bürger zu mir einlud, den ganzen Staat aber suche ich zu überreden, solche Dinge zu unternehmen, wodurch sie (die Bürger) selbst glücklich werden und die andern Griechen von den vorhandenen Uebeln befreien werden.

Und nun, wie läßt sich denken, daß Der, welcher alle seine Mitbürger dahin zu bringen sich beeifert, daß sie besser und gerechter den Griechen vorstehen, seine Schüler verderbe? und wer, der solche Reden erfinden kann, wird es unternehmen, schlechte und über schlechte Dinge zu suchen, zumal wenn er durch sie bewirkt hat, was ich? Denn nachdem diese geschrieben und ausgegeben waren, erlangte ich Ruhm bei Vielen und erhielt viele Schüler, von welchen keiner geblieben wäre, wenn sie mich nicht so gefunden hätten, wie sie mich erwarteten; nun aber, obgleich ihrer so viele waren, und einige drei, andere vier Jahre in meinem Unterrichte verweilten, wird sich keiner finden, der Etwas von Dem, was bei mir vorkam, getadelt hätte, sondern am Ende, wenn sie wieder zu ihren Aeltern und Freunden schiffen sollten, hatten sie meinen Unterricht so lieb, daß sie mit Wehmuth und Thränen sich trennten. Und nun, sollt Ihr Denen glauben, welche meine Reden und meinen Charakter genau kennen, oder Dem, welcher Nichts von mir weiß, aber

entschlossen ist, fälschlich anzuklagen? ihm, der so weit in der Bosheit und Frechheit gegangen ist, daß er, während er in der Klageschrift sagt, ich lehre solche Reden, wodurch man gegen das Recht den Sieg erhalten könne, keinen Beweis dafür vorbrachte, und immer davon gesprochen hat, es sei schändlich, junge Leute zu verderben, als ob Jemand darin ihm widerspräche, oder als müßte er Das beweisen, was Alle zugeben, und nicht (vielmehr) blos Das zeigen, daß ich Dies wirklich thue. Und wenn Jemand ihn als Menschenräuber, oder Dieb, oder Kleiderräuber vor Gericht zöge, ohne zu beweisen, daß er Etwas davon gethan habe, aber ausführte, jede von diesen Missethaten sei schändlich, so würde er sagen, der Ankläger sei ein alberner Schwätzer und verrückter Mensch; er selbst aber glaubt, Euch unbemerkt solche Reden geführt zu haben. Ich meine aber, Das sehen auch die Unwissendsten ein, daß nicht diejenigen Anklagen glaubwürdig sein und viel gelten sollen, welche man auch gegen Die, welche nichts Unrechtes gethan haben, anwenden kann, sondern die, welche sich nicht vorbringen lassen, außer gegen Solche, die Etwas verbrochen haben; er aber hat darauf nicht geachtet und eine Rede gehalten, die keine Beziehung zur Klageschrift hat. Denn er mußte die Reden von mir vorweisen, durch welche ich meine Zuhörer verderbe, und die Schüler nennen, welche durch meinen Umgang schlechter geworden sind; nun aber hat er keines von diesen beiden Dingen gethan, und indem er Das, womit er seine Anklage am besten begründen konnte, überging, suchte er Euch zu täuschen. Ich aber will meine Vertheidigung eben mit den Mitteln führen, womit es sich ziemt und gerecht ist.

Die Reden lasen wir kurz vorher vor, Die aber, welche von meinen jungen Jahren bis in mein Greisenalter mich zum Lehrer hatten, will ich angeben, und von Euch selbst zu Zeugen für Das, was ich sage, Diejenigen stellen, welche meine Altersgenossen sind. Unter den Ersten also fingen an meine Schüler zu werden Eunomus und Lysithides und Kallippus, nach ihnen Onetor, Anticles, Philonides, Philomelus, Charmantides. Diese alle bekränzte der Staat mit goldenen Kränzen, nicht weil sie nach fremdem Gute trachteten, sondern weil sie brave Männer waren, und viel von ihrem eignen Vermögen für den Staat aufgewendet hatten. Setzet mich nun zu Diesen in ein Verhältniß, in welches Ihr wollt; denn für die vorliegende Frage wird es mir in jedem Falle frommen. Wenn Ihr nämlich annehmet, ich sei ihr Rathgeber und Lehrer, so dürftet Ihr mit Recht mir mehr Dank wissen, als Denen, welche wegen ihrer Tugend im Prytaneum verköstigt werden; denn von Diesen hat Jeder nur sich selbst zum braven und rechtschaffenen Manne gemacht, ich aber so viele, als ich eben Euch aufzählte; wenn ich aber

an ihren Handlungen zwar keinen Antheil hatte, aber mit ihnen als Bekannten und Freunden umging, so ist auch Dies, meine ich, eine genügende Vertheidigung gegen Das, wessen ich in der Klageschrift angeklagt bin; denn wenn ich bei Denen, welche wegen ihrer Tugend Geschenke erhielten, Beifall fand, mit dem Ankläger aber nicht gleiche Gesinnung habe, wie könnte man mit Fug urtheilen, daß ich Die, welche um mich sind, verderbe? oder ich wäre ja der allerunglücklichste Mensch, wenn ich, während die Andern durch ihr Treiben und ihren Umgang entweder einen schlimmeren oder einen besseren Ruf erhalten, allein dieses Bewährungsmittels verlustig gehen sollte, sondern obgleich ich mit solchen Männern gelebt, und bis in dieses Alter mich frei von Anklagen erhielt, Denen gleich geachtet würde, welche durch ihr Treiben und ihren Umgang mit Andern einen schlechten Leumund haben. Gerne möchte ich wissen, was mir widerfahren wäre, wenn ein Mensch, wie der Ankläger, mit mir Umgang gehabt hätte, da ich, obgleich ich Alle seines Gleichen hasse und von ihnen gehaßt werde, in diesen Rechtshandel verwickelt worden bin.

Aber auch die Rede könnte nicht mit Recht mir Nachtheil bringen, welche vielleicht einige von Denen, welche ganz feindselig gegen mich gesinnt sind, vorzubringen wagen möchten, daß ich mit Diesen, welche ich genannt habe, nur so viel umging, daß man sehen konnte, ich spreche mit ihnen, viele Andere aber und zwar Leute, die sich in Alles mischen, meine Schüler gewesen, welche ich vor Euch verhehle. Denn ich habe eine Antwort, welche alle solche Lästerungen widerlegen und niederschlagen wird. Ich verlange nämlich, daß Ihr, wenn einige von Denen, welche meine Schüler gewesen, brave Männer geworden sind in ihren Verhältnissen zum Staate und zu ihren Freunden und ihrem eigenen Hause, Diese lobet, mir aber keinen Dank dafür wisset, wenn aber Einige schlecht und Leute von solchem Charakter geworden sind, daß sie Andere angeben und anklagen und nach fremdem Gute trachten, mich zur Strafe ziehet. Und nun, welcher Antrag könnte neidloser und gerechter sein, als dieser, der auf die Braven und Rechtschaffenen keine Ansprüche macht, wenn aber Einige schlecht geworden sind, für Diese eine Strafe zu leiden sich bereit erklärt? und dies ist nicht blos eitles Gerede, sondern ich gestatte es dem Ankläger und jedem Andern, der will, wenn Einer einen Solchen zu nennen weiß, nicht als ob nicht Manche gerne gegen mich Etwas erlügen würden, sondern weil sie (dadurch) sogleich Euch bekannt werden und die Strafe sie, nicht aber mich treffen würde.

Wie ich also über Das, wessen ich in der Klageschrift angeklagt bin, und zwar, daß ich meine Schüler nicht verderbe, einen deutlicheren Beweis

geben könnte, weiß ich nicht; er (der Ankläger) erwähnte aber auch meiner Freundschaft mit Timotheus, und suchte uns Beide zu verlästern, und schämte sich nicht, über einen Mann, der schon todt und von vielem Guten für den Staat Urheber ist, schmähende und ganz unverschämte Aeußerungen zu thun. Ich aber meinte, wenn ich auch ganz offenbar meines Unrechts überführt würde, wegen meiner Freundschaft mit jenem Manne freigesprochen werden zu müssen; da aber Lysimachus auch durch Das mir zu schaden sucht, was mit Recht mir nützen könnte, so ist es nothwendig, darüber zu sprechen. Darum aber habe ich nicht zugleich von ihm und meinen andern Schülern Erwähnung gethan, weil ihre Verhältnisse sehr verschieden waren. Von Jenen nämlich wagte der Ankläger nicht, etwas Unrechtes zu sagen, die Anklage des Timotheus aber behandelte er mit mehr Eifer, als Das, worüber er seine Klage vorbrachte; dann wurden Jenen nur wenige Geschäfte übertragen, was aber Jedem anbefohlen wurde, besorgten sie so, daß sie die von mir vorher genannte Ehrenbelohnung erlangten. Dieser aber erhielt viele und wichtige Geschäfte und zwar lange Zeit zu verwalten. Daher wäre es nicht passend gewesen, zugleich von ihm und den Andern zu reden, sondern es war nothwendig, diese Trennung und Anordnung bei ihnen vorzunehmen. Man darf aber nicht glauben, was ich von ihm sage, sei dem vorliegenden Gegenstande fremd, oder ich schweife von der Klage ab; denn einfache Bürger zwar müssen, wenn sie über Das, was Jeder that, gesprochen haben, abtreten, oder sich für Leute halten lassen, die unnöthig weiter reden, Die aber, welche für Rathgeber und Lehrer Anderer angesehen werden, müssen nothwendig ebenso für Die, welche mit ihnen umgingen, als für sich die Vertheidigung übernehmen, und besonders wenn man auch noch aus dieser Ursache eben vor Gericht steht, was bei mir der Fall ist. Einem Andern nun hätte es genügt, zu sagen, es sei nicht gerecht, daß er es theilen solle, wenn Timotheus Etwas bei seinen Thaten nicht recht machte; denn auch an den Geschenken und an den Ehrenbelohnungen, die Jenem zuerkannt wurden, habe ihn Niemand Theil nehmen lassen, sondern nicht einmal ihn zu loben, als seinen Rathgeber, habe ein Redner für billig gehalten; es sei aber gerecht, entweder auch an dem Guten Antheil zu haben, oder auch von dem Mißlingen keinen Nachtheil zu leiden. Ich aber würde mich schämen, Dies zu sagen, und mache denselben Antrag, wie bei den Andern; ich verlange nämlich, wenn Timotheus ein schlechter Mann gewesen ist und viel gegen Euch fehlte, dieses zu theilen und gestraft und gleich den Uebelthätern behandelt zu werden; wenn sich aber zeigt, daß er ein guter Bürger war und ein solcher Feldherr, wie Keiner sonst, von denen wir wissen, so meine ich,

müsset Ihr ihn loben und ihm Dank wissen, über diese Klage aber nach meinen Thaten, was Euch gerecht scheint, beschließen.

Ueberhaupt also und ganz im Allgemeinen kann ich von Timotheus sagen, daß er so viele Städte mit Gewalt erobert hat, als nie ein Feldherr weder aus diesem Staate, noch aus dem übrigen Griechenlande, und unter diesen einige, durch deren Einnahme die ganze umliegende Gegend in gutes Vernehmen mit dem Staate zu treten genöthigt wurde; so große Bedeutung hatte eine jede. Denn wer weiß nicht, daß Corcyra die günstigste und beste Lage hat unter allen (Inseln) um den Peloponnes herum, Samos unter allen in Jonien, Sestus und Krithote unter den (Städten) im Hellespont, Potidäa und Torone unter den in Thracien? Diese alle hat er Euch erworben und übergeben, nicht mit großen Kosten, nicht indem er die damaligen Bundesgenossen bedrückte, noch Euch große Vermögenssteuern zu zahlen nöthigte, sondern während der Staat zur Umschiffung des Peloponneses ihm nur dreizehn Talente und funfzig Dreiruder gab, nahm er Corcyra ein, eine Stadt, die achtzig Dreiruder besaß, besiegte um dieselbe Zeit die Lacedämonier in einer Seeschlacht und zwang sie, jenen Frieden einzugehen, welcher eine solche Veränderung für die beiden Staaten bewirkte, daß wir von diesem Tage an der Friedensgöttin jedes Jahr ein Opfer bringen, weil kein anderer Friede dem Staate so zuträglich gewesen, von den Lacedämoniern aber seit jener Zeit Niemand weder eine Flotte diesseits Malea herumschiffen, noch ein Landheer über den Isthmus (von Corinth) ziehen gesehen hat, worin man die Ursache ihrer Niederlage bei Leuctra finden wird. Nach diesen Thaten zog er gegen Samos, das Pericles, der wegen seiner Weisheit und Gerechtigkeit und Mäßigung den größten Ruhm erlangt hat, mit zweihundert Schiffen und tausend Talenten unterworfen hatte, und zwang es, obgleich er gar Nichts weiter von Euch erhalten, noch von den Bundesgenossen bezogen hatte, in zehn Monaten durch Belagerung zur Uebergabe mit achttausend Peltasten und dreißig Dreirudern, und diesen Allen zahlte er den Sold aus dem feindlichen Gebiete. Und wenn nun ein Andrer sich findet, der eine solche That verrichtete, so gebe ich zu, daß ich albern rede, daß ich Den ausgezeichnet zu loben unternehme, der nichts Größeres als die Andern ausgeführt hat. Von da schiffte er weiter und nahm Sestus und Krithote, und da früher der Chersones nicht beachtet wurde, machte er, daß Ihr ihm Eure Aufmerksamkeit schenktet. Endlich eroberte er Potidäa, worauf der Staat früher zweitausend vierhundert Talente verwendet hatte, mit den Geldern, die er selbst herbeischaffte, und mit den Abgaben aus Thracien, und überwand noch dazu alle Chalcideer. Wenn ich es aber nicht im Einzelnen,

sondern kurz sagen soll, so machte er Euch zu Herren von vierundzwanzig Städten, und wendete dabei weniger auf, als unsre Väter auf die Belagerung der Melier verwendet hatten.

Ich möchte wünschen, wie es leicht gewesen ist, seine Thaten aufzuzählen, daß es ebenso möglich wäre, in Kürze die Umstände, unter welchen jede ausgeführt wurde, und wie die Lage der Stadt war und die Macht der Feinde darzulegen; denn da würden Euch seine Verdienste weit größer und er noch verehrungswürdiger vorkommen. Nun aber will ich Dies unterlassen wegen der Menge; Das aber, meine ich, würdet Ihr gerne hören, warum denn manche von den bei Euch in Achtung stehenden und für kriegerisch gehaltenen Männern nicht einmal ein Dorf einzunehmen vermochten, Timotheus aber, der weder eine starke Körperbeschaffenheit besaß, noch bei den herumziehenden Heeren sich umgetrieben hatte, sondern der mit Euch als Bürger lebte, so große Thaten ausführte. Was darüber zu sagen ist, erregt zwar leicht Feindschaft, ist aber nicht unzuträglich auszusprechen. Er unterschied sich nämlich dadurch von den Andern, daß er über die Angelegenheiten der Griechen und der Bundesgenossen und die Besorgung derselben nicht dachte, wie Ihr. Denn Ihr wählet zu Feldherren Diejenigen, welche dem Körper nach am stärksten und oft bei den Söldnerheeren gewesen sind, als ob Ihr durch sie etwas Rechtes zu Stande bringen werdet; er aber bediente sich solcher Leute als Lochagen und Taxiarchen (von welchen Einige durch den mit ihm gemachten Feldzug merkwürdig und dem Staate nützlich geworden sind); er selbst war stark in Dem, worin ein guter Feldherr einsichtsvoll sein muß. Und welche Wirkung hat nun Dieses? denn ich darf nicht blos einfach es sagen, sondern muß deutlich darüber sprechen. Erstens, daß man zu erkennen vermag, wen man bekriegen und wen man zu Bundesgenossen machen muß; denn dies ist der Anfang der Feldherrnkunst, und wenn man darin fehlt, so muß nothwendig der Krieg unvortheilhaft und schwierig und weitläufig sein. In dem Urtheile darüber nun ist ihm Niemand gleich, sondern nicht einmal ähnlich gewesen. Leicht ist Dies aus seinen Thaten selbst zu erkennen; denn obgleich er sehr viele Kriege ohne des Staats Geheiß unternahm, so beendigte er diese alle glücklich und führte sie nach aller Griechen Meinung gerecht. Und wer könnte nun einen deutlicheren und besseren Beweis, als diesen, dafür liefern, daß er richtige Entschlüsse faßte? Was kommt zweitens einem guten Feldherrn zu? Ein Heer zu sammeln, das für den jedesmaligen Krieg paßt, und es zu stellen und zu gebrauchen, wie es vortheilhaft ist. Daß er nun verstand, es gut zu gebrauchen, haben seine Thaten selbst gezeigt, daß er aber auch in der glänzenden und des Staats würdigen Ausrüstung

Alle übertraf, wird nicht einmal einer seiner Feinde anders zu sagen wagen. Außerdem noch allerhand Verlegenheiten des Heeres zu ertragen und Mangel an Geld, und auf der andern Seite Auskunftsmittel zu finden, wer unter Denen, die mit ihm Feldzüge gemacht haben, wird nicht in diesen beiden Rücksichten ihm vor Allen den Vorzug einräumen? Denn sie wissen, daß er im Anfange der Kriege, weil er nichts vom Staate erhielt, in dem äußersten Mangel sich befand, dennoch aber seine Lage so umzugestalten vermochte, daß er im Kriege die Oberhand gewann und den Soldaten den vollen Sold auszahlte. So groß nun Dieses und so sehr es von Gewicht ist, so dürfte man wegen des Folgenden mit Recht ihn noch mehr loben. Obgleich er nämlich sah, daß Ihr nur Die für Männer haltet, welche drohen und welche den andern Staaten Furcht einjagen, und welche immerwährende Neuerungen bei den Bundesgenossen einführen, so richtete er sich nicht nach Eurem Sinne, und wollte nicht, indem er dem Staate schade, berühmt werden, sondern darauf dachte er und dahin arbeitete er, daß keiner von den griechischen Staaten ihn fürchte, sondern alle ihm vertrauen, außer denen, welche Unrecht thun. Denn er wußte, daß Die, welche sich fürchten, Diejenigen hassen, durch welche sie eben in diese Gemüthsstimmung gerathen sind, und daß der Staat durch die Liebe der andern sehr glücklich und groß wurde, durch ihren Haß aber es wenig gefehlt hätte, daß er in die äußersten Unfälle gestürzt worden wäre. Dies beherzigend unterwarf er zwar durch die Macht des Staates die Feinde, durch seinen eigenen Charakter aber gewann er das Wohlwollen der Andern, und hielt Dies für eine größere und schönere Feldherrnthat, als viele Städte zu erobern und oft in Schlachten zu siegen. So sehr aber war ihm daran gelegen, daß keine Stadt auch nur einen kleinen Verdacht fasse, als habe er hinterlistige Plane gegen sie, daß er, so oft er an einer von denen, welche keine Abgaben zahlten, vorbeischiffen wollte, den Vorstehern es vorher ankündigen ließ, damit er nicht, wenn er plötzlich vor den Häfen gesehen würde, sie in Unruhe und Bestürzung versetzte. Und wenn er in einen Hafen eingelaufen und an's Land gestiegen wäre, hätte er die Soldaten nicht rauben und stehlen und die Häuser plündern lassen, sondern er trug so große Sorge dafür, daß Nichts der Art geschehe, wie die Herren für ihr Eigenthum; denn nicht darauf nahm er Bedacht, daß er durch solche Dinge bei den Soldaten, sondern daß der Staat bei den Griechen in guten Ruf komme. Ueberdies behandelte er die mit Waffengewalt eroberten Städte so mild und gesetzmäßig, wie kein Anderer die Bundesgenossenstädte, weil er glaubte, wenn er sich so gegen Die, welche Krieg geführt hatten, zeige, so werde er das sicherste Unterpfand gegeben haben,

daß er nie an den Andern sich zu vergreifen wagen würde. Daher nahmen wegen des daraus hervorgehenden Rufs viele von den Städten, die feindselig gegen Euch gestimmt waren, ihn mit geöffneten Thoren auf; und in diesen veranlaßte er keine Störung, sondern in welcher Verfassung er sie bei seinem Einzuge traf, so verließ er sie bei seinem Abzuge. Der Inbegriff von allem Diesem ist Folgendes: während nämlich sonst viel Arges unter den Griechen vorzukommen pflegte, wird Niemand finden, daß, so lange er Feldherr war, Zerstörungen von Städten, oder Veränderungen von Staatsverfassungen, oder Hinrichtungen und Verbannungen, oder ein anderes der Uebel, die sich nicht wieder gut machen lassen, vorgekommen ist, sondern so sehr ruhten diese Unfälle um jene Zeit, daß er allein von Allen, deren wir uns erinnern, dem Staate keine Vorwürfe von den Griechen zuzog. Und nun muß man doch einen Feldherrn für den besten halten, nicht wenn er in einem glücklichen Falle etwas Gelungenes ausführte, wie Lysander, was keinem Andern zu vollbringen gelungen ist, sondern wenn er in vielen und mannigfaltigen und schwierigen Verhältnissen immer durchaus richtig und vernünftig gehandelt hat, was dem Timotheus gelungen ist.

Ich denke nun, die meisten von Euch wundern sich über das Gesagte, und glauben, dieses Lob auf ihn sei ein Vorwurf für den Staat, daß er einen Mann, der so viele Städte eroberte und keine verlor, wegen Verraths richtete, und wieder, daß er, als Jener Rechenschaft ablegte, und seine Thaten Iphikrates, die Rechnung über die Gelder aber Menestheus verbürgte, Diese freisprach, den Timotheus aber um so viel Geld strafte, wie noch keinen unter Allen vor ihm. Die Sache verhält sich aber so: — denn ich will (nicht nur den Timotheus loben, sondern) auch für den Staat sprechen — wenn Ihr im Hinblick auf Das, was an und für sich recht ist, die Sache betrachten wollet, so ist es nicht möglich, daß nicht Allen Das, was mit Timotheus vorging, hart und traurig erscheinen wird; wenn Ihr aber in Betracht ziehet die große Unvollkommenheit des Wissens, die wir Menschen alle theilen, und den Neid, der sich in uns regt, ferner die Verwirrung und Unruhe, in der wir leben, so wird man finden, daß Nichts, was geschah, unbegreiflich und der menschlichen Natur fremd ist, sondern auch Timotheus zum Theil dazu beigetragen hat, daß nicht gehörig darüber erkannt wurde. Denn obgleich er weder ein Volks- noch ein Menschenfeind war, noch stolz, noch einen andern ähnlichen Fehler hatte, so schien er wegen seines hohen Selbstgefühls, das zwar für das Feldherrnamt vortheilhaft, aber zum Behufe der jeweiligen Vorfälle nicht passend war, alles des Vorgenannten theilhaftig zu sein; denn er war von Natur eben so ungeschickt,

den Menschen zu schmeicheln, als tüchtig, ihre Angelegenheiten zu betreiben. Und daher mußte er oft auch von mir solche Vorstellungen hören, daß Die, welche Staatsgeschäfte besorgen und Beifall einernten wollen, zwar die besten und nützlichsten Thaten und die wahrsten und gerechtesten Reden wählen, jedoch aber auch Das beobachten und darauf denken müssen, daß sie in Allem, was sie reden und thun, gefällig und menschenfreundlich erscheinen, weil Die, welche Dies verschmähen, ihren Mitbürgern zu lästig und beschwerlich zu sein scheinen. „Du siehst, (sagte ich), wie das Wesen der meisten Menschen einen Hang zum Angenehmen hat, und daß sie Diejenigen mehr lieben, welche im Umgange ihnen zu gefallen suchen, als Die, welche ihnen Gutes thun, und Diejenigen mehr, welche mit Freundlichkeit und Leutseligkeit sie betrügen, als Die, welche mit edlem Stolz und achtunggebietender Würde ihnen nützen. Darum aber hast Du Dich nicht bekümmert, sondern wenn Du die auswärtigen Angelegenheiten gut besorgst, meinst Du, auch die hiesigen Bürger werden Dir wohlgesinnt sein. Das pflegt aber nicht so zu gehen, sondern das Gegentheil zu geschehen. Denn wenn Du ihnen gefällst, so werden sie Alles, was Du nur thust, nicht nach der Wahrheit beurtheilen, sondern zu Deinem Vortheil auslegen, und Deine begangenen Fehler übersehen, jede glückliche That aber bis in den Himmel erheben; denn das Wohlwollen stimmt alle Leute so. Dieses suchst Du zwar dem Staate auf alle Weise bei den Andern zu erwerben, weil Du es für der Güter größtes hältst, Dir selbst aber meinst Du eben dieses bei dem Staate nicht verschaffen zu müssen, sondern obgleich Du des meisten Guten Urheber geworden, bist Du in einer schlimmeren Lage, als Die, welche Nichts, was der Rede werth ist, vollbracht haben. Natürlich; denn Diese schmeicheln den Rednern und Denen, welche in den Privatzusammenkünften Etwas von ihnen auf die Bahn bringen können, und Alles zu wissen sich das Ansehen geben, Du aber bekümmerst Dich nicht nur nichts um sie, sondern lebst sogar im Kriege mit den jedesmal am meisten Vermögenden unter ihnen. Und doch, wie Viele glaubst Du, daß durch das lügenhafte Geschwätz dieser Leute theils in Unfälle gerathen, theils verunehrt worden seien (wie Viele von den Früheren namenlos geblieben seien), obgleich sie weit vorzüglicher und achtungswerther waren, als Die, welche in Liedern und Trauerspielen verherrlicht werden? Aber Diese haben, denk' ich, Dichter und Erzähler gefunden, Jene hatten Niemand, der sie preisen wollte. Wenn Du also mir folgst und klug bist, so wirst Du diese Männer nicht verachten, welchen die Menge zu glauben gewohnt ist, nicht blos was jeden einzelnen Bürger, sondern auch was die allgemeinen Angelegenheiten betrifft, sondern wirst ihnen einige

Aufmerksamkeit und Rücksicht beweisen, damit Du durch Beides einen guten Ruf erhaltest, sowohl durch Deine eigenen Thaten, als durch ihre Reden." Wenn er Dies hörte, sagte er, ich habe zwar Recht, aber er war nicht im Stande, seine Natur zu ändern, sondern er war zwar ein edler und rechtschaffener Mann und des Staats und Griechenlands würdig, jedoch diesen Menschen nicht anständig, welche Denen, die von Natur über ihnen stehen, eben gram sind. Darum machten es sich die Redner zum Geschäft, viele falsche Beschuldigungen über ihn zu erdichten, die Menge aber, die von Jenen vorgebrachten anzunehmen. Gerne hätte ich ihn darüber vertheidigt, wenn ich Zeit hätte; denn ich glaube, Ihr würdet, wenn Ihr es hörtet, Die hassen, welche den Staat zu der Erbitterung gegen ihn brachten, und Die, welche etwas Schlechtes von ihm zu sagen wagen. Nun aber will ich Das lassen, und wieder von mir und dem vorliegenden Gegenstande reden.

Ich bin aber in Verlegenheit, was ich mit dem noch Uebrigen thun und was ich zuerst und was als das Zweite erwähnen soll; denn daß ich in strenger Reihenfolge spreche, dazu ist die Zeit vorüber (d. h. bin ich schon zu alt). Vielleicht ist es also nothwendig, wie mir eben Jedes beifällt, darüber zu sprechen; was mir also jetzt beigeht, und worüber ich mich erklären zu müssen glaubte, ein Anderer aber mir nicht zu sprechen rieth, will ich vor Euch nicht verbergen. Nachdem er (Lysimachus) nämlich seine Klageschrift übergeben hatte, studirte ich eben darauf (auf meine jetzige Vertheidigung), wie es wohl Jeder von Euch gethan hätte, und prüfte mein Leben und meine Handlungen, und verweilte am längsten bei denen, um deren willen ich glaubte, Lob zu verdienen. Als Dies Einer von meinen Schülern hörte, wagte er die allereinfältigste Aeußerung gegen mich zu thun, das Gesagte sei zwar würdig, sich Etwas darauf einzubilden, dennoch aber fürchte er gar sehr, es möchte Viele von den Zuhörern unangenehm berühren. „Denn," sagte er, „Manche sind durch Mißgunst und Noth so verwildert und übelgesinnt, daß sie nicht gegen die Schurkereien, sondern gegen das Rechtthun zu Felde ziehen, und nicht nur die bravsten Menschen, sondern auch die besten Beschäftigungen hassen, und zu allem andern Bösen Denen, welche Unrecht thun, helfen und verzeihen, Die aber, welchen sie zürnen, zu Grunde richten, wenn sie es können. Dies aber thun sie nicht unbewußt, worüber sie ihre Stimme geben, sondern in der Hoffnung, Unrecht thun zu können, und in der Erwartung, nicht entdeckt zu werden; indem sie also Ihresgleichen retten, glauben sie sich selbst einen Schutz zu bereiten. Darum aber führte ich Dir Dieses an, damit Du es vorher wissest, zweckmäßiger verfahrest und ihnen Gründe vortragest, die mehr zu Deiner Sicherheit

führen; denn welche Gesinnung darf man jetzt von diesen Menschen erwarten, wenn Du Dein Leben und Deine Handlungen durchgehst, nicht im Geringsten den ihrigen ähnlich, sondern so, wie Du sie gegen mich darzustellen unternimmst? Denn Du zeigst, daß die Reden, welche Du geschrieben hast, nicht Tadel, sondern den größten Dank verdienen, und daß von Deinen Schülern die Einen kein Unrecht gethan und kein Vergehen begangen haben, die Andern wegen ihrer Tugend von dem Staate bekränzt worden sind, und daß Du selbst in dem täglichen Leben so geordnet und regelmäßig gelebt hast, wie meines Wissens kein anderer Bürger, ferner, daß Du weder mit Jemand einen Prozeß angefangen, noch angeklagt worden bist, außer wegen Vermögenstausch, noch für einen Andern Gerichtsbeistand oder Zeuge gewesen bist, noch sonst Etwas gethan hast, womit gerade alle Bürger sich befassen. Außer diesem so ganz Eigenthümlichen und Außerordentlichen sagst Du auch Das, daß Du von den Staatsämtern und den daraus erwachsenden Vortheilen und allem Gemeingute Dich ferne gehalten hast, unter die tausendzweihundert aber, welche Geldbeiträge zahlen und Staatsleistungen übernehmen, nicht nur Dich selbst, sondern auch Deinen Sohn stellst, und daß Ihr schon dreimal Dreiruder ausgerüstet, die andern Staatsleistungen aber kostspieliger und schöner, als die Gesetze es befehlen, geleistet habt. Wenn Die, welche das Gegentheil von allem vorher Gesagten gethan haben, Dieses hören, glaubst Du nicht, sie werden ungehalten werden und meinen, es werde von Dir der Beweis geliefert, daß ihr Leben nichts tauge? Denn wenn sie wahrnähmen, daß Du mit schwerer und saurer Arbeit Dir Etwas erwerbest für die Staatsleistungen und die andere (häusliche) Einrichtung, so würden sie sich nicht so viel darum bekümmern; nun aber meinen sie, was Du von den Fremden erhältst, sei viel mehr, als Dir gegeben wird, und glauben, Du lebest sorgenloser nicht nur als die Andern, sondern auch als Die, welche sich mit den Wissenschaften und derselben Beschäftigung, wie Du, abgeben. Denn sie sehen die meisten von Diesen, außer Denen, welche Dein Leben und Deine Art und Weise vorgezogen haben, in den Festversammlungen und den Privatzusammenkünften Schaureden halten, mit einander wetteifern, Uebertriebenes versprechen, hadern, sich schimpfen, und Nichts, was es Schlechtes giebt, unterlassen, sondern einander in Verlegenheit bringen, den Zuhörern aber Gelegenheit geben, theils das Gesagte zu verlachen, theils es zu loben, den Meisten, es zu verabscheuen, den Andern, wie Jeder will, darüber zu denken; Dich aber (sehen sie) an allem Diesem keinen Antheil nehmen, sondern verschieden leben sowohl von den Sophisten, als von den Laien, sowohl von Denen, welche viel besitzen, als von Denen, welche sich in Mangel und Noth

befinden. Darum werden Dich zwar Diejenigen, welche zu denken vermögen und Vernunft besitzen, vielleicht bewundern, Die aber, welche in dürftigeren Umständen und gewohnt sind, sich mehr über die leidlichen Verhältnisse der Andern zu betrüben, als über ihre eigenen widrigen Begegnisse, werden ohne allen Zweifel unwillig und ungehalten darüber sein. Mit der Ueberzeugung also, daß sie so gestimmt sein werden, überlege, was davon Du zu sagen und was Du zu übergehen hast."

Ich aber war, als Jener damals Dies sprach, und bin jetzt der Meinung, daß Die unter allen Menschen die albernsten und einfältigsten seien, welche es ungerne hören würden, wenn ich mich dem Staate stelle, um Leistungen zu übernehmen, und was mir aufgetragen wird, zu thun, und nicht verlange, weder um der Staatsämter willen mitzulosen, noch zu erhalten, was der Staat den Andern giebt, noch auch verklagt zu werden, noch anzuklagen. Denn diesen Lebensplan machte ich mir nicht wegen Reichthums, noch aus Uebermuth, noch weil ich Diejenigen, welche nicht auf dieselbe Weise, wie ich, leben, verachte, sondern weil ich die Ruhe und die Geschäftslosigkeit liebe, besonders aber, weil ich sehe, daß solche Menschen sowohl bei Euch, als bei den Andern geschätzt werden; dann, weil ich glaubte, dieses Leben sei angenehmer, als das Derer, welche viele Geschäfte haben, und auch meinen Beschäftigungen angemessener, die ich gleich anfangs mir wählte. Aus diesen Gründen entschloß ich mich, auf diese Art zu leben; auf die Einkünfte aber, die man vom Staate bezieht, verzichtete ich, weil ich es für unrecht hielt, wenn ich, da ich von meinem Privatvermögen mich erhalten kann, Einem von Denen, welche davon zu leben gezwungen sind, hinderlich wäre, zu erhalten, was vom Staate gegeben wird, und wegen meines Daseins Einer an den nöthigsten Lebensbedürfnissen Mangel leiden müßte. Dafür aber verdiente ich eher Lob zu erlangen, als Anschwärzung zu erfahren. Nun aber bin ich in große Verlegenheit gerathen, was ich thun soll, um jenen Menschen gefallen zu können; denn wenn ich, während ich allezeit es mir zum Geschäfte machte, Niemand Unrecht zu thun, noch zu belästigen, noch zu betrüben, eben dadurch Einige betrübe, was könnte ich thun, mich ihnen gefällig zu erzeigen? oder was bleibt übrig, als mich für unglücklich, jene Leute aber für unwissend und feindselig gegen ihre Mitbürger gesinnt zu halten? Gegen Leute also, welche in Nichts den Andern gleich denken, sondern ungehaltener sind auf Die, welche nicht in schlechten Umständen sich befinden, als auf Die, welche Unrecht thun, sich vertheidigen zu wollen, ist thöricht; denn je braver Einer sich erwiese, desto schlechter würde er offenbar bei ihnen seine Sache führen; gegen die Andern aber muß ich über Das, dessen Lysimachus mich beschuldigte,

daß wir ein sehr großes Vermögen besitzen, nothwendig sprechen, damit nicht seiner Rede geglaubt und uns größere und mehr Staatsleistungen auferlegt werden, als wir tragen könnten.

Im Allgemeinen nun wird man finden, daß keiner von den sogenannten Sophisten ein großes Vermögen sammelte, sondern die Einen im Besitze eines geringen, die Andern im Besitze eines sehr mäßigen ihr Leben hinbrachten; Der aber, welcher am meisten erwarb unter allen, deren wir uns erinnern können, Gorgias von Leontium, Dieser, der sich in Thessalien aufhielt, als sie (die Thessalier) die wohlhabendsten unter den Griechen waren, der am längsten lebte und mit diesem Erwerbe sich beschäftigte, der in keiner Stadt einen festen Wohnsitz hatte, noch für öffentliche Zwecke Ausgaben machte, noch Geldbeiträge zu zahlen gezwungen war; der noch dazu weder eine Frau genommen, noch Kinder gezeugt hatte, sondern frei war auch von dieser anhaltendsten und kostspieligsten Staatsleistung; der so viel voraus hatte, um mehr als die Andern zu erwerben, hinterließ nur tausend Stater. Nun darf man doch in Betreff des Vermögens nicht den Anklägern blindlings glauben, noch den Erwerb der Sophisten und der Schauspieler für gleich halten; sondern Die, welche sich mit derselben Kunst abgeben, nach einander beurtheilen, und von Denen, welche in einer jeden gleiche Fertigkeit erlangten, glauben, daß sie auch gleiches Vermögen besitzen. Wenn Ihr also mich Dem gleichstellet, welcher am meisten verdient hat, und nach ihm schätzet, so wird man weder von Euch denken, Ihr schließet ganz unbesonnen darüber, noch bei uns finden, daß wir weder in unsern Ausgaben für den Staat, noch in denen für uns selbst schlecht gewirthschaftet haben, sondern mit geringeren Kosten leben, als wir auf die Staatsleistungen verwendet haben. Nun ist es aber doch billig, Diejenigen, welche in den Privatverhältnissen weniger aufwenden, als in den öffentlichen, zu loben.

Während des Sprechens denke ich daran, wie sehr die Verhältnisse des Staats sich geändert haben, und wie ganz ungleiche Ansichten über ihre Umstände die jetzigen Bürger haben gegen die früheren. Als ich nämlich ein Knabe war, hielt man es für so gefahrlos und ehrenvoll, reich zu sein, daß beinahe Alle mehr Vermögen zu besitzen vorgaben, als sie wirklich hatten, weil sie an diesem Ruhme Theil haben wollten, jetzt aber muß man darüber, daß man nicht reich sei, wie über die größten Verbrechen, auf eine Vertheidigung sich rüsten und denken, wenn man sich im Besitze erhalten will; denn es ist viel mißlicher geworden, für wohlhabend zu gelten, als offenbar Unrecht zu thun. Diese nämlich erhalten entweder Verzeihung oder werden leicht gestraft, Jene aber werden ganz zu Grunde gerichtet, und wir könnten mehr Menschen auffinden,

die um ihr Eigenthum gebracht, als wegen Ungerechtigkeiten gestraft wurden. Und was brauche ich von den allgemeinen Verhältnissen zu reden? denn ich selbst erlitt wegen dieser Veränderung einen nicht unbedeutenden Anstoß in meinen eigenen Umständen. Als ich nämlich anfing, meine Privatverhältnisse zu verbessern, nachdem in dem Kriege gegen die Lacedämonier Alles verloren gegangen war, was wir hatten, womit mein Vater zugleich sich dem Staate nützlich gemacht, und uns so sorgfältig gebildet hatte, daß ich damals ausgezeichneter und berühmter unter meinen Altersgenossen und Mitschülern war, als jetzt unter meinen Mitbürgern; — als ich nun, wie gesagt, anfing, mich mit Einigen einzulassen, meinte ich, wenn ich mehr erwerben und erübrigen könnte, als Die, welche sich an dieselbe Lebensweise machten, so werde man zugleich von mir denken, daß ich in der Beredsamkeit mich auszeichne, und daß ich geordneter gelebt habe, als die andern; aber mir ist das Gegentheil widerfahren. Denn wenn ich ein nichtswürdiger Mensch geworden wäre, und Nichts erübrigt hätte, so würde mir Niemand Ungelegenheiten machen, sondern wenn ich auch offenbar Unrecht thäte, würde ich wenigstens von Seiten der falschen Ankläger sicher leben; nun aber sind statt des guten Rufs, den ich erwartete, Rechtsstreite und Gefahren, und Neid und Verleumdungen für mich entstanden. Denn so große Freude findet der Staat gegenwärtig daran, die Guten zu drücken und zu demüthigen, den Schlechten aber Freiheit zu geben, zu sagen und zu thun, was sie nur wollen, daß Lysimachus, der sich entschlossen hat, von falschen Anklagen zu leben und immer irgend einen Bürger zu plagen, aufgetreten ist, um mich anzuklagen; ich aber, der ich niemals gegen Jemand mich verging, sondern auf die Einkünfte, die man vom Staate bezieht, verzichtete und von Fremden, die glaubten, Gutes (von mir) zu erhalten, meinen Gewinn bezog, wie wenn ich Unrecht thäte, in diesen großen Prozeß verwickelt bin. Und doch sollten die Vernünftigen die Götter bitten, daß möglichst vielen Bürgern dieses Vermögen zu Theil werde, wodurch sie von Andern Etwas erhalten, und sich dem Staate nützlich, wie ich, machen könnten. Obgleich schon manches Alberne in Beziehung auf mich vorgekommen ist, so wäre doch Das am allerärgsten, wenn Die, welche mir Geld gegeben haben, mir so großen Dank wüßten, daß sie auch jetzt noch mir Aufmerksamkeit erweisen, Ihr aber, für die ich das Meinige aufgewendet habe, mich zur Strafe zu ziehen verlangen würdet; noch viel ärger aber wäre es, wenn Die, welche vor uns gelebt haben, den Dichter Pindarus wegen eines einzigen Ausdrucks, daß er den Staat ein Bollwerk Griechenlands nannte, so sehr ehrten, daß sie ihn zu ihrem Proxenus machten, und ihm zehntausend Drachmen zum Geschenke gaben, mir dagegen, der den

Staat und die Voraltern weit mehr und schöner gepriesen hat, nicht einmal meine noch übrige Lebenszeit sicher zu verleben vergönnt würde.

Ueber diese und die andern Klagepunkte halte ich das zur Vertheidigung Gesagte für hinreichend; ich will aber keinen Anstand nehmen, vor Euch in Wahrheit auszusprechen, wie mir jetzt in Beziehung auf den vorliegenden Rechtshandel zu Muthe ist, und wie ich vorher darüber dachte. Ueber meine besondern Verhältnisse nämlich hatte ich große Hoffnung, mich gut vertheidigen zu können; denn ich vertraute auf mein bisheriges Leben und Handeln, und glaubte, viel Gerechtes darüber sagen zu können; da ich aber sah, daß nicht nur Diejenigen, welche mit Allem unzufrieden zu sein gewohnt sind, gegen den Unterricht in der Beredsamkeit ungünstig gesinnt, sondern auch viele andere Bürger dagegen eingenommen sind, fürchtete ich, meine besondern Verhältnisse möchten nicht beachtet werden, aus der allgemeinen und gegen die Sophisten gerichteten Beschwerde aber mir ein Nachtheil erwachsen. Als ich aber nach Verfluß einiger Zeit daran kam, nachzudenken und zu untersuchen, was ich in meinen gegenwärtigen Umständen thun solle, gab ich diese Furcht und Unruhe auf, und zwar nicht ohne Grund, sondern aus dem Wahrscheinlichen schließend und mich tröstend; denn ich wußte, daß die Billigdenkenden unter Euch, an welche ich meine Worte richten werde, nicht auf den mit Unrecht gefaßten Meinungen bleiben, sondern die Wahrheit suchen, und von Denen, welche sagen, was recht ist, eines Bessern sich überzeugen lassen; und von dem Studium der Beredsamkeit glaubte ich durch Vieles zeigen zu können, daß es mit Unrecht angeschwärzt ist, und mit weit mehr Recht bewundert als gehaßt würde; und ich habe auch jetzt noch diese Ansicht.

Man darf sich aber nicht wundern, daß eine von den edeln Beschäftigungen mißkannt worden und unbekannt geblieben ist, noch daß Manche sich darüber eben getäuscht haben; denn man wird finden, daß wir über uns selbst und über unzählige andere Dinge in demselben Falle sind. Denn unsre Stadt, die von vielem Guten sowohl für die Bürger, als für die andern Griechen Urheberin nicht nur jetzt ist, sondern auch früher war, und viele Annehmlichkeiten im Ueberflusse besitzt, hat folgende große Unbequemlichkeit: wegen ihrer Größe nämlich und wegen der Menge der Einwohner ist sie nicht leicht zu übersehen, noch genau (zu erkennen), sondern, wie ein Gießbach, führt sie, wie sie Jedes, sowohl Menschen, als Sachen, eben erfaßt, es fort, und hat schon Manchem die entgegengesetzte Meinung von der ihm gebührenden zugezogen, was auch dieser Wissenschaft begegnet ist. Dies müßt Ihr bedenken und keine Sache ohne Ueberlegung verdammen, noch auf gleiche Weise verfahren, wenn

Ihr ein richterliches Urtheil fället, wie in Euren Privatunterhaltungen, sondern über jede sorgfältig forschen und die Wahrheit suchen, eingedenk der Eidschwüre und der Gesetze, nach welchen zu urtheilen Ihr zusammengekommen seid. Es handelt sich aber nicht von Kleinigkeiten weder in meiner Rede, noch bei der Untersuchung, in welcher wir uns befinden, sondern von etwas sehr Großem; denn nicht blos über mich werdet Ihr abstimmen, sondern auch über eine Beschäftigung, welcher viele von den Jüngeren ihre Aufmerksamkeit widmen.

Es ist Euch aber, denke ich, nicht unbekannt, daß von den Aelteren die Angelegenheiten des Staats Denen, welche erst geboren werden, und Denen, welche schon im Jugendalter stehen, hinterlassen werden. Da also beständig ein solcher Kreislauf stattfindet, so ist es nothwendig, daß, wie die Jüngeren gebildet wurden, so auch der Staat fortwährend sich befindet. Daher darf man den Sykophanten in einer so wichtigen Sache nicht freie Hand lassen, noch Die, welche ihnen kein Geld geben, bestrafen, Die aber, von welchen sie Geld bekommen, thun lassen, was sie nur wollen, sondern wenn das Studium der Beredsamkeit eine solche Wirkung hat, daß es die Jüngern verderbt, muß man nicht blos Den bestrafen, welchen Einer von ihnen anklagt, sondern alle Die auf die Seite schaffen, welche sich mit dieser Beschäftigung abgeben; wenn sie aber die entgegengesetzte Beschaffenheit hat, daß sie Denen nützt, welche ihr anhängen, und sie besser und werthvoller macht, so muß man Diejenigen, welche um ihretwillen angeschwärzt sind, davon (von der Anschwärzung) befreien, die Sykophanten aber (mit Schande) brandmarken, und den Jüngeren rathen, mit ihr sich mehr abzugeben, als mit den andern Beschäftigungen.

Viel hätte ich darum gegeben, wenn mir einmal vom Schicksal bestimmt war, diese Anklage zu erfahren, daß mir in meiner Blüthezeit dieser Prozeß angehängt worden wäre; denn nicht verzagt wäre ich, sondern mehr im Stande wäre ich gewesen, sowohl gegen den Ankläger mich zu wehren, als das Studium der Beredsamkeit zu vertheidigen; nun aber fürchte ich, während ich mit ihrer Hülfe über andere Dinge geziemend gesprochen habe, möchte ich gerade über sie vielleicht schlechter sprechen, als über die Dinge, um welche ich mich zu bemühen weniger nöthig gehabt hätte. Doch, ich würde es mir gefallen lassen (denn es soll die Wahrheit gesagt werden, wenn auch die Rede thöricht ist), lieber jetzt schon gestorben zu sein, und meines Gegenstandes würdig gesprochen und Euch überredet zu haben, die Uebung in der Beredsamkeit für Das zu halten, was sie ist, als vielmal so lange (als ich gelebt habe) zu leben und sie so, wie jetzt, bei Euch behandelt zu sehen. Daß ich nun

zwar meinem Wunsche weit nicht entsprechend reden werde, weiß ich, jedoch will ich, wie ich vermag, versuchen, ihr Wesen und die Wirkung, die sie hat, auszuführen, und mit welcher von den andern Künsten sie gleichartig ist, und was sie ihren Schülern nützt, und welche Versprechungen wir machen; denn ich denke, wenn Ihr die Wahrheit erfahren habt, werdet Ihr besser über sie berathschlagen und entscheiden. Ich bitte Euch aber, wenn sich nun zeigt, daß ich eine Rede halte, die von denen, welche gewöhnlich vor Euch gesprochen werden, sehr abweicht, nicht unwillig zu werden, sondern Nachsicht zu haben, und zu bedenken, daß Die, welche über Gegenstände, die denen der Andern ganz unähnlich sind, vor Gericht sprechen, nothwendig auch solcher (unähnlichen) Reden darüber sich bedienen müssen. Lasset Euch also die Art des Gesagten und meine Freimüthigkeit gefallen, und vergönnet mir, die den Vertheidigungen gestattete Zeit ganz zu benützen, und dann stimmet so, wie es einem Jeden von Euch gerecht und gesetzlich scheint.

Ich will aber über die Bildung in der Beredsamkeit wie Die, welche die Geschlechtsregister machen, zuerst zu Euch reden. Es ist nämlich allgemein anerkannt, daß unser Wesen aus dem Körper und der Seele besteht, und von diesen beiden wird gewiß Jedermann behaupten, die Seele sei von Natur mehr zur Herrschaft gemacht und höher zu schätzen; denn ihr Geschäft sei es, zu berathschlagen sowohl über die Privat- als über die öffentlichen Angelegenheiten, das des Körpers aber, dem von der Seele Beschlossenen zu dienen. Da sich Dieses so verhält, so haben Einige von Denen, welche lange vor uns gelebt haben, weil sie sahen, daß zwar in Beziehung auf das Uebrige viele Künste bestehen, in Beziehung auf den Körper und die Seele aber Nichts dergleichen aufgestellt sei, eine doppelte Behandlungskunst erfunden und uns hinterlassen, für den Körper die Turnkunst, von welcher die Gymnastik ein Theil ist, für die Seele aber die Philosophie, über welche ich jetzt reden will, beide einander entsprechend, verwandt und übereinstimmend, durch welche Die, welche ihnen vorstehen, die Seelen verständiger und die Körper geschickter machen, wobei sie in der Bildung nicht sehr von einander abweichen, sondern ähnliche Unterweisungen und Uebungen und sonstige Mittel anwenden. Wenn sie nämlich Schüler bekommen, so lehren die Turnmeister Die, welche zu ihnen in die Schule gehen, die Stellungen, welche zum Ringkampfe erfunden worden sind, Die aber, welche sich mit der Philosophie beschäftigen, gehen alle Motive, welcher sich die Rede bedient, mit ihren Schülern durch. Haben sie dieselben darin erfahren gemacht und gründlich gebildet, so üben sie sie wieder und gewöhnen sie, sich anzustrengen, und halten sie an, das Einzelne, was sie gelernt haben, zu

verbinden, damit sie es besser behalten und mit ihren Urtheilen den Umständen näher kommen; denn sie alle in seinem Wissen zusammenzufassen, ist nicht möglich; denn in allen Dingen entgehen sie der Wissenschaft, Die aber, welche am meisten Aufmerksamkeit anwenden und die Ereignisse zu erwägen vermögen, treffen sie in der Regel meistens. Auf diese Weise sie behandelnd und bildend, können Beide ihre Schüler bis dahin bringen, daß sie vorzüglicher werden, als sie an sich waren, und die Einen in Rücksicht auf ihren Geist, die Andern in Rücksicht auf ihre Körperbeschaffenheit vollkommener werden; die Wissenschaft aber besitzen weder die Einen noch die Andern, wodurch sie wen sie wollten, entweder zu Wettkämpfern, oder zu geschickten Rednern machen könnten, sondern Etwas mögen sie wohl beitragen, im Allgemeinen aber werden diese Fertigkeiten Denen zu Theil, welche sowohl durch natürliche Anlagen, als durch sorgfältige Uebung sich auszeichnen.

Dies ist nun ungefähr ein Bild von (dem Wesen) der Redekunst; ich glaube aber, Ihr würdet ihre Wirkung besser erkennen, wenn ich die Versprechungen anführte, welche wir Denen geben, die unsere Schüler werden wollen. Wir sagen nämlich, Diejenigen, welche sich auszeichnen wollen entweder im Reden oder im Handeln, oder in den andern Geschäften, müssen zuerst von Natur gute Anlagen zu Dem haben, zu was sie eben sich entschlossen haben, dann aber gebildet sein und die Kenntniß (Theorie) erlangen, die über Jedes vorhanden ist, drittens sich Erfahrung sammeln und sich üben im Gebrauche und in der Fertigkeit darin; denn dadurch werden in allen Verrichtungen vollkommene Männer und die sich vor den Andern weit auszeichnen. Es sei ferner ein Erforderniß für Beide, sowohl die Lehrenden, als die Lernenden, und zwar im Besondern für Diese, daß sie eine solche natürliche Anlage mitbringen, wie sie sein soll, und für Jene, daß sie Diejenigen, welche so beschaffen sind, bilden können, gemeinschaftlich aber für Beide die Uebung in der Fertigkeit; denn die Einen müssen Die, welche gebildet werden, sorgfältig lehren, die Andern fest bei Dem bleiben, was ihnen vorgeschrieben wird. Das ist es also, was wir von allen Künsten sagen; wenn nun aber Jemand von den andern absehend mich fragte, was davon den größten Einfluß auf die Bildung in der Beredsamkeit habe, so würde ich antworten, die natürliche Anlage sei das Unübertreffliche und gehe Allem weit vor; denn wer eine Seele hat, die zu erfinden, zu lernen, zu arbeiten und (im Gedächtniß) zu behalten vermag, ferner Stimme und eine so deutliche Aussprache, daß er nicht nur durch Das, was er sagt, sondern auch zugleich durch den Wohlklang desselben die Zuhörer überredet; ferner Dreistigkeit, nicht die, welche ein Zeichen von Unverschämtheit ist, sondern

die, welche mit Bescheidenheit gepaart die Seele so stimmt, daß er nicht weniger Muth hat, wenn er vor allen Bürgern spricht, als wenn er bei sich selbst nachdenkt, — wer weiß nicht, daß ein Solcher, wenn er auch nicht die sorgfältigste, sondern nur eine oberflächliche und die Allen gemeinschaftliche Bildung erhält, ein Redner werden würde, wie vielleicht keiner von den Griechen gewesen ist? Jedoch auch von Solchen wissen wir, die zwar eine weniger vollkommene Naturanlage haben, aber durch Uebung und Fleiß sich auszeichnen, daß sie besser wurden, nicht nur als sie von Natur waren, sondern auch als Die, welche zwar gute Naturanlagen besaßen, aber sich selbst zu sehr versäumten. Daher wird wohl jedes von diesen zwei Stücken sowohl zum Reden, als zum Handeln tüchtig, beide aber in einem Manne vereinigt, ihn für die Andern vollkommen unübertrefflich machen. Ueber die Naturanlage und die Uebung also denke ich so, über den Unterricht aber kann ich nicht das Gleiche sagen; denn er hat weder den gleichen, noch einen ähnlichen Einfluß, wie jene. Denn wenn Einer alle Vorschriften über die Beredsamkeit gehört und gründlicher gelernt hätte, als die Andern, so möchte er zwar vielleicht ein geschickterer Bearbeiter von Reden werden, als die Meisten, wenn er aber vor dem Volke aufträte, und nur des Einzigen ermangelte, der Dreistigkeit, würde er auch nicht einen Laut von sich geben können.

Und Niemand glaube, ich beschränke mich vor Euch in meinen Versprechungen, wenn ich aber zu Denen rede, welche meine Schüler werden wollen, so schreibe ich mir allen Einfluß zu; denn um solchen Beschuldigungen zu entgehen, habe ich, als ich anfing, mit dieser Beschäftigung mich zu befassen, eine Rede geschrieben und ausgegeben, in welcher ich, wie sich zeigen wird, Diejenigen, welche größere Versprechungen machen, tadle, und meine eigene Meinung ausspreche. Was ich nun gegen die Andern sage, will ich übergehen; denn es ist zu weitläufig für den gegenwärtigen Augenblick; was ich aber für mich ausspreche, will ich Euch vorzutragen versuchen. Ich fange bei der Stelle an:

Aus der Rede gegen die Sophisten.

Wenn ich aber nicht nur Andere tadeln, sondern auch meine Meinung aussprechen soll, so glaube ich, werden mir alle Vernünftigen beistimmen, daß Viele, die sich mit den Wissenschaften befaßten, fortwährend Ungelehrte blieben, manche Andere aber, welche nie bei einem Sophisten in die Schule gingen, im Reden und in der Staatsverwaltung tüchtig geworden sind. Denn die Fertigkeit im Reden und in allen andern Geschäften wird Denjenigen zu Theil, welche gute Anlagen besitzen, und

welche sich durch Uebung Erfahrung erwerben; der Unterricht aber pflegt solche Menschen gewandter und im Erfinden geschickter zu machen (denn auf was sie jetzt auf Um- und Irrwegen kommen, das lehrt er sie auf eine leichtere Weise erhalten), Die aber, welche weniger gute Talente haben, wird er zwar nicht zu guten Rednern oder Bearbeitern von Reden bilden, aber sie weiter bringen, als sie von Natur sind, und in vielen Dingen brauchbarer machen. Ich will aber, da ich bis auf diesen Punkt gekommen bin, noch deutlicher darüber sprechen. Ich behaupte nämlich, von den Motiven, auf welchen alle Reden, die gesprochenen und die geschriebenen, beruhen, Kenntniß zu erlangen, gehöre nicht unter die sehr schwierigen Dinge, wenn man sich nicht Denen, welche leichtsinnige Versprechungen machen, sondern Denen, welche Etwas davon verstehen, anvertraut; welche davon man aber bei jedem Gegenstande wählen und mit einander verbinden und richtig anordnen soll, ferner, daß man die passenden Verhältnisse nicht verfehle, sondern die ganze Rede auf eine angemessene Weise mit mannigfaltigen Gedanken ausstatte, und der Sprache durch die Wörter Rhythmus und Wohlklang verleihe, Dies durchzunehmen, bedürfe viele Sorgfalt, und sei die Sache eines erstarkten und urtheilsfähigen Geistes, und es müsse der Schüler, außerdem daß er die nöthigen Talente besitzt, die verschiedenen Arten der Reden kennen, und in ihrem Gebrauche sich üben, der Lehrer aber im Stande sein, sie so gründlich durchzugehen, daß er Nichts, was gelehrt werden kann, übergeht, im Uebrigen aber sich selbst als ein solches Muster erweisen, daß bei Denen, welche sich nach ihm gebildet haben und ihn nachzuahmen fähig geworden sind, sogleich sichtbar ist, daß sie blühender und anmuthiger, als die Andern, sprechen. Und wenn Dies alles zusammentrifft, so werden Die, welche sich dem Studium der Beredsamkeit widmen, vollkommen werden, inwiefern aber Etwas von dem Genannten fehlt, insofern müssen nothwendig die Schüler ungenügend ausgerüstet sein.

(Bis hierher aus der Rede gegen die Sophisten.)

Dies ist zwar schmuckvoller gesprochen, als das vorher Gesagte, will aber Dasselbe, wie Dieses, ausdrücken. Und Dies muß Euch der größte Beweis meiner Redlichkeit sein; denn es zeigt sich, daß ich nicht, als ich jünger war, prahlte und große Versprechungen machte, nachdem ich aber meinen Gewinn von dem Geschäfte gezogen habe und älter geworden bin, setze ich jetzt nicht das Studium der Beredsamkeit herab, sondern führe immer die gleiche Sprache, sowohl da ich in der Blüthe des Alters war, als da sie zu Ende geht, sowohl wenn ich Nichts zu fürchten habe, als wenn ich in Gefahr komme, sowohl gegen Die, welche

meine Schüler werden wollen, als gegen Die, welche ihre Stimme über mich abgeben sollen; ich weiß also nicht, wie von Einem sich zeigen ließe, daß er wahrhaftiger und gerechter in Beziehung darauf verfahren sei.

Dies also sei noch zu dem vorher über uns Gesagten hinzugefügt; es ist mir aber nicht unbekannt, daß Nichts von dem Gesagten im Stande ist, die feindselig Gestimmten von dieser Gesinnung abzubringen, sondern daß es noch vieler und mancherlei Reden bedarf, wenn sie eine andere Meinung annehmen sollen statt der, welche sie jetzt eben haben. Daher dürfen auch wir nicht müde werden, solche Dinge vorzustellen und anzuführen, wodurch wir eines von Beidem erreichen, (nämlich) entweder ihre Gesinnungen umstimmen, oder die Nachreden und Beschuldigungen, welche sie gegen uns vorbringen, als falsch erweisen werden. Sie sind aber zweierlei; die Einen nämlich sagen: der Unterricht bei den Sophisten sei leeres Geschwätz und eitel Täuschung; denn es sei noch keine Bildung erfunden worden, wodurch Einer entweder im Reden stärker, oder im Handeln verständiger würde, sondern Die, welche sich darin auszeichnen, übertreffen die Andern an Naturanlagen; die Andern geben zwar zu, daß Die, welche sich mit diesen Studien abgeben, tüchtiger seien, jedoch werden sie verdorben und zu schlimmeren Menschen gemacht; denn wenn sie Fertigkeit erlangt haben, trachten sie nach fremdem Eigenthum. Daß nun keine von Beiden etwas Richtiges und Wahres sagen, habe ich große Hoffnung, Allen einleuchtend zu machen.

Zuerst bedenket, daß Die, welche sagen, die Bildung (der Sophisten) sei leeres Geschwätz, selbst ganz offenbar albern reden. Denn sie schmähen sie, als könne sie gar Nichts nützen, sondern sei Trug und Täuschung, verlangen aber doch, daß unsre Schüler sogleich, wenn sie zu uns kommen, sich selbst übertreffen, und wenn sie wenige Tage bei uns zugebracht haben, sich geschickter im Reden und besser zeigen, als Die, welche an Alter und Erfahrung ihnen voraus sind; wenn sie aber auch nur ein Jahr bei uns geblieben sind, alle gute und vollkommene Redner seien, und nicht ungeschickter die Nachlässigen, als Die, welche sich anstrengen mögen, noch die Talentlosen, als Die, welche einen kräftigen Geist besitzen. Und dies fordern sie, obgleich sie weder gehört haben, daß wir solche Versprechungen machen, noch gesehen haben, daß in den andern Künsten Etwas dergleichen geschieht, sondern daß uns nur langsam die Kenntnisse zu Theil werden, und wir nicht auf gleiche Weise, Einer wie der Andere, was wir lernen, uns erwerben, sondern aus allen Schulen zwei oder drei als Meister hervorgehen, die Andern als Stümper aus ihnen herauskommen. Wie sollte man nun aber Diejenigen nicht für

unvernünftig halten, welche die Wirkungen, die bei den allgemein anerkannten Künsten nicht vorhanden sind, von derjenigen zu fordern sich beigehen lassen, von welcher sie sagen, sie sei gar nichts, und verlangen, daß man mehr Vortheile von derjenigen, an welche sie nicht glauben, erhalte, als von denen, welche für gründlich erforscht gelten? Vernünftige Leute dürfen aber nicht auf ungleiche Weise über die ähnlichen Dinge ihr Urtheil fällen, und die Bildung nicht verwerfen, welche Dasselbe, wie die meisten Künste, bewirkt. Denn wer von Euch weiß nicht, daß viele von Denen, die sich den Sophisten anvertrauten, weder getäuscht, noch so zugerichtet wurden, wie Diese sagen, sondern daß sie theils vollkommen tüchtige Redner wurden, theils Andere zu bilden vermochten, Die aber von ihnen, welche keinen Gebrauch davon machen, in der Unterhaltung angenehmer sind, als sie früher waren, und gründlichere Beurtheiler der Reden und Rathgeber geworden sind, als die Meisten? Wie sollte man also dieses Studium verachten, welches Diejenigen, die sich damit befaßt haben, so auszubilden vermag? Aber auch damit werden wohl Alle übereinstimmen, daß wir Diejenigen für die geschicktesten in allen Künsten und Handthierungen halten, welche ihre Schüler so viel als möglich zu einander gleichen Arbeitern bilden. Bei dem Studium der Beredsamkeit nun wird sich zeigen, ist auch Dies der Fall. Denn bei allen Denen, welche einen wahrhaften und vernünftigen Führer erhielten, wird man in ihren Reden finden, daß sie einen so gleichen Charakter haben, daß es Allen einleuchtend ist, sie haben an derselben Bildung Theil genommen. Wenn nun aber keine gemeinschaftliche Angewöhnung bei ihnen stattfand und kein kunstmäßiges Studium ihnen zu Gute kam, so ist nicht abzusehen, wie sie zu dieser Gleichheit hätten kommen sollen. Und dazu ist unter Euch selbst gewiß Keiner, der nicht manche von Denen, die mit ihm gebildet wurden, nennen könnte, welche, als sie Knaben waren, für die unwissendsten unter ihren Altersgenossen galten, als sie aber älter wurden, im Denken und Reden eben Diejenigen weit übertrafen, denen sie als Knaben nachstanden. Daraus also kann man am besten sehen, welchen Einfluß die sorgfältige Bildung hat; denn es ist augenscheinlich, daß sie alle damals (im Knabenalter) nur den Verstand entwickelten, welchen sie gleich von Natur hatten, als sie aber Männer wurden, eine Verschiedenheit davon hervortrat und eine Aenderung in ihrem Denken erfolgte dadurch, daß die Einen ausschweifend und leichtsinnig lebten, die Andern auf die Dinge (außer ihnen) und auf sich selbst ihre Aufmerksamkeit richteten. Wenn aber schon durch die eigene sorgfältige Bildung Einige besser werden, wie sollten sie nicht, wenn sie einen Lenker bekommen, der älter und in vielen Dingen erfahren

ist, und Manches von Andern überkommen, Anderes selbst erforscht hat, noch weit mehr sich selbst und die Andern übertreffen?

Nicht blos aber deßwegen, sondern auch wegen des noch Uebrigen werden wohl Alle mit Grunde sich über den Unverstand Derjenigen wundern, welche das Studium der Beredsamkeit so ganz ohne Grund zu verachten wagen, erstens, daß sie, obgleich sie wissen, daß alle Fertigkeiten und Künste durch Uebung und Anstrengung erlangt werden, meinen, auf die Uebung des Verstandes habe Dies keinen Einfluß; dann, daß sie doch von keinem Körper sagen würden, er sei so schlecht, daß er nicht durch Uebung und Anstrengung besser würde, von der Seele aber, die schon von Natur edler ist, als der Körper, glauben, sie werde nicht besser, wenn sie gebildet werde und der gebührenden Sorgfalt genieße; ferner, daß sie, während sie sehen, daß Manche Kunstgriffe besitzen zu (der Abrichtung von) den Pferden und Hunden und den meisten Thieren, wodurch sie dieselben theils muthiger, theils zahmer, theils verständiger machen, meinen, für die menschliche Natur habe man kein solches Bildungsmittel erfunden, welches sie zu einer dieser Eigenschaften, wie die Thiere, führen könnte, sondern uns alle zu einem so großen Mißgeschick verdammt haben, daß sie, während sie eingestehen, durch unsern Verstand werde jedes Ding besser und brauchbarer, von uns selbst, die wir diese Einsicht besitzen, durch welche wir Alles werthvoller machen, zu behaupten wagen, wir können einander in der Tüchtigkeit nicht fördern. Das Allerärgste aber ist, daß sie, obgleich sie jedes Jahr bei den Gegenständen, welche öffentlich gezeigt werden, sehen, daß die Löwen zahmer sind gegen ihre Verpfleger, als manche Menschen gegen ihre Wohlthäter, und daß die Bären sich wälzen und ringen und unsre Künste nachmachen, auch daraus nicht einsehen können, welchen Einfluß die Bildung und die Sorgfalt hat, noch daß diese viel schneller auf unsre Natur, als auf die jener Thiere, eine wohlthätige Wirkung haben werde. Daher weiß ich nicht, ob man mit mehr Grund sich über die Zahmheit, welche man den wildesten Thieren angewöhnt, wundern kann, oder über die Wildheit, welche in den Seelen dieser Menschen wohnt.

Man könnte noch mehr darüber sagen; jedoch wenn ich gar zu viel über Das rede, was bei den Meisten ausgemacht ist, so fürchte ich, möchte es scheinen, ich sei in Verlegenheit wegen Dessen, worüber gestritten wird. Ich will also damit aufhören und mich zu Denen wenden, welche das Studium der Beredsamkeit zwar nicht verachten, aber viel bitterer anklagen, und die Schlechtigkeiten Derjenigen, welche sagen, sie seien Sophisten, aber etwas Anderes thun, auf Die übertragen, welche Nichts von Dem, was Diese, treiben. Ich spreche aber nicht über Alle,

welche vorgeben, Andere bilden zu können, sondern über Die, welche mit Recht in diesem Rufe stehen, und ich glaube, deutlich zeigen zu können, daß Die, welche uns anklagen, weit von der Wahrheit abgewichen sind, wenn Ihr meine Rede bis zu Ende anhören möget.

Zuerst also muß man bestimmen, wornach Manche streben und was sie erlangen wollen, wenn sie Unrecht zu thun wagen; denn wenn wir Dieses richtig erfassen, so werdet Ihr besser erkennen, ob die gegen uns vorgebrachten Beschuldigungen wahr oder falsch sind. Ich behaupte nun, daß des Vergnügens, oder des Gewinns, oder der Ehre wegen Alle Alles thun; denn außer Diesem sehe ich keine Begierde in den Menschen erwachen. Wenn sich aber Dies so verhält, so ist noch übrig zu untersuchen, was davon uns zu Theil werden könnte, wenn wir die Jüngeren verderben. Würden wir uns wohl freuen, wenn wir sähen oder erführen, daß sie schlecht seien, und ihren Mitbürgern dafür gelten? Wer ist so gefühllos, den es nicht schmerzte, wenn eine solche Nachrede über ihn geht? Aber auch nicht bewundert würden wir werden, noch große Ehre erlangen, wenn wir unsre Schüler so entließen, sondern weit mehr verachtet und gehaßt würden wir werden, als Die, welche der andern Schlechtigkeiten sich schuldig machen. Und auch wenn wir Dies nicht achteten, nicht einmal viel Geld würden wir bekommen, wenn wir so dem Unterrichte vorständen! Denn ich meine doch, das wenigstens erkennen Alle, daß es für einen Sophisten die schönste und größte Belohnung ist, wenn einige von seinen Schülern brav und rechtschaffen und verständig werden, und bei ihren Mitbürgern in gutem Rufe stehen; denn solche (Schüler) erregen bei Vielen das Verlangen, an seinem Unterrichte Antheil zu nehmen, schlechte aber machen auch Die, welche vorher im Sinne hatten, zu ihm in die Schule zu gehen, abwendig. Wer kann also wohl darin das Bessere verkennen, da ein so großer Unterschied in den Verhältnissen stattfindet?

Vielleicht möchte nun Jemand dagegen zu sagen wagen, viele Menschen halten sich aus Unenthaltsamkeit nicht an die Vernunft, sondern mit Hintansetzung des Nützlichen stürzen sie sich auf die Vergnügungen, und ich gebe zu, daß Viele sowohl von den Andern, als auch von Denen, welche vorgeben, sie seien Sophisten, diesen Charakter haben, aber doch ist auch unter Diesen Keiner so unenthaltsam, daß er wünscht, auch seine Schüler möchten so sein; denn an den Vergnügungen, welche in Folge der Unenthaltsamkeit Jenen zukämen, könnte er keinen Antheil nehmen, von dem (schlechten) Rufe aber, welcher in Folge ihrer Schlechtigkeit entstände, würde er den größten Theil zu genießen haben.

Dann, wen sollten sie verderben und was für Menschen zu Schülern

bekommen? — denn auch Dies verdient, daß man es anführt, — etwa die schon Schlechtgearteten und Bösen? Wer wird, was er vermöge seiner eigenen Naturanlagen versteht, von einem Andern zu lernen suchen? Aber vielleicht die Guten und nach nützlichen Beschäftigungen Begierigen? Aber von Diesen würde auch nicht Einer mit Denen, welche etwas Schlechtes reden oder thun, sich zu besprechen über sich vermögen.

Gerne möchte ich aber auch Das erfahren von Denjenigen, welche gegen uns eingenommen sind, was sie denn von Denen denken, welche aus Sicilien und Pontus und den andern Gegenden zu uns hierher schifften, um sich bilden zu lassen. Meinen sie, weil sie dort Mangel haben an schlechten Menschen, machen sie die Reise hierher? Aber überall wird man einen großen Ueberfluß an Solchen finden, welche Schlechtigkeiten und Frevel mitauszuführen gewillt sind. Aber vielleicht (machen sie die Reise), damit sie Schelme und Sykophanten werden, indem sie viel Geld dafür bezahlen? Aber erstens würden Die, welche so denken, viel lieber das Eigenthum der Andern nehmen, als Andern auch nur das Geringste von dem ihrigen geben; ferner wer möchte für die Schlechtigkeit Geld ausgeben, da es ihm möglich ist, ohne Aufwand schlecht zu sein, sobald er will? Denn nicht zu lernen, sondern nur zu unternehmen braucht man solche Handlungen. Vielmehr ist offenbar, daß sie herschiffen, und Geld ausgeben, und Alles thun, weil sie glauben, sie werden besser werden, und Die, welche hier unterrichten, seien viel verständiger, als Die in ihrer Heimath. Darauf also sollten alle Bürger stolz sein, und Die hochschätzen, welche dem Staate diesen Ruf erwarben. Doch gewisse Leute sind so unbillig, daß sie, obgleich sie wissen, daß die Fremden, welche hierher kommen, und Diejenigen, welche dem Unterrichte vorstehen, nichts Schlechtes treiben, sondern von allen Menschen in der Stadt die harmlosesten sind und sich am ruhigsten verhalten, ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst richten, und ihre Unterhaltungen mit einander haben, ferner daß sie im täglichen Leben am einfachsten und geordnetsten sind, und nicht um die Reden sich bemühen, welche über die Privatstreitigkeiten gesprochen werden, oder Jemand ein Leid zufügen, sondern um die, welche bei allen Menschen geschätzt werden, doch sich erfrechen, über sie zu lästern und zu sagen, sie treiben diese Uebung, damit sie in den Rechtsstreiten gegen das Recht den Sieg erhalten. Und nun wer, der Ungerechtigkeit und Bosheit übt, wird nüchterner als die Andern leben wollen? Wen haben sie, die Dieses sagen, jemals gesehen, der seine Schlechtigkeiten aufschiebt und zusammenspart, und nicht sogleich die natürliche Anlage, welche er besitzt, anwendet?

Aber davon abgesehen, wenn die Stärke in der Beredsamkeit macht,

daß man nach fremdem Eigenthum trachtet, so müßten Alle, welche zu reden vermögen, ränkesüchtige Menschen und falsche Ankläger sein; denn eine Ursache pflegt bei Allen Dasselbe zu bewirken. Nun aber werdet Ihr finden, daß sowohl unter den gegenwärtig lebenden Bürgern, als unter den neuerlich verstorbenen Die, welche die meiste Sorgfalt auf die Beredsamkeit wandten, die besten sind unter Allen, die auf der Rednerbühne auftreten; ferner, daß Die von den Alten, welche die ersten Redner waren und den größten Ruhm erlangten, die Urheber des meisten Guten für den Staat gewesen sind, und zwar von Solon an. Denn als dieser die Leitung des Volkes übernommen hatte, gab er solche Gesetze und ordnete die Angelegenheiten so an, und richtete den Staat so ein, daß auch jetzt noch die von ihm eingeführte Staatsverfassung hochgeschätzt wird; nachher, als Clisthenes aus dem Staate von den Gewaltherrschern vertrieben worden, bewog er durch eine Rede die Amphiktyonen, ihm van den Geldern des Gottes (Apollo in Delphi) zu leihen, führte die Volkspartei zurück, verjagte die Gewaltherrscher, und begründete jene Volksherrschaft, welche die Ursache der größten Wohlthaten für die Griechen wurde; als nach ihm Themistocles Anführer in dem persischen Kriege wurde, rieth er unsern Voraltern, die Stadt zu verlassen, — wer wäre aber im Stande gewesen, sie Dies zu überreden, wenn er nicht durch Beredsamkeit sich sehr auszeichnete? — und brachte ihre Angelegenheiten so empor, daß sie, nur wenige Tage aus ihrer Stadt entwichen, lange Zeit als Gebieter der Griechen dastanden; zuletzt Pericles, der ein guter Volksleiter und ein vorzüglicher Redner war, schmückte die Stadt so mit Tempeln und Kunstwerken und allem Anderen, daß auch jetzt noch Die, welche hierher kommen, sie für würdig halten, nicht nur über die Griechen, sondern auch über die Andern alle zu herrschen, und zudem schaffte er nicht weniger, als zehntausend Talente auf die Burg. Und von diesen Männern, die so Großes ausführten, vernachlässigte keiner die Beredsamkeit, sondern sie widmeten ihr so viel mehr, als die Andern, ihre Aufmerksamkeit, daß Solon einer von den sieben Sophisten (Weisen) genannt wurde, und diesen Beinamen führte, der jetzt verachtet und bei Euch vor Gericht gezogen wird, und Pericles von Zweien Schüler war, von Anaxagoras aus Klazomenä, und von Damon, der in jener Zeit für den verständigsten unter den Sophisten galt. Wodurch also könnte man Euch deutlicher beweisen, daß nicht der Einfluß der Beredsamkeit die Menschen ränkevoll macht? sondern Die, welche einen solchen Charakter haben, wie der Ankläger, sind, denke ich, mit schlechten Reden und Handlungen fortwährend geschäftig.

Ich kann aber auch die Orte namhaft machen, wo Die, welche es

gewillt sind, die Ränkesüchtigen und Diejenigen sehen können, welche die Beschuldigungen treffen, welche sie den Sophisten aufrücken. Auf den von den Behörden aufgestellten Tafeln nämlich müssen nothwendig, und zwar auf den der Thesmotheten beide stehen, sowohl Die, welche an dem Staate unrecht handeln, als die Sykophanten, auf den der Elfmänner aber sowohl die Uebelthäter, als ihre Leiter, auf den der Vierzigmänner aber Die, welche in Privatsachen unrecht handeln und Die, welche ungerecht anklagen. Und hier werdet Ihr finden, daß Dieser und seine Freunde auf vielen eingeschrieben sind, ich aber und Die, welche dieselbe Beschäftigung, wie ich, haben, auf keiner einzigen davon stehen, sondern daß wir unsre eigenen Angelegenheiten so besorgen, daß wir der Rechtsstreite vor Euch nicht bedürfen. Und nun, wie sollten Die, welche weder mit diesen Geschäften sich abgeben, noch unmäßig leben, noch sonst mit einer schändlichen Handlung sich befassen, nicht verdienen, eher gelobt, als vor Gericht gezogen zu werden? Denn es ist einleuchtend, daß wir unsre Schüler Das lehren, was wir eben selbst treiben.

Noch deutlicher werdet Ihr aus Dem, was jetzt gesagt werden soll, erkennen, wie weit wir entfernt sind, die Jüngeren zu verderben. Wenn wir nämlich so Etwas thäten, so wäre es nicht Lysimachus, noch ein Anderer seines Gleichen, der um sie bekümmert würde, sondern die Väter und die Angehörigen unsrer Schüler würdet Ihr aufgebracht und klagend und uns zur Strafe zu ziehen bemüht sehen. Nun aber führen uns Diese ihre Söhne zu, und geben uns Geld, und freuen sich, wenn sie dieselben den ganzen Tag bei uns zubringen sehen; die Sykophanten aber schwärzen uns an und ziehen uns Verlegenheiten zu; und doch, wer sähe lieber, als sie, viele von den Bürgern verdorben und zu schlechten Menschen werden? Denn sie wissen, daß sie unter solchen Leuten Alles vermögen, durch die Guten und Rechtschaffenen und Verständigen aber ihren Untergang finden, wenn sie ergriffen werden. Daher handeln sie klug, wenn sie alle solche Schulen zu vernichten suchen, in welchen sie glauben, daß man besser werde und daher ihren Schlechtigkeiten und Kniffen sich mehr widersetzen werde; Euch aber kommt es zu, das Gegentheil von Diesen zu thun, und diejenigen für die edelsten Beschäftigungen zu halten, welche Ihr sie am meisten anfeinden sehet.

Eine Ungereimtheit ließ ich mir eben zu Schulden kommen; denn es soll gesagt werden, wenn auch Einige mich gar zu veränderlich nennen werden. Kurz vorher nämlich sagte ich, viele gute und rechtschaffene Männer haben sich über das Studium der Beredsamkeit geirrt und seien daher ungünstiger dagegen gestimmt, nun aber habe ich angenommen, die von mir vorgebrachten Gründe seien so deutlich und Allen einleuchtend,

daß ich denke, es werde Niemand seine Wirkung verkennen, noch uns beschuldigen, daß wir unsere Schüler verderben, noch Etwas dergleichen sich haben zu Schulden kommen lassen, was ich ihnen kurz vorher zur Last legte. Aber wenn ich die Wahrheit sagen soll und was mir jetzt vor die Seele tritt, so glaube ich, daß Alle, welche auf mich eifersüchtig sind, obgleich sie danach verlangen, gut zu denken und zu reden, selbst sich darum nicht bemühen, Einige aus Leichtsinn, Andere, weil sie mit ihren Naturanlagen unzufrieden sind, Andere aus andern Gründen, — dieser sind aber sehr viele, — gegen Die jedoch, welche große Sorgfalt darauf verwenden und Das erlangen wollen, wonach sie selbst ein Verlangen haben, eingenommen und neidig sind und sich in einer leidenschaftlichen Seelenstimmung befinden und in einen ähnlichen Gemüthszustand versetzt sind, wie die Liebenden; denn welchen passenderen Vorwurf könnte man ihnen machen, als diesen? ihnen, die zwar Diejenigen glücklich preisen und bewundern, welche mit der Rede gut umzugehen wissen, Diejenigen aber von den Jüngeren tadeln, welche diesen Ruhm erlangen wollen. Und, während es Niemand giebt, der nicht die Götter darum bäte, daß vor Allem er zu reden vermöge, wo nicht, doch seine Kinder und Angehörigen, sagen sie, Die, welche durch Anstrengung und Studium Dasjenige zu bewirken versuchen, was sie selbst von den Göttern zu erhalten wünschen, thun Nichts von Dem, was man sollte, sondern manchmal stellen sie sich, als verlachen sie dieselben als Betrogene und Getäuschte, wenn es ihnen aber einkommt, ändern sie ihre Sprache und reden von ihnen, als könnten sie (durch die Beredsamkeit gegen das Recht) Vortheile erlangen. Und während sie als Rathgeber, wenn über den Staat eine Gefahr kommt, Diejenigen gebrauchen, welche am besten über die Angelegenheiten sprechen, und thun, wozu diese (ihnen) rathen, meinen sie, Die, welche es sich zum Geschäfte machen, sich in solchen Fällen dem Staate brauchbar zu erweisen, lästern zu müssen. Und während sie den Thebanern und den andern Feinden ihre Unwissenheit vorwerfen, schelten sie fortwährend Die, welche auf jede Weise dieser Krankheit auszuweichen suchen. Was aber ein Zeichen nicht nur von Seelenunruhe, sondern auch von Geringschätzung gegen die Götter ist, das ist Folgendes: die Ueberredung nämlich halten sie für eine Göttin, und sehen, daß der Staat ihr jedes Jahr ein Opfer bringt, von Denen aber, welche der Kraft, welche die Göttin besitzt, theilhaftig werden wollen, sagen sie, als ob sie nach etwas Schlechtem verlangten, sie werden verdorben. Das aber ist das Allerärgste, — daß sie, während sie zwar der Seele, als dem Edleren, vor dem Körper den Vorzug geben werden, doch, obgleich sie so denken, Denen, welche den

Körper üben, mehr Beifall schenken, als Denen, welche der Philosophie obliegen. Wie sollte es nun aber nicht unvernünftig sein, Die, welche auf das Geringere ihre Sorgfalt verwenden, mehr zu loben, als Die, welche auf das Edlere (sie verwenden)? und zwar, da doch Alle wissen, daß durch die gute Beschaffenheit des Körpers der Staat nie eine merkwürdige That vollbrachte, durch die Klugheit eines Mannes aber der glücklichste und größte unter den griechischen Staaten wurde.

Noch viel mehr Widersprüche, als diese, könnte Einer zusammenstellen, der jünger, als ich und um den vorliegenden Fall unbekümmert wäre, da sich auch Folgendes über eben diesen Gegenstand sagen läßt. Gesetzt nämlich, wenn Einige große Schätze von ihren Voraltern erhalten hätten und dem Staate damit keinen Nutzen schafften, ihre Mitbürger aber übermüthig behandelten, und die Knaben und Frauen schändeten, würde wohl Jemand Die, welche die Urheber des Reichthums waren, zu tadeln wagen, und nicht vielmehr Die selbst, welche sich vergehen, bestraft wissen wollen? Weiter, wenn Einige die Waffen gebrauchen gelernt hätten, und gegen die Feinde ihre Kunst nicht anwendeten, aber einen Aufstand erregten und viele Bürger umbrächten, oder im Ringen und im Pankratium so gut als möglich unterrichtet wären, und die Wettkämpfe versäumten, Die aber, welche ihnen begegnen, schlügen; wer würde nicht ihre Lehrer loben, Die aber, welche von Dem, was sie gelernt, einen schlechten Gebrauch machen, des Todes schuldig erklären? Man muß also von der Beredsamkeit ebenso denken, wie von dem Andern, und nicht über das Gleiche das entgegengesetzte Urtheil fällen, noch sich einer Sache feind zeigen, die unter Allem, was in der menschlichen Natur liegt, der Grund des meisten Guten ist. Durch das Uebrige nämlich, was wir besitzen, — wie ich Dies schon früher sagte, — zeichnen wir uns vor den andern Geschöpfen nicht aus, sondern stehen vielen in Rücksicht auf Geschwindigkeit und Stärke und die übrigen Eigenschaften nach, weil uns aber (die Gabe) geworden ist, einander zu überreden und uns selbst aufzuklären, worüber wir nur wollen, so haben wir nicht nur aufgehört, nach Art der Thiere zu leben, sondern auch durch Zusammentreten Städte gegründet, und uns Gesetze gegeben, und Künste erfunden, und beinahe Alles, was durch uns mit Klugheit und Kunst zu Stande gebracht wurde, hat uns die Sprache ausführen helfen. Denn sie hat über Das, was gerecht und ungerecht, was edel und schimpflich ist, Gesetze gegeben, Bestimmungen, ohne welche wir nicht im Stande wären, beisammen zu wohnen; mit ihr weisen wir die Schlechten zurecht und preisen die Guten; durch sie unterrichten wir die Unverständigen und erproben die Klugen; denn zu sprechen, wie man

soll, halten wir für das beste Zeichen des richtigen Denkens, und eine wahre und gesetzliche und gerechte Sprache ist ein Spiegel eines guten und treuen Herzens; mit ihr streiten wir über das Zweifelhafte, und untersuchen das Unbekannte; denn dieselben Beweismittel, mit welchen wir Andere beim Reden überzeugen, gebrauchen wir auch beim Ueberlegen, und beredt nennen wir Die, welche vor der Menge sprechen können, für wohlüberlegend aber halten wir Die, welche über die Dinge am besten mit sich selbst sich besprechen. Wenn man kurz über dieses Vermögen sprechen soll, so werden wir finden, daß Nichts, was mit Ueberlegung gethan wird, ohne die Sprache geschieht, sondern daß die Sprache allen Handlungen und Gedanken zu Grunde liegt, und daß Diejenigen sich ihrer am meisten bedienen, welche am meisten Verstand haben. Davon aber hat Lysimachus Nichts bedacht, und Diejenigen anzuklagen gewagt, welche nach einer Sache verlangen, die der Grund von so vielem und so großem Guten ist.

Was soll man sich über ihn wundern, da auch von Denjenigen, welche sich auf die Streitfragen legen, Einige ebenso über die öffentliche und nützliche Beredsamkeit schimpfen, wie die unverständigsten Leute, nicht, weil sie nicht wissen, welche Wirkung sie hat, und daß sie am schnellsten Die, welche sich ihr widmen, fördert, sondern weil sie hoffen, wenn sie diese verlästern, werden sie ihre eigene geehrter machen. Ueber diese Menschen könnte ich zwar vielleicht noch weit bitterer sprechen, als sie über uns, ich glaube aber weder Das thun zu dürfen, daß ich Denen gleich werde, die vom Neide bestochen sind, noch Das, daß ich Diejenigen tadle, welche ihren Schülern zwar Nichts schaden, aber weniger, als Andere, nützen können. Jedoch etwas Weniges will ich von ihnen erwähnen, zumeist weil auch sie es von uns thaten; dann, damit Ihr ihr Wesen deutlicher einsehet, und gegen Jeden von uns so gesinnt seid, wie es recht ist; zudem, damit ich auch Das einleuchtend mache, daß wir, die wir uns mit der Staatsberedsamkeit abgeben, von welchen sie behaupten, wir seien gehässige Menschen, eben viel milder gesinnt sind, als sie; denn sie reden immer etwas Unrechtes über uns, ich aber möchte Nichts dergleichen sagen, sondern werde die Wahrheit über sie vorbringen. Ich glaube nämlich, daß Die, welche in den Streitreden Meister sind, und Die, welche sich mit der Sternkunde und der Größenlehre (Geometrie) und den ähnlichen Wissenschaften beschäftigen, ihren Schülern nicht schaden, sondern nützen, weniger zwar, als sie versprechen, aber mehr, als es den Andern scheint. Die meisten Menschen nämlich haben sich die Ansicht gebildet, diese Wissenschaften seien leeres Geschwätz und nichtswürdiges Gerede; denn keine von ihnen sei weder im Privat- noch

im öffentlichen Leben anwendbar, ja nicht einmal in dem Gedächtniß Derer, welche sie lernten, bleiben sie auch nur einige Zeit, weil sie weder mit dem Leben gleichen Schritt halten, noch im Handeln unterstützen, sondern ganz außer dem (Kreise des) Nothwendigen liegen; ich aber habe weder diese, noch eine weit davon abweichende Meinung darüber, sondern Die, welche glauben, dieser Unterricht sei auf das Handeln nicht anwendbar, scheinen mir richtig zu urtheilen, und Die, welche sie loben, wahr zu reden. Darum aber habe ich diesen mit sich selbst nicht übereinstimmenden Ausspruch gethan, weil auch diese Wissenschaften eine dem Andern, was man uns lehrt, in Nichts gleiche Beschaffenheit haben. Das Andere nämlich kann seiner Natur nach dann erst uns nützen, wenn wir die Kenntniß davon erlangt haben, diese aber bringen Denen, welche sie gründlich verstehen, keinen Vortheil, außer Denjenigen, welche (als Lehrer derselben) davon zu leben sich entschlossen haben, den Lernenden aber sind sie nützlich. Denn, indem sie mit der Ausführlichkeit und Genauigkeit der Sternkunde und Größenlehre sich abgeben und schwer zu lernenden Dingen ihre Aufmerksamkeit zu widmen genöthigt sind, indem sie sich ferner gewöhnen, bei dem Gesagten und Gezeigten zu verweilen und sich anzustrengen, und ihre Gedanken nicht umherschweifen zu lassen, so können sie, daran geübt und geschärft, leichter und schneller die höheren und wichtigeren Dinge fassen und lernen. Philosophie zwar glaube ich nicht, daß man die Studien nennen darf, welche für den Augenblick weder für das Reden, noch für das Handeln Nutzen gewähren, aber eine Uebung des Geistes und Vorbereitung zur Philosophie nenne ich sie doch, und zwar männlichere, als die, welche die Knaben in den Schulen treiben, im Ganzen aber diesen ähnlich; denn auch von diesen (den Knaben) erhalten Die, welche sich mit der Grammatik und der Musik und der übrigen Bildung Mühe geben, keinen Vorschub dadurch, um besser über die Dinge zu sprechen oder zu überlegen, aber gelehriger werden sie, als sie von Natur sind, für die höheren und wichtigeren Wissenschaften. Einige Zeit also mit dieser Bildung sich zu befassen; möchte ich den Jüngeren rathen, jedoch ihren Geist nicht dabei vertrocknen, noch zu den Lehren der alten Sophisten sich verirren zu lassen, von welchen Einige behaupteten, die Zahl der Elemente sei unendlich, Empedokles aber, es seien vier, und darunter Streit und Liebe; Jon, nicht mehr, als drei; Alkmäon, blos zwei; Parmenides und Melissus, eines, Gorgias, gar keines. Denn ich bin der Meinung, solche Spitzfindigkeiten seien den Gaukeleien ähnlich, die Nichts nützen, von den Unverständigen aber angestaunt werden, und Die, welche etwas Ersprießliches thun

wollen, müssen die unnützen Reden und die in keiner Beziehung auf das Leben stehenden Handlungen aus allen ihren Studien verbannen.

Darüber nun genügt mir für jetzt, Dieses gesprochen und gerathen zu haben, was aber die Weisheit und die Liebe zur Weisheit (Philosophie) betrifft, so würde es zwar für Die, welche über Anderes vor Gericht sprechen, nicht passen, über diese Namen zu reden, denn sie sind allen Rechtsgeschäften fremd; mir aber, da ich wegen dergleichen vor Gericht stehe, und behaupte, die von Einigen sogenannte Philosophie sei es nicht, ziemt es, die mit Recht dafür geltende zu bestimmen und Euch zu erklären. Ich habe aber eine ganz einfache Ansicht davon. Da es nämlich nicht in dem Wesen der Menschen liegt, eine Wissenschaft zu erlangen, durch deren Besitz wir wissen könnten, was von Allem, das uns vorliegt, man thun oder sagen müsse, so halte ich Die für Weise, welche in ihren Urtheilen meistens das Beste zu treffen vermögen, für (Philosophen) Liebhaber der Weisheit aber Die, welche sich mit Dem beschäftigen, wodurch sie am schnellsten eine solche Einsicht erlangen können. Welche Beschäftigungen aber diese Wirkung haben, kann ich zwar sagen, nehme aber Anstand, es auszusprechen; denn es ist so sonderbar und so abweichend von der Meinung der Andern, daß ich fürchte Ihr möchtet, wenn Ihr den Anfang davon gehört habt, mit Lärm und Geschrei den ganzen Gerichtssaal erfüllen. Dennoch aber, obgleich ich Dies besorge, will ich es wagen, darüber zu sprechen; denn ich schäme, mich, wenn Einige von mir glauben würden, aus Furcht für mein Alter und noch kurzes Leben gebe ich die Wahrheit preis. Ich bitte Euch aber, mir nicht solchen Wahnsinn voraus Schuld zu geben, als hätte ich bei diesem Prozesse mich entschlossen, Aeußerungen zu thun, die auch Euren Ansichten widersprechen, wenn ich nicht glaubte, sie seien dem Vorhergesagten entsprechend, und dächte, wahre und deutliche Beweise dafür zu haben. Ich glaube, eine solche Kunst, welche Denen, die von Natur eine geringe Anlage zur Tugend haben, Tugend und Gerechtigkeit einpflanzen könnte, habe es weder früher, noch jetzt gegeben, und Die, welche in dieser Beziehung Versprechungen machen, werden ermüden und aufhören, so albern zu reden, ehe ein solcher Unterricht erfunden wird, jedoch werden sie besser und vorzüglicher werden, als sie von Natur sind, wenn sie ihre Ehre darin suchen, gut zu reden, und ihre Zuhörer überzeugen zu können sich bestreben, und zudem nach den Vortheilen trachten, nicht denen, welche von den Unvernünftigen dafür gehalten werden, sondern denen, welche in Wahrheit dieses Wesen haben (es in Wahrheit sind). Und daß Dieses eine solche natürliche Kraft besitzt, glaube ich schnell zeigen zu können. Erstens nämlich, wer sich entschließt, Reden

zu halten oder zu schreiben, welche Lob und Ehre verdienen, kann unmöglich ungerechte und geringfügige und Privatstreitigkeiten betreffende Gegenstände wählen, sondern wichtige und schöne und menschenfreundliche und auf die öffentlichen Angelegenheiten bezügliche; denn wenn er keine solche erfindet, wird er nichts Gehöriges ausrichten; dann wird er unter den auf den Gegenstand sich beziehenden Dingen die angemessensten und zuträglichsten auswählen; Der aber, welcher sich gewöhnt, solche zu betrachten und zu untersuchen, wird nicht nur bei der gerade vorliegenden Rede, sondern auch bei den andern Geschäften diese nämliche Fertigkeit haben. Und so wird Denen, welche Liebe zur Weisheit besitzen und in der Beredsamkeit ihre Ehre suchen, beides zu Theil werden, daß sie gut reden und verständig sind. Und gewiß wird Derjenige, welcher Andere überreden will, auch die Tugend nicht hintansetzen, sondern darauf am meisten seine Aufmerksamkeit richten, daß er einen so guten Ruf, als möglich, bei seinen Mitbürgern erhalte. Denn wer weiß nicht, daß diejenigen Reden wahrer zu sein scheinen, die von Denen gesprochen werden, welche gut angeschrieben sind, als die von Denen, welche verschrien sind, und daß die Beweisgründe größere Kraft besitzen, welche durch das Leben gegeben, als die, welche von der Rede geliefert werden? Daher je heftiger Einer seine Zuhörer zu überzeugen wünscht, desto mehr wird er sich üben, ein braver und rechtschaffener Mann zu sein und bei den Bürgern in gutem Rufe zu stehen. Und Niemand von Euch glaube, die Andern alle erkennen zwar, wie großen Einfluß auf das Ueberreden es habe, daß man Denen, welche entscheiden, gefalle, Die aber, welche sich mit der Beredsamkeit beschäftigen, kennen allein nicht die Macht des Wohlwollens; denn viel genauer, als die Andern, wissen sie nicht nur Dies, sondern auch außerdem, daß das Wahrscheinliche und die Beweise und die ganze Gattung der Ueberzeugungsmittel nur dem Theile (der Rede) von Nutzen ist, für welchen jedes derselben eben vorgebracht wird, Das aber, daß man für einen braven und rechtschaffenen Mann gilt, nicht nur die Rede glaubhafter, sondern auch die Handlungen Dessen, der diesen Ruf besitzt, geehrter zu machen pflegt; und darum müssen sich die Vernünftigen mehr bemühen, als um alles Andere.

Was nun den Punkt von der Uebervortheilung Anderer betrifft, welcher der gehässigste unter den genannten war, so hat, wenn Jemand annimmt, Die, welche rauben oder betrügen oder etwas Böses thun, haben Vortheile, Dieser nicht richtig geurtheilt; denn Niemand ist in seinem ganzen Leben mehr im Nachtheile, als sie, und kommt in häufigere Verlegenheiten, und führt ein schimpflicheres Leben, und ist überhaupt eben unglücklicher; vielmehr muß man dafür halten, jetzt erhalten

Vortheile, und glauben, künftig werden Vortheile haben von Seiten der Götter die Frömmsten und Die, welche in ihrer Verehrung am sorgfältigsten sind, und von Seiten der Menschen Die, welche mit denjenigen, mit denen sie leben und im Staate sich befinden, am besten stehen, und Die, welche selbst für die besten gelten.

Und dies verhält sich nicht nur in Wahrheit so, sondern es frommt auch, darüber auf diese Art zu sprechen, da jetzt Vieles in dem Staate so verkehrt und verwirrt ist, daß nicht einmal die Worte Einige in ihrer natürlichen Bedeutung gebrauchen, sondern von den edelsten Dingen auf die elendesten Beschäftigungen übertragen. Die Possenreißer und Spottvögel und Nachäffer nennt man talentvoll, da doch diese Benennung Die erhalten sollten, welche die beste Anlage zur Tugend haben; Diejenigen, welche Kniffe und Bosheiten ausüben, und wenig damit erreichen, aber sich einen schlechten Ruf machen, glaubt man, erhalten Vortheile, und nicht die Frömmsten und Gerechtesten, welche im Guten und nicht im Schlechten überlegen sind; Diejenigen, welche das Nothwendige versäumen, die Abenteuerlichkeiten der alten Sophisten aber bewundern, nennt man Philosophen, und achtet Die nicht, welche solche Dinge lernen und treiben, wodurch sie ihr eigenes Hauswesen und die öffentlichen Staatsangelegenheiten gut verwalten können, Dinge, um deren willen man doch sich anstrengen und den Wissenschaften obliegen und Alles thun muß. Und von diesen Männern haltet Ihr schon geraume Zeit die Jüngeren zurück, und schenket den Reden Derjenigen Gehör, welche eine solche Bildung anschwärzen. Denn Ihr habt wirklich gemacht, daß die ordentlichsten unter ihnen bei Trinkgelagen und Schmausereien und Vergnügungen und Spielen ihre Jugend hinbringen, indem Ihr versäumtet, Euch darum zu bemühen, daß sie besser werden; Die aber, welche schlechter geartet sind, in solchen Ausschweifungen ganze Tage zubringen, wie es früher nicht einmal ein ordentlicher Sklave wagte; denn Einige von ihnen verkühlen Wein bei dem Neunbrunnen, Andere trinken in den Schenken, Andere würfeln in den Spielhäusern, Viele halten sich in den Schulen der Flötenspielerinnen auf. Und während Die, welche sie dazu verleiten, noch keiner von Denen, welche für dieses Alter zu sorgen behaupten, jemals vor Euch belangte, machen sie uns ein böses Spiel, denen man billig, wenn auch für sonst Nichts, wenigstens dafür Dank wissen sollte, daß wir unsre Schüler von einer solchen Lebensweise abhalten. So übelgesinnt aber ist die Sippschaft der Sykophanten gegen Alle, daß sie Diejenigen, welche um zwanzig und um dreißig Minen Dirnen kaufen, die ihnen auch ihr übriges Vermögen werden durchbringen helfen, nicht nur nicht tadeln, sondern sogar über

ihre Ausschweifungen sich mitfreuen, von Denjenigen aber, welche auf ihre Tugend nur eine Kleinigkeit verwenden, sagen, sie werden verdorben. Wem könnte man aber mit weniger Recht diesen Vorwurf machen, als ihnen, welche die Vergnügungen verschmähten, so lange sie in dieser Blüthezeit standen, in welcher die Meisten ihres Alters die größte Begierde danach haben? und welche, da es ihnen möglich war, dem Vergnügen nachzuhängen, ohne Etwas aufzuwenden, sich entschlossen, sich anzustrengen, indem sie Geld dafür bezahlen, und, kaum aus dem Knabenalter ausgetreten, schon verstanden, was Manche von den Aelteren nicht wissen, daß Der, welcher seine Jugend richtig und geziemend einrichtet und einen guten Anfang seines Lebens macht, eher für sich, als für das Seinige Sorge tragen soll, und nicht danach gelüsten und streben, über Andre zu herrschen, ehe er einen Regenten für seine Seele gefunden hat, und nicht so sehr sich freuen und stolz sein wegen der andern Güter, wie wegen derjenigen, welche durch die Bildung in die Seele kommen? Und nun, wie sollte man Die, welche solchen Ueberlegungen gefolgt sind, nicht viel mehr loben, als tadeln, und für die besten und vernünftigsten unter ihren Altersgenossen halten?

Ich muß mich aber über Alle wundern, welche Diejenigen, die von Natur die Fertigkeit zu reden besitzen, glücklich preisen, als sei ihnen eine gute und schöne Gabe zugefallen, Diejenigen aber, welche sie sich erwerben wollen, schelten, als verlangten sie nach einer unrechten und schlechten Wissenschaft. Was ist nun aber von Allem, das von Natur gut ist, wenn es durch Studium zu Stande gebracht wird, unrecht oder schlecht? Denn wir werden Nichts der Art finden, sondern in allen andern Dingen loben wir Diejenigen, welche durch eigene Anstrengung etwas Gutes sich zu erwerben vermögen, mehr, als Die, welche es von ihren Voraltern erhielten, natürlich; denn es frommt sowohl bei allen andern Dingen, als bei der Beredsamkeit, daß nicht die zufälligen Vorzüge, sondern das sorgfältige Studium Ruhm erlange. Diejenigen nämlich, welche von der Natur und dem Zufalle die Fertigkeit zu reden erhielten, sehen nicht auf das Beste, sondern wie es sich eben trifft, so pflegen sie ihre Beredsamkeit anzuwenden, Diejenigen aber, welche durch wissenschaftliches Studium und Nachdenken diese Fähigkeit erlangten, indem sie nichts unüberlegt sagen, fehlen weniger in Rücksicht auf die Sachen. Daher ziemt es Allen, zu wünschen, daß Deren viele seien, welche durch Unterricht stark im Reden werden, besonders aber Euch; denn Ihr selbst übertreffet die Andern und zeichnet Euch aus, nicht durch sorgfältige Uebung im Kriegswesen, noch weil Ihr Euern Staat am besten verwaltet, und die Gesetze am meisten beobachtet, welche Euch

die Vorältern hinterlassen haben, sondern durch Das, wodurch sich die Natur der Menschen vor den andern lebenden Wesen auszeichnet, und der griechische Stamm vor den Barbaren, dadurch, daß Ihr in Rücksicht auf Erkenntniß und Beredsamkeit besser gebildet seid, als die Andern. Daher wäre es das Schlimmste unter Allem, was sich begeben kann, wenn Ihr über Die, welche wünschen, sich vor ihren Altersgenossen durch eben Das auszuzeichnen, wodurch Ihr vor Allen, beschlösset, sie werden verdorben, und Die, welche sich mit dieser Bildung abgeben, worin Ihr die Vorgänger gewesen seid, in Unglück brächtet.

Denn auch Das darf Euch nicht entgehen, daß unsre Stadt für die Lehrerin Aller, welche zu reden und zu unterrichten vermögen, gilt, und mit Recht; denn sie sehen, daß sie die größten Kampfpreise aussetzt für Die, welche diese Fertigkeit besitzen, und die meisten und mannigfaltigsten Uebungen darbietet für Die, welche einen Wettkampf zu unternehmen sich entschlossen haben, und sich in solchen (Fertigkeiten) üben wollen; ferner, daß Alle die Erfahrung, welche am meisten die Fertigkeit im Reden bewirkt, hier bekommen; außerdem meinen sie, die Allgemeinheit und Regelmäßigkeit unserer Sprache, und unsere sonstige Feinheit und Lebhaftigkeit im Sprechen, trage nicht wenig zur Bildung in der Beredsamkeit bei, so daß sie nicht mit Unrecht annehmen, Alle, welche im Reden stark sind, seien Schüler unserer Stadt. Ich fürchte also, es möchte ganz lächerlich herauskommen, über diesen Ruhm ein ungünstiges Urtheil zu fällen, welchen Ihr bei den Griechen in weit höherem Grade besitzet, als ich bei Euch; denn Ihr werdet nur Euch selbst dieses Unrechts beschuldigen, und etwas Aehnliches thun, wie wenn die Lacedämonier Die, welche sich im Kriegswesen üben, zu strafen sich beigehen ließen, oder die Thessalier Die, welche sich im Reiten üben, zur Strafe ziehen wollten. Deßwegen müßt Ihr Euch hüten, daß Ihr nicht gegen Euch selbst auf diese Art Euch verfehlet, und nicht die Reden Derjenigen glaubwürdiger machet, welche den Staat anklagen, als die Derjenigen, welche ihn loben.

Ich denke aber, es ist Euch nicht unbekannt, daß die einen von den Griechen feindlich gegen Euch gestimmt sind, die andern so sehr als möglich Euch lieben und die Hoffnung ihrer Rettung auf Euch setzen. Und Diese sagen, Dies (Athen) allein sei eine Stadt, die andern aber Dörfer, und mit Recht werde es die Hauptstadt Griechenlands genannt, sowohl wegen seiner Größe, als wegen der Vortheile, welche von hier aus den Andern zukommen, und vorzüglich wegen des Charakters seiner Bewohner; denn Keine seien sanfter und mehr entgegenkommend, und es gebe Keine, mit denen man in engerer Verbindung sein ganzes Leben

hinbringen möchte; und so ganz außerordentliche Redensarten gebrauchen sie, daß sie keinen Anstand nehmen, zu sagen, sie möchten lieber von einem Athener sich Schaden zufügen, als von der Wildheit der Andern Gutes erzeigen lassen: Jene aber spotten hierüber, und indem sie die Feindseligkeiten und Ränke der Sykophanten aufzählen, klagen sie die ganze Stadt als ungesellig und unhold an. Die Sache vernünftiger Richter also ist es, Diejenigen, welche an solchen Reden Schuld sind, zu tödten, weil sie dem Staate großen Schimpf zuziehen, Diejenigen aber, welche zu den ihm ertheilten Lobsprüchen Etwas beitragen, mehr zu ehren, als die Wettkämpfer, welche in den Wettkämpfen, bei denen Kränze ausgetheilt werden, den Sieg davon tragen; denn sie erwerben dem Staate weit herrlicheren und würdigeren Ruhm. In den körperlichen Wettkämpfen nämlich haben wir viele Nebenbuhler, in der (geistigen) Bildung aber werden wohl Alle uns den ersten Rang zuerkennen. Wer aber auch nur ein wenig denken kann, muß Diejenigen, welche sich in solchen Dingen auszeichnen, wodurch der Staat berühmt ist, offenbar ehren und nicht feindselig gegen sie sich beweisen, noch das Gegentheil von den andern Griechen über sie urtheilen. Daran aber war Euch nie Etwas gelegen, sondern so sehr habt Ihr Euern Vortheil verkannt, daß Ihr Die lieber habt, um deren willen Ihr in schlechtem Rufe stehet, als Die, um deren willen Ihr gelobt werdet, und Die für größere Volksfreunde haltet, welche Schuld daran sind, daß der Staat von Vielen gehaßt wird, als Die, welche gemacht haben, daß Alle, denen sie nahe gekommen, wohlgesinnt gegen ihn sind. Wenn Ihr also vernünftig seid, so werdet Ihr von dieser Verkehrtheit ablassen, und nicht, wie gegenwärtig, theils ungünstig, theils geringschätzig von den wissenschaftlichen Studien denken, sondern glauben, daß die schönste und edelste Beschäftigung die sorgfältige Bildung der Seele ist, und Diejenigen von den Jüngeren, welche ein hinlängliches Auskommen besitzen, und in Muße leben können, zu der Bildung und der Uebung darin aufmuntern, und Die, welche sich anstrengen und dem Staate nützlich machen mögen, hoch schätzen, Die aber, welche ein verworfenes Leben führen, und sich um nichts Anderes bekümmern, als wie sie in Ausschweifungen das hinterlassene Erbe genießen können, — Diese werdet Ihr verabscheuen und für Verräther halten, sowohl an dem Staate als an dem Ruhme der Voraltern; denn kaum werden, wenn sie Euch so gegen diese beiden Gattungen von ihnen gesinnt sehen, die Jüngeren mit Hintansetzung des Leichtsinnes auf sich selbst und auf die Philosophie ihre Aufmerksamkeit richten. Erinnert Euch an die Erhabenheit und Größe der von dem Staate und den Voraltern ausgeführten Thaten, und überdenket bei Euch und überleget, was für

ein Mann Der war, und wie er es geworden, und auf welche Weise gebildet, welcher die Gewaltherrscher verjagte, und die Volkspartei zurückführte, und die Volksherrschaft begründete (Klisthenes), was für ein Mann Der, welcher die Barbaren bei Marathon in einer Schlacht besiegte, und den daraus erwachsenen Ruhm dem Staate erwarb (Miltiades), wie Der war, welcher nach Diesem die Griechen befreite und die Vorältern zu der Oberanführung und zu der Obermacht, welche sie besaßen, emporhob, ferner die Natur des Piräeus erkannte und eine Mauer gegen den Willen der Lacedämonier um die Stadt aufführte (Themistokles), wie Der, welcher nach ihm die (Schatzkammer auf der) Burg mit Silber und Gold anfüllte und die Privathäuser voll Glück und Reichthum machte (Pericles). Ihr werdet finden, wenn Ihr jeden von ihnen prüft, daß nicht Die, welche nach Art der Sykophanten und in den Tag hinein gelebt haben, noch Die, welche dem großen Haufen gleichen, diese Thaten vollbracht haben, sondern daß Die, welche sich auszeichneten und hervorragten nicht blos durch edle Geburt und Ruhm, sondern auch durch Verstand und Beredsamkeit, die Urheber von allem Guten gewesen sind. Dies müßt Ihr beherzigen und für die Menge darauf bedacht sein, daß Jeder in den Streitigkeiten über Privatangelegenheiten sein Recht erhalte und an den andern allgemeinen Gütern seinen Antheil bekomme, Die aber, welche durch Talente und Studien sich auszeichnen, und Die, welche so zu werden wünschen, müßt Ihr hochschätzen und ehren und achten, da Ihr wisset, daß die Möglichkeit, mit edlen und großen Thaten voranzugehen, und die Staaten aus Gefahren retten zu können, und die Volksherrschaft zu erhalten, bei solchen Menschen sich findet, nicht aber bei den Sykophanten.

Da mir aber Vieles zu sagen sich darbietet, so bin ich in Verlegenheit, wie ich es anbringen soll; denn es dünkt mich, an und für sich würde Jedes, was ich in Gedanken habe, wenn es gesagt würde, passend erscheinen, wenn aber Alles jetzt gesprochen würde, mir und den Zuhörern große Belästigung verursachen, wie ich auch wegen des schon Gesagten fürchte, es möchte ihm eben wegen seines Umfangs ein solches Schicksal zu Theil geworden sein. Wir sind nämlich alle so unersättlich im Reden, daß wir, während wir die Beobachtung des Schicklichen loben und sagen, es gebe Nichts, das ihm gleichkomme, (doch) wenn wir meinen, wir haben Etwas zu sagen, unbekümmert um das Maßhalten, nach und nach, indem wir immer noch Etwas hinzusetzen, durch uns selbst in die äußerste Vernachlässigung des Schicklichen gerathen; denn auch ich, obgleich ich Dieses sage und einsehe, will doch noch weiter zu Euch reden.

Es erregt nämlich meinen Unwillen, wenn ich sehe, daß es dem Unwesen der Sykophanten besser geht, als dem Studium der Wissenschaften, und daß Jene anklagen, diese verurtheilt werden. Denn wer von den Alten hätte erwartet, daß Dies geschehen werde, zumal bei Euch, die Ihr Euch auf die Weisheit mehr einbildet, als die Andern? Zur Zeit unsrer Voraltern also war es nicht so, sondern die sogenannten Sophisten (Weisen) bewunderten sie, und ihre Schüler schätzten sie hoch; die Sykophanten aber hielten sie für Urheber der meisten Uebel. Der beste Beweis ist Folgendes: den Solon nämlich, welcher zuerst unter den Bürgern diesen Beinamen (Sophist) erhielt, würdigten sie, Vorsteher des Staats zu sein, über die Sykophanten aber gaben sie strengere Gesetze, als über die andern Missethaten. Denn für die größten Frevel ordneten sie die Aburtheilung bei einem von den Gerichtshöfen an, bei Diesen aber die Schriftklage vor den Thesmotheten, die Eisangelie vor dem Rathe, die Probole vor dem Volke, weil sie glaubten, Die, welche dieses Gewerbe treiben, überbieten alle Schlechtigkeiten; denn die Andern suchen doch wenigstens bei ihren Uebelthaten verborgen zu bleiben, Diese aber zeigen vor allen Leuten ihre Rohheit und ihren Menschenhaß und ihre Feindseligkeit.

Sie also dachten so von diesen Menschen; Ihr aber seid so weit entfernt, sie zu strafen, daß Ihr sie als Ankläger und Gesetzgeber gegen die Andern gebraucht, und doch sollte man sie jetzt mehr hassen, als zu jener Zeit. Damals nämlich schadeten sie nur in den gewöhnlichen und in den im Staate vorkommenden Angelegenheiten ihren Mitbürgern, als aber, nachdem der Staat sich gehoben und die Herrschaft erlangt hatte, unsre Väter dreister wurden, als es zuträglich war, und den braven und rechtschaffenen Männern, welche den Staat groß gemacht hatten, wegen ihrer Macht gram waren, und nach schlechten und von Verwegenheit erfüllten Menschen verlangten, weil sie glaubten, durch ihre Kühnheit und Rücksichtslosigkeit werden sie im Stande sein, die Volksherrschaft zu erhalten, wegen der Niedrigkeit ihres ursprünglichen Zustandes aber werden sie nicht nach hohen Dingen trachten und keine andre Staatsverfassung begehren, — was von allem Unglück traf nicht in Folge dieser Veränderung den Staat, welches von den größten Uebeln verübten nicht Die, welche dieses Wesen besitzen, fortwährend in Wort und That? Haben sie nicht den angesehensten Bürgern und die am meisten vermochten dem Staate etwas Gutes zu thun, Vorliebe für die Herrschaft Weniger und für die Lacedämonier vorzuwerfen nicht eher aufgehört, bis sie dieselben genöthigt hatten, die ihnen gemachten Beschuldigungen wirklich zu machen; die Bundesgenossen aber durch

Mißhandlungen und Chikanen und Vertreibung der Besten aus ihren Besitzungen dahin gebracht, daß sie von uns abfielen und nach der Freundschaft und Bundesgenossenschaft der Lacedämonier trachteten? Dadurch in einen Krieg verwickelt, sahen wir viele Bürger theils umkommen, theils in die Gewalt der Feinde gerathen, theils in Mangel an dem (zum Leben) Nothwendigen versinken, ferner die Volksherrschaft zweimal aufheben, und die Mauern unsrer Vaterstadt niederreißen, und was das Aergste ist, den ganzen Staat in Gefahr der Sklaverei schweben, und die Feinde unsre Burg bewohnen.

Doch ich merke, obgleich ich von meinem Eifer wider Willen fortgerissen werde, daß die mir zugemessene Zeit zu Ende geht, und daß ich auf Gegenstände, über die man Tage lang sprechen könnte, und auf Klagen gekommen bin. Ich will also die Menge der Unfälle, welche durch diese Menschen herbeigeführt wurden, übergehen, und den Schwall Dessen, was sich über ihr Sykophantenunwesen sagen ließe, zurückweisen, nur noch ganz Weniges erwähnen und dann meine Rede schließen.

Die andern Angeklagten sehe ich, wenn sie am Ende ihrer Vertheidigung sind, um Hülfe flehen, bitten, ihre Kinder, ihre Freunde neben sich treten lassen; ich aber glaube, daß für Leute meines Alters dergleichen Dinge sich nicht schicken, und außer dem, daß ich so denke, würde ich mich schämen, wenn ich etwas Anderem meine Freisprechung zu danken hätte, als der vorher vorgetragenen Rede. Denn ich weiß, daß ich so ganz, wie es vor Göttern und Menschen recht ist, damit verfahren bin in Beziehung auf den Staat und die Voreltern, und besonders auf die Götter, daß ich glaube, wenn sie irgend um die menschlichen Angelegenheiten sich bekümmern, es werde auch von Dem, was jetzt mit mir geschieht, Nichts ihnen unbekannt sein. Daher fürchte ich mich nicht vor Dem, was ich von Euch jetzt werde zu erwarten haben, sondern bin getrost und habe große Hoffnung, daß dann mein Lebensende kommen werde, wenn es für uns zuträglich sein wird, und schließe es daraus, weil ich auch in der Vergangenheit bis auf diesen Tag so gelebt habe, wie es den frommen und gottgeliebten Menschen ziemt. In der Voraussetzung also, daß ich so denke, und glaube, was Ihr beschließet, werde mir gut und nützlich sein, gebe Jeder von Euch seine Stimme so, wie es ihm gefällt und beliebt.

Isäus' Rede über die Erbschaft des Astyphilus.

Deutsch von G. F. Schömann.

Astyphilus, Ihr Männer, von dem die Erbschaft herrührt, war mein Halbbruder von mütterlicher Seite. Er starb im Auslande auf dem Feldzuge nach Mitylene, und ich werde versuchen, Euch zu beweisen, was ich in einem Eide angegeben habe, daß er weder einen Sohn adoptirt, noch das Seinige Einem vermacht, noch ein Testament hinterlassen habe, und Niemand anders auf das Vermögen des Astyphilus Anspruch machen kann, als ich. Es ist nämlich mein Gegner Kleon ein Vetter des Astyphilus von väterlicher Seite, sein Sohn demnach, den er Jenem als Adoptivsohn einsetzen will, nur im fünften Grade mit dem Verstorbenen verwandt. Kleon's Vater aber war durch Adoption in eine andere Familie übergegangen, und meine Gegner sind noch jetzt in dieser Familie, so daß sie dem Gesetze nach gar nicht mehr als Verwandte des Astyphilus anzusehen sind. Weil sie also in dieser Rücksicht keine Ansprüche machen konnten, so haben sie ein falsches Testament geschmiedet, was ich denke beweisen zu können, und versuchen nun dadurch mir das Vermögen meines Bruders zu entziehen. Und so fest war Kleon sowohl früher, als auch jetzt noch der Meinung, daß kein Anderer als er die Erbschaft bekommen würde, daß er, sobald die Nachricht von dem Tode des Astyphilus angekommen war, da mein Vater krank lag, ich aber mich nicht hier im Lande, sondern beim Heere befand, sogleich zur Besitznahme des Landgutes schritt, und was Jener sonst noch hinterlassen hatte, Alles für seines Sohnes Eigenthum erklärte, bevor Ihr darüber entschieden hattet. Als nachher die Gebeine meines Bruders hierher gebracht waren, so bekümmerte der vorgeblich schon längst adoptirte Sohn sich weder um die Ausstellung, noch um die Bestattung, sondern die Freunde und Kriegskameraden des Astyphilus, da sie sahen, daß mein Vater krank, ich aber abwesend sei, nahmen für sich allein die Ausstellung vor, und besorgten die andern Gebräuche, und führten meinen kranken Vater zu dem Grabe, überzeugt, daß er dem Astyphilus willkommen sein würde. Hierfür will ich Euch die Freunde des Verstorbenen, die dabei waren, selbst als Zeugen aufstellen.

(Zeugen.)

Daß Kleon den Astyphilus nicht begraben habe, wird er selbst nicht leugnen; auch ist es Euch durch die Aussagen der Zeugen bewiesen

worden. Als ich aber nach Hause gekommen war, und erfuhr, daß Jene die Einkünfte von dem Nachlaß des Astyphilus bezögen, und Kleon's Sohn von dem Verstorbenen an Kindes Statt angenommen, auch eine Verfügung darüber bei Hierokles aus Hephästia niedergelegt sein sollte, so ging ich augenblicklich, sobald ich Dies behaupten hörte, zu Hierokles, von dem ich zwar wußte, daß er der vertrauteste Freund des Kleon sei, doch aber nicht erwartete, daß er den Astyphilus nach seinem Tode belügen würde, um so weniger, da er mein und des Verstorbenen Oheim war. Dennoch, Ihr Männer, nahm Hierokles hierauf nicht die geringste Rücksicht, sondern antwortete mir auf mein Befragen, daß sich das Testament in seinen Händen befinde, und daß er es von Astyphilus bekommen habe, als Dieser im Begriff gewesen sei, sich nach Mitylene einzuschiffen. Daß er Dies gesagt habe, darüber lies mir dieses Zeugniß vor.

(Zeugniß.)

Weil nun, Ihr Männer, keiner von den Verwandten bei dem Tode meines Bruders zugegen gewesen ist, auch ich selbst noch nicht wieder im Lande war, als seine Gebeine hierher gebracht wurden, so bin ich genöthigt, aus den eigenen Angaben meiner Gegner den Beweis zu führen, daß das Testament, welches er gemacht haben soll, untergeschoben sei. Es ist nämlich doch wohl anzunehmen, daß er nicht blos gewünscht habe, einen Adoptivsohn zu hinterlassen, sondern daß er auch darauf Bedacht genommen haben würde, daß seine Verfügung so rechtsbeständig als möglich sein, und der von ihm Adoptirte das Vermögen bekommen und zu den väterlichen Altären gehen, und ihm, wenn er todt wäre, so wie auch seinen Vorfahren die heiligen Gebräuche verrichten möchte; auch daß er wohl gewußt habe, dies Alles würde dann am sichersten erfolgen, wann er sein Testament nicht ohne Zuziehung seiner Angehörigen machte, sondern zunächst seine Verwandten, sodann Phratoren und Demoten, außerdem von seinen andern Freunden so viele als möglich dazu zöge; denn dann müßten eines jeden Andern Ansprüche, möchten sie sich nun auf Verwandtschaft, oder auf ein Vermächtniß stützen, leicht als unbegründet abgewehrt werden können. Nun aber hat Astyphilus bei der Abfassung des vorgeblichen Testaments erweislich von diesem Allem nichts gethan, und keinen von seinen Freunden dazu gezogen, wo nicht etwa sich Einer von den Gegnern hat bereden lassen, auszusagen, daß er dabei gewesen sei. Ich will sie Euch aber Alle als Zeugen aufstellen.

(Zeugen.)

Vielleicht aber entgegnet Kleon, Ihr dürfet Diese gar nicht als Zeugen gelten lassen, da sie nur aussagen, sie wissen Nichts davon, daß

Astyphilus ein Testament gemacht habe. Ich aber bin der Meinung, daß, da über ein Testament und über eine Adoption, die Astyphilus angeordnet haben soll, gestritten wird, das Zeugniß der Anverwandten, welche bezeugen, bei einer so wichtigen Handlung nicht zugegen gewesen zu sein, von weit größerem Gewichte für uns sei, als die Aussage von ganz fremden Leuten, welche behaupten, dabei gewesen zu sein. — Auch Kleon selbst, Ihr Männer, wenn er nicht einfältig scheinen wollte, mußte, als Astyphilus Jenen zum Sohn annahm und das Testament machte, alle Verwandte, von denen er wußte, daß sie daheim wären, und wer sonst nur irgend zu den Bekannten des Astyphilus gehörte, dazu rufen. Denn hindern hätte Diesen ja Keiner gekonnt, das Seinige zu vermachen, wem er wollte; für Kleon aber hätte der Umstand ein gewichtiges Zeugniß abgegeben, wenn das Testament nicht heimlich gemacht worden wäre. Sodann, Ihr Männer, wenn Astyphilus es Niemand wissen lassen wollte, daß er den Sohn des Kleonymus adoptirte und ein Testament hinterließe, so müßte in dem Testament auch kein Anderer als Zeuge aufgeführt sein; wenn er nun aber offenbar vor Zeugen testirt haben soll, aber nicht in Gegenwart solcher, mit denen er am meisten in Verbindung stand, sondern der Ersten Besten, wie ist denn denkbar, daß das Testament ächt sei? Niemand, denk' ich, wenn er einen Sohn adoptirt, wird Andere dazu einladen wollen, als Diejenigen, mit welchen künftig der Adoptivsohn an seiner Statt Heiliges und Weltliches gemein haben will. Auch darf sich Niemand schämen, bei einem solchen Testamente möglichst viele Zeugen zu berufen, da ja das Gesetz gestattet, das Seinige zu vermachen, wem man wolle.

Auch den Zeitpunkt, Ihr Männer, in welchem, nach der Angabe der Gegner, Astyphilus das Testament gemacht hat, müßt Ihr bei der Beurtheilung desselben in Betrachtung ziehen. Sie behaupten nämlich, er habe es damals gemacht, als er im Begriff gewesen sei, sich nach Mitylene einzuschiffen. Offenbar muß nach diesem Vorgeben Astyphilus die Zukunft vorher gewußt haben. Denn in frühern Zeiten machte er für's Erste den Feldzug nach Korinth mit, ferner den nach Thessalien, dazu den ganzen Thebanischen Krieg; und wohin er sonst hörte, daß Truppen gesandt würden, zog er als Lochage mit. Vor keinem einzigen dieser Feldzüge hat er ein Testament zurückgelassen; der Zug nach Mitylene aber war sein letzter, auf dem er auch gestorben ist. Wem von Euch kann es nun glaublich scheinen, daß der Zufall ein so pünktliches Eintreffen gefügt haben sollte? Vorher hatte Astyphilus schon viele andere Feldzüge gemacht, und wußte sehr wohl, daß auf jedem derselben sein Leben in Gefahr sei; und dennoch machte er in der früheren Zeit

niemals irgend eine Verfügung über sein Vermögen. Nur dieses Mal gerade, wo er im Begriffe war seinen letzten Feldzug, und zwar als Freiwilliger, zu machen, und wo er die größte Hoffnung hegte, von dem Zuge wohlbehalten zurückzukommen, dieses Mal gerade macht er ein Testament, segelt ab und stirbt! Wie kann man so Etwas glaublich finden?

Abgesehen hiervon aber, Ihr Männer, will ich Euch noch überzeugendere Beweise geben, daß die Gegner lauter Unwahrheit sagen. Ich werde Euch nämlich darthun, daß Astyphilus der bitterste Feind des Kleon war, und ihn so sehr, und zwar mit Recht haßte, daß er, ehe er seinen Sohn adoptirt hätte, viel eher wohl verfügt haben würde, daß keiner seiner Angehörigen jemals ein Wort mit Kleon sprechen sollte. Kleon's Vater nämlich, Thudippus, soll Schuld an dem Tode des Euthykrates, des Vaters des Astyphilus, gewesen sein, durch Mißhandlungen, die er ihm bei einem Streite zufügte, der wegen der Theilung ihres Gutes zwischen ihnen entstanden war, und wobei er ihn so zugerichtet haben soll, daß er von den Schlägen krank wurde, und wenige Tage nachher starb. Daß Dies wahr sei, möchten mir zwar vielleicht viele der Araphenier, die damals in jener Gegend Feldarbeit betrieben, bezeugen können; namentlich aber wüßte ich keinen, bei einer Sache von solcher Wichtigkeit, zu nennen. Denn Hierokles, der es mit angesehen hat, wie Jener geschlagen wurde, Derselbe, der da behauptet, daß das Testament bei ihm deponirt sei, wird sicherlich nicht gegen das Testament, welches er vorbringt, Zeugniß ablegen wollen. Indessen rufe mir doch den Hierokles auf, damit er entweder sein Zeugniß gegen dasselbe ablege, oder sich losschwöre.

(Zeugniß.)

Das wußt' ich freilich mit Bestimmtheit voraus. Denn Eines gehört zum Andern: Was man weiß, abschwören, und was nicht geschehen ist, beschwören wollen, daß man wahrhaftig wisse, es sei geschehen. — Daß aber Euthykrates, der Vater des Astyphilus, auf dem Todbette seinen Angehörigen anbefohlen habe, nie Einen aus der Familie des Thudippus zu seinem Grabe kommen zu lassen, dafür will ich Euch den Mann der Base des Astyphilus als Zeugen aufstellen.

(Zeugen.)

Weil Dies nun Astyphilus sowohl von Diesem, als von seinen andern Verwandten schon seit seiner frühesten Kindheit hörte, so vermied er deßwegen, sobald er zu reiferen Jahren gekommen war, jemals mit Kleon zu reden, bis an sein Ende. Denn er sah es für pflichtwidrig an, da eine so schwere Schuld gegen seinen Vater auf Thudippus ruhte, mit dem Sohne desselben Verkehr zu haben. Und daß er sein ganzes

Leben hindurch mit Kleon in Unfreundschaft gelebt habe, dafür will ich Euch die Leute, die darum wissen, als Zeugen aufstellen.

(Zeugen.)

Zu den Opfern nun, wobei die übrigen Athener miteinander schmausen, hätte doch wohl Astyphilus, so oft er zu Hause war, mit keinem Menschen lieber gehn müssen, als mit Kleon, der erstens sein Gaugenosse, zweitens sein Vetter war, und dessen Sohn von ihm adoptirt werden sollte. Daß er nun aber niemals mit ihm gegangen ist, darüber soll Euch das Zeugniß der Gaugenossen verlesen werden.

(Zeugniß.)

Und trotz diesem Verhältniß zu dem Verstorbenen will Kleon dennoch, daß sein Sohn Diesen beerben solle? Doch was sage ich von Kleon, da selbst Hierokles, mein und des Verstorbenen Oheim, so frech ist, daß er ein niemals wirklich gemachtes Testament zum Vorschein bringt und behauptet, Astyphilus habe es bei ihm deponirt. Wahrlich, Hierokles, für die vielen Wohlthaten, die Du von meinem Vater Theophrastus, zu einer Zeit, wo es Dir schlechter ging, als jetzt, und von Astyphilus genossen hast, erweisest Du Keinem von Beiden den schuldigen Dank, da Du mir, dem Sohne des Theophrastus und Deinem Schwestersohne, zu entziehen suchst, was die Gesetze mir zusprechen; den Astyphilus aber nach seinem Tode belügst, und, soviel an Dir ist, seine ärgsten Feinde zu seinen Erben machst. — Bevor die Erbansprüche bei der Behörde angemeldet waren, Ihr Männer, ging Hierokles, der sehr wohl wußte, daß das Vermögen des Astyphilus keinem Andern, als mir, zukäme, nach der Reihe zu allen Angehörigen des Verstorbenen herum, um die Sache auszubieten, und ganz Unberechtigte zu Ansprüchen zu bereden, und sagte, er sei Oheim des Astyphilus, und wolle angeben, daß Dieser ein Testament hinterlassen habe, sofern Jemand gemeinschaftliche Sache mit ihm machen wolle. Und nachdem er nun mit Kleon einig geworden ist, und sich in meines Bruders Vermögen mit ihm getheilt hat, verlangt er jetzt, daß man ihm Glauben schenke, als ob er die Wahrheit sage, und würde, glaube ich, Euch wohl mit Vergnügen einen Eid ablegen, wenn man ihn schwören lassen wollte. Und mir, seinem Blutsfreunde, will er nicht einmal die Wahrheit bezeugen, meinem Gegner aber, der ihn gar nichts angeht, steht er mit Lügen bei, und bringt eine Urkunde über Dinge vor, die niemals geschehen sind. Denn freilich Geld zu verdienen, scheint ihm viel vortheilhafter, als meine Blutsfreundschaft. Daß er aber herumgegangen sei, und versprochen habe, ein Testament vorzubringen, wenn Jemand gemeinschaft-

liche Sache mit ihm machen wollte, darüber will ich Euch das eigene Zeugniß eines Mannes vorlegen, zu dem er auch gekommen ist.

(Zeugniß.)

Welchen Namen nun, Ihr Männer, verdient ein Mensch, der so ungescheut um seines eigenen Vortheils willen über Verstorbene zu lügen bereit ist? Und daß er auch für Kleon das Testament nicht umsonst vorbringt, sondern seine Bezahlung dafür bekommen hat, dafür wird Euch dieses letzte Zeugniß zum deutlichen Beweise dienen. Solche Ränke schmieden sie gemeinschaftlich gegen mich; und Jeder von ihnen sieht es als einen guten Fund an, was er etwa von dem Vermögen des Astyphilus an sich bringen kann.

Daß also das Testament nicht ächt sei, sondern Kleon und Hierokles euch gemeinschaftlich zu betrügen suchen, habe ich Euch, so gut ich konnte, erwiesen. Jetzt will ich Euch noch beweisen, daß ich, auch wenn ich mit Astyphilus gar nicht verwandt wäre, dennoch ein besseres Recht auf sein Vermögen hätte, als meine Gegner. Als nämlich mein Vater Theophrastus meine und des Astyphilus Mutter von ihrem Bruder Hierokles zur Frau bekam, so brachte sie den Astyphilus als kleines Kind mit; seitdem lebte Dieser fortwährend in unserm Hause und mein Vater besorgte seine Erziehung; und als ich geboren war und das gehörige Alter erreicht hatte, wurden wir Beide gemeinschaftlich erzogen. Nimm mir dieses Zeugniß, und dann das der Lehrer, bei denen wir in die Schule gingen.

(Zeugnisse.)

Sein väterliches Landgut ferner bepflanzte und beackerte mein Vater, und verbesserte es bis auf den zweifachen Werth. Auch hierfür mögen die Zeugen auftreten.

(Zeugen.)

Nachdem ferner mein Bruder seine Prüfung bestanden hatte, bekam er Alles von meinem Vater richtig und gehörig abgeliefert, so daß er niemals auch nicht die mindeste Beschwerde über ihn führte. Nachher verlobte mein Vater die rechte Schwester des Astyphilus an einen Mann, den er für sie gewählt hatte, und besorgte Alles, was dazu gehörte, und Astyphilus war ganz damit zufrieden. Denn er meinte von der Gesinnung meines Vaters Proben genug zu haben, da er von frühster Kindheit an bei ihm erzogen worden war. Auch über die Verlobung legen die Leute, die darum wissen, Zeugniß ab.

(Zeugen.)

Zu den Opfern ferner nahm mein Oheim den Astyphilus überall mit, ebenso wie mich; auch ließ er ihn in die Brüderschaften des He-

rakles aufnehmen, damit er auch an dieser Verbindung Theil hätte. Dies werden Euch die Genossen derselben selbst bezeugen.

(Zeugen.)

Jetzt betrachtet auch, Ihr Männer, auf welchem Fuße ich mit meinem Bruder stand. Für's Erste wurde ich als Kind mit ihm gemeinschaftlich erzogen; sodann fand niemals eine Entzweiung zwischen uns statt, sondern er liebte mich herzlich, wie alle unsere Anverwandten und Freunde wissen, die ich Euch als Zeugen auftreten lassen will.

(Zeugen.)

Glaubt Ihr nun, Ihr Männer, daß Astyphilus, der den Kleon so sehr haßte, und von meinem Vater so viel Gutes erfahren hatte, selbst eines Feindes Sohn adoptirt oder ihm das Seinige vermacht, und seinen Wohlthätern und Blutsverwandten entzogen haben würde? Schwerlich, denke ich, und wenn Hierokles auch zehnmal ein falsches Testament vorbringt. Vielmehr mir, sowohl als Bruder des Verstorbenen, als auch wegen des übrigen freundschaftlichen Verhältnisses, gebührt das Vermögen, und nicht dem Sohn des Kleon. Ja nicht einmal Ansprüche können die Gegner mit Anstand gegen Astyphilus erheben, da sie in solchen Verhältnissen mit Jenem gelebt und nicht einmal seine Ueberreste begraben, sondern, anstatt ihm die letzte Ehre zu erweisen, von seinem Nachlaß Besitz genommen haben. Und nun wollen sie jetzt Erben des Astyphilus sein, und berufen sich nicht blos auf das Testament, sondern auch auf ihre Verwandtschaft, daß Kleon von väterlicher Seite sein Vetter gewesen sei. Ihr aber, Ihr Männer, dürft Euch an diese Verwandtschaft gar nicht kehren, denn Niemand, der durch Adoption aus seiner Familie herausgetreten ist, kann in der Familie erben, aus welcher er ausgetreten ist, wenn er nach dem Gesetze wieder in sie zurücktritt — — — — — — — — — Diese*) indessen, welche wohl wußten, daß Astyphilus den Sohn des Kleon nicht adoptirt hatte, haben ihm, so oft er auch gekommen ist, niemals einen Antheil an dem Opfer gegeben. Nimm mir auch darüber dieses Zeugniß.

(Zeugniß.)

So prüft denn nun unser Beider Sachen, nach Anleitung unserer Eingaben, die wir beschworen haben, und fällt darnach Euer Urtheil.

*) In der Lücke ist wahrscheinlich von den Phratoren oder Demoten (Gaugenossen) die Rede gewesen, welche den Sohn des Kleon nicht als Adoptivsohn des Astyphilus, folglich auch nicht als Mitglied seiner Phratrie und seines Demos anerkannt, und zur Theilnahme an ihren Opfern zugelassen haben.

Kleon behauptet, sein Sohn sei von Astyphilus adoptirt worden, und Dieser habe Das in seinem Testamente verordnet; ich aber läugne Dies, und behaupte, daß das ganze Vermögen mir, als seinem Bruder, gebühre, wie Jene auch selbst recht gut wissen. Setzt also, Ihr Männer, dem Astyphilus nicht Jemand zum Sohn ein, den er selbst im Leben nicht adoptirt hat, sondern sichert mir die Rechte, die Ihr selbst angeordnet habt. Denn ihnen zufolge erhebe ich meine Ansprüche, und richte nun an Euch, Ihr Männer, die gerechteste Bitte, mich zum Erben des Vermögens meines Bruders zu erklären. Ich habe Euch bewiesen, daß er Keinem sein Vermögen vermacht habe, und Euch Zeugen für alle meine Angaben aufgestellt. Steht mir also bei, und wenn Kleon auch besser zu reden weiß als ich, so möge doch Dies ihm nicht gegen Gesetz und Recht zu Statten kommen; vielmehr bewahrt Euch ein freies Urtheil über Alles. Denn darum eben werdet Ihr zusammenberufen, damit die Unverschämtheit keinen Vortheil über Andere haben, und die Schwächeren es wagen mögen, für ihre Rechte zu streiten, in der Ueberzeugung, daß Ihr auf nichts Anderes Rücksicht nehmt. Darum, Ihr Männer, steht Alle mir bei, und bedenkt, was Alles erfolgen würde, wenn Ihr Euch von Kleon bereden laßt, anders zu erkennen. Für's Erste werdet Ihr machen, daß die bittersten Feinde des Astyphilus zu seinem Grabe und zu seinen Heiligthümern gehen; sodann werdet Ihr die letzten Befehle des Euthykrates, des Vaters des Astyphilus, umstoßen, welche Dieser selbst bis an seinen Tod nicht übertreten hat; ferner werdet Ihr den Astyphilus nach seinem Tode für wahnsinnig erklären: denn wenn er den Sohn des Mannes adoptirt hat, der seines Vaters bitterster Feind war, muß man dann nicht glauben, daß er wahnsinnig oder durch Zaubertränke berückt gewesen sei? Endlich aber werdet Ihr mir, Ihr Richter, dem Bruder des Astyphilus, der mit ihm aufgewachsen und erzogen ist, durch Kleon sein Vermögen entziehen lassen. Ich bitte Euch also, und beschwöre Euch bei Allem, was heilig ist, entscheidet zu meinen Gunsten; denn dadurch werdet Ihr am meisten den Wunsch des Astyphilus erfüllen, und mir mein Recht gewähren.

Die Convenienzrede.

Unter Convenienzrede versteht man im Allgemeinen diejenigen Reden, welche bei besonderen Gelegenheiten gehalten werden. Stoff und Zweck derselben bestimmen die einzelnen Fälle, und die Behandlung muß diesen durchaus angemessen sein. Da sie meist nur auf die Ueberzeugung durch den Verstand wirken sollen, so müssen auch die hierzu zweckdienlichen rhetorischen Mittel gewählt werden. Streng genommen bilden sie größtentheils nur eine Uebergangsgattung von den Abhandlungen zu den Reden und beschäftigen sich vorzüglich mit wissenschaftlichen oder der Wissenschaft verwandten Gegenständen. Es gehören dahin die Lob- und Trauerreden, die Reden in den Akademien der Wissenschaften, die Universitätsreden und die Schulreden, sowie die Anreden. Ihre äußere Form wird durch die besonderen ceremoniellen Verhältnisse bestimmt; die Gattung des Styls, welche man am meisten bei ihnen anwendet, ist die mittlere.

Ueber die eigentliche Würde des Gelehrten.
Von Teller.

Der Streit der Facultäten, welchen neuerlich ein tiefer Denker vor seinen Richterstuhl gezogen hat; die jetzt lauter als jemals zur Sprache gekommene Unterscheidung unter Gelehrten- und Bürgerschulen; endlich die Gefahr, welche die Zeitphilosophie aller wahren Gelehrsamkeit zu drohen scheint: dies, Eins wie das Andere, veranlaßt mich, der königlichen Akademie meine Gedanken über den eigentlichen Begriff eines Gelehrten mitzutheilen. Es wird daraus hervorgehen, wie man ihn von so vielen andern Ehrenmännern, selbst von den Philosophen verschieden

denken kann und billig denken sollte; sowie beide, der aufgeklärte und der gebildete Mann, mit ihm gar nicht zu verwechseln sind. Auch glaube ich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß man noch immer in der Bestimmung dessen, was dem Gelehrten in der bürgerlichen Gesellschaft einen besondern Rang giebt, zu schwankend ist, und das ihm Eigenthümliche nicht scharf genug in's Auge gefaßt hat. Selbst ältere und neuere Sprachen bezeichnen die Sache mit Wörtern, welche nur vorzugsweise dem Gelehrten zugeeignet werden, wie διδακτος, doctus, eruditus, a learned man, a man of erudition, savant; die also der Ableitung nach nur Den zu denken geben, der etwas gelehrt worden ist und gelernt hat, ohne zu bestimmen, was er gelehrt worden ist, und wie er es gelernt hat. Und wie viel ist dessen nicht, ohne daß daraus ein wirklicher Gelehrter wird, wie man ihn denken sollte. Das Gleiche ist es mit dem französischen savant; denn wie auch so Vieles kann der Mensch nicht wissen, durch Umgang, Beobachtung und Erfahrung, und wird gleichwohl gar nicht zu den eigentlichen Gelehrten mitgerechnet werden können. Ingleichen mit dem lateinischen litteratus, der Italiener litterato, welches die Engländer in ihren man of letters, und die Franzosen in dem, was sie homme de lettres nennen, nachgeahmt haben. Nur daß der litteratus der Römer im reinen Latein ihnen so viel als das Lateingriechische grammaticus galt, und also im engern Verstande von ihnen gebraucht wurde. Noch ist endlich das zweideutigste der Engländer, ihr Scholar, gerade umgekehrt unser Schüler, und was man in den mittlern Jahrhunderten Scholasticus nannte, oder auch Scholaster, und wir Deutschen Schulmeister, Rectoren auf niedern Schulen, wogegen die untern Schullehrer ihre Gesellen hießen, oder auch Pedanten, doch in allen Ehren, wahrscheinlich von der Lateiner Pedaneus, weil nur der Rector vom Katheder seinen Unterricht gab, die Unterlehrer aber stehend oder umhergehend ihn ertheilten.

Nehmen wir nun die Sprache, wie der Gebrauch sie einmal festgesetzt hat, so fragt sich's einmal: wer ist ein Gelehrter? was muß er wissen, um es zu sein? und was also sollte man eigentlich Gelehrsamkeit nennen? Eine zweite Frage ist: wie und auf welchen Wegen gelangt er zu seinem Wissen, um ein wahrer Gelehrter zu sein? Die dritte: welchen Gebrauch muß er von seiner Gelehrsamkeit machen, um weder ein Pedant nach dem neuern Sprachgebrauch, noch ein bloßer Stubengelehrter zu sein?

Was das Erste anlangt, fordre ich von ihm theils Sprach-, theils Geschichtskenntnisse. Jene, in so weit sie von Schriftstellern selbst nach und nach ist gebildet worden, und die Menge wissenschaftlicher

Kenntnisse durch sie ist verbreitet worden. Also zuerst die griechische, dann die lateinische, und beide, so wie die Muttersprache für Jeden, der nur einigen Anspruch auf Gelehrsamkeit machen will; dann für den Theologen besonders die hebräische und griechische, und diese mit jener gleichsam gefärbte des N. T., auch die neueren Sprachen, wie die italienische, englische, französische. Denn was die Muttersprache anlangt, so wäre es ja wohl sehr pedantisch im üblen Verstande, sobald sie zu wissenschaftlichen Gegenständen gebildet ist, oder doch dazu immer mehr gebildet werden kann, sie nicht zu gelehrten Sprachen zählen zu wollen, welche man, und selbst als Gelehrter, richtig sprechen und schreiben muß, und bei Andern das Seinige dazu beizutragen, oder wer sollte dies sonst thun? Daher nannte Cicero vocem eruditam eine nicht nur durch griechische, sondern auch lateinische Literatur und Künste gefeilte Sprache, und so auch Horaz den doctum utriusque linguae einen Gelehrten. So gehört nun gleichfalls die Kenntniß der gedachten neueren Sprachen, auch selbst der spanischen und portugiesischen, in unserm Zeitalter mit hierher, da immer mehr die cultivirtesten europäischen Nationen es zur Gewohnheit gemacht haben, in ihrer Muttersprache wissenschaftliche Gegenstände zu bearbeiten. Freilich hat eben das den Umfang der Gelehrsamkeit ausnehmend erweitert; wozu noch die durch den Druck erleichterte Schriftstellerei, der vielfältige Verkehr der Völker unter einander, und die damit verbreitete Sprachkunde gekommen ist. Ursprünglich, da erst das Bedürfniß entstand, den Gelehrten von andern eben nicht Unwissenden in bürgerlichen Geschäften oder auch in Wissenschaften zu unterscheiden, und man sich genöthigt sah, in der ohnedem noch ungebildeten Sprache ihn mit einem besondern Worte von Staats- und Geschäftsmännern aus allerlei Ständen zu unterscheiden, war es schon derjenige, der gut lesen und schreiben konnte, und man kann sich leicht vorstellen, welches Aufsehen um sich her der junge Römer unter seines Gleichen müsse gemacht haben, der zuerst an seinen in Athen abwesenden Vater auch nur die kurze Epistel schrieb: *Ερρωσεν, πατερ μου! τουτο σοι γραφω ἀποντι*, oder etwas Aehnliches. Und allgemein bekannt ist, daß im achten Jahrhundert in Deutschland schon Der ein Gelehrter hieß, der sich schriftlich in der lateinischen Sprache ausdrücken oder gar sie sprechen konnte; und doch, welche Latinität war es oft, wenn man auch nur des du Cange Glossarium medii aevi etwas durchblättert hat!

Dasselbe ist es mit den Geschichtskenntnissen der ältesten Zeiten wie der späteren Jahrhunderte, die neuesten ausgenommen, welche mehr gangbare Waare für jeden Wißbegierigen ist, und auch leicht durch die Zeitungen zu gewinnen. Aber jene, die allgemeine, wie die besondere

Völker- und Staatengeschichte, wie viel umfaßt sie nicht wieder? wie viel auch nur die einzige, Literärgeschichte? Und wie es bei jener nicht blos darauf ankommt, eine Reihe von Begebenheiten im Gedächtniß zu haben, und daraus Andern sie aufzählen zu können, so ist es auch bei dieser nicht genug, die Menge Namen und Schriften im Kopfe zu haben. Wie der Kenner jener die Begebenheiten systematisch zu ordnen verstehen muß; zeigen muß, durch welche Umstände sie herbeigeführt worden; welchen größern oder geringern Einfluß die dabei handelnden Personen gehabt; was alles daraus erfolgt sei, so muß der Kenner der zweiten selbst jenem mit Anzeige der Quellen zu Hülfe kommen, und überhaupt wissen, wer in jeder Wissenschaft gleichsam die Bahn gebrochen, wer sie erweitert hat, und was noch desfalls zu thun übrig ist.

Bis so weit ist mir also ein Gelehrter Derjenige, der die zu wissenschaftlichem Gebrauch gebildeten Sprachen versteht, und diese Sprachkunde nun wieder zum Studium theils der Geschichtskunde, theils der besondern Wissenschaft, welcher er sich gewidmet hat, anzuwenden weiß. Beide Arten der Gelehrsamkeit können also auch wohl in der Betrachtung außer einander gedacht, nur in der Ausübung oder Anwendung nicht von einander getrennt werden. Denn sobald dies geschieht, ist auch alle Gelehrsamkeit nur Sache eines guten Gedächtnisses, und der nichts weiter besitzt, ein bloßer Gedächtnißgelehrter; wogegen der wahre Gelehrte mehr als das sein soll — nach dem bekannten discimus vitae, worauf ich wieder zurückkommen werde.

Denn zunächst wollte ich nur die Art bemerken, wie er zu seinen Kenntnissen kommt, und gleichsam den Weg bezeichnen, auf welchem er sie erlangt. Um ihn des Namens eines Gelehrten würdig zu finden, fordre ich von ihm, daß er aus den Quellen geschöpft habe, als Sprachkenner die Schriftsteller nicht blos in einer Uebersetzung gelesen hat, ihre Sprache selbst nicht aus einem bloßen Wörterbuche, sei es noch so vollständig und zweckmäßig, verstehen gelernt hat; ebenso wenig die Geschichte nicht blos aus einem Compendio. Da mag wohl der Compendienschreiber selbst ein Gelehrter sein. Der sich blos an ihn hält, ist auf's Höchste ein Geschichtskenner, soweit nämlich jener ihn geleitet hat. Der Uebersetzer, wenn er wirklich die Gedanken seines Autors richtig dargestellt hat, ein Gelehrter, nur nicht der blos durch das Sprachrohr dieses den Autor hört; der Lexikograph, der etwas mehr leistet, als daß er alle einzelnen Bedeutungen eines Wortes nach der Reihe dem Leser zuzählt, sondern sie nach ihrer stufenmäßigen Abkunft von einer Urbedeutung ordnet, dieser, sage ich, ein Gelehrter, nicht derjenige, der Worte und Phrasen gleichsam aus einem Wörterbuche nur auffängt.

Denn was diesen Wortbuchstabler anlangt, so lernt er doch nie aus einem Wörterbuche die verschiedenen Schattirungen, welche ein Wort im Zusammenhange oft durch die bloße Stellung bei jedem guten Schriftsteller erhält, und die eben so viel zum rechten Verständniß desselben beitragen, wie etwa Declamation und Action bei einem guten Sprecher. Daher habe ich immer Anfängern, welche eine Sprache für sich erlernen woller, sie sei alt oder neu, den Rath gegeben, sobald sie die Anfangsgründe derselben durch fremden Unterricht gefaßt haben, nur gleich zur Lesung eines leichten Autors überzugehen, einzelne Perioden sich so gut als möglich verständlich zu machen, dann erst ein Wörterbuch oder eine Uebersetzung nachzuschlagen, bis sie nach und nach auch diese Geleitsmänner entbehren und alles durch eignes Nachdenken sich erklären können. Denn außerdem, daß auch schon dadurch die eigne Denkkraft geschärft, und das Gelesene dem Gedächtniß tiefer eingeprägt wird, gewinnt man dabei auch das, was Cicero sehr schön fiduciam virium nennt. Und selbst dies ist schon nichts Geringes für Sachkenntnisse. Alle jene Vorgenannte mögen also Polyhistors oder Vielwisser sein; eigentliche Gelehrte werden sie dadurch noch nicht. Und wenn sie ihre Waare, ausgeschmückt mit aller Eleganz in Stellung, Geberden und Ausdruck, in Gesellschaft gleich Modehändlern, an Herren und Damen bringen, und ihnen annehmlich machen können; nun so wollen wir ihnen den Ruhm nicht streitig machen, daß sie hommes des lettres sind, nur savans sind sie nicht, welches sie freilich auch wohl selbst nicht sein wollen. — Hiermit wünschte ich nun aber auch den Stolz jedes Halbgelehrten gebeugt. Denn der wahre Gelehrte wird am ersten, eben weil er es ist, Geschichtskenner selbst in Sprachen, für sich und Andere gestehen: Quantum est, quod nescimus! Und so ist hier der Ort, zu dem erwähnten dritten charakteristischen Zug des wahren Gelehrten überzugehen. Er ist dieser, daß er auch wirklich einen nützlichen Gebrauch von seinen erworbenen Kenntnissen in Sprachen wie in der Geschichte zu machen wisse. Sie allein müssen ihm nicht der letzte und höchste Zweck sein, sondern nur Mittel, andre wissenschaftliche und für's Leben und Handeln nützliche Einsichten zu gewinnen, sie so viel als ihm möglich ist, mit verbreiten zu helfen, oder wenigstens dazu Andern Dienste zu leisten. Hat er nicht immer diesen höhern Zweck vor Augen, so ist er ein bloßer Namensgelehrter, ein Stubengelehrter, der in gesellschaftlichem Umgange von nichts, was die Menschheit nah und fern angeht, zu sprechen weiß, zu welcher geselligen Unterhaltung ihm doch auch das erlernte Sprüchelchen — nihil humani a se alienum putare — dienen sollte, und bleibt oft in seinem eignen Hause und unter seiner Familie fremd. So ist mir in früheren Jahren

von dem berühmten Buddäus in Jena für gewiß erzählt worden, daß er eines Tages dem Diener, der ihm gemeldet, „es brenne in seinem Hause," kurz gesagt: „er solle es nur seiner Frau melden." Ist er nun aber auch keines von diesen beiden, so ist und bleibt er der Pedant, in dem verächtlichen Sinne, in welchem ich ihn schon vorher genannt habe, und der auf dem Worte in deutscher Sprache ist sitzen geblieben. Wenn der bloße Stubengelehrte in Gesellschaft stumm dasitzt, so kramt dieser, sie sei noch so vermischt, alle seine Gelehrsamkeit aus, und wenn jener durch sein Verstummen verächtlich wird, so macht dieser sich lächerlich. Beide aber entweihen dadurch den Namen des Gelehrten. Es besitze also Jemand noch so viele Sprachkenntnisse, kennt er nicht den Geist derselben, kann er sie nicht unter einander vergleichen, die Vorzüge sowohl als die Mängel der einen vor der andern, daß er also auch seine Muttersprache nicht über alle andern erhebt, vielmehr sie durch andre und als ein Deutscher die seinige durch die griechische, als die dieser ähnlichste, zu erweitern und zu verbessern sucht; ist sein Gedächtniß so voll gepfropft von Wörtern und Redarten, daß für Sachkenntnisse gleichsam kein Platz übrig bleibt; so ist alles sein Sprachstudium ihm und Andern kein nütze, er ist und bleibt ein Pedant. Ebenso verhält sich's mit dem Geschichtsgelehrten. Er besitze z. B. eine ansehnliche Bibliothek. Ist seine Bücherkenntniß blos eingeschränkt auf Titel, Ausgaben und Verleger derselben, wie auf die Jahreszahl, ohne daß er sie wirklich braucht, oder ist es ihm nur um die Seltenheit derselben zu thun, ohne daß er um den innern Werth sich bekümmert; nun so ist er der größte Pedant. Wirklich habe ich auch ein solches Phänomen erlebt in der Bekanntschaft mit dem Sohne eines ehemals sehr berühmten Gelehrten. Dieser besaß die ansehnlichste Bibliothek, in der aber Alles, weil er immer an der Gicht bettlägerig war, für ihn und für Andere ein verschlossenes Buch in Kisten, wie in der Niederlage seines Gedächtnisses war. Denn er vermehrte sie auch noch immer, machte besonders Jagd auf seltne Bücher, und, um sie immer seltner zu machen, auf mehrere Exemplare, die er verbrannte, rechnete aber auch schon das zur Seltenheit, wenn Verfasser, oder Verleger, oder Drucker sich nach der Ausgabe derselben entweder entleibt, oder sonst ein trauriges Schicksal gehabt hatten.

So muß nun aber auch dem Gelehrten, zu einer zweckmäßigen Anwendung seiner durch Sprachen und Geschichte gesammelten Kenntnisse, es nicht an dem Talente fehlen, das Ganze der Wissenschaft, die er noch besonders für sich gewählt hat, leicht zu übersehen, sie in Ordnung und Zusammenhang zu bringen, und er also die Kunst ordentlich zu denken

erlernt, oder welches noch besser ist, er muß schon die Anlagen dazu in sich haben. Vermag er das nicht, so ist auch er, wenigstens in soweit, ein bloßer Gedächtnißgelehrter. Denn je mehr er aus ältern und neuern Schriften alter und neuerer Autoren den Umfang einer Wissenschaft hat kennen lernen, um so geschickter müßte er sein, sie in ein ordentliches System zu bringen.

Dies erinnert mich nun noch, einige Folgen aus dem angegebenen Begriff eines Gelehrten herzuleiten, welche ich aber vor einer solchen Gesellschaft auch nur anzudeuten nöthig habe. Es folgt daraus zuerst, daß wie gelehrtes Wissen und gemeines Wissen, so der Gelehrte und der Aufgeklärte noch sehr von einander unterschieden sind. Der wahre Gelehrte wird auch immer aufgeklärt sein, in soweit er nicht blos ein Gedächtnißgelehrter ist. Dagegen der Aufgeklärte ohne eigentliche Gelehrsamkeit es sein kann. Bei diesem nämlich ist Bildung des Verstandes und Schärfung der Urtheilskraft durch Umgang, Erfahrung und eignes Nachdenken; wenn der wirkliche Gelehrte seine Einsichten aus den Quellen hat, aus der Denk-, Sprech- und Handlungsweise der Menschen aller Zeiten und Völker, und allgemeinen wie besonderen Weltbegebenheiten. Man braucht nicht lange in der Welt gelebt zu haben, und nur mit geschärftem Blick die Menschen in mancherlei Lagen beobachtet zu haben, oder mit den Natur- und Völkerveränderungen auch nur seines Zeitalters bekannt geworden zu sein, um die Weisheitsregeln, über nichts zu erstaunen, daraus für eignen und fremden Gebrauch abzuleiten. Man bedarf dazu nicht erst des Horaz nil admirari gelesen zu haben. Man weiß es ohne alle eigne Erfahrung und Beobachtung als Geschichtskenner, dem noch überdies nicht unbekannt ist, daß es ein Grundsatz der Stoiker war, der mit ihrer dem Weisen zur Pflicht gemachten Leidenschaftlosigkeit zusammenhing. Ich habe gesagt der Geschichtskenner; denn so wie er dem Range nach noch unter dem Geschichtsforscher, und dieser wieder unter dem Geschichtsschreiber, wie einem Gibbon, steht, so läßt er den bloßen Geschichtssammler, Collectaneenschreiber, wie unter den Alten Gellius, Valerius Maximus, ältere und neuere Anekdotenjäger und Schriftsteller in Ana, weit hinter sich zurück. Sie alle haben keinen eignen Gedanken, und sind gleichsam nur die Commissairs der Gedanken Anderer. Gleichwohl will ich auch ihnen und ihren Schriften nicht allen Werth für Andre absprechen, in soweit doch auch durch sie viele Ideen in Umlauf gebracht und erhalten werden, selbst zum Gebrauch der Nachwelt, wenn sie gleich schon desfalls bei ihren Zeitgenossen nur oberflächliches und seichtes Wissen verbreiten. Ihnen nun ähnlichen alle sogenannten Büchermacher, die

aus neun andern das zehnte schreiben; alle bloße Variantensammler, wenn sie nämlich nur das sind, ohne eigne Beurtheilung des verschiedenen Werths derselben; alle Herausgeber alter Schriftsteller cum notis variorum, auch ohne eigne Wahl und Würdigung; alle, welche die Geschichte des Tages beschreiben in Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften. Denn auch das Urtheil, welches diese über Personen und Begebenheiten fällen (und oft wäre es wohl ihnen und den Lesern zuträglicher, wenn sie ganz sich desselben enthielten), es sei noch so gründlich, und die ganze Bearbeitung ihrer Nachrichten noch so musterhaft, macht sie noch nicht zu Gelehrten. Aufgeklärte, denkende Schriftsteller mögen sie sein, welches ich ihnen gar nicht streitig machen will. — Also mit allem Fug und Recht können nur Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber sich zu den Gelehrten rechnen, und einen hohen Rang unter denselben einnehmen. Denn sie beide kennen die Quellen, aus denen man schöpfen muß, sie müssen vieles in mancherlei Sprachen gelesen haben; und nun auch der zweite besonders, welche Menge von Begebenheiten muß er nicht in Ordnung bringen, an einander reihen, und die Reinheit, Richtigkeit, Schönheit der Sprache, in welcher er schreibt, meisterhaft verstehen!

Dieselbe Bewandtniß hat es mit den Sprachgelehrten. Sind sie das wirklich, so kann man auch sie eintheilen in Sprachkenner und Sprachforscher. Jene sind es, die außer ihrer angebornen mehrere ausländische Sprachen verstehen mit allen ihren Eigenheiten, Schriften für sich lesen können, und daraus einen Vorrath von Kenntnissen sammeln; diese, die dem künstlichen Bau derselben nachspüren, die Abstammung mehrerer von einander, und ihre Verwandtschaft unter einander zu beurtheilen wissen, ihre Muttersprache durch andre zu bereichern verstehen, und dadurch die Vorzüge der einen vor der andern unparteiisch abzuwägen im Stande sind. So muß z. E. ein deutscher Sprachforscher Andre belehren können, woher die Endsylbe gam in Bräutigam kommt, die sonst unsrer Sprache ganz fremd ist. Wenn er nun einmal weiß, daß sie in einzelnen Wortbeugungen, Partikeln und Wörtern eine große Aehnlichkeit mit der griechischen, etwa in gleicher Abkunft von der celtischen hat, so wird es ihm weiter nicht zweifelhaft sein, daß jene Sylbe, von γαμειν, Den bedeutet, der die Braut heirathet. So wird ihn das Wort Stolz in der gothischen Sprache so viel als unser Sitz, die Bedeutung desselben in unserm Hagestolz von einem unverheirathet gebliebenen alten Junggesellen lehren; wenn er aus der Geschichte weiß, daß in dem mittleren Zeitalter der Deutschen nur der älteste Sohn die Güter erbte, und dagegen den nachgebornen Söhnen innerhalb des Hofraumes ein kleines Gehege zur Wohnung und ein Gärtchen oder ein Stück Landes

zur Bewirthschaftung einräumen mußte. Da denn nun dies arme Leute waren, die nicht heirathen konnten, so hieß man sie Hagestolze. Auch dies wäre also ein Beweis, wie der Sprach- und der Geschichtsgelehrte einander immer die Hand reichen müssen. Aber es ergiebt sich auch daraus von selbst, daß von Haus zu Haus wandernde Sprachmeister, die blos ihre Sprache ohne alle Sachkenntnisse verstehen, alle bloße Wörterbuchschreiber oder Indexmacher, die nur ein Wort für's andre geben, ohne die ganze Geschlechtsfolge der Bedeutungen mit Stellen der Autoren zu belegen, bei weitem noch nicht Sprachgelehrsamkeit sich zueignen dürfen. Sie gleichen den kleinen Krämern, bei welchen man ellenweise die Waare bekommt, wenn der eigentliche Sprachgelehrte dem Großhändler ähnlich ist, und wie ich dies schon vorher berührt habe, in den Geist der Sprachen eingedrungen ist, sowie er Andern davon Rechenschaft geben kann. Ihm kann das Gedächtniß manches Wort aus der Sprache, die er sehr wohl versteht, oft augenblicklich versagen, wenn er von Andern darum befragt wird; wenn denn aber er selbst es zum Gebrauch nöthig hat, sei es im Schreiben oder im Sprechen, so wird es in dem Zusammenhange, in welchen er es braucht, sich ihm gleichsam stellen mit dem Nebenbegriff, der ihm in der und der Reihe von mehrern beiliegt. Solche ehrenwerthe Sprachgelehrte waren der Griechen und Römer grammatici, wie zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts die sogenannten restauratores litterarum in Italien, Manuel Chrysoloras, Theodor Gaza, Constantinus Lascaris, die zugleich die platonische und aristotelische Philosophie erklärten.

Zweitens folgt aus der Begriffserklärung des Worts Gelehrter, von welcher ich ausgegangen bin, in wiefern Jeder, der in einer Wissenschaft sich auszeichnet, Gelehrsamkeit braucht — der Philosoph, der Physiker, Mathematiker, Geometer, Astronom, der Theolog, der Rechtsgelehrte, der Arzneigelehrte, der Dichter und Redner — sie alle, sage ich, zugleich Gelehrte sein müssen. Dies nämlich, sobald sie Andre gründlich darin unterrichten wollen. Da können sie schon nicht die Geschichte ihrer Wissenschaft entbehren, wie z. E. der Theolog die Kirchengeschichte, besonders auch der Staaten, so wie sie in jene eingreift, und der Dogmen; der Jurist die historiam juris, die Institutionen und Pandekten, ebenso der Philosoph und alle übrige Genannte, um zu wissen, was in ihrer Wissenschaft noch zu thun übrig ist, und da er diese Geschichte aus den Quellen kennen lernen muß, so kann er auch die alten Sprachen nicht entbehren, und es wäre schon, z. E. in dem Rechtsgelehrten, Mangel an Gelehrsamkeit, wenn er nicht des Theophili Antecessoris griechische Uebersetzung der Institutionen gelesen hätte, oder sie

gar ihm unbekannt geblieben wäre. Nur der blos speculative Philosoph und der Dichter mögen sich in Acht nehmen, daß sie nicht zu gelehrt werden. Jener dürfte wohl nicht die Höhe der Speculationen erreichen, zu welcher sich hinauf zu schwingen er strebt; dies wohl nicht, weil, wie Montagne und la Mothe le Vayer schon bemerkt haben, das viele Bücherlesen das eigne Denken hemmt; denn es gilt auch hier, daß man nach einem alten Spruch nicht multa, wohl aber multum lesen muß, sondern weil sich leicht das Vorurtheil für ein schon daseiendes System bei ihm einschleichen könnte. So kann nun aber auch der Dichter leicht an Originalität verlieren, was ihm an Gelehrsamkeit zuwächst. Daher glaube ich nicht, daß die ersten Epopeendichter der Portugiesen und Italiener, Camoëns und Dante, viel mehr als den Virgil gelesen hatten, auf's Höchste auch etwa den Homer in einer Uebersetzung, da sie ihre unsterblichen Werke schrieben. Der Dichter braucht nämlich vor allen andern Genie, diese Schöpferkraft in dem Menschen, ein großes Ganze gleichsam aus kleinen Fäden zusammen zu spinnen, und großen Gegenständen eine kräftige Sprache anzupassen. Dann ist er selbst der Mann:

> Ingenium cui sit, cui mens divinior atque os
> Magna sonaturum —

Dagegen der Gelehrte eigentlich nur Talente nöthig hat, Beurtheilungskraft dessen, was in seinem Fache des Wissens werth ist oder es weniger ist, wozu es nütze ist, wie die Kunst es gehörig zu verarbeiten. Er erfindet eigentlich nichts, weiß aber das aufzufinden, was des Wissens werth ist, und es gelegentlich an Mann zu bringen.

So ist nun noch weiter, nach einer dritten Folgerung, der Gelehrte, wie ich dies schon berührt habe, von dem Aufgeklärten und Gebildeten, ja selbst dem Schriftsteller, unterschieden. Wenn der blos gebildete Mann dem Aufgeklärten darin nachsteht, daß er die schönen und angenehmen Künste, wie den guten Ton in Gesellschaften, und was man die feinere Lebensart nennt, sich mehr zu eigen gemacht hat; so besitzt der Aufgeklärte mehr wissenschaftliche Kenntnisse, die er in Geschäften zu einer nützlichen Unterhaltung mit Andern und zu seiner eignen Geistesbildung anwendet. Was nun aber so Beider Sache ist, sind mehr Resultate dessen, was eigentliche Gelehrte, als Prämissen, durch das Organ der Schriftsteller, wenn sie nicht selbst es sind, gleichsam zur allgemeinen Kenntniß gebracht haben. Diese Schriftsteller können nun wohl ungelehrt sein; es ist zureichend, wenn sie nicht unwissend sind, und weise genug, sich darauf zu verstehen, was für ihr Publicum gehört, und diesem frommt. Der Gelehrte ist also wohl auch Schriftsteller, nur nicht umgekehrt jeder Schriftsteller, wenn er gleich viele richtige

und schätzenswerthe Einsichten besitzt, und gar nicht ein Alltagsschreiber ist, ein Gelehrter. Ja, er wird diesen oft in einer gefälligeren Art des Vortrags übertreffen. Und dann gilt recht eigentlich auch von ihm, was Malebranche von dem Aufgeklärten im Gegensatz des bloßen Gedächtnißgelehrten sagt: „il vaut mieux être sage que savant."

Unter die Aufgeklärten in allerlei Einsichten und Kenntnissen würde ich nun alle Staats- und Geschäftsmänner der höhern und niedern Classen rechnen. Gelehrtes Wissen kann freilich auch bei ihnen stattfinden; das versteht sich; es muß nur nicht zur Leidenschaft bei ihnen werden, wenn es ihnen und Andern nicht mehr schaden, als nützen soll; es muß sie nicht an ihrem Geschäftfleiß hindern, welches leicht geschehen könnte, wenn sie besonders mit den Zeiten in der Litteratur fortgehen wollen. Es ist also auch ganz richtig, wenn behauptet wird, „der Gelehrten brauche man nur wenige," wenn besonders es nur im Verhältniß gegen die für den Staat und das gemeine Wesen nöthigen arbeitenden Classen verstanden werden soll. Sind nämlich nur Gedächtnißgelehrte gemeint, so ist es wahrhaftig in einem Lande, oder einer Provinz hinlänglich, wenn man zwei oder drei aus jedem Fache gleichsam vorräthig hat, an welche man Rückfrage thun kann, wer von der oder jener Materie geschrieben hat, oder was er davon geschrieben hat. Meint man aber wahre Gelehrte, welche auch Sachkenntnisse besitzen, so ist doch unstreitig der Aufgeklärten und Gebildeten in dem größeren Publicum eine weit größere Anzahl nöthig, sowie man mehr Bürgerschulen als gelehrte Schulen nöthig hat. Und so sind auch alle sogenannte Gelehrte, die keinen eignen weitern Gebrauch von ihren Kenntnissen zu machen wissen, als daß sie einem Geschäftsmanne aushelfen können, wenn er wissen will, was ein und das andere Wort in einer fremden Sprache bedeute, oder wer von einer Materie geschrieben hat, das, was man Halbgelehrte nennt. Sind nun gleich auch sie nicht so ganz zu verachten, so fehlt ihnen doch immer noch viel von dem, was der wahre Gelehrte leisten soll.

Dies erinnert mich, als die vierte Folgerung, an den nicht zu verkennenden Werth eines Selbstgelehrten. Man spricht nämlich nicht selten mit einer gewissen Sprödigkeit und Geringschätzung, oder wie man es sonst nennen will, von ihm; und beinahe möchte ich die Universitätsgelehrten in den Verdacht ziehen, daß sie aus leicht begreiflichen Ursachen ihnen einen kleinen Schandflecken haben anhängen wollen. Denn sollen nicht gewissermaßen alle wirkliche Gelehrte das sein? müssen sie es nicht sein, wenn sie des Namens würdig sein wollen? Dächte man auch dabei sich Den, der ohne Vorbereitung auf Universitäten sich selbst unterrichtet hat, so würde ein solcher Gelehrter, wenn er sich denken ließe,

doch immer eine nur sehr seltene Erscheinung, und eben deßwegen nicht zu verachten sein. Das meint man nun gleichwohl nicht; sondern denkt sich etwa dabei Den, der auf Universitäten und Gymnasien, als den Vorbereitungsanstalten dazu, nicht den gehörigen Fleiß angewandt, und erst nachher sich selbst in die Wissenschaften hineinstudirt hat. So wäre es aber doch sehr zu billigen, daß er noch zur Besinnung gekommen, durch eignen Fleiß das Versäumte nachgeholt hat, und seiner Sachen nur um so gewisser sein wird. Und auch er, habe er noch so nachlässig die akademischen Vorlesungen besucht, hat doch manchen Funken des Lichts der Gelehrsamkeit aufgefangen, möge er nun späterhin durch Andrer oder durch seinen eignen Odem sein aufgeblasen worden. Es kommt dazu, daß die Meisten auf Universitäten nur die sogenannten Brodcollegia hören, und also auch nur Brodgelehrte werden, die dann unter die Classe Derer gehören, welche ich aus diesem Gelehrtenregister schon ausgestrichen habe. — Aber ich frage nochmals: soll nicht ein jeder wahrer Gelehrter ein Selbstgelehrter sein? Muß er es nicht sein, wenn er des Namens werth sein will? Dies, denke ich, so gewiß, als es wahr ist oder dafür geachtet werden sollte, daß alle höhere und niedere Lehranstalten dazu errichtet sind, der Jugend merklich zu machen, was und wie sie für sich zu studiren habe, daß man also ihr den Umfang einer Wissenschaft zeige, ihr die Anfangsgründe derselben bekannt mache, die Hauptschriftsteller in jeder Wissenschaft, der sie sich besonders widmen will, und alle andern Hülfsmittel, welche das eigne Studium derselben ihr erleichtern können. Von da an ist es nun Jedes eigne Sache, in das innere Heiligthum dieser Wissenschaft einzugehen; die Schriftsteller, die als Meister in derselben bekannt sind, zu lesen; sie in der Ordnung zu lesen, in welcher sie auf einander gefolgt sind, daß der Eine die Bahn geöffnet hat, ein Andrer darauf fortgegangen ist, oder einen Seitenweg gegangen ist, und zu einer andern damit verwandten Wissenschaft Anleitung gegeben hat. Man verzeiht es dem Pöbel, wenn er einen von der Universität zurückkehrenden Jüngling einen Studirten nennt, da er einmal auf der Universität Student genannt wird. Und dieser selbst möge immer sich dadurch geehrt finden, und des Bestrebens nicht müde werden, es wirklich zu sein, und des Studirens nie müde zu werden.

Es folgt fünftens aus dem Begriffe der Gelehrsamkeit, wie ich ihn angenommen habe, daß nicht nur der Unterschied unter gelehrten und Bürgerschulen sehr gegründet sei, sondern man auch in jedem Lande nur wenige der erstgenannten nöthig hat. Nur das Unterscheidende beider, sowie ihre Grenzscheidung, ist nicht so leicht zu bestimmen. Ueberzeugt halte ich mich aber, daß am wenigsten das Lateinlernen in die der

zweiten Art gehöre. Denn wozu? Da allgemein nützliche Kenntnisse immer mehr in jedem Lande durch die Nationalsprache verbreitet werden, und selbst in allen Collegiis und allen gerichtlichen Verhandlungen die Landessprache gebraucht wird, wie auch in Zeitungen es geschieht! Vielmehr müßte also in Bürgerschulen jedes Landes die Muttersprache die Hauptsache sein, daß diese der Jugend in ihrer Reinheit und Richtigkeit gelehrt werde, sie im Lesen, Schreiben und Declamiren dieser recht geübt werde. Wenn dazu, außer dem Unterricht in der Religion und Pflichtenlehre, noch so viel Naturkenntniß und Diätetik käme, als ihr nöthig wäre, um theils vor allem Aberglauben, theils vor leichtsinniger Zerstörung der Gesundheit sie zu verwahren, so würde, meines Erachtens, das mit der neuerlich noch dazugezogenen frühen Anleitung zum Erwerbfleiß für sie genug sein.

Was nun den schon gedachten, von einem tiefen Denker beurtheilten Rangstreit der Facultäten anlangt, so folgere ich sechstens aus dem Begriff eines Gelehrten, daß mit dieser Rangordnung gar nicht die eigentliche Würde der Gelehrten und andrer Wissenschaften habe sollen entschieden werden. Bei Gründung der Universitäten und ihrer vierfachen Eintheilung in Facultäten ließ man die voraufgehen, die zum Wohl jedes Staats, um deßwillen eben hohe Schulen errichtet wurden, unentbehrlich sind, weil man das große Bedürfniß fühlte, früh Geschäftsmänner zu bilden, die es besorgten. Nun nahm man an, daß Unterricht der künftigen Religionslehrer, ordentliche Rechtspflege, Sorge für Leben und Gesundheit der Mitglieder der öffentlichen Gesellschaft die Grundsäulen des Staats wären, ordnete also darnach die drei ersten Facultäten und ihren Rang unter einander an; verwies in die vierte alles, was den vorausgehenden und ihren Schülern, außer ihrem eignen Lehrfach, zu wissen nöthig, oder doch nützlich und anständig ist; und umfaßte alles, was man dahin rechnete, in der Benennung der philosophischen Facultät zusammen: daß es hieß — philosophia reliquis disciplina ancillatur. Das sollte nun der Philosoph, besonders der blos speculative, nicht so übel deuten, da er theils in guter Gesellschaft des Professors des Naturrechts, der Beredsamkeit, des Mathematikers, des Physikers sich befindet, theils um nichts besser dann sein würde, wenn er in der ersten Facultät voraufginge. Denn er bliebe doch immer die Magd, die in dunkeln Regionen des menschlichen Wissens ihren Schülern vorleuchtet.

Ich endige mit der Bemerkung, daß einer besondern Gattung Gelehrter in den Büchern des neuen Testaments gedacht wird, nämlich der Schriftgelehrten, die man aber gar nicht mit Theologen ver-

wechseln muß, welches eher in frühern Zeiten die Propheten waren. Jene nämlich waren die eigentlichen Rechtsgelehrten der Juden, theils Rechtslehrer (γραμματεις, νομοδιδασκαλοι), die das mosaische Gesetz ihren Schülern erklärten oder Gutachten ertheilten, wie Gamaliel, unter welchem Paulus, nach unsrer Art zu reden, studirt hatte, theils Rechtserfahrene (νομικοι), welche in dem hohen Rathe zu Jerusalem saßen, Urtheile sprachen u. s. w. In den frühsten Zeiten, unter den Königen, in welchen selbst das Schreiben eine Art der Gelehrsamkeit war, legte man diesen Namen den Secretairs bei Königen und im Staate bei, und auch diese wurden unter die Gelehrten gerechnet.

Zu brüderlichem Andenken Wieland's 1813.

Von Göthe.

Durchlauchtigster Protector, Sehr Ehrwürdiger Meister, Verehrungswürdigste Anwesende! Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegen zu stellen, und das, was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, so würde ich doch, stände mir der Zauberstab wirklich zu Gebote, den die Muse unserm abgeschiedenen Freunde geistig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln: dieses Finstere müßte sich gleich vor Ihren Augen erhellen, und ein festlich geschmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, so froh und klar als das Leben unseres Freundes, sollte vor Ihnen erscheinen. Da möchten die Schöpfungen seiner blühenden Phantasie Ihre Augen, Ihren Geist anziehen, der Olymp mit seinen Göttern, eingeführt durch die Musen, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugniß dienen, daß derjenige, der in so heiterer Umgebung gelebt, und dieser Heiterkeit gemäß auch von uns geschieden, unter die glücklichsten Menschen zu zählen, und keinesweges mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sei.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darstellen kann, sei den innern dargebracht. Achtzig Jahre; wie viel in wenigen Sylben! Wer von uns wagt es, in der Geschwindigkeit zu durchlaufen und sich zu vergegenwärtigen, was so viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten? Wer

von uns möchte behaupten, daß er den Werth eines, in jedem Betracht vollständigen, Lebens sogleich zu ermessen und zu schätzen wisse?

Begleiten wir unsern Freund auf dem Stufengange seiner Tage, sehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, so finden wir, daß ihm das ungemeine Glück zu Theil ward, die Blüthe einer jeden dieser Jahreszeiten zu pflücken; denn auch das hohe Alter hat seine Blüthe, und auch dieser auf das Heiterste sich zu freuen war ihm gegönnt. Nur wenige Monate sind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnißvolle Sphinx für ihn mit Rosen bekränzten, um auszudrücken, daß, wenn Anakreon, der Greis, seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Rosenzweigen zu schmücken unternahm, die sittliche Sinnlichkeit, die gemäßigte, geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene.

Wenige Wochen sind es, daß dieser treffliche Freund noch unsern Zusammenkünften nicht nur beiwohnte, sondern auch in ihnen thätig wirkte. Er hat seinen Ausgang aus dem Irdischen durch unsern Kreis hindurch genommen; wir waren ihm auch noch zuletzt die Nächsten, und wenn das Vaterland, sowie das Ausland, sein Andenken feiert, wo sollte dies früher und kräftiger geschehen, als bei uns?

Den ehrwürdigen Geboten unserer Meister habe ich mich daher nicht entziehen dürfen, und spreche in dieser angesehenen Versammlung zu seinem Andenken um so lieber einige Worte, als sie flüchtige Vorläufer sein können dessen, was künftig die Welt, was unsere Verbrüderung für ihn thun wird. Diese Gesinnung ist's, diese Absicht, um derentwillen ich mir ein geneigtes Gehör erbitten darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer fast vierzig Jahre geprüften Neigung, als aus rednerischer Ueberlegung, keineswegs in gehöriger Verbindung, sondern vielmehr in kurzen Sätzen, ja sprungweise vortrage, weder des Gefeierten, noch der Feiernden würdig erscheinen dürfte, so muß ich bemerken, daß hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt, und wenn man will, Marginalien eines künftigen Werks zu erwarten seien. Und so werde denn, ohne weiteres Zaudern, zu dem uns so lieben, werthen, ja heiligen Gegenstand geschritten!

Wieland war in der Nähe von Biberach, einer kleinen Reichsstadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater, ein evangelischer Geistlicher, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und legte bei ihm den ersten Grund der Schulkenntnisse. Hierauf ward er nach Kloster Bergen an der Elbe gesendet, wo eine Erziehungs- und Lehranstalt, unter der Aufsicht des wahrhaft frommen Abtes Steinmetz, in gutem Rufe stand. Von da begab er sich auf die Universität zu Tübingen, sodann lebte er einige

Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmern gezogen, den man in Süddeutschland, wie Gleimen nachher in Norddeutschland, die Hebamme des Genies nennen konnte. Dort überließ er sich ganz der Lust, welche das Selbsthervorbringen der Jugend verschafft, wenn das Talent unter freundlicher Anleitung sich ausbildet, ohne daß die höheren Forderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältnissen, kehrte in seine Vaterstadt zurück, und ward von nun an sein eigner Lehrer und Bildner, indem er auf das Rastloseste seine literarisch-poetische Neigung fortsetzte. Die mechanischen Amtsgeschäfte eines Vorstehers der Kanzlei raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Lust und Muth, und damit ja sein Geist in so engen Verhältnissen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen Stadion, kurfürstlich mainzischem Minister, bekannt. In diesem angesehenen, wohleingerichteten Hause wehte ihn zuerst die Welt- und Hofluft an; innere und äußere Staatsverhältnisse blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Kurfürsten von Mainz nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joseph die Akademie zu Erfurt wieder belebt werden sollte, so berief man unsern Freund dahin, und bethätigte dadurch die duldsamen Gesinnungen, welche sich über alle christlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menschheit, vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken, ohne der Herzogin Regentin von Weimar bekannt zu werden, wo ihn der für alles Gute so thätige Karl von Dalberg einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürstlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, selbst höchst gebildeten Mutter, und so ward er herüber berufen, damit er seine literarischen Talente, seine sittlichen Vorzüge zum Besten des fürstlichen Hauses, zu unserm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeschäftes zugesagte Ruhe wurde ihm sogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugesagte Erleichterung seiner häuslichen Umstände zu Theil ward, führte er seit beinahe vierzig Jahren ein seiner Natur und seinen Wünschen völlig gemäßes Leben.

Die Wirkungen Wieland's auf das Publicum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich zugebildet, dem Geschmack seiner Jahresgenossen, sowie ihrem Urtheil eine entschiedene Richtung gegeben, dergestalt, daß seine Verdienste schon genugsam erkannt, geschätzt, ja geschildert sind. In manchem Werke über deutsche Literatur ist so ehrenvoll

als sinnig über ihn gesprochen; ich gedenke nur dessen, was Küttner, Eschenburg, Manso, Eichhorn von ihm gerühmt haben.

Und woher kam die große Wirkung, welche er auf die Deutschen ausübte? Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit seines Wesens. Mensch und Schriftsteller hatten sich in ihm ganz durchdrungen, er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Versen und Prosa verhehlte er niemals, was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zu Muthe sei, und so schrieb er auch urtheilend und urtheilte schreibend. Aus der Fruchtbarkeit seines Geistes entquoll die Fruchtbarkeit seiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer rednerischen Phrase; er gilt hier ganz eigentlich, und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, daß sie sich eines Kiels, womit er seine Werke gebildet, zu bemächtigen suchte, so dürfte der Kiel, dessen sich Wieland bediente, gewiß vor vielen dieser Auszeichnung würdig sein. Denn daß er alles mit eigener Hand und sehr schön schrieb, zugleich mit Freiheit und Besonnenheit, daß er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, veränderte, besserte, unverdrossen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben, dieses gab seinen Productionen das Zarte, Zierliche, Faßliche, das Natürlichelegante, welches nicht durch Bemühung, sondern durch heitere, genialische Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Diese sorgfältige Bearbeitung seiner Schriften entsprang aus einer frohen Ueberzeugung, welche zu Ende seines schweizerischen Aufenthaltes in ihm mag hervorgetreten sein, als die Ungeduld des Hervorbringens sich in etwas legte, und der Wunsch, ein Vollendetes dem Gemeinwesen darzubringen, entschiedener und deutlicher rege ward.

Da nun bei ihm der Mann und der Dichter Eine Person ausmachten, so werden wir, wenn wir von jenem reden, auch diesen zugleich schildern. Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterischer und rednerischer Talente, beherrschten ihn in einem hohen Grade; aber eine mehr angebildete als angeborne Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unser Freund war des Enthusiasmus im höchsten Grade fähig, und in der Jugend gab er sich ihm ganz hin, und dieses um so lebhafter und anhaltender, als jene schöne Zeit, in welcher der Jüngling den Werth und die Würde des Vortrefflichsten, es sei erreichbar oder unerreichbar, in sich fühlt, für ihn sich durch mehrere Jahre verlängerte.

Jene frohen, reinen Gefilde der goldenen Zeit, jene Paradiese der Unschuld, bewohnte er länger als Andere. Sein Geburtshaus, wo ein

gebildeter Geistlicher als Vater waltete, das uralte, an den Ufern der Elbe lindenumgebene Kloster Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchalisch wirkte, das in seinen Grundformen noch klösterliche Tübingen, jene einfachen Schweizerwohnungen, umrauscht von Bächen, bespült von Seen, umschlossen von Felsen; überall fand er sein Delphi wieder; überall die Haine, in denen er, als ein schon erwachsener, gebildeter Jüngling, noch immer schwelgte. Dort zogen ihn die Denkmale mächtig an, die uns von der männlichen Unschuld der Griechen hinterlassen sind. Cyrus, Araspes und Panthea und gleich hohe Gestalten lebten in ihm auf, er fühlte den platonischen Geist in sich weben, er fühlte, daß er dessen bedurfte, um jene Bilder für sich und für Andere wiederherzustellen, und dieses um so eher, als er nicht sowohl dichterische Schattenbilder hervorrufen, sondern vielmehr wirklichen Wesen einen sittlichen Einfluß zu verschaffen hoffte.

Aber gerade, daß er so lange in diesen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er alles, was er dachte, fühlte, in sich bildete, träumte, wähnte, lange Zeit für die vollkommenste Wirklichkeit halten durfte, eben dieses verbitterte ihm die Frucht, die er von dem Baum des Erkenntnisses zu pflücken endlich genöthigt ward.

Wer kann dem Conflict mit der Außenwelt entgehen? Auch unser Freund wird in diesen Streit hineingezogen; ungern läßt er sich durch Erfahrung und Leben widersprechen, und da ihm nach langem Sträuben nicht gelingen will, jene herrlichen Gestalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfnissen des Tags zu vereinigen, entschließt er sich, das Wirkliche für das Nothwendige gelten zu lassen, und erklärt das ihm bisher Wahrgeschienene für Phantasterei.

Aber auch hier zeigt sich die Eigenthümlichkeit, die Energie seines Geistes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei so starker Lebenslust, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geistigen Wünschen und Absichten, fühlt er sich von der Welt verletzt und um seine größten Schätze bevortheilt. Nirgends kann er nun mehr in der Erfahrung wiederfinden, was so viele Jahre seine Glück gemacht hatte, ja der innigste Bestand seines Lebens gewesen war; aber er verzehrt sich nicht in eitlen Klagen, deren wir in Prosa und Versen von Andern so viele kennen; sondern er entschließt sich zur Gegenwirkung. Er kündigt allem, was sich in der Wirklichkeit nicht immer nachweisen läßt, den Krieg an, zuvörderst also der platonischen Liebe, sodann aller dogmatisirenden Philosophie, besonders den beiden Extremen, der stoischen und pythagoräischen. Unversöhnlich arbeitet er ferner dem religiösen Fanatismus und allem, was dem Verstande excentrisch erscheint, entgegen.

Aber sogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehen, er möge selbst phantastisch handeln, und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt sich auf gegen alles, was wir unter dem Wort Philisterei zu begreifen gewohnt sind, gegen stockende Pedanterei, kleinstädtisches Wesen, kümmerliche äußere Sitte, beschränkte Kritik, falsche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde, und wie diese Ungeister, deren Name Legion ist, nur alle zu bezeichnen sein mögen.

Hierbei verfährt er durchaus genialisch, ohne Vorsatz und Selbstbewußtsein. Er findet sich in der Klemme zwischen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen oder zu verbinden Mäßigung anrathen muß, so muß er selbst an sich halten, und, indem er gerecht sein will, vielseitig werden.

Die verständige, reine Rechtlichkeit edler Engländer und ihre Wirkung in der sittlichen Welt, eines Addison, eines Steele, hatten ihn schon längst angezogen; nun findet er aber in dieser Genossenschaft einen Mann, dessen Sinnesart ihm weit gemäßer ist.

Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche, um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker in's Gedächtniß zu rufen, Shaftesbury lebte zu einer Zeit, wo in der Religion seines Vaterlandes manche Bewegung vorging; wo die herrschende Kirche mit Gewalt die Andersgesinnten zu bezähmen dachte. Auch den Staat, die Sitten bedrohte Manches, was einen Verständigen, Wohldenkenden in Sorge setzen muß. Gegen alles dieses, glaubte er, sei am besten durch Frohsinn zu wirken; nur das, was man mit Heiterkeit ansehe, werde man recht sehen, war seine Meinung. Wer mit Heiterkeit in seinen eignen Busen schauen könne, müsse ein guter Mann sein. Darauf komme alles an, und alles übrige Gute entspringe daher. Geist, Witz, Humor seien die ächten Organe, womit ein solches Gemüth die Welt anfasse. Alle Gegenstände, selbst die ernstesten, müßten eine solche Klarheit und Freiheit vertragen, wenn sie nicht mit einer nur anmaßlichen Würde prunkten, sondern einen ächten, die Probe nicht scheuenden Werth in sich selbst enthielten. Bei diesem geistreichen Versuch, die Gegenstände zu gewältigen, konnte man nicht umhin, sich nach entscheidenden Behörden umzusehen, und so ward einerseits der Menschenverstand über den Inhalt und der Geschmack über die Art des Vortrags zum Richter gesetzt.

An einem solchen Manne fand nun unser Wieland nicht einen Vorgänger, dem er folgen, nicht einen Genossen, mit dem er arbeiten sollte, sondern einen wahrhaften älteren Zwillingsbruder im Geiste, dem er vollkommen glich, ohne nach ihm gebildet zu sein; wie man denn von Me-

nächmen nicht sagen könnte, welcher das Original, und welcher die Copie sei.

Was Jener, in einem höheren Stande geboren, an zeitlichen Mitteln mehr begabt, durch Reisen, Aemter, Weltumsicht mehr begünstigt, in einem weiteren Kreise, zu einer ernsteren Zeit, in dem meerumflossenen England leistete, eben dieses bewirkte unser Freund von einem anfangs sehr beschränkten Punkte aus, durch eine beharrliche Thätigkeit, durch ein stetiges Wirken in seinem, überall von Land und Bergen umgrenzten, Vaterlande, und das Resultat davon war, damit wir uns bei unserm gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verständlichen Wortes bedienen, jene Popularphilosophie, wodurch ein praktisch geübter Sinn zum Urtheil über den moralischen Werth der Dinge, so wie über ihren ästhetischen zum Richter bestellt wird.

Diese, in England vorbereitet und auch in Deutschland durch Umstände gefordert, ward also durch dichterische und gelehrte Werke, ja durch's Leben selbst, von unserm Freunde, in Gesellschaft von unzähligen Wohlgesinnten verbreitet.

Haben wir jedoch, insofern von Ansicht, Gesinnung, Uebersicht die Rede sein kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden, so war doch dieser jenem an Talent weit überlegen; denn was der Engländer verständig lehrt und wünscht, das weiß der Deutsche, in Versen und Prosa, dichterisch und rednerisch auszuführen.

Zu dieser Ausführung aber mußte ihm die französische Behandlungsweise am meisten zusagen. Heiterkeit, Witz, Geist, Eleganz ist in Frankreich schon vorhanden; seine blühende Einbildungskraft, welche sich jetzt nur mit leichten und frohen Gegenständen beschäftigen will, wendet sich nach den Feen- und Rittermährchen, welche ihm die größte Freiheit gewähren. Auch hier reicht ihm Frankreich in der Tausend und Einen Nacht, in der Romanenbibliothek schon halb verarbeitete, zugerichtete Stoffe, indessen die alten Schätze dieses Fachs, welche Deutschland besitzt, noch roh und ungenießbar dalagen.

Gerade diese Gedichte sind es, welche Wieland's Ruhm am meisten verbreiteten und bestätigten. Ihre Munterkeit fand bei Jedermann Eingang, und selbst die ernsteren Deutschen ließen sie sich gefallen: denn alle diese Werke traten wirklich zur rechten und günstigen Zeit hervor. Sie waren alle in dem Sinne geschrieben, den wir oben entwickelt haben. Oft unternahm der glückliche Dichter das Kunststück, ganz gleichgültigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Werth zu geben, und wenn es nicht zu leugnen ist, daß er bald den Verstand über die höheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die sittlichen triumphiren läßt, so muß

man doch auch gestehen, daß am rechten Ort alles, was schöne Seelen nur zieren mag, die Oberhand behalte.

Früher, wo nicht als alle, doch als die meisten dieser Arbeiten war die Uebersetzung Shakespeare's. Wieland fürchtete nicht, durch Studien seiner Originalität Eintrag zu thun; ja schon früh war er überzeugt, daß, wie durch Bearbeitung schon bekannter Stoffe, so auch durch Uebersetzung vorhandener Werke ein lebhafter reicher Geist die beste Erquickung fände.

Shakespeare'n zu übersetzen, war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil selbst gebildete Literatoren die Möglichkeit leugneten, daß ein solches Unternehmen gelingen könne. Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, ließ bei Seite, was ihm nicht übertragbar schien, und so gab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichsten Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte.

Diese Uebersetzung, so eine große Wirkung sie in Deutschland hervorgebracht, scheint auf Wieland selbst wenig Einfluß gehabt zu haben. Er stand mit seinem Autor allzusehr in Widerstreit, wie man genugsam erkennt aus den übergangenen und ausgelassenen Stellen, mehr noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die französische Sinnesart hervorblickt.

Anderseits aber sind ihm die Griechen, in ihrer Mäßigung und Reinheit, höchst schätzbare Muster. Er fühlt sich mit ihnen durch Geschmack verbunden; Religion, Sitten, Verfassung, alles giebt ihm Anlaß, seine Vielseitigkeit zu üben, und da weder die Götter, noch die Philosophen, weder das Volk, noch die Völker, so wenig als die Staats- und Kriegsleute, sich unter einander vertragen, so findet er überall die erwünschteste Gelegenheit, indem er zu zweifeln und zu scherzen scheint, seine billige, duldsame, menschliche Lehre wiederholt einzuschärfen.

Zugleich gefällt er sich, problematische Charaktere darzustellen, und es macht ihm z. B. Vergnügen, ohne Rücksicht auf weibliche Keuschheit, das Liebenswürdige einer Musarion, Lais und Phryne hervorzuheben, und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philosophen zu erhöhen.

Aber auch unter diesen findet er einen Mann, den er als Repräsentanten seiner Gesinnungen ausbilden und darstellen kann, ich meine Aristippen. Hier sind Philosophie und Weltgenuß durch eine kluge Begrenzung so heiter und wünschenswerth verbunden, daß man sich als Mitlebender in einem so schönen Lande, in so guter Gesellschaft zu finden wünscht. Man tritt so gern mit diesen unterrichteten, wohldenkenden, ge-

bildeten, frohen Menschen in Verbindung, ja man glaubt, so lange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie sie gesinnt zu sein, wie sie zu denken.

In diesen Bezirken erhielt sich unser Freund durch sorgfältige Vorübungen, welche dem Uebersetzer noch mehr als dem Dichter nothwendig sind; und so entstand der deutsche Lucian, der uns den griechischen um desto lebhafter darstellen mußte, als Verfasser und Uebersetzer für wahrhafte Geistesverwandte gelten können.

Ein Mann von solchen Talenten aber, predige er auch noch so sehr das Gebührende, wird sich doch manchmal versucht fühlen, die Linie des Anständigen und Schicklichen zu überschreiten, da von jeher das Genie solche Wagstücke unter seine Gerechtsame gezählt hat. Diesen Trieb befriedigte Wieland, indem er sich dem kühnen, außerordentlichen Aristophanes anzugleichen suchte, und die eben so verwegenen, als geistreichen Scherze durch eigne angeborne Grazie gemildert überzutragen wußte.

Freilich war zu allen diesen Darstellungen auch eine Einsicht in die höhere bildende Kunst nöthig, und da unserm Freund niemals das Anschauen jener überbliebenen alten Meisterwerke gegönnt ward, so suchte er durch den Gedanken sich zu ihnen zu erheben, sie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, dergestalt, daß man bewundern muß, wie der vorzügliche Geist sich auch von dem Entfernten einen Begriff zu machen weiß, ja es würde ihm vollkommen gelungen sein, hätte ihn nicht eben seine lobenswerthe Behutsamkeit abgehalten, entschiedene Schritte zu thun; denn die Kunst überhaupt, besonders aber die der Alten, läßt sich ohne Enthusiasmus weder fassen noch begreifen. Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligthum. Unser Freund aber war viel zu bedächtig, und wie hätte er auch in diesem einzigen Falle eine Ausnahme von seiner allgemeinen Lebensregel machen sollen?

War er jedoch mit den Griechen durch Geschmack nahe verwandt, so war er es mit den Römern noch mehr durch Gesinnung. Nicht daß er sich durch republikanischen oder patriotischen Eifer hätte hinreißen lassen, sondern er findet, wie er sich den Griechen gewissermaßen nur andichtete, unter den Römern wirklich seines Gleichen. Horaz hat viel Aehnliches von ihm; selbst kunstreich, selbst Hof- und Weltmann, ist er ein verständiger Beurtheiler des Lebens und der Kunst; Cicero, Philosoph, Redner, Staatsmann, thätiger Bürger, und beide aus unscheinbaren Anfängen zu großen Würden und Ehren gelangt.

Wie gern mag sich unser Freund, indem er sich mit den Werken dieser beiden Männer beschäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen,

zu ihren Zeitgenossen versetzen, um uns ein anschauliches Bild jener Vergangenheit zu übertragen, und es gelingt ihm zum Erstaunen. Vielleicht könnte man im Ganzen mehr Wohlwollen gegen die Menschen verlangen, mit denen er sich beschäftigt, aber er fürchtet sich so sehr vor der Parteilichkeit, daß er lieber gegen sie, als für sie Partei nehmen mag.

Es giebt zwei Uebersetzungsmaximen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herübergebracht werde, dergestalt, daß wir ihn als den Unsrigen ansehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen. Die Vorzüge von beiden sind durch musterhafte Beispiele allen gebildeten Menschen genugsam bekannt. Unser Freund, der auch hier den Mittelweg suchte, war beide zu verbinden bemüht, doch zog er als Mann von Gefühl und Geschmack in zweifelhaften Fällen die erste Maxime vor.

Niemand hat vielleicht so innig empfunden, welch verwickeltes Geschäft eine Uebersetzung sei, als er. Wie tief war er überzeugt, daß nicht das Wort, sondern der Sinn belebe. Man betrachte, wie er in seinen Einleitungen uns erst in die Zeit zu versetzen und mit den Personen vertraut zu machen bemüht ist, wie er alsdann seinen Autor auf eine uns schon bekannte, unserem Sinn und Ohr verwandte Weise sprechen läßt, und zuletzt noch manche Einzelheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, anstößig werden könnte, in Noten auszulegen und zu beseitigen sucht. Durch diese dreifache Bemühung sieht man recht wohl, hat er sich erst seines Gegenstandes bemächtigt, und so giebt er sich denn auch die redlichste Mühe, uns in den Fall zu setzen, daß seine Einsicht uns mitgetheilt werde, auf daß wir auch den Genuß mit ihm theilen.

Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, so hielt er sich doch fest an die beiden, in denen uns der Werth und die Würde der Vorwelt am reinsten überliefert ist. Denn so wenig wir leugnen wollen, daß aus den Fundgruben anderer alten Literaturen mancher Schatz gefördert worden und noch zu fördern ist, so wenig wird man uns widersprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köstliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Besten gleich, der Form nach allem Andern vorzuziehen sind.

Die deutsche Reichsverfassung, welche so viele kleine Staaten in sich begriff, ähnlichte darin der griechischen. Die geringste, unscheinbare, ja unsichtbare Stadt, weil sie ein eigenes Interesse hatte, mußte solches in sich hegen, erhalten und gegen die Nachbarn vertheidigen. Daher war ihre

Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefordert, über Staatsverhältnisse nachzudenken. Und so war auch Wieland, als Kanzleiverweser einer der kleinsten Reichsstädte, in dem Fall, Patriot und im bessern Sinne Demagog zu sein; wie er denn einmal über einen solchen Gegenstand die zeitige Ungnade des benachbarten Grafen Stadion, seines Gönners, lieber auf sich zu ziehen, als unpatriotisch nachzugeben, die Entschließung faßte.

Schon sein Agathon belehrt uns, daß er auch in diesem Fache geregelten Gesinnungen den Vorzug gab, indeß gewann er doch Gegenständen so viel Antheil ab, daß alle seine Beschäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten, über dieselben zu denken. Besonders fühlte er sich auf's Neue dazu aufgefordert, als er sich einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung hoffnungsvoller Fürsten versprechen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieser Art geliefert, tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da sie in einer Zeit geschrieben sind, wo die Macht der Alleinherrschaft noch nicht erschüttert war, so ist sein Hauptgeschäft, den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzustellen und sie auf das Glück hinzuweisen, das sie in dem Glück der Ihrigen finden sollten.

Nun aber trat die Epoche ein, in der eine aufgeregte Nation alles bisher Bestandene niederriß und die Geister aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Gesetzgebung zu berufen schien. Auch hierüber erklärt er sich mit umsichtiger Bescheidenheit und sucht durch verständige Vorstellungen, die er unter mancherlei Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wird, und eine freiwillige Vereinigung der Masse undenkbar erscheint, so ist er der Erste, der die Einherrschaft wieder anräth und den Mann bezeichnet, der das Wunder der Wiederherstellung vollbringen werde.

Bedenkt man nun hierbei, daß unser Freund über diese Gegenstände nicht etwa hinterdrein, sondern gleichzeitig geschrieben, und als Herausgeber eines vielgelesenen Journals Gelegenheit hatte, ja genöthigt war, sich monatlich aus dem Stegreife vernehmen zu lassen, so wird derjenige, der seinem Lebensgange chronologisch zu folgen berufen ist, nicht ohne Bewunderung gewahr werden, mit welcher Aufmerksamkeit er den raschen Begebenheiten des Tags folgte und mit welcher Klugheit er sich als ein Deutscher und als ein denkender, theilnehmender Mann durchaus benommen hat. Und hier ist es der Ort, der für Deutschland so wichtigen Zeitschrift, des deutschen Merkurs, zu gedenken. Dieses Unternehmen war nicht das erste in seiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und bedeutend. Ihm verschaffte sogleich der Name des Herausgebers

ein großes Zutrauen: denn daß ein Mann, der selbst dichtete, auch die Gedichte Anderer in die Welt einzuführen versprach, daß ein Schriftsteller, dem man so herrliche Werke verdankte, selbst urtheilen, seine Meinung öffentlich bekennen wollte, dies erregte die größten Hoffnungen. Auch versammelten sich werthvolle Männer bald um ihn her, und dieser Verein vorzüglicher Literatoren wirkte so viel, daß man durch mehrere Jahre hin sich des Merkurs als Leitfadens in unserer Literaturgeschichte bedienen kann. Auf das Publicum überhaupt war die Wirkung groß und bedeutend; denn wenn auf der einen Seite das Lesen und Urtheilen über eine größere Masse sich verbreitete, so ward auch die Lust, sich augenblicklich mitzutheilen, bei einem Jeden rege, der irgend etwas zu geben hatte. Mehr als er erwartete und verlangte, floß dem Herausgeber zu; sein Glück weckte Nachahmer, ähnliche Zeitschriften entstanden, die erst monatlich, dann wochen= und tagweise sich in's Publicum drängten und endlich jene babylonische Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und sind, und die eigentlich daher entspringt, daß Jedermann reden und Niemand hören will.

Was den Werth und die Würde des deutschen Merkurs viele Jahre durch erhielt, war die dem Herausgeber desselben angeborne Liberalität. Wieland war nicht zum Parteihaupt geschaffen; wer die Mäßigung als Hauptmaxime anerkennt, darf sich keiner Einseitigkeit schuldig machen. Was seinen regen Geist aufreizte, suchte er durch Menschenverstand und Geschmack bei sich selbst in's Gleiche zu bringen, und so behandelte er auch seine Mitarbeiter, für die er sich keineswegs enthusiasmirte; und wie er die von ihm so hoch geachteten alten Autoren, indem er sie mit Sorgfalt übersetzte, doch öfters in den Noten zu bekriegen pflegte, so machte er auch oft geschätzte, ja geliebte Mitarbeiter durch mißbilligende Noten verdrießlich, ja sogar abwendig.

Schon früher hatte unser Freund wegen größerer und kleinerer Schriften gar manche Anfechtung leiden müssen, um so weniger konnte es ihm als Herausgeber einer Zeitschrift an literarischen Fehden ermangeln. Aber auch hier beweist er sich als immer derselbe. Ein solcher Federkrieg darf ihm niemals lange dauern, und wie sich's einigermaßen in die Länge ziehen will, so läßt er dem Gegner das letzte Wort, und geht seines gewohnten Pfades.

Ausländer haben scharfsinnig bemerkt, daß deutsche Schriftsteller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das Publicum Rücksicht nehmen, und daß man daher in ihren Schriften den Menschen, der sich selbst ausbildet, den Menschen, der sich selbst etwas zu Danke machen will, und folglich den Charakter desselben, gar bald abnehmen könne. Diese Eigenschaft haben wir

schon oben Wielanden besonders zugeschrieben, und es wird um so interessanter sein, seine Schriften wie sein Leben in diesem Sinne zu reihen und zu verfolgen, als man früher und später den Charakter unseres Freundes aus eben diesen Schriften verdächtig zu machen suchte. Gar viele Menschen sind noch jetzt an ihm irre, weil sie sich vorstellen, der Vielseitige müsse gleichgültig und der Bewegliche wankelmüthig sein. Man bedenkt nicht, daß der Charakter sich nur durchaus auf's Praktische beziehe. Nur in dem, was der Mensch thut, zu thun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter, und in diesem Sinne hat es keinen festern, sich selbst immer gleichern Mann gegeben als Wieland. Wenn er sich der Mannigfaltigkeit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Eindruck Herrschaft über sich erlauben wollte, so zeigte er eben dadurch die Festigkeit und Sicherheit seines Sinnes. Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen. Und so erwarb er sich viele Freunde und erhielt sie. Daß er irgend einen entschiedenen Feind gehabt, ist mir nicht bekannt geworden. Im Genuß seiner dichterischen Arbeiten lebte er viele Jahre in städtischer, bürgerlicher, freundlichgeselliger Umgebung, und erreichte die Auszeichnung eines vollständigen Abdrucks seiner sorgfältig durchgesehenen Werke, ja einer Prachtausgabe derselben.

Aber er sollte noch im Herbst seiner Jahre den Einfluß des Zeitgeistes empfinden und auf eine nicht vorzusehende Weise ein neues Leben, eine neue Jugend beginnen. Der Segen des holden Friedens hatte lange Zeit über Deutschland gewaltet, äußere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern, menschlichen, weltbürgerlichen Gesinnungen gar schön zusammen. Der friedliche Städter schien seiner Mauern nicht mehr zu bedürfen, man entzog sich ihnen, man sehnte sich auf's Land. Die Sicherheit des Grundbesitzers gab Jedermann Vertrauen, das freie Naturleben zog Jedermann an, und wie der gesellig geborne Mensch sich öfters den süßen Trug vorbilden kann, als lebe er besser, bequemer, froher in der Abgesondertheit, so schien auch Wieland, dem bereits die höchste literarische Muße gegönnt war, sich nach einem noch musenhaft ruhigern Aufenthalt umzusehen; und als er gerade in der Nähe von Weimar sich ein Landgut zuzueignen Gelegenheit und Kräfte fand, faßte er den Entschluß, daselbst den Rest seines Lebens zuzubringen. Und hier mögen die, welche ihn öfters besucht, welche mit ihm gelebt, umständlich erzählen, wie er gerade hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erschien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, besonders aber, weil er sich den Menschen wohl entziehen, die Menschen ihn aber nicht entbehren konn-

ten, wie er als gastfreier Wirth seine geselligen Tugenden am anmuthigsten entwickelte.

Indeß ich nun jüngere Freunde zu dieser idyllischen Darstellung auffordere, so muß ich nur kurz und theilnehmend gedenken, wie diese ländliche Heiterkeit durch das Hinscheiden einer theuern mitwohnenden Freundin und dann durch den Tod seiner werthen, sorgsamen Lebensgefährtin getrübt worden. Er legte diese theuren Reste auf eignem Grund und Boden nieder, und indem er sich entschließt, die für ihn allzusehr verflochtene landwirthschaftliche Besorgung aufzugeben, und sich des einige Jahre froh genossenen Grundbesitzes zu entäußern, so behält er sich doch den Platz, den Raum zwischen beiden Geliebten vor, um dort auch seine ruhige Stätte zu finden. Und dorthin haben denn die verehrten Brüder ihn begleitet, ja gebracht, und dadurch seinen schönen und anmuthigen Willen erfüllt, daß die Nachkommen seinen Grabhügel in einem lebendigen Haine besuchen und heiter verehren sollten.

Nicht ohne höhere Veranlassung aber kehrte der Freund nach der Stadt zurück; denn das Verhältniß zu seiner großen Gönnerin, der Herzogin Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verdüstert. Er fühlte nur zu sehr, was es ihm koste, von ihr entfernt zu sein. Er konnte ihren Umgang nicht entbehren, und desselben doch nur mit Unbequemlichkeit und Unstatten genießen. Und so, nachdem er seine Familie bald erweitert, bald verengt, bald vermehrt, bald vermindert, bald versammelt, bald zerstreut gesehen, zieht die erhabene Fürstin ihn in ihren nächsten Kreis. Er kehrt zurück, bezieht eine Wohnung ganz nahe der fürstlichen, nimmt Theil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt, und betrachtet sich nun als Glied des Hauses und Hofes.

Wieland war ganz eigentlich für die größere Gesellschaft geboren, ja die größte würde sein eigentliches Element gewesen sein; denn weil er nirgends obenan stehen, wohl aber gern an Allem Theil nehmen wollte, und über Alles mit Mäßigung sich zu äußern geneigt war, so mußte er nothwendig als angenehmer Gesellschafter erscheinen, ja er wäre es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernst nehmenden Nation noch mehr gewesen.

Denn sein dichterisches, so wie sein literarisches Streben war unmittelbar auf's Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen praktischen Zweck suchte, ein praktisches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich, und da er, bei ausgebreiteten Kenntnissen, stets an dem Interesse des Tags festhielt, demselben folgte, sich geistreich damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung durchaus

mannigfaltig und belebend; wie ich denn auch nicht leicht Jemand gekannt habe, welcher das, was von Andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwiedert hätte.

Bei dieser Art zu denken, sich und Andere zu unterhalten, bei der redlichen Absicht, auf sein Zeitalter zu wirken, verargt man ihm nun wohl nicht, daß er gegen die neuern philosophischen Schulen einen Widerwillen faßte. Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von seinen größern Ansichten präludirte, und in heitern Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äußern schien, da stand er unserm Freunde noch nah genug; als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, so mußten alle die, welche sich bisher in freiem Leben, dichtend, so wie philosophirend ergangen hatten, sie mußten eine Drohburg, eine Zwingfeste daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beschränkt werden sollten.

Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den Dichter war, bei der neuen Geistesrichtung, sobald eine große Masse sich von ihr hinziehen ließ, viel, ja alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang scheinen wollte, als wäre die Absicht überhaupt nur auf Wissenschaft, sodann auf Sittenlehre und was hiervon zunächst abhängig ist, gerichtet, so war doch leicht einzusehen, daß, wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höheren Wissens und des sittlichen Handelns, fester, als bisher geschehen, zu begründen dachte, wenn man dort ein strengeres, in sich mehr zusammenhängendes, aus den Tiefen der Menschheit entwickeltes Urtheil verlangte, daß man, sag' ich, den Geschmack auch bald auf solche Grundsätze hinweisen, und deßhalb suchen würde, individuelles Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beseitigen, und ein allgemeineres Gesetz zur Entscheidungsnorm hervorzurufen.

Dies geschah auch wirklich, und in der Poesie that sich eine neue Epoche hervor, welche mit unserm Freunde, so wie er mit ihr, in Widerspruch stehen mußte. Von dieser Zeit an erlebte er manches unbillige Urtheil, ohne jedoch sehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieses Umstandes hier ausdrücklich, weil der daraus in der deutschen Literatur entstandene Conflict noch keineswegs beruhigt und ausgeglichen ist, und weil ein Wohlwollender, wenn er Wieland's Verdienst schätzen und sein Andenken kräftig aufrecht erhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herankommen, so wie der Folge der Meinungen, von dem Charakter, den Talenten der mitwirkenden Personen genau unterrichtet sein müßte, die Kräfte, die Verdienste beider Theile wohl kennen, und, um unparteiisch zu wirken, beiden Parteien gewissermaßen angehören.

Doch von jenen hieraus entsprungenen, kleineren oder größeren Fehden zieht mich eine ernste Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlassen haben.

Die zwischen unsern Bergen und Hügeln, in unsern anmuthig bewässerten Thälern viele Jahre glücklich angesiedelte Ruhe war schon längst durch Kriegszüge, wo nicht verscheucht, doch bedroht. Als der folgenreiche Tag anbrach, der uns in Erstaunen und Schrecken setzte, da das Schicksal der Welt in unsern Spaziergängen entschieden ward, auch in diesen schrecklichen Stunden, denen unser Freund sorglos entgegenlebte, verließ ihn das Glück nicht; denn er ward, erst durch die Vorsorge eines jungen entschlossenen Freundes, dann durch die Aufmerksamkeit der französischen Gewalthaber gerettet, die in ihm den verdienten weltberühmten Schriftsteller und zugleich ein Mitglied ihres großen wissenschaftlichen Instituts verehrten.

Er hatte bald hierauf mit uns allen den schmerzlichen Verlust Amaliens zu ertragen. Hof und Stadt waren eifrig bemüht, ihm jeden Ersatz zu reichen, und bald darauf ward er von zwei Kaisern mit Ehrenzeichen begnadet, dergleichen er in seinem langen Leben nicht gesucht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber so wie am trüben, so auch am heitern Tage war er sich selbst gleich, und er bethätigt hierdurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem bösen Geschick mäßig zu begegnen versteht.

Am bewunderungswürdigsten jedoch erschien er, körperlich und geistig betrachtet, nach dem harten Unfall, der ihn in so hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter höchlich verletzt ward. Die schmerzlichen Folgen des Falles, die Langeweile der Genesung ertrug er mit dem größten Gleichmuth, und tröstete mehr seine Freunde als sich selbst durch die Aeußerung: es sei ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geschienen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genas er auch bald, indem sich seine Natur wie die eines Jünglings schnell wieder herstellte, und ward uns dadurch zum Zeugniß, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sei.

Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewährte, so brachte ein solcher Unfall keine Veränderung in der Gesinnung, noch in seiner Lebensweise hervor. Nach seiner Genesung gesellig wie vorher, nahm er Theil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem

Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So sehr auch jederzeit sein Blick auf das Irdische, auf die Erkenntniß, die Benutzung desselben gerichtet schien — des Außerweltlichen, des Uebersinnlichen konnte er doch, als ein vorzüglich begabter Mann, keineswegs entbehren. Auch hier trat jener Conflict, den wir oben umständlich zu schildern für Pflicht gehalten, merkwürdig hervor; denn indem er alles abzulehnen schien, was außer den Grenzen der allgemeinen Erkenntnisse liegt, außer dem Kreise dessen, was sich durch Erfahrung bethätigen läßt, so konnte er sich doch niemals enthalten, gleichsam versuchsweise, über die so scharf gezogenen Linien, wo nicht hinauszuschreiten, doch hinüberzublicken und sich eine außerweltliche Welt, einen Zustand, von dem uns alle angebornen Seelenkräfte keine Kenntniß geben können, nach seiner Weise aufzuerbauen und darzustellen.

Einzelne Züge seiner Schriften geben hierzu mannigfaltige Belege, besonders aber darf ich mich auf seinen Agathodämon, auf seine Euthanasie berufen, ja auf jene schönen, so verständigen als herzlichen Aeußerungen, die er noch vor Kurzem offen und unumwunden dieser Versammlung hätte mittheilen mögen. Denn zu unserm Brüderverein hatte sich in ihm eine vertrauensvolle Neigung aufgethan. Schon als Jüngling mit demjenigen bekannt, was uns von den Mysterien der Alten historisch überliefert worden, floh er zwar nach seiner heitern, klaren Sinnesart jene trüben Geheimnisse, aber verläugnete sich nicht, daß gerade unter diesen, vielleicht seltsamen, Hüllen zuerst unter die rohen und sinnlichen Menschen höhere Begriffe eingeführt, durch ahnungsvolle Symbole mächtige, leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über Alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünschenswerther dargestellt, und die Hoffnung auf die Fortdauer unsers Daseins sowohl von frischen Schrecknissen eines trüben Aberglaubens, als von eben so falschen Forderungen einer lebenslustigen Sinnlichkeit gereinigt worden.

Nun als Greis von so vielen werthen Freunden und Zeitgenossen auf der Erde zurückgelassen, sich in manchem Sinne einsam fühlend, näherte er sich unserm theuren Bunde. Wie froh er in denselben getreten, wie anhaltend er unsere Versammlungen besucht, unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unsern ehrbaren Gastmahlen beigewohnt, und sich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen, davon sind wir alle Zeugen, wir haben es freundlich und dankbar anerkannt. Ja, wenn dieser altgegründete und nach manchem Zeitwechsel oft wieder hergestellte Bund eines Zeugnisses bedürfte, so würde hier das vollkommenste bereit sein, indem ein talentreicher Mann,

verständig, vorsichtig, umsichtig, erfahren, wohldenkend und mäßig, bei uns seines Gleichen zu finden glaubte, sich bei uns in einer Gesellschaft fühlte, die er, der besten gewohnt, als Vollendung seiner menschlichen und geselligen Wünsche so gern anerkannte.

Vor dieser so merkwürdigen und hochgeschätzten Versammlung, obgleich von unsern Meistern aufgefordert, über den Abgeschiedenen wenige Worte zu sprechen, würde ich wohl haben ablehnen dürfen, in der Betrachtung, daß nicht eine flüchtige Stunde, leichte, unzusammenhängende Blätter, sondern ganze Jahre, ja manche wohl überdachte und geordnete Bände nöthig sind, um sein Andenken rühmlich zu feiern, neben dem Monumente, das er sich selbst in seinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch übernahm ich diese schöne Pflicht nur in der Betrachtung: es könne das von mir Vorgetragene dem zur Einleitung dienen, was künftig, bei wiederholter Feier seines Andenkens, von Andern besser zu leisten wäre. Wird es unsern verehrten Meistern gefallen, mit diesem Aufsatz in ihre Lade alles dasjenige niederzulegen, was öffentlich über unsern Freund erscheinen wird, noch mehr aber dasjenige, was unsere Brüder, auf die er am meisten und am eigensten gewirkt, welche eines ununterbrochenen nähern Umgangs mit ihm genossen, vertraulich äußern und mittheilen möchten, so würde hierdurch ein Schatz von Thatsachen, Nachrichten und Urtheilen gesammelt, welcher wohl einzig in seiner Art sein dürfte, und woraus denn unsere Nachkommen schöpfen könnten, um mit standhafter Neigung ein so würdiges Andenken immerfort zu beschützen, zu erhalten und zu verklären.

Rede bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau,

gehalten von J. W. v. Göthe,

den 24. Februar 1784.

Nach einer alten löblichen Gewohnheit feierten die hiesigen Bergleute jährlich diesen Tag. Sie zogen versammelt zum Gottesdienste mit stiller Hoffnung und frommen Wünschen, daß dereinst die Vorsicht an diesen Ort das Leben und die Freude voriger Zeiten wieder zurückführen werde. Heute aber kommen sie mit herzlicher Munterkeit und einem fröhlichen Zutrauen, uns zu dem angenehmsten Gange abzuholen; sie finden uns bereit, und eine Anzahl wohlgesinnter Männer hier versammelt, die uns auf diesem Wege zu begleiten geneigt sind. Ich freue mich mit einem jeden,

der heute sich zu freuen die nächste Ursache hat; ich danke einem jeden, der an unserer Freude auch nur entfernteren Antheil nimmt.

Denn endlich erscheint der Augenblick, auf den diese Stadt schon beinahe ein halbes Jahrhundert mit Verlangen wartet, dem ich selbst schon seit acht Jahren, als so lange ich diesen Landen angehöre, mit Sehnsucht entgegensehe. Das Fest, das wir heute feiern, war einer der ersten Wünsche unsers gnädigsten Herrn bei dem Antritte seiner Regierung, und wir freuen uns um des guten Herrn, so wie um des gemeinen Besten willen, daß auch dieser sein Wunsch endlich zur Erfüllung kommt.

Wer die Uebel kennt, welche den ehemaligen Bergbau zu Grunde gerichtet; wer von den Hindernissen nur einigen Begriff hat, die sich dessen Wiederaufnahme entgegensetzten, sich gleichsam als neue Berge auf unser edles Flötz häuften, und es, wenn ich so sagen darf, in eine noch entferntere Tiefe drückten: der wird sich nicht wundern, daß wir nach so vielen eifrigen Bemühungen, nach so manchem Aufwande, erst heute zu einer Handlung schreiten, die zum Wohl dieser Stadt und dieser Gegend nicht früh genug hätte geschehen können. Er wird sich vielmehr wundern, daß es schon heute geschieht. Denn wie Viele sind nicht, die es für unmöglich gehalten haben, daß man dieses Werk wieder werde aufnehmen, daß man diesen Bergbau wieder werde in Umtrieb setzen können. Und nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit. Denn, belebte unsern gnädigsten Herrn nicht ein anhaltender, unermüdeter Eifer für jede nützliche Anstalt, hätten die höchsten Herren Theilhaber durch eine gefällige Beistimmung das Geschäft nicht erleichtert, wären die Kunstverständigen, die wir um Rath gefragt, nicht so aufgeklärte und gleich Freunden an dem Werke theilnehmende Männer; wäre man durch Verzögerungen ermüdet worden: so könnten wir unsern Weg auch gegenwärtig noch nicht mit einander antreten.

Doch Glück auf! Wir eilen einem Platze zu, den sich unsere Vorfahren schon ausersehen hatten, um daselbst einen Schacht niederzubringen. Nicht weit von dem Orte, den sie erwählten, an einem Punkte, der durch die Sorgfalt unsers Geschwornen bestimmt ist, denken wir heute einzuschlagen und unsern neuen Johannisschacht zu eröffnen. Wir greifen ihn mit Beistimmung der verständigsten Kenner aller Zeiten an, und befolgen einen durch Jahrhunderte vernachlässigten Rath. Denn man sah von jeher, selbst da noch das Sturmheider Werk im Umtriebe war, diesen Schacht für unentbehrlich an; man wollte mit demselben dem Flötze in einem tiefern Punkte beikommen, den alten Bergbau, der fehlerhaft aus dem Höchsten in's Tiefste ging, verbessern und ihm Dauer auf die Folge geben. Auch als das Sturmheider Werk sich seinem Unter-

gange näherte, erkannte man diesen Schacht für das einzige Rettungsmittel des ohne Rettung verlornen Werkes. Nunmehr aber, da wir jene ersoffenen, abgebaueten Tiefen den Wassern und der Finsterniß auf immer überlassen, soll er uns zu einem neuen, frischen Felde führen, wo wir gewisse unangetastete Reichthümer zu ernten hoffen können.

Dieser Schacht, den wir heute eröffnen, soll die Thür werden, durch die man zu den verborgenen Reichthümern der Erde hinabsteigt, durch die jene tiefliegenden Gaben der Natur an das Tageslicht gefördert werden sollen. Wir selbst können noch, wenn es uns Gott bestimmt hat, da auf- und niederfahren, und das, was wir uns jetzt nur im Geiste vorstellen, mit der größten Freude vor uns sehen und betrachten. Glückauf also, daß wir so weit gekommen sind!

Nun sei aber auch unsre Vorsicht und unser Eifer bei dem Angriffe des Werks dem Muthe gleich, mit welchem wir dazu gehen. Denn es ist gewiß, daß nunmehr die Schwierigkeiten der Ausführung uns erst recht fühlbar werden müssen. Ich bin von einem Jeden, der bei der Sache angestellt ist, überzeugt, daß er das Seine thun wird. Ich erinnere also Niemanden mit weitläufigen Worten an seine Pflicht; ich schildere nicht das Unheil, das nachlässige und untreue Beamte dem alten Werke zugezogen haben. Denn welcher innerliche Trieb wird nicht aufgemuntert werden, wenn wir bedenken, daß wir im Stande sind, zum Wohl dieser Stadt, ja eines Theils dieser Gegend, Vieles mit leichter Mühe zu wirken, daß Glück und Ruf eines so vortrefflichen, so vernachlässigten Werkes von unserm Betragen abhängt, und daß wir alle Bewohner der Staaten unsers Fürsten, unsre Nachbarn, ja einen großen Theil von Deutschland zu Beobachtern und Richtern unsrer Handlungen haben werden. Lassen Sie uns alle Kräfte vereinigen, damit wir dem Vertrauen genug thun, das unser gnädigster Herr auf uns gesetzt hat, der Zuversicht, womit so viele Gewerke eine ansehnliche Summe Geldes in unsre Hände legen. Möge sich zu diesem schönen und guten Zwecke das ganze hiesige Publicum mit uns vereinigen!

Ja, meine Herren, auch Sie werden es thun. Ein jeder Ilmenauer Bürger und Unterthan kann dem aufzunehmenden Bergwerk nützen und schaden. Jede neue Anstalt ist wie ein Kind, dem man mit einer geringen Wohlthat forthilft, für die ein Erwachsener nicht danken würde, und so wünsche ich, daß ein Jeder die unsrige ansehen möge. Es thue ein Jeder, auch der Geringste, dasjenige, was er in seinem Kreise zu dessen Beförderung thun kann, und so wird es gewiß gut gehen. Gleich zu Anfange, jetzt, meine Herren, ist es Zeit, dem Werke aufzuhelfen, es zu schätzen, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Mißverständnisse

aufzuklären, widrige Leidenschaften zu unterdrücken, und dadurch zu dem gemeinen Besten mitzuwirken. Kommt dereinst der Bergbau zu einem lebendigeren Umtrieb, wird die Bewegung und Nahrung dadurch in diesen Gegenden stärker, erhebt sich Ilmenau wieder zu seinem alten Flor: so kann ein Jeder, er sei, wer er wolle, er habe viel oder wenig gethan, zu sich sagen: Auch ich bin nicht müßig geblieben, auch ich habe mich dieses Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift ist, als es noch ein Kind war, liebreich angenommen; ich habe es nähren, schützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude auf die Nachkommenschaft dauern! Ja, möge uns die Nachkommenschaft für das, was wir von heute an thun werden, segnen, und die Unsrigen dieses Segens genießen!

Und nun wollen wir nicht länger verweilen, sondern uns einem Orte, auf den alle unsere Wünsche gegenwärtig gerichtet sind, nähern; vorher aber noch in dem Hause des Herrn einkehren, des Gottes, der die Berge gegründet, die Schätze in ihre Tiefen verborgen, und dem Menschen den Verstand gegeben hat, sie an das Licht des Tages hervorzubringen. Lassen Sie uns ihn bitten, daß er unserm Vorhaben beistehe, daß er uns bis in die Tiefe begleite, und daß endlich das zweideutige Metall, das öfter zum Bösen, als zum Guten angewendet wird, nur zu seiner Ehre und zum Nutzen der Menschheit gefördert werden möge!

Wenn es Ihnen gefällig ist, wollen wir gehen!

Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?

Eine akademische Antrittsrede von Schiller.

Erfreuend und ehrenvoll ist mir der Auftrag, meine h. H. H., an Ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern, das dem denkenden Betrachter so viele Gegenstände des Unterrichts, dem thätigen Weltmann so herrliche Muster zur Nachahmung, dem Philosophen so wichtige Aufschlüsse, und Jedem ohne Unterschied so reiche Quellen des edelsten Vergnügens eröffnet — das große weite Feld der allgemeinen Geschichte. Der Anblick so vieler vortrefflichen jungen Männer, die eine edle Wißbegierde

um mich her versammelt, und in deren Mitte schon manches wirksame Genie für das kommende Zeitalter aufblüht, macht mir meine Pflicht zum Vergnügen, läßt mich aber auch die Strenge und Wichtigkeit derselben in ihrem ganzen Umfang empfinden. Je größer das Geschenk ist, das ich Ihnen zu übergeben habe — und was hat der Mensch dem Menschen Größeres zu geben als Wahrheit? — desto mehr muß ich Sorge tragen, daß sich der Werth desselben unter meiner Hand nicht verringere. Je lebendiger und reiner Ihr Geist in dieser glücklichsten Epoche seines Wirkens empfängt und je rascher sich Ihre jugendlichen Gefühle entflammen, desto mehr Aufforderung für mich, zu verhüten, daß sich dieser Enthusiasmus, den die Wahrheit allein das Recht hat zu erwecken, an Betrug und Täuschung nicht unwürdig verschwende.

Fruchtbar und weit umfassend ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnden Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredlung, begleitet sie ihn; von Allem, was er sich nahm und gab, muß sie Rechenschaft ablegen. Es ist Keiner unter Ihnen Allen, dem Geschichte nicht etwas Wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedenen Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgendwo mit derselben; aber eine Bestimmung theilen Sie Alle auf gleiche Weise mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — sich als Menschen auszubilden — und zu dem Menschen eben redet die Geschichte.

Ehe ich es aber unternehmen kann, meine H. H., Ihre Erwartungen von diesem Gegenstande Ihres Fleißes genauer zu bestimmen, und die Verbindung anzugeben, worin derselbe mit dem eigentlichen Zweck Ihrer so verschiedenen Studien steht, wird es nicht überflüssig sein, mich über diesen Zweck Ihrer Studien selbst vorher mit Ihnen einzuverstehen. Eine vorläufige Berichtigung dieser Frage, welche mir passend und würdig genug scheint, unsere künftige akademische Verbindung zu eröffnen, wird mich in den Stand setzen, Ihre Aufmerksamkeit sogleich auf die würdigste Seite der Weltgeschichte hinzuweisen.

Anders ist der Studirplan, den sich der Brodgelehrte, anders derjenige, den der philosophische Kopf sich vorzeichnet. Jener, dem es bei seinem Fleiß einzig und allein darum zu thun ist, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile desselben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte seines Geistes in Bewegung setzt, um dadurch seinen sinnlichen Zustand zu verbessern und eine kleinliche Ruhmsucht zu befriedigen, ein solcher wird beim Eintritt in seine akademische Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit

haben, als die Wissenschaften, die er Brodstudien nennt, von allen übrigen, die den Geist nur als Geist vergnügen, auf das Sorgfältigste abzusondern. Alle Zeit, die er diesen letztern widmete, würde er seinem künftigen Berufe zu entziehen glauben, und sich diesen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn seines Schicksals an ihn gemacht werden, und Alles gethan zu haben glauben, wenn er sich fähig gemacht hat, diese Instanz nicht zu fürchten. Hat er seinen Cursus durchlaufen, und das Ziel seiner Wünsche erreicht, so entläßt er seine Führerin — denn wozu noch weiter sie bemühen? Seine größte Angelegenheit ist jetzt, die zusammengehäuften Gedächtnißschätze zur Schau zu tragen, und ja zu verhüten, daß sie in ihrem Werthe nicht sinken. Jede Erweiterung seiner Brodwissenschaft beunruhigt ihn, weil sie ihm neue Arbeit zusendet, oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung schreckt ihn auf, denn sie zerbricht die alte Schulform, die er sich so mühsam zu eigen machte, sie setzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit seines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geschrien, als der Haufe der Brodgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wissens mehr auf, als eben diese? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sei, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit sichtbar; sie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil sie bei dem Schulsystem, das sie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Dasein fechten. Darum kein unversöhnlicherer Feind, kein neidischerer Amtsgehülfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher, als der Brodgelehrte. Je weniger seine Kenntnisse d u r c h s i c h s e l b s t ihn belohnen, desto größere Vergeltung heischt er von Außen; für das Verdienst der Handarbeiter und das Verdienst der Geister hat er nur E i n e n Maßstab, d i e M ü h e. Darum hört man Niemand über Undank mehr klagen als den Brodgelehrten; nicht bei seinen Gedankenschätzen sucht er seinen Lohn, seinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Versorgung. Schlägt ihm dieses fehl, wer ist unglücklicher als der Brodgelehrte? Er hat umsonst gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umsonst nach Wahrheit geforscht, wenn sich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürstengunst verwandelt.

Beklagenswerther Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst, nichts Höheres will und ausrichtet, als der Taglöhner mit dem schlechtesten! der im Reiche der vollkommensten Freiheit eine Sklavenseele mit sich herum trägt! — Noch beklagenswerther aber ist der junge Mann von Genie, dessen natürlich schöner Gang durch

schädliche Lehren und Muster auf diesen traurigen Abweg verlenkt wird, der sich überreden ließ, für seinen künftigen Beruf mit dieser kümmerlichen Genauigkeit zu sammeln. Bald wird seine Berufswissenschaft als ein Stückwerk ihn anekeln; Wünsche werden in ihm aufwachen, die sie nicht zu befriedigen vermag, sein Genie wird sich gegen seine Bestimmung auflehnen. Als Bruchstück erscheint ihm jetzt Alles, was er thut, er sieht keinen Zweck seines Wirkens, und doch kann er Zwecklosigkeit nicht ertragen. Das Mühselige, das Geringfügige in seinen Berufsgeschäften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Muth nicht entgegensetzen kann, der nur die helle Einsicht, nur die geahnete Vollendung begleitet. Er fühlt sich abgeschnitten, herausgerissen aus dem Zusammenhang der Dinge, weil er unterlassen hat, seine Thätigkeit an das große Ganze der Welt anzuschließen. Dem Rechtsgelehrten entleidet seine Rechtswissenschaft, sobald der Schimmer besserer Cultur ihre Blößen ihm beleuchtet, anstatt daß er jetzt streben sollte, ein neuer Schöpfer derselben zu sein, und den entdeckten Mangel aus innerer Fülle zu verbessern. Der Arzt entzweiet sich mit seinem Beruf, sobald ihm wichtige Fehlschläge die Unzuverlässigkeit seiner Systeme zeigen; der Theolog verliert die Achtung für den seinigen, sobald sein Glaube an die Unfehlbarkeit seines Lehrgebäudes wankt.

Wie ganz anders verhält sich der philosophische Kopf! — Eben so sorgfältig, als der Brodgelehrte seine Wissenschaft von allen übrigen absondert, bestrebt sich jener, ihr Gebiet zu erweitern, und ihren Bund mit den übrigen wieder herzustellen — herzustellen, sage ich, denn nur der abstrahirende Verstand hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wissenschaften von einander geschieden. Wo der Brodgelehrte trennt, vereinigt der philosophische Geist. Frühe hat er sich überzeugt, daß im Gebiete des Verstandes, wie in der Sinnenwelt, Alles in einander greife, und sein reger Trieb nach Uebereinstimmung kann sich mit Bruchstücken nicht begnügen. Alle seine Bestrebungen sind auf Vollendung seines Gewissens gerichtet; seine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt seiner Kunst, seiner Wissenschaften steht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überschauet. Neue Entdeckungen im Kreise seiner Thätigkeit, die den Brodgelehrten niederschlagen, entzücken den philosophischen Geist. Vielleicht füllen sie eine Lücke, die das werdende Ganze seiner Begriffe noch verunstaltet hatte, oder setzen den letzten noch fehlenden Stein an sein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten sie es aber auch zertrümmern, sollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerscheinung, ein neu entdecktes Gesetz in der Körperwelt den ganzen Bau

seiner Wissenschaft umstürzen: so hat er die Wahrheit immer mehr geliebt, als sein System, und gern wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und schönern vertauschen. Ja, wenn kein Streich von Außen sein Ideengebäude erschüttert, so ist er selbst, von einem ewig wirksamen Trieb nach Verbesserung gezwungen, er selbst ist der Erste, der es unbefriedigt aus einander legt, um es vollkommener wieder herzustellen. Durch immer neue und immer schönere Gedankenformen schreitet der philosophische Geist zu höherer Vortrefflichkeit fort, wenn der Brodgelehrte in ewigem Geistesstillstande das unfruchtbare Einerlei seiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdiensts als der philosophische Kopf. Scharfsichtig und erfinderisch genug, um jede Thätigkeit zu nutzen, ist er auch billig genug, den Urheber auch der kleinsten zu ehren. Für ihn arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Brodgelehrten. Jener weiß Alles, was um ihn geschieht und gedacht wird, in sein Eigenthum zu verwandeln — zwischen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinschaft aller Güter des Geistes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben. — Der Brodgelehrte verzäunet sich gegen alle seine Nachbarn, denen er neidisch Licht und Sonne mißgönnt, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur schwach gegen die siegende Vernunft vertheidigt. Zu allem, was der Brodgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von Außen her borgen: der philosophische Geist findet in seinem Gegenstand, in seinem Fleiße selbst, Reiz und Belohnung. Wie viel begeisterter kann er sein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird sein Eifer, wie viel ausdauernder sein Muth und seine Thätigkeit sein, da bei ihm die Arbeit sich durch die Arbeit verjünget. Das Kleine selbst gewinnt Größe unter seiner schöpferischen Hand, da er dabei immer das Große im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brodgelehrte in dem Großen selbst nur das Kleine sieht. Nicht *was* er treibt, sondern *wie* er das, was er treibt, behandelt, unterscheidet den philosophischen Geist. Wo er auch stehe und wirke, er steht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und so weit ihn auch das Object seines Wirkens von seinen übrigen Brüdern entferne, er ist ihnen verwandt und *nahe* durch einen harmonisch wirkenden Verstand; er begegnet ihnen, wo alle hellen Köpfe einander finden.

Soll ich diese Schilderung noch weiter fortführen, oder darf ich hoffen, daß es bereits bei Ihnen entschieden sei, welches von den beiden Gemälden, die ich Ihnen hier vorgehalten habe, Sie sich zum Muster nehmen wollen? Von der Wahl, die Sie zwischen beiden getroffen haben, hängt es ab, ob Ihnen das Studium der Universalgeschichte empfohlen

oder erlassen werden kann. Mit dem Zweiten allein habe ich es zu thun; denn bei dem Bestreben, sich dem Ersten nützlich zu machen, möchte sich die Wissenschaft selbst allzuweit von ihrem höhern Endzweck entfernen, und einen kleinen Gewinn mit einem zu großen Opfer erkaufen.

Ueber den Gesichtspunkt mit Ihnen einig, aus welchem der Werth einer Wissenschaft zu bestimmen ist, kann ich mich dem Begriff der Universalgeschichte selbst, dem Gegenstand der heutigen Vorlesung, nähern.

Die Entdeckungen, welche unsere europäischen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küsten gemacht haben, geben uns ein eben so lehrreiches als unterhaltendes Schauspiel. Sie zeigen uns Völkerschaften, die auf den mannigfaltigsten Stufen der Bildung um uns herum gelagert sind, wie Kinder verschiedenen Alters um einen Erwachsenen herum stehen, und durch ihr Beispiel ihm in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen, und wovon er ausgegangen ist. Eine weise Hand scheint uns diese rohen Völkerstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unserer eigenen Cultur weit genug würden fortgeschritten sein, um von dieser Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns selbst zu machen, und den verlornen Anfang unsers Geschlechts aus diesem Spiegel wieder herzustellen. Wie beschämend und traurig aber ist das Bild, das uns diese Völker von unserer Kindheit geben! und doch ist es nicht einmal die erste Stufe mehr, auf der wir sie erblicken. Der Mensch fing noch verächtlicher an. Wir finden jene doch schon als Völker, als politische Körper: aber der Mensch mußte sich erst durch eine außerordentliche Anstrengung zur politischen Gesellschaft erheben.

Was erzählen uns die Reisebeschreiber nun von diesen Wilden? Manche fanden sie ohne Bekanntschaft mit den unentbehrlichsten Künsten, ohne das Eisen, ohne den Pflug, einige sogar ohne den Besitz des Feuers. Manche rangen noch mit wilden Thieren um Speise und Wohnung, bei vielen hatte sich die Sprache noch kaum von thierischen Tönen zu verständlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das so einfache Band der Ehe, dort noch keine Kenntniß des Eigenthums; hier konnte die schlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung fest halten, die sie doch täglich wiederholte; sorglos sah man den Wilden das Lager hingeben, worauf er heute schlief, weil ihm nicht einfiel, daß er morgen wieder schlafen würde. Krieg hingegen war bei allen, und das Fleisch des überwundenen Feindes nicht selten der Preis des Sieges. Andere, die, mit mehrern Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, schon eine höhere Stufe der Bildung erstiegen hatten, zeigten von Knechtschaft und Des-

potismus ein schauderhaftes Bild. Dort sah man einen Despoten Afrika's seine Unterthanen für einen Schluck Branntwein verhandeln: hier wurden sie auf seinem Grab abgeschlachtet, ihm in der Unterwelt zu dienen. Dort wirft sich die fromme Einfalt vor einem lächerlichen Fetisch, und hier vor einem grausenvollen Scheusal nieder; in seinen Göttern malt sich der Mensch. So tief ihn dort Sklaverei, Dummheit und Aberglaube niederbeugen, so elend ist er hier durch das andere Extrem gesetzloser Freiheit. Immer zum Angriff und zur Vertheidigung gerüstet, von jedem Geräusch aufgescheucht, reckt der Wilde sein scheues Ohr in die Wüste; Feind heißt ihm Alles, was neu ist, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an seine Küste schleudert! Kein wirthlicher Herd wird ihm rauchen, kein süßes Gastrecht ihn erfreuen. Aber selbst da, wo sich der Mensch von einer feindseligen Einsamkeit zur Gesellschaft, von der Noth zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt — wie abenteuerlich und ungeheuer zeigt er sich unsern Augen! Sein roher Geschmack sucht Fröhlichkeit in der Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Uebertreibung; Entsetzen erweckt uns selbst seine Tugend, und das, was er seine Glückseligkeit nennt, kann uns nur Ekel oder Mitleid erregen.

So waren wir. Nicht viel besser fanden uns Cäsar und Tacitus vor achtzehnhundert Jahren.

Was sind wir jetzt? — Lassen Sie mich einen Augenblick bei dem Zeitalter still stehen, worin wir leben, bei der gegenwärtigen Gestalt der Welt, die wir bewohnen.

Der menschliche Fleiß hat sie angebaut, und den widerstrebenden Boden durch sein Beharren und seine Geschicklichkeit überwunden. Dort hat er dem Meere Land abgewonnen, hier dem dürren Lande Ströme gegeben. Zonen und Jahrszeiten hat der Mensch durch einander gemengt, und die weichlichen Gewächse des Orients zu seinem rauhern Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Westindien und dem Südmeere trug, hat er Asien in Europa auferstehen lassen. Ein heiterer Himmel lacht jetzt über Germaniens Wäldern, welche die starke Menschenhand zerriß und dem Sonnenstrahl aufthat, und in den Wellen des Rheins spiegeln sich Asiens Reben. An seinen Ufern erheben sich volkreiche Städte, die Genuß und Arbeit in munterm Leben durchschwärmen. Hier finden wir den Menschen in seines Erwerbes friedlichem Besitz sicher unter einer Million, ihn, dem sonst ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch seinen Eintritt in die Gesellschaft verlor, hat er wieder gewonnen durch weise Gesetze. Von dem blinden Zwang des Zufalls und der Noth hat er sich unter die sanftere Herrschaft der

Verträge geflüchtet, und die Freiheit des Raubthiers hingegeben, um die edlere Freiheit des Menschen zu retten. Wohlthätig haben sich seine Sorgen getrennt, seine Thätigkeiten vertheilt. Jetzt nöthigt ihn das gebieterische Bedürfniß nicht mehr an die Pflugschar, jetzt fordert ihn kein Feind mehr von dem Pflug auf das Schlachtfeld, Vaterland und Herd zu vertheidigen. Mit dem Arme des Landmanns füllt er seine Scheunen, mit den Waffen des Kriegers schützt er sein Gebiet. Das Gesetz wacht über sein Eigenthum — und ihm bleibt das unschätzbare Recht, sich selbst seine Pflicht auszulesen.

Wie viele Schöpfungen der Kunst, wie viele Wunder des Fleißes, welches Licht in allen Feldern des Wissens, seitdem der Mensch in der traurigen Selbstvertheidigung seine Kräfte nicht mehr unnütz verzehrt, seitdem es in seine Willkür gestellt worden, sich mit der Noth abzufinden, der er nie ganz entfliehen soll; seitdem er das kostbare Vorrecht errungen hat, über seine Fähigkeit frei zu gebieten, und dem Ruf seines Genius zu folgen! Welche rege Thätigkeit überall, seitdem die vervielfältigten Begierden dem Erfindungsgeist neue Flügel gaben und dem Fleiß neue Räume aufthaten! — Die Schranken sind durchbrochen, welche Staaten und Nationen in feindseligem Egoismus absonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht seines Jahrhunderts kann nunmehr den Geist eines neuern Galilei und Erasmus bescheinen.

Seitdem die Gesetze zu der Schwäche des Menschen herunterstiegen, kam der Mensch auch den Gesetzen entgegen. Mit ihnen ist er sanfter geworden, wie er mit ihnen verwilderte; ihren barbarischen Strafen folgen die barbarischen Verbrechen allmälig in die Vergessenheit nach. Ein großer Schritt zur Veredlung ist geschehen, daß die Gesetze tugendhaft sind, wenn auch gleich noch nicht die Menschen. Wo die Zwangspflichten von dem Menschen ablassen, übernehmen ihn die Sitten. Den keine Strafe schreckt und kein Gewissen zügelt, halten jetzt die Gesetze des Anstandes und der Ehre in Schranken.

Wahr ist es, auch in unser Zeitalter haben sich noch manche barbarische Ueberreste aus den vorigen eingedrungen, Geburten des Zufalls und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen sollte. Aber wie viel Zweckmäßigkeit hat der Verstand des Menschen auch diesem barbarischen Nachlaß der ältern und mittlern Jahrhunderte gegeben! Wie unschädlich, ja wie nützlich hat er oft gemacht, was er umzustürzen noch nicht wagen konnte! Auf dem rohen Grunde der Lehenanarchie führte Deutschland das System seiner politischen und kirchlichen Freiheit auf. Das Schattenbild des römischen Imperators, das sich diesseits der

Apenninen erhalten, leistet der Welt jetzt unendlich mehr Gutes, als sein schreckhaftes Urbild im alten Rom — denn es hält ein nützliches Staatssystem durch Eintracht zusammen; jenes drückte die thätigsten Kräfte der Menschheit in einer sklavischen Einförmigkeit darnieder. Selbst unsere Religion — so sehr entstellt durch die untreuen Hände, durch welche sie uns überliefert worden — wer kann in ihr den veredelnden Einfluß der bessern Philosophie verkennen? Unsere Leibnitze und Locke machten sich um das Dogma und um die Moral des Christenthums eben so verdient, als — der Pinsel eines Raphael und Correggio um die heilige Geschichte.

Endlich unsere Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunst sind sie in einander verschlungen! Wie viel dauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Noth als vormals durch die feierlichsten Verträge verbrüdert! Den Frieden hütet jetzt ein ewig geharnischter Krieg, und die Selbstliebe eines Staats setzt ihn zum Wächter über den Wohlstand des andern. Die europäische Staatengesellschaft scheint in eine große Familie verwandelt. Die Hausgenossen können einander anfeinden, aber hoffentlich nicht mehr zerfleischen.

Welche entgegengesetzte Gemälde! Wer sollte in dem verfeinerten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeschrittenen Bruder des neuern Kanadiers, des alten Celten vermuthen? Alle diese Fertigkeiten, Kunsttriebe, Erfahrungen, alle diese Schöpfungen der Vernunft sind im Raume von wenigen Jahrtausenden in dem Menschen angepflanzt und entwickelt worden; alle diese Wunder der Kunst, diese Riesenwerke des Fleißes sind aus ihm herausgerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte diese heraus? Welche Zustände durchwanderte der Mensch, bis er von jenem Aeußersten zu diesem Aeußersten, vom ungeselligen Höhlenbewohner — zum geistreichen Denker, zum gebildeten Weltmann hinaufstieg? — Die allgemeine Weltgeschichte giebt Antwort auf diese Frage.

So unermeßlich ungleich zeigt sich uns das nämliche Volk auf dem nämlichen Landstriche, wenn wir es in verschiedenen Zeiträumen anschauen! Nicht weniger auffallend ist der Unterschied, den uns das gleichzeitige Geschlecht, aber in verschiedenen Ländern darbietet. Welche Mannigfaltigkeit in Gebräuchen, Verfassungen und Sitten! Welcher rasche Wechsel von Finsterniß und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Glückseligkeit und Elend, wenn wir den Menschen auch nur in dem kleinen Welttheil Europa aufsuchen! Frei an der Themse, und für diese Freiheit sein eigener Schuldner; hier unbezwingbar zwischen seinen Alpen, dort zwischen seinen Kunstflüssen und Sümpfen unüberwunden. An der Weichsel kraftlos und elend durch seine Zwietracht; jenseits der Pyrenäen

durch seine Ruhe kraftlos und elend. Wohlhabend und gesegnet in Amsterdam ohne Ernte; dürftig und unglücklich an des Ebro unbenutztem Paradiese. Hier zwei entlegene Völker durch ein Weltmeer getrennt, und zu Nachbarn gemacht durch Bedürfniß, Kunstfleiß und politische Bande; dort die Anwohner Eines Stroms durch eine andere Liturgie unermeßlich geschieden! Was führte Spaniens Macht über den atlantischen Ocean in das Herz von Amerika, und nicht einmal über den Tajo und Guadiana hinüber? Was erhielt in Italien und Deutschland so viele Throne, und ließ in Frankreich alle, bis auf einen verschwinden? — Die Universalgeschichte löst diese Frage.

Selbst daß *wir* uns in diesem Augenblicke hier zusammenfanden, uns mit diesem Grade von Nationalcultur, mit dieser Sprache, diesen Sitten, diesen bürgerlichen Vortheilen, diesem Maß von Gewissensfreiheit zusammenfanden, ist das Resultat vielleicht aller vorhergegangenen Weltbegebenheiten: die *ganze* Weltgeschichte würde wenigstens nöthig sein, dieses einzige Moment zu erklären; daß wir uns als Christen zusammenfanden, mußte diese Religion, durch unzählige Revolutionen vorbereitet, aus dem Judenthum hervorgehen, mußte sie den römischen Staat genau so finden, als sie ihn fand, um sich mit schnellem, siegendem Lauf über die Welt zu verbreiten, und den Thron der Cäsaren endlich selbst zu besteigen. Unsere rauhen Vorfahren in den thüringischen Wäldern mußten der Uebermacht der Franken unterliegen, um ihren Glauben anzunehmen. Durch seine wachsenden Reichthümer, durch die Unwissenheit der Völker und durch die Schwäche ihrer Beherrscher mußte der Klerus verführt und begünstigt werden, sein Ansehen zu mißbrauchen und seine stille *Gewissensmacht* in ein weltliches Schwert umzuwandeln. Die Hierarchie mußte in einen *Gregor* und *Innocenz* alle ihre Gräuel auf das Menschengeschlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbniß und des geistlichen Despotismus schreiendes Skandal einen unerschrockenen Augustinermönch auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben, und dem römischen Hierarchen eine Hälfte Europens zu entreißen, — wenn wir uns als protestantische Christen hier versammeln sollten. Wenn dies geschehen sollte, so mußten die Waffen unserer Fürsten Karln V. einen Religionsfrieden abnöthigen; ein *Gustav Adolph* mußte den Bruch dieses Friedens rächen, ein neuer allgemeiner Friede ihn auf Jahrhunderte begründen. Städte mußten sich in Italien und Deutschland erheben, dem Fleiße ihre Thore öffnen, die Ketten der Leibeigenschaft zerbrechen, unwissenden Tyrannen den Richterstab aus den Händen ringen, und durch eine kriegerische Hansa sich in Achtung setzen, wenn Gewerbe und Handel blühen, und der Ueberfluß den Künsten der Freude rufen,

wenn der Staat den nützlichen Landmann ehren, und in dem wohlthätigen Mittelstande, dem Schöpfer unserer ganzen Cultur, ein dauerhaftes Glück für die Menschheit heranreifen sollte. Deutschlands Kaiser mußten sich in Jahrhunderte langen Kämpfen mit den Päpsten, mit ihren Vasallen, mit eifersüchtigen Nachbarn entkräften — Europa sich seines gefährlichen Ueberflusses in Asiens Gräbern entladen, und der trotzige Lehenadel in einem mörderischen Faustrecht, Römerzügen und heiligen Fahrten seinen Empörungsgeist ausbluten — wenn das verworrene Chaos sich sondern und die streitenden Mächte des Staats in dem gesegneten Gleichgewichte ruhen sollten, wovon unsere jetzige Muße der Preis ist. Wenn sich unser Geist aus der Unwissenheit herausringen sollte, worin geistlicher und weltlicher Zwang ihn gefesselt hielt: so mußte der lang erstickte Keim der Gelehrsamkeit unter ihren wüthendsten Verfolgern auf's Neue hervorbrechen, und ein Al Mamun den Wissenschaften den Raub vergüten, den ein Omar an ihnen verübt hatte. Das unerträgliche Elend der Barbarei mußte unsere Vorfahren von den blutigen Urtheilen Gottes zu menschlichen Richterstühlen treiben, verheerende Seuchen die verirrte Heilkunst zur Betrachtung der Natur zurückrufen; der Müßiggang der Mönche mußte für das Böse, das ihre Werkthätigkeit schuf, von fern einen Ersatz zubereiten, und der profane Fleiß in den Klöstern die zerrütteten Reste des Augustischen Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunst hinhalten. An griechischen und römischen Mustern mußte der niedergedrückte Geist nordischer Barbaren sich aufrichten, und die Gelehrsamkeit einen Bund mit den Musen und Grazien schließen, wenn sie einen Weg zu dem Herzen finden und den Namen einer Menschenbildnerin sich verdienen sollte. — Aber hätte Griechenland wohl einen Thucydides, einen Plato, einen Aristoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius geboren, wenn diese beiden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politischen Wohlstandes emporgedrungen wären, welche sie wirklich erstiegen haben? Mit einem Wort — wenn nicht ihre ganze Geschichte vorhergegangen wäre? Wie viele Erfindungen, Entdeckungen, Staats- und Kirchenrevolutionen mußten zusammentreffen, diesen neuen, noch zarten Keimen von Wissenschaft und Kunst Wachsthum und Ausbreitung zu geben! Wie viele Kriege mußten geführt, wie viele Bündnisse geknüpft, zerrissen und auf's Neue geknüpft werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundsatze zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst zu richten und ihre Kräfte zu einem verständigen Zwecke zu versammeln!

Selbst in den alltäglichsten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens

können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden, die ungleichartigsten Perioden der Menschheit steuern zu unserer Cultur, wie die entlegensten Welttheile zu unserem Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unsern Speisen, und der Preis, um den wir sie kaufen, viele unserer kräftigsten Heilmittel, und eben so viele neue Werkzeuge unsers Verderbens — setzen sie nicht einen Columbus voraus, der Amerika entdeckte, einen Vasco de Gama, der die Spitze von Afrika umschiffte?

Es zieht sich also eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menschengeschlechts hinauf, die wie Ursache und Wirkung in einander greifen. Ganz und vollzählig überschauen kann sie nur der unendliche Verstand; dem Menschen sind engere Grenzen gesetzt. I. Unzählig viele dieser Ereignisse haben entweder keinen menschlichen Zeugen und Beobachter gefunden, oder sie sind durch kein Zeichen festgehalten worden. Dahin gehören alle, die dem Menschengeschlechte selbst und der Erfindung der Zeichen vorhergegangen sind. Die Quelle aller Geschichte ist Tradition und das Organ der Tradition ist die Sprache. Die ganze Epoche vor der Sprache, so folgenreich sie auch für die Welt gewesen, ist für die Weltgeschichte verloren. II. Nachdem aber auch die Sprache erfunden, und durch sie die Möglichkeit vorhanden war, geschehene Dinge auszudrücken und weiter mitzutheilen, so geschah diese Mittheilung anfangs durch den unsichern und wandelbaren Weg der Sagen. Von Munde zu Munde pflanzte sich eine solche Begebenheit durch eine lange Folge von Geschlechtern fort, und da sie durch Media ging, die verändert werden und verändern, so mußte sie diese Veränderungen mit erleiden. Die lebendige Tradition oder die mündliche Sage ist daher eine sehr unzuverlässige Quelle für die Geschichte; daher sind alle Begebenheiten vor dem Gebrauche der Schrift für die Weltgeschichte so gut als verloren. III. Die Schrift ist aber selbst nicht unvergänglich; unzählig viele Denkmäler des Alterthums haben Zeit und Zufälle zerstört, und nur wenige Trümmer haben sich aus der Vorwelt in die Zeiten der Buchdruckerkunst gerettet. Bei weitem der größere Theil ist mit den Aufschlüssen, die er uns geben sollte, für die Weltgeschichte verloren. IV. Unter den Wenigen endlich, welche die Zeit verschonte, ist die größere Anzahl durch die Leidenschaft, durch den Unverstand, und oft selbst durch das Genie ihrer Beschreiber verunstaltet und unkennbar gemacht. Das Mißtrauen erwacht bei dem ältesten historischen Denkmal, und es verläßt uns nicht einmal bei einer Chronik des heutigen Tages. Wenn wir über eine Begebenheit, die sich heute erst, und unter Menschen, mit denen wir leben, und

in der Stadt, die wir bewohnen, ereignet, die Zeugen abhören und aus ihren widersprechenden Berichten Mühe haben, die Wahrheit zu enträthseln, welchen Glauben können wir zu Nationen und Zeiten mitbringen, die durch Fremdartigkeit der Sitten weiter als durch ihre Jahrtausende von uns entlegen sind? — Die kleine Summe von Begebenheiten, die nach allen bisher geschehenen Abzügen zurückbleibt, ist der Stoff der Geschichte in ihrem weitesten Verstande. Was und wie viel von diesem historischen Stoff gehört nun der Universalgeschichte?

Aus der ganzen Summe dieser Begebenheiten hebt der Universalhistoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen, unwidersprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben. Das Verhältniß eines historischen Datums zu der heutigen Weltverfassung ist es also, worauf gesehen werden muß, um Materialien für die Weltgeschichte zu sammeln. Die Weltgeschichte geht also von einem Princip aus, das dem Anfang der Welt gerade entgegensteht. Die wirkliche Folge der Begebenheiten steigt von dem Ursprung der Dinge zu ihrer neuesten Ordnung herab; der Universalhistoriker rückt von der neuesten Weltlage aufwärts dem Ursprung der Dinge entgegen. Wenn er von dem laufenden Jahr und Jahrhundert zu dem nächst vorhergegangenen in Gedanken hinaufsteigt, und unter den Begebenheiten, die das letztere ihm darbietet, diejenigen sich merkt, welche den Aufschluß über die nächstfolgenden enthalten — wenn er diesen Gang schrittweise fortgesetzt hat bis zum Anfang, nicht der Welt, denn dahin führt ihn kein Wegweiser — bis zum Anfang der Denkmäler; dann steht es bei ihm, auf dem gemachten Weg umzukehren, und an dem Leitfaden dieser bezeichneten Facten, ungehindert und leicht, vom Anfang der Denkmäler bis zu dem neuesten Zeitalter herunter zu steigen. Dies ist die Weltgeschichte, die wir haben, und die Ihnen wird vorgetragen werden.

Weil die Weltgeschichte von dem Reichthum und der Armuth an Quellen abhängig ist, so müssen eben so viele Lücken in der Weltgeschichte entstehen, als es leere Strecken in der Ueberlieferung giebt. So gleichförmig, nothwendig und bestimmt sich die Weltveränderungen aus einander entwickeln, so unterbrochen und zufällig werden sie in der Geschichte in einander gefügt sein. Es ist daher zwischen dem Gange der Welt und dem Gange der Weltgeschichte ein merkliches Mißverhältniß sichtbar. Jene möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strom vergleichen, wovon aber in der Weltgeschichte nur hier und da eine Welle beleuchtet wird. Da es ferner leicht geschehen kann, daß der Zusammenhang einer entfernten Weltbegebenheit mit dem Zustand des laufenden

Jahres früher in die Augen fällt, als die Verbindung, worin sie mit Ereignissen steht, die ihr vorhergingen oder gleichzeitig waren: so ist es ebenfalls unvermeidlich, daß Begebenheiten, die sich mit dem neuesten Zeitalter auf's Genaueste binden, in dem Zeitalter, dem sie eigentlich angehören, nicht selten isolirt erscheinen. Ein Factum dieser Art wäre z. B. der Ursprung des Christenthums und besonders der christlichen Sittenlehre. Die christliche Religion hat an der gegenwärtigen Gestalt der Welt einen so vielfältigen Antheil, daß ihre Erscheinung das wichtigste Factum für die Weltgeschichte wird; aber weder in der Zeit, wo sie sich zeigte, noch in dem Volke, bei dem sie aufkam, liegt (aus Mangel der Quellen) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erscheinung.

So würde denn unsere Weltgeschichte nie etwas Anderes, als ein Aggregat von Bruchstücken werden, und nie den Namen einer Wissenschaft verdienen. Jetzt also kommt ihr der philosophische Verstand zu Hülfe, und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System, zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüths, welche Einheit Ursache ist, daß die Ereignisse des entferntesten Alterthums, unter dem Zusammenfluß ähnlicher Umstände von Außen, in den neuesten Zeitläufen wiederkehren; daß also von den neuesten Erscheinungen, die im Kreise unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtlosen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu schließen, ist, wie überall, so auch in der Geschichte ein mächtiges Hülfsmittel; aber sie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt, und mit eben so viel Vorsicht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden.

Nicht lange kann sich der philosophische Geist bei dem Stoffe der Weltgeschichte verweilen, so wird ein neuer Trieb in ihm geschäftig werden, der nach Uebereinstimmung strebt — der ihn unwiderstehlich reizt, Alles um sich herum seiner eigenen vernünftigen Natur zu assimiliren, und jede ihm vorkommende Erscheinung zu der höchsten Wirkung, die er erkannt, zum Gedanken zu erheben. Je öfter also und mit je glücklicherm Erfolg er den Versuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen, desto mehr wird er geneigt, was er als Ursache und Wirkung in einander greifen sieht, als Mittel und Absicht zu verbinden. Eine Erscheinung nach der andern fängt an, sich dem blinden Ungefähr, der gesetzlosen Freiheit zu entziehen, und sich einem übereinstimmenden Ganzen (das freilich nur in seiner Vorstellung vor-

handen ist) als ein passendes Glied anzureihen. Bald fällt es ihm schwer sich zu überreden, daß diese Folge von Erscheinungen, die in seiner Vorstellung so viel Regelmäßigkeit und Absicht annahm, diese Eigenschaften in der Wirklichkeit verläugne; es fällt ihm schwer, wieder unter die blinde Herrschaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verstandes angefangen hatte, eine so heitere Gestalt zu gewinnen. Er nimmt also diese Harmonie aus sich selbst heraus, und verpflanzt sie außer sich in die Ordnung der Dinge, d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt, und ein teleologisches Princip in die Weltgeschichte. Mit diesem durchwandert er sie noch einmal, und hält es prüfend gegen jede Erscheinung, welche dieser große Schauplatz ihm darbietet. Er sieht es durch tausend beistimmende Facta bestätigt, und durch eben so viele andere widerlegt; aber so lange in der Reihe der Weltveränderungen noch wichtige Bindungsglieder fehlen, so lange das Schicksal über so viele Begebenheiten den letzten Aufschluß noch zurückhält, erklärt er die Frage für unentschieden, und diejenige Meinung siegt, welche dem Verstande die höhere Befriedigung und dem Herzen die größte Glückseligkeit anzubieten hat.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß eine Weltgeschichte nach letzterm Plane in den spätesten Zeiten erst zu erwarten steht. Eine vorschnelle Anwendung dieses großen Maßes könnte den Geschichtsforscher leicht in Versuchung führen, den Begebenheiten Gewalt anzuthun, und diese glückliche Epoche für die Weltgeschichte immer weiter zu entfernen, indem er sie beschleunigen will. Aber nicht zu früh kann die Aufmerksamkeit auf diese lichtvolle und doch so sehr vernachlässigte Seite der Weltgeschichte gezogen werden, wodurch sie sich an den höchsten Gegenstand aller menschlichen Bestrebungen anschließt. Schon der stille Hinblick auf dieses, wenn auch nur mögliche, Ziel muß dem Fleiß des Forschers einen belebenden Sporn und eine süße Erholung geben. Wichtig wird ihm auch die kleinste Bemühung sein, wenn er sich auf dem Wege sieht oder auch nur einen späten Nachfolger darauf leitet, das Problem der Weltordnung aufzulösen und dem höchsten Geist in seiner schönsten Wirkung zu begegnen.

Und auf solche Art behandelt, m. H. H., wird Ihnen das Studium der Weltgeschichte eine eben so anziehende als nützliche Beschäftigung gewähren. Licht wird sie in Ihrem Verstande und eine wohlthätige Begeisterung in Ihrem Herzen entzünden. Sie wird Ihren Geist von der gemeinen und kleinlichen Ansicht moralischer Dinge entwöhnen, und, indem sie vor Ihren Augen das große Gemälde der Zeiten und Völker auseinander breitet, wird sie die vorschnellen Entscheidungen des Augen-

blicks und die beschränkten Urtheile der Selbstsucht verbessern. Indem sie den Menschen gewöhnt, sich mit der ganzen Vergangenheit zusammen zu fassen, und mit seinen Schlüssen in die ferne Zukunft voraus zu eilen: so verbirgt sie die Grenzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menschen so eng und so drückend umschließen, so breitet sie optisch täuschend sein kurzes Dasein in einem unendlichen Raum aus, und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.

Der Mensch verwandelt sich und flieht von der Bühne; seine Meinungen fliehen und verwandeln sich mit ihm: die Geschichte allein bleibt unausgesetzt auf dem Schauplatz eine unsterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der Homerische Zeus sieht sie mit gleich heiterm Blicke auf die blutigen Arbeiten des Kriegs und auf die friedlichen Völker herab, die sich von der Milch ihrer Herden schuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freiheit des Menschen mit dem Weltverlauf zu schalten scheine, ruhig sieht sie dem verworrenen Spiele zu; denn ihr weitreichender Blick entdeckt schon von fern, wo diese regellos schweifende Freiheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was sie dem strafenden Gewissen eines Gregors und Cromwells geheim hält, eilt sie der Menschheit zu offenbaren: „daß der selbstsüchtige Mensch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortreffliche befördert."

Kein falscher Schimmer wird sie blenden, kein Vorurtheil der Zeit sie dahinreißen, denn sie erlebt das letzte Schicksal aller Dinge. Alles, was aufhört, hat für sie gleich kurz gedauert: sie hält den verdienten Olivenkranz frisch, und zerbricht den Obelisken, den die Eitelkeit thürmte. Indem sie das feine Getriebe auseinander legt, wodurch die stille Hand der Natur schon seit dem Anfange der Welt die Kräfte des Menschen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für diesen großen Naturplan gewonnen worden ist; so stellt sie den wahren Maßstab für Glückseligkeit und Verdienst wieder her, den der herrschende Wahn in jedem Jahrhundert anders verfälschte. Sie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums und von der kindischen Sehnsucht nach vergangenen Zeiten; und indem sie uns auf unsere eigenen Besitzungen aufmerksam macht, läßt sie uns die gepriesenen goldenen Zeiten Alexanders und Augusts nicht zurückwünschen.

Unser menschliches Jahrhundert herbeizuführen, haben sich — ohne es zu wissen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt. Unser sind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geschichte erst werden Sie lernen, einen Werth auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsere

Dankbarkeit rauben: kostbare, theure Güter, an denen das Blut der Besten und Edelsten klebt, die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen! Und welcher unter Ihnen, bei dem sich ein heller Geist mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieser hohen Verpflichtung eingedenk sein, ohne daß sich ein stiller Wunsch in ihm regte, an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unsern Mitteln einen Beitrag zu legen, und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet — Etwas dazu steuern können Sie Alle! Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unsterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.

Ueber die Bildung des Menschengeschlechts durch das häusliche Leben.

Rede in einer vermischten Gesellschaft am 24. März 1795 gehalten von Gotthelf Wilhelm Christoph Starke.

Erinnerung an die freundliche Aufnahme, welche meine Rede über die Erziehung zur Häuslichkeit fand, und die Süßigkeit, die in dem Gedanken liegt, daß eine Arbeit nicht ganz ohne Wirkung und Spur geblieben sei, treibt mich jetzt zur Wahl einer verwandten Betrachtung, durch welche die Nothwendigkeit der Erweckung des häuslichen Sinnes im hellsten Lichte erscheint, zur Wahl einer Betrachtung über die Erziehung und Bildung des Menschengeschlechts durch das häusliche Leben.

Wer sein inneres bleibendes Wesen von allen äußern Dingen unterscheidet, seine Erhöhung über alles Sichtbare durch Vernunft und Sittlichkeit empfindet, wer es einsieht, daß der Geist nach andern Gesetzen waltet, als nach welchen Sonnen und Erden sich wälzen, daß Tugenden

auf andre Art entstehen, als sich Schönheit und Vollkommenheit in den Gestalten bildet, daß den Geist die Welt, an welcher er sich übt, nicht befriedigt, daß seine Befriedigung nur in ihm selbst und in seiner Entwickelung gedeiht: dem ist es ausgemacht, daß der Mensch nicht blos hier ist, zwischen den Erschütterungen sinnlicher Lust und sinnlichen Schmerzes zu taumeln, zu drängen und sich drängen zu lassen, grau zu werden, gebeugt einher zu schleichen und dann in Gras und Kraut verwandelt, die Thiere des Feldes zu weiden; dem ist die Erziehung des Menschengeschlechtes unbestreitbar wie die Bestimmung der Blüthe zur Frucht, dem ist die Würde der Menschheit und ihres Zwecks in jedem, der Mensch heißt, dem ist das Gebot der Vernunft, daß diese Würde und dieser Zweck von Jedem geehrt werde in reiner, uneigennütziger Gesinnung, dem ist unendliche Veredlung ein unantastbares Heiligthum! Und dieses Heiligthum wird besonders gepflegt im häuslichen Leben durch die Selbstschätzung, durch innige Liebe zu Andern und durch die Uebung der Kräfte, die es gewährt.

Wenn es wahr ist, daß sich Jeder großentheils darnach schätzt, was er Andern gilt, daß Jeder auch darnach gut oder schlecht ist, wie er von Andern gut oder schlecht behandelt, vorgezogen oder zurückgesetzt wird; wenn die Menschenbeobachter richtig sahen, daß schöne Menschen darum, weil ihnen fast Alles mit Zuneigung entgegenkommt, und häßliche, weil sie so häufig versäumt und verachtet werden, ihre eigenthümlichen Tugenden und Fehler haben, so ist das häusliche Leben mit seinen Verhältnissen schon deswegen höchst wichtig, weil es Selbstachtung erzeugt.

In seinem Hause wird jeder nur nicht ganz Unwürdige geliebt und werth gehalten. Wer bei einem Blicke in die größere bürgerliche Gesellschaft sich sagen muß: In der zusammengesetzten Staatsmaschine achten die Meisten mich nur nach meiner Schwere und nach meiner Kraft, viel oder wenig zu haben und zu treiben; da gelte ich als Rad, an dessen Stelle, wenn es stockt, ein anderes gesetzt wird; und der noch nicht eingefügten Räder und Gewichte stehen immer gar viele bereit; wer sich so in der bürgerlichen Gesellschaft verliert, der findet sich in der häuslichen wieder. Wenn die Menschheit im dichten Menschengedränge wohlfeil wird, so flüchtet sie in das Dunkel des Hauses und wuchert da mit sich selbst. Hier wird jeder mehr um seiner selbst willen und uneigennütziger geschätzt; hier ist jeder, auch der, welcher dem Nachbar nebenan und gegenüber sehr entbehrlich scheint, wichtig. Er ist nun einmal ein Glied einer Kette, die, wenn er herausfiele, wieder zusammengeknüpft werden müßte; es sind nun einmal Herzen an ihn geschlossen, die sich nicht ohne Schmerz von ihm losreißen können; man mag ihn nicht missen, weil er da ist.

Es giebt, kann er bei sich denken, Augen, die sich an meinem Sarge nässen, Hände, die sich über meinem Grabe in einander ringen würden, ich habe Werth, ich bin geliebt.

Und dieser Gedanke erhebt, macht den Menschen in sich selbst wichtiger und theurer, weckt das Bestreben, sich selbst nicht verächtlich zu werden, und treibt mit dem Wunsche, auch Andern schätzbar zu bleiben, zur Uebung der Tugend und zur Erhöhung der Vollkommenheit. Entarten nicht viele herrliche Jünglinge, wenn sie aus den Armen der Aeltern geschieden sind, blos dadurch, daß sie nur ihr Geld geliebt sehen, das sie selten lebhaft an die Guten erinnert, welchen sie so unaussprechlich werth sind, durch die kalte Gleichgültigkeit, womit Alles sie empfängt, sich selbst gleichgültig werden? Stürzen nicht Unzählige blos deswegen in den gräßlichsten Abgrund der Verworfenheit hinab, weil sie von Andern verachtet, sich selbst verachten lernten? Darum Preis dir, Preis dir, du holde Wärme des häuslichen Lebens, in welcher sich die Blüthe der Selbstschätzung entfaltet!

Wer sich selbst schätzt, veredelt sich dann auch zur Schätzung Anderer und zu reiner, wohlwollender Sinnesart. Liebe gab ihm den Maßstab, nach welchem er sich selbst messen soll, und mit diesem mißt er dann Andere wieder. Wie Jemand sich selbst am Werthe steigt, so steigt ihm Alles am Werthe; wie er sich selbst als Mensch achtet, so achtet er zunächst die, welchen er das Gefühl seiner Würde dankt, und allmälig auch Andre als Menschen: zur allgemeinen Menschenliebe erzieht ihn nach und nach die Anhänglichkeit an die Seinigen. Diese trennt ein nur nicht Schlechtgesinnter in Gedanken nimmer von sich; was sie trifft, trifft ihn selbst, ihre Freude erquickt ihn, ihr Schmerz ist der seinige; er betrachtet sie als einen Theil von sich selbst; wie man über ein leidendes Glied alle übrigen, so vergißt er sich selbst über ihre Pein; für sie dulden, heißt keine Last; Mühe hört auf, Mühe zu sein, und Aufopferung ist keine Aufopferung mehr. Wie wird der Eigennutz da erstickt, die Gesinnung geläutert; wie lächelt und erfreut die unbefangene, mit aller Gewalt des Instinkts wirkende und mit aller Reinheit der Vernunft waltende, um keinen Lohn buhlende, in sich selbst belohnte Liebe; wie strahlt die menschliche Natur auf ihrer lichtesten Höhe! Wie manche That, die mehr Gehalt hatte als tausende, die die Geschichte verewigt, ward in einer ärmlichen Stube vollbracht! Wie mancher schlichte Jüngling in einer ländlichen Hütte hat für eine betagte Mutter rastloser gearbeitet, als Mancher, der durch seine Thätigkeit Ländereien gewann! wie manche Mutter ausdauernder und standhafter gehandelt, als mancher angestaunte Held! Kehrst du, o Menschenfreund, im Innersten beküm-

mert und gedemüthigt, mit Leere im Herzen, mit Ekel und Abscheu zurück von dem Anblick des Bevortheilens, des Bübelns und Heuchelns, des katzenmäßigen Schmiegens beim katzenmäßigen Häkeln nach fremdem Gute, des Raubens und Blutverschüttens auf dem Markte der Welt: so tritt, um den unentbehrlichen Glauben an Menschenwürde zu stärken, zu dem Bette eines kranken Kindes, neben welchem eine Mutter wacht. Wie geht sie mit ganzer Seele in das leidende Geschöpf über, wie steht und knieet und geht und läuft und ängstigt sie sich im Schweiße des Angesichts für den Liebling; wie giebt sie für seinen Eigensinn Freundlichkeit, für seine herzzerreißenden Klagen tröstende Worte, für seine Ruhe den süßen Schlaf der Nacht, — schon schwellen ihre Füße und sie wacht fort, — wie spendet sie für die Erleichterung des Kleinen ihre Gesundheit, für den Ekel, den seine Krankheit erweckt, sich selbst überwindende Liebe und linderndes Streicheln mit der weichen Hand, wie hat sie immer Thränen für Thränen, wie sinnt sie darauf, das abgezehrte Kind so behutsam wie möglich zu fassen, wie seufzt sie bei seinen unmuthigen Geberden mit dem Gedanken gen Himmel: wenn es nur nicht meint, ich sei an seinen Schmerzen Schuld!

Oder belausche einen Vater in der Wirksamkeit für die Seinigen, wie er von Dämmerung zu Dämmerung für sie sorgt und sich anstrengt; wie er spricht: ich wünschte mir wohl diese Bequemlichkeit, aber unsere Lieben müssen neu gekleidet werden; ich habe bisher dieses unschuldige Vergnügen genossen, aber von nun an weg damit, unsere Kinder müssen diesen oder jenen Unterricht empfangen; ich will mich nun mit minderer Bedienung als sonst begnügen, denn der Sohn muß außer unserm Hause gebildet werden; wie er auf dem Sterbebette denkt und sinnt und alle Kräfte zu nützlichen Verfügungen spannt; wie er auf dem großen Scheidewege wünscht und betet und kämpft zwischen dem, was ihn vorwärts ruft und dem, was ihn hier zurückhält; — und das Alles für die, denen er immer nur gab und von welchen er auch künftig nichts für sich erhalten kann als Thränen auf seinem Aschenhügel. Hier ist uneigennütziger Sinn mit der festen Ueberzeugung, daß das so sein müsse, daß es Schuldigkeit sei. Hier wirkt die Neigung in Eintracht mit der Pflicht. Hier schlingen Sinnlichkeit, Gewöhnung und Vernunft ihre Fäden zu dem Leitbande, an welchem der Mensch geführt wird, so in einander, daß es nimmer reißt, daß der Zögling der Erde, ohne zu wanken, daran einhergeht. Hier wird das Guthandeln Bedürfniß und Fertigkeit, Vergnügen und Glück. Hier wehet reine Luft von dem Gipfel, zu welchem sich der Mensch erheben soll, hier glänzt schon das Ziel, zu dessen Erreichung wir in der sinnlichen Welt erzogen werden, hier tagt der erste

Schimmer des leuchtenden Ideals der Menschheit, der Vollkommenheit und Glückseligkeit in entzückender Harmonie.

Diese Erziehung der Menschheit wird dann dadurch unterstützt und vollendet, daß die Arbeiten und Verhältnisse, die traurigen und die frohen Ereignisse des Hauses Uebung aller Kräfte zum Wirken, Uebung und Reinigung des Vermögens zu empfinden und zu genießen, gewähren. Viele häusliche Geschäfte sind an sich unbedeutend und geringfügig, das ist wahr; aber es kommt hier weniger auf sie selbst an, als auf die Art, wie der Mensch dadurch gebildet wird. Man kann sich an Rechenpfennigen eben sowohl im Zählen üben, als an Goldstücken, und an der Stellung und Aufbewahrung von Kleinigkeiten eben sowohl, als an der Verwaltung von Perlen und Edelsteinen unterscheiden und eintheilen lernen. Wichtige Angelegenheiten können sehr geistlos und kleine Geschäfte mit einer sehr ehrwürdigen Fülle von Ueberlegung betrieben werden. Es hat Männer in einflußreichen Aemtern gegeben, die für sich allein nicht Kraft genug gehabt hätten, eine Gesindestube in Ruhe zu erhalten, nicht Gabe des Absonderns und Vergleichens genug, das Geräth einer Küche zu ordnen, und nicht Gewandtheit genug, eine Maus aus einer Speisekammer zu schaffen, indeß manche Frau mit so viel Scharfblick und Ueberblick, mit so vielem Haushaltungsgenie, mit einem so überall gegenwärtigen und wirkenden und voraussehenden und zu Gute bringenden Verstande zwischen Schüsseln, Töpfen und Kesseln, zwischen Rädern und Spindeln ihr Wesen trieb, daß es zu wünschen gewesen wäre, der Geist, der da in der kleinen Wirthschaft waltete, möchte manchen Leib beseelt haben, der ein großes Fach ausfüllte.

Zeitungsschreiber und andere Schriftsteller können sich manchmal gar nicht zufrieden geben über den Reichthum von Beurtheilung, über die überschwängliche Erfindungskraft, über die Weisheit und Seelenstärke, wodurch diese oder jene öffentliche Begebenheit zu Stande kam, bei welcher es entweder sehr gemein oder sehr unredlich herging, indeß es im tiefsten Dunkel bleibt, wie hin und wieder eine Wittwe, die um sich nur Mangel und Verwirrung sah, mit weit reiferer Beurtheilung, mit einer unvergleichbar größeren Fülle von Erfindungskraft, mit weit höherer Weisheit und ächter Seelenstärke sann und forschte und rang und kämpfte, um sich und ein Häuflein Kinder auf der Straße der Ehrlichkeit durch die Welt zu bringen.

Es ist auch gut, daß es so ist. Das Edelste muß hier im Verborgenen bleiben; aber einst, wenn die Schatten der irdischen Dämmerung weggeschwunden sind, wenn es ganz Tag geworden ist, wird es anders sein. Da wird denn nicht darnach entschieden werden, ob der Mann

einen Commandostab oder einen Spaten führte, ob das Weib seine Brust mit einer Schleife von Diamanten oder mit einem Veilchenstrauße schmückte. Da wird mehr darauf ankommen, wie, als wo wir standen, wie, als was wir arbeiteten, und da wird denn Mancher, der sich hienieden als unbemerkter Wirbel oder Hebel versteckt in dem Getriebe einer engen Wirthschaft drehte, zu hoher Ehre und Würde gelangen, indeß manches gewaltige Schwungrad einer großen Staatsmaschine als minder tauglich in einer höhern Welt zurückgesetzt wird.

Häusliche Thätigkeit kann also zur Erreichung der menschlichen Bestimmung erziehen, und nicht minder thun dies häusliche Schicksale durch die Art, wie sie wirken, wie gelitten und genossen, geduldet und überwunden, und wie dadurch das Empfindungsvermögen geübt und veredelt wird. Mag man jene Schicksale immerhin in wenig Worte zusammenfassen können, sie bieten darum doch oft die ganze Kraft dessen auf, der sie gerade erfährt. Es kann Gefahren geben, herzangreifender als die, in welchen der Seemann schwankt, in der Geborgenheit einer Hütte, seltsame Abenteuer zwischen den Wänden eines kleinen Zimmers, und unbeschreibliche Stürme in den engen Schranken einer menschlichen Brust. Aus dem unübersehlichen Gebiete, das sich mir hier eröffnet, erwähne ich nur eine einzige Scene. Ein Gatte liegt krank, und die Nacht ist gekommen, welche nach dem Ausspruche des Arztes über sein Leben entscheiden soll. Die Gattin harrt, die Kinder harren am Krankenlager, wie Menschen, die ein richterlicher Ausspruch in Freiheit oder auf das Hochgericht bringen wird.

Welche Spannung aller Sinne, welches Hinblicken auf jede Bewegung des Geliebten, welches Spähen, ob sich seine Decke noch vor seinem Athem regt! welches ängstliche Horchen auf jeden Zug desselben, welches leise, bange Tasten nach dem Klopfen des Pulses, welche Hinheftung, um jeden Wunsch des Leidenden zu erlauschen, welche Sorglichkeit, ihn nicht durch zu hellen Schein des Lichts, ihn nicht durch Geräusch zu stören, welche Wirksamkeit der Einbildungskraft in der Entfaltung der möglichsten Scenen des Todes oder der Genesung! welche Wehmuth und Furcht und Trauer beim düstern Glimmen der mattbrennenden Lampe, bei jedem Glockenschlage, bei jedem Rufe des nächtlichen Wächters, welche das Mark durchfröstelnde Schauer beim Vorüberschwirren einer wimmernden Eule, welche Besorgniß, daß dies den Schlummernden wecken und beunruhigen möge, welche Erfindungen der Dichtungskraft, wie die gegebene Arznei oder ein Stündchen Schlaf heilsam wirken, den Stoff der Krankheit zerstreuen, Kräfte und Gesundheit bringen könne, welche Vergleichung des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen, welches Ergreifen

und Denken der Zukunft, welches Zählen aller Minuten und welche Verlängerung jeder Minute durch so mannigfaltige, einander jagende und verschlingende Gefühle, welche Nacht! Die Erfahrungen mehrerer Jahre sind in diese Nacht zusammengepreßt; der Wechsel eines langen Zeitraums wird in ihr durchgekämpft, ewig steht sie in der menschlichen Seele da, ernst und unvergeßlich wie die verschlungensten Begebenheiten.

Und nun die beiden einfachen Fälle, von welchen diese Nacht einen entwickeln muß. Der Gatte stirbt. Welche Sprache hat Worte für die Stürme, die niederstürzend und zerschmetternd gegen die Verwaisten toben? Da ist ihnen bald, als wären sie aus der Welt in einen bodenlosen Raum gestoßen, bald als läge eine Welt auf ihnen, da malen sie sich mit folternder Erinnerung Bilder auf Bilder aus den Gefilden der Vergangenheit, wie der Geschiedene sonst hier saß, da stand und wandelte, dort froh war und scherzte, um alle diese Bilder in dem starren Gefühle der kalten Leere umher und in dem Grauen beim düstern Hinschweben des Sarges wie in ein schwarzes Grab zu versenken; da taumeln sie an der Grenze, wo der wildeste Schmerz mit der stumpfesten Abspannung zusammenfließt. — Oder der Gatte genest. Wer vermag es, über ein Gemälde dieses Glückes das begeisternde morgenrothe Licht zu gießen, das die Wirklichkeit erhellt? Wer kann in der Rede darstellen jenes leichte jugendliche Aufathmen nach der langen Beklemmung, jenes Schweben zwischen Hoffnung und Jubel, jenes neue, frische Umfassen alles Vorhandenen, jene Wonne, welche das unbedeutendste Gut zu einem kostbaren Schatze, die dürftigste Stube zu einer Bühne, auf welcher sich eine liebliche Erscheinung nach der andern entwickelt, den dürrsten Garten zu einem Paradiese, den trübsten Herbsttag zu einem reichen, blumenvollen Lenze zaubert?

O ihr mannigfaltigen Gefühle des häuslichen Lebens, wie seid ihr so hehr und so ehrwürdig! wie stärkt und härtet ihr, wenn ihr schmerzlich seid, zum Muthe, zur Festigkeit, zur Größe und Erhabenheit der Seele, und wie gewöhnt und erzieht ihr für die reinsten, edelsten und süßesten Genüsse, ihr stillen häuslichen Freuden! Wem brauchte ich, wenn ich Kraft und Zeit dazu hätte, die stillen häuslichen Freuden zu schildern? wer wäre so bedauernswürdig, keinen Sinn für sie zu haben? Ersehnt sie nicht der Jüngling in seinen unschuldigsten Träumen? erschmachtet sie nicht der Held, wenn er seinen Lorbeer mit einem Vergißmeinnicht von geliebter Hand, erseufzt sie nicht der König, wenn er seine Krone und seine Sorgen mit dem Stabe und mit den Freuden des Hirten zu vertauschen wünscht? Beurtheilt und schätzt nicht fast Jeder die Ereignisse der wirklichen Welt und im Gebiete der Dichtung nach ihren Ver-

hältnissen zum häuslichen Leben? Findet man nicht im Homer den Helmbusch des Hektor erst da schön, als sich beim Abschiede von seiner Gemahlin der zarte Sohn an ihrem Busen vor diesem Helmbusch fürchtet? Wem brauchte ich durch die Schilderung der stillen häuslichen Freuden zu zeigen, wie sie am meisten zum Genuß geläuterter, über Selbstsucht und Eigennutz erhöhter, mittheilender und durch Mittheilung immer wachsender Seligkeiten reinigen und erziehen?

Ach wenn schon hienieden mancher gereifte und glückliche Mann angeben sollte, wo und auf welche Art er ward, was er geworden ist, wie rasch und wie kalt würde er vor manchem Markte, vor manchem Prunkzimmer, vor manchem Hörsaale vorübergehen, und wie trunken und innig würde er bei seiner väterlichen Hütte und im Anschauen ihres Strohdachs weilen! Hier würden Thränen der Wehmuth aus seinen Augen strömen, hier würde er seine Hände falten, hier würde ihm sein, als müsse er auf seine Kniee sinken und beten. Hier, würde er sagen, ward meine Kraft geweckt und gerichtet; wohin ich blicke, blüht mir eine Erinnerung an ein Spiel und ein Vergnügen, und an Belehrung und Bildung durch beide entgegen. In diesem Gemache tändelte ich mit Blumen und Bildern; da lagen meine Bälle und die übrigen Reichthümer meiner Kindheit; da saß ich und hörte meine Mutter erzählen und meinen Vater unterrichten und ermahnen. Auf diesem Platze trieb ich meinen Kreisel; dort im Garten war das kleine Beet, wo ich meine bunten Primeln und meine einfachen braunen Nelken wartete. Dort unter dem Birnbaume habe ich Veilchensträußer gebunden und Johanniskränze geflochten und mit dem gelblockichten Knaben des Nachbars gespielt, den ich so lieb hatte, — ich nannte ihn immer meinen Bruder und konnte es, wenn man mich eines Andern belehren wollte, nicht begreifen, warum der nicht mein Bruder wäre, den ich so liebte. Auf jenem Rasen habe ich meine Händchen gerungen, als er gestorben war, und konnte es gar nicht vergessen, wie er im weißen Gewande im Sarge lag, und wie die Blüthenkrone mit Flittern um das Kreuz auf seinem Grabe flatterte. Mir war bis dahin in meiner Beschränktheit so wohl gewesen; Blumenhecken hatten mir die Zukunft verhüllt; aber seit dem Tage saß ich oft auf dem Rasen und weinte und träumte und sann in die Zukunft hinaus. Da begann mein Blick weiter zu dringen und meine Kraft sich ungeduldiger zu regen. Was ich hier sah, lehrte mich denken und forschen und fühlen, mich anschließen, und mit Wärme, was ich vermöchte, zu versuchen. Allenthalben zeigst du mir meine Schule und mein Paradies, liebes, ewig theures Hüttchen! O Gott, wo ich stehe, ist heiliges Land! —

Warum ich mich in dieser Darstellung verlor, meine Verehrten? Weil, ach weil das Geschilderte unser Aller Loos ist. Liebende lieben sich hienieden nicht für ein paar Tage des Rausches, Liebende wandeln hienieden nicht Arm in Arm, um einander zuletzt zu versenken als Staub zu Staube. Es kommt die Zeit, in welcher wir Alle sein werden wie jener Gereifte, in welcher uns Allen die Erde sein wird wie ein väterliches, nicht mehr von uns bewohntes, aber immer noch liebes und unvergeßliches Hüttchen. Wenn wir dann den bunten Wechsel des irdischen Lebens überschauen; wenn wir an den Spielen und an den Uebungen unsrer irdischen Kindheit trunken hangen; so werden mit vorzüglicher Lieblichkeit die milden lachenden Scenen des häuslichen Lebens, die Gefühle, die Wirkungen, die Seligkeiten der Häuslichkeit vor unserem helleren Geiste vorübergehen. Oder vielmehr sie werden nicht vorübergehen, sie dauern schöner und himmlischer fort. Der reine, uneigennützige Sinn, der durch sie erzogen ward, waltet nun ungehinderter nach den Absichten Gottes in einem weiteren Gebiete der Schöpfung, und die lauteren Flammen wechselseitiger Liebe, die hier in einander loderten, wie die Flammen von Reisern auf dem häuslichen Herde, werden über die Gräber und über ihre stäubende Asche hinübergehoben, um fortzuglühen auf dem hohen Altare in dem erhabenen Tempel der gereiften, der veredelten Menschheit.

Ueber die Erziehung der Griechen zur Sittlichkeit.

Eine akademische Rede von Friedrich Jacobs*), gehalten in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München, am 28. März 1808.

Als einstmals, wie die Alten erzählen, Pythagoras mit Leon, dem Fürsten der Phliasier, eine lange und geistreiche Unterredung gepflogen hatte, fragte ihn dieser, die Fülle seiner Kenntnisse und Einsichten bewundernd, welche Kunst er vornehmlich triebe? Worauf der samische Weise antwortete, er treibe keine Kunst, sondern sei ein Weisheitsfreund. Als nun jener, über des Namens Neuheit verwundert, weiter fragte, was

---

*) Geboren zu Gotha am 6. Oct. 1764, lebt in seiner Vaterstadt als Oberbibliothekar.

er damit meine? habe er geantwortet: das Leben der Menschen scheine ihm dem Markte vergleichbar, der mit dem feierlichsten Feste Griechenlands verbunden sei. Denn wie dort Einige durch Körperkraft und Uebung nach dem Ruhme eines Kranzes trachteten, Andere durch Aussicht auf Gewinn beim Kauf und Verkauf dahin gelockt würden; Einige aber, welche die Edelsten wären, weder Beifall noch Vortheil suchten, sondern nur die Bemühungen Anderer aufmerksam beschauten: so wären die Menschen überhaupt in das Leben wie auf einen Markt versetzt, wo einige nach Ruhm, andere nach Reichthum strebten; einige wenige aber, alle anderen Bestrebungen für nichts achtend, sich allein um die Betrachtung der Natur und ihres innern Wesens bekümmerten. Diese wären es, welche er Weisheitsfreunde, Philosophen nenne. Und wie es dort das Edelste sei, ohne Rücksicht auf eigenen Gewinn, zu schauen, so sei auch in dem Leben die Betrachtung und Erkenntniß der Dinge allen andern Bemühungen vorzuziehen.

In diesem Urtheile eines der größten und weisesten Männer des Alterthums über die Rangordnung der menschlichen Bestrebungen, welche in Griechenlands schönsten Zeiten vollkommen anerkannt und keinem Zweifel unterworfen war, zeigt sich ein schneidender Gegensatz zwischen hellenischer Denkungsart und den Gesinnungen minder gebildeter Völker. Die letztern kehren diese Rangordnung um. Nur die erwerbende Industrie, die, ihren Blick auf die Erde geheftet, irdischen Stoff für irdische Zwecke verarbeitet, wollen sie als verdienstlich anerkennen; das freie Spiel, das seinen Lohn an dem höhergesteckten Ziele des Ruhmes sucht, werden sie vielleicht als einen Gegenstand der Unterhaltung zwar nicht schätzen, aber doch dulden; den müßig scheinenden Beschauer hingegen, der nur, was geschieht, und wie es geschieht, zu beobachten kam, werden sie als ein parasitisches Glied des Staats kaum ertragen. Ganz gewiß werden sie ein solches Beschauen höchstens vornehm, aber nicht edel finden; und da dieses Beiwort auch der ersten Classe versagt wird, der zweiten aber auf keine Weise zugestanden werden kann, so wird sich bei ihnen für das Edle überhaupt keine Stelle finden.

Nun aber kann kein Zweifel sein, daß ein Volk ganz vorzüglich auf den Ruhm der Bildung Anspruch machen dürfe, wenn es jedes freie und uneigennützige Streben nach dem Vortrefflichen, weil es vortrefflich, nach dem Schönen, weil es schön ist, nicht nur achtet, sondern es vorzugsweise, im Gegensatz eigennütziger Betriebsamkeit, für menschlich und edel hält.

Bei keinem Volke der alten und neuen Welt ist diese Gesinnung herrschender gewesen, bei keinem tritt sie in alten Einrichtungen, Festen,

Gesetzen und Thaten so lebendig hervor, als bei dem hellenischen. Denn nicht blos prunkende Meinung war sie, sondern ein tief gewurzelter Glaube, welcher die ganze hellenische Bildung durchdringt, und ihr eben das charakteristische Siegel eines höhern Adels aufdrückt. Denn was verdient diesen Namen mehr, als der Zustand eines Gemüths, das von Liebe zu dem Schönen und Edlen durchdrungen, jeden andern Gegenstand menschlicher Neigungen nur als nothwendiges Bedürfniß bestehen läßt; hoch aber nichts achtet, als was groß ist, und für groß nichts hält, als was über das Irdische erhebt? Ein Zustand des Gemüths, in welchem die Selbstsucht in der Begeisterung untergeht, und die Idee über jeden Andrang der Wirklichkeit obsiegt? Und kann man an dem Dasein dieses Geistes unter den Hellenen zweifeln, bei denen nicht nur die Beispiele des Großen und Schönen, herrlicher Selbstopfer und rühmlicher Entsagungen in dichten Reihen gedrängt auftreten, sondern ganze Staaten, wie der spartanische, auf den Glauben an die Macht der Idee gebaut, und die Freiheit durch das eherne Joch drückender Gesetze noch wohlfeil erkauft schien?

Dreist und ohne Bedenken darf man sich auf die Stimme der Geschichte berufen und auf das Gefühl eines jeden, der die Thaten und Werke der Griechen nicht im Einzelnen, sondern im Ganzen und nach ihrem Geiste aufgefaßt hat, daß aus ihnen ein Anhauch schöner Sittlichkeit wehe, wie bei keinem andern Volke, und daß der magische Glanz, der es seit so vielen Jahrhunderten umzieht, und sich durch den Fortgang der Zeiten nicht vermindert, sondern vermehrt, nichts Anderes sei, als der Abglanz einer veredelten und gereinigten Natur. Was man von den Königen der Inder behauptete, daß sie um vieles größer und vortrefflicher wären, als ihre Unterthanen, das kann auch von den Hellenen in Rücksicht auf andere Völker gesagt werden. Und wie, nach dem Glauben des Alterthums, die Götter aus der Masse der Menschen nur wenige auswählen und ihres Unterrichts würdigen, und nur das Leben derer schmücken, die sie wahrhaft glücklich und göttlich machen wollen, so scheinen sie auch aus der Masse der Völker die Griechen erwählt zu haben, um sie als ihre Begünstigte zu der Menschheit Muster zu machen. Denn auch noch jetzt, nach so vielen Umwandlungen der Zeiten und Völker, kann das griechische Alterthum als ein Prototypus der Sittlichkeit betrachtet werden. Was möchte das jetzige Zeitalter trösten, wenn die Fäden, die uns an das Alterthum knüpfen, zerschnitten und das Andenken an dasselbe in die Fluthen der Vergessenheit versenkt wäre? Wo möchten wir uns hinretten, um das Bild einer erhebenden Sittlichkeit in menschlichen und bürgerlichen Verhältnissen groß und rein zu finden, wenn

dieser Olymp für uns ausgestorben, wenn diese Heroen der Menschheit für uns verschwunden wären, die nicht mühsame Erzeugnisse des Begriffes, sondern einer schönen, kräftigen, gleichförmig entwickelten Natur waren? Wenn diese wunderbare Welt für uns einstürzte, in der auch das Größte dennoch vollkommen natürlich und glaubhaft erscheint, weil alles darin so hoch steht, und auch das Wunderbarste mit der Wirklichkeit zusammenfließt? Wo nicht blos der Einzelne, wie in dem dürftigen Leben der modernen Zeit, sondern ganze Völker zugleich das Gemüth durch harmonisches Handeln und freie und edle Thaten entzücken? Wo die Sittlichkeit als Natur, und die Natur als sittlich erscheint, während in der Verworrenheit des gegenwärtigen Lebens fast immer nur einzelne Eigenschaften des Menschen zur Bewunderung auffordern, und selten der Mensch; nur Tugenden uns erfreuen, aber selten die Tugend.

Wenn nun hier gefragt wird, was denn die neuen Völker, bei so vielfältigen Vortheilen, die ihnen der Fortgang der Zeit und der Erkenntniß, und die zugleich reichlichere Gelegenheit zum Lernen alles dessen, was gut und recht, schön und groß, edel und vortrefflich ist, endlich auch die Berichtigung so vieler auf die Sittlichkeit einfließenden Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen, welche wir dem Christenthum verdanken, unleugbar verschafft, dennoch, was die Ausübung betrifft, in einen so großen Nachtheil gegen das Alterthum setzt, so mag die Beantwortung dieser verwickelten Frage auf eine andere Zeit ausgesetzt bleiben; hier aber vielmehr erwogen werden, aus welchen Quellen eine Ueberlegenheit der Griechen, so wie in andern Dingen, so auch in der Sittlichkeit geflossen sei. Denn unleugbar ist es ja doch, daß der Unterricht zur Tugend, in sofern er in Worten besteht, bei den Griechen höchst mangelhaft war, und daß die mythische Religion dieses Volkes, weit entfernt, den Begriff der Sittlichkeit zu unterstützen, ihn vielmehr trübte und verwirrte. Diesen Knoten zu zerschneiden fällt nicht schwer, wenn man auf die Natur, gleichsam als auf eine launische Glücksgöttin, und auf den leichtern, heitern Himmel von Griechenland hinweist. Zwar muß allerdings, wo die Sittlichkeit zu einem Gemeingute ganzer Völker aufblühen soll, die Natur ihre Gaben nicht mit stiefmütterlicher Kargheit geboten haben; in dem Samenkorn selbst muß gesunde Fülle und Kraft liegen, wenn die Blüthe sich voll und kräftig entwickeln soll; aber diese Gaben der Natur sind weder sittlich, noch das Gegentheil; daß sie das Eine oder das Andere werden, ist der Freiheit Werk. Herrlich hatte die Natur allerdings den Griechen begabt. In seinem ganzen Wesen herrschte eine Elasticität und Reizbarkeit, die fast allen Glauben übersteigt; eine Empfänglichkeit, welcher schöne Freude am Leben und heiterer Frohsinn entblühte; ein un-

befangener Kindersinn voll Vertrauens und Glaubens. Diese Eigenthümlichkeiten lagen so tief in der Hellenen innerster Natur, daß keine Zeit und kein Wandel äußerer Umstände sie je ganz vernichten konnte! ja man darf behaupten, daß sie auch jetzt noch in den Bewohnern des alten Griechenlands nicht gänzlich erloschen sind. Ihren schönsten und größten Thaten, so wie ihren schlimmsten Vergehungen ist dieses hellenische Insiegel aufgeprägt, und mit Unrecht zürnen die Geschichtschreiber über eine Brennbarkeit, aus welcher eben sowohl verderbliche als wohlthätige Flammen aufloderten, und über den Kindersinn, der mit fröhlicher Unbesonnenheit in die Gefahr sich stürzt, rasch ergreift, schnell verwirft, leicht sündigt, noch leichter bereuet, mit selbstschadender Heftigkeit zürnt und mit gleicher Heftigkeit liebt, das Spiel mit Ernst, und das ernste Geschäft oft spielend treibt. Vergebens zürnen sie ihm. Aus derselben Wurzel erwuchs mit dem Uebel das Gut. Dieselbe Fruchtbarkeit des Bodens, welche den Schooß der Erde mit nährenden und duftenden Gewächsen bedeckt, erzeugt auch das schädliche Unkraut in üppiger Fülle. Je gewaltiger aber die Kräfte der Natur bei diesem Volke waren, desto wichtiger wird die Frage, wie denn die Verderblichkeit der vulkanischen Gewalt gehemmt und wie die Flammen der blitzschwangeren Wolken wohlthätig gemacht werden. Was hat der wilden Kraft die erhabene Mäßigung, der vollen Lebenslust die kalte Verachtung des Todes, dem blinden Naturtriebe die fromme, heilige Scheu so siegreich gegenüber gestellt? Woraus ist die Selbstbeherrschung hervorgegangen, die hier eben im Gegensatz mit überschwänglicher Kraft so herrlich strahlt? Diese Ehrfurcht gegen Gesetze, welche keine Strafe sanctionirt? Diese Bescheidenheit im Genuß bei so reicher Fülle und so mächtigen Antrieben? Diese Erhebung zum Idealischen bei so vielen Reizen der Wirklichkeit? Und wenn dies ohne Lästerung nicht auch der blinden Natur beigelegt werden darf, was hat gerade bei diesem Volke die sittliche Freiheit so herrlich beflügelt, und ihr, ohne Verletzung der zartesten Ansprüche des Gefühls, einen so wunderbaren und glorreichen Sieg gewonnen?

Wenn die Sittlichkeit der gesunde Zustand des innern Menschen ist, Gesundheit aber in einer harmonischen Zusammenstimmung aller Kräfte besteht, so daß also auch das Unfreie in dem Menschen, seine Triebe und Neigungen, dem freien Princip in ihm, nicht etwa sklavisch gehorcht, sondern, von ihm durchdrungen, selbst den Charakter freier Gesetzmäßigkeit annimmt, so ist offenbar, daß dieser harmonische Einklang nicht erzwungen, sondern gewonnen werden müsse. Sittlichkeit ist innere Schönheit; Schönheit aber ist, wie die Gunst, frei. Das Gesetz bildet den Knecht, der sittliche Mensch aber, das vollkommenste Kunstwerk einer innern schaf-

fenden Natur, setzt Freiheit voraus. Allerdings zwar schwebt über dem chaotischen Stoffe der mannigfaltigen Kräfte, Triebe und Neigungen, die das Gemüth des Menschen erfüllen, der gebieterische Wille, einer Nemesis gleich, oder wie Gottes Geist, um den wilden Aufruhr der rohen Natur zu bändigen, und, im Streit, der Majestät des Gesetzes einen unbedingten Gehorsam zu schaffen. Allerdings soll diese Macht den Aufstand der unfreien Natur hemmen, oder sie in die verlassenen Schranken zurückschrecken; aber wenn er es auch ist, der das aufgehobene Gleichgewicht zurückführt, so ist er doch darum nicht der Schöpfer desselben. So wie, der Meinung des Alterthums gemäß, die Verwirrung der gährenden Elemente und ihre wilde Zwietracht nicht durch ein gebieterisches Wort der Macht, sondern durch die Kraft der Liebe oder des Eros gelöst und geordnet ward; so sind es auch in dem menschlichen Gemüthe die sanften Zügel der Schönheit, der Charitinnen und der Musen, welche die streitenden Kräfte lenken und vereinigen; es ist der Anhauch der Liebe, der den verschlossenen und festen Keim des inneren Menschen zur Blüthe entfaltet und das Wunder eines Zusammenklanges wirkt, bei welchem alles Zufällige sich mit dem Princip der Nothwendigkeit durchdringt, das Nothwendige aber sich zur Gestalt der Freiheit vergöttert. Hieraus erhellt aber, daß, wenn der Mensch zur Sittlichkeit gebildet werden soll, man vor allen Dingen suchen müsse, einen solchen Mittler zu gewinnen, der in seinem Innern die strenge Gottheit des gebieterischen Gesetzes mit der Schwachheit der sinnlichen Natur aussöhne; diese erhebe, reinige, veredle, jene durch Liebe mildere und besänftige. Jener Mittler aber ist kein anderer, als die Idee der Schönheit und Erhabenheit, als worin sich die höhere und göttliche Natur dem Gemüthe offenbaret. Nur um diese Sonne unsers innern Himmels sammeln sich die Elemente unserer geistigen Welt zum gesetzmäßigen und freien Tanze; von ihrer Wärme und ihrem Lichte durchdrungen, regt und verklärt sich jeder Trieb, und tritt, wenn es der That gilt, wie der Sohn des Tydeus, mit einem himmlischen Glanze übergossen, Bewunderung und nacheifernden Enthusiasmus entzündend, hervor.

Belebend also muß die sittlichbildende Erziehung sein, begeisternd für die Ideen des Schönen und Großen. Damit die wilde Kraft der Natur, damit der unbändige Trieb, der zügellose Wille, die selbstsüchtige Eigenmacht sich beschränke, und frei in die Ordnung der ganzen innern Oekonomie des Geistes sich füge, muß ihm die Idee entgegentreten, mächtiger als alles Irdische; denn sie ist jetzt göttlicher Abkunft, aber dem Gemüthe und der Neigung verwandt, sintemal sie mit dem Aether einer sinnlichen Gestalt umschleiert erscheint. Hier soll keine der unschätzbaren

Kräfte der Natur verloren gehen, aber sie sollen zu kräftiger Wirkung zusammengedrängt werden; sie sollen gereinigt werden, damit alles zusammenstimme mit dem göttlichen Theile unsers Wesens, und der innere Mensch sich zu einer Welt gestalte, in welcher die mannigfaltigsten Elemente, von dem Hauche und Lichte des Göttlichen durchdrungen, zu ihm, als dem gemeinsamen Mittelpunkt, frei sich neigen, und ein Ganzes der reinsten, heiligsten und entzückendsten Harmonie bilden.

Diese Wirkung nun wird schlechterdings verfehlt, diese innere, sittliche Musik wird nie hervorgebracht durch Begriff und Lehre, wenn auch die vollständigste und gründlichste, sondern durch solche Mittel, welche den Menschen in seiner ganzen Natur ergreifen, anregen, in sich selbst zurückführen, und von sich selbst trennen, die ihn über sich erheben, und in seine eigenen Tiefen treiben, den engen Zauberkreis der Selbstsucht zerstören, und ihm die Gottheit in der verklärten Menschheit zeigen. Sittlich erziehen heißt eine freie, gleichförmige und harmonische Entwickelung aller Kräfte des Gemüthes befördern; unsittlich ist, was diese Harmonie störet. Eine jede Erziehung ist daher tadelnswerth, in welche sich der leitende Verstand immer und immer eindrängt und immer schaffen will, wo er wegschaffen sollte. Der Erzieher soll die Natur berathen, nicht bestimmen. Keine Erziehung ist liberal, die nicht den Geist frei zu machen sucht; liberal aber und sündlich ist sie, wenn sie ihn tödtet, statt ihn zu beleben. Die Natur, welche keine Blüthe der andern gleich macht, vermehrt ihr Streben nach Mannigfaltigkeit, je höher sie aufsteigt; die höchste Mannigfaltigkeit aber erreicht sie in der sittlichen Welt. Und es sollte nicht eine Sünde gegen die Natur sein, diesem Streben entgegen zu arbeiten? es auf eine ertödtende Einförmigkeit anzulegen? den kriechenden Strauch und die empordringende Ceder unter einem Maße zu halten? Von dieser Sünde hat sich wohl kein Volk, das überhaupt an Erziehung glaubte, reiner erhalten, als die Griechen. Reichlich mit allen Kräften zum Guten und Bösen begabt, dachten sie früh darauf, die Heftigkeit der Natur zu zügeln, und das Princip der Mäßigung des Nichtzuviel ward bald von ihnen als der Mittelpunkt der Sittlichkeit anerkannt. Zu diesem zu gelangen, war das Bestreben ihrer Erziehung; wobei sie aber nie vergaßen, daß man die überschwängliche Fülle, ohne sie auszutrocknen, beschränken und das Uebermaß der Kraft, ohne sie zu lähmen, bändigen könne. Aber es soll hier nicht allein von der Erziehung gesprochen werden, welche die Alten der Jugend gaben, sondern wie sie überhaupt zu der eben so zarten als kräftigen Sittlichkeit gebildet wurden, die wir an ihnen bewundern. Denn die Jugendbildung entsprang selbst aus der Quelle jener Sittlichkeit, und war eben sowohl eine Wirkung, als ein

Erhaltungsmittel derselben. Damit sich aber doch der Stoff in eine leichtere Ordnung füge, soll zuerst von den Eigenthümlichkeiten der hellenischen Jugenderziehung gesprochen werden, und dann von den Quellen, aus denen die Erwachsenen ihre sittliche Bildung schöpften.

Beschrieben ist diese Erziehung von vielen, auf die zu verweisen genug ist; hier wollen wir versuchen, ihren Geist nach den angedeuteten Grundsätzen aufzuspüren. Es wird aber nicht unnütz sein, zu bemerken, daß, ob hier gleich von hellenischer Bildung im Allgemeinen gesprochen werden soll, wir doch dabei vornehmlich unsere Blicke gen Attika richten, nicht allein weil wir dieses Land am vollständigsten kennen, sondern auch weil das, was wir suchen, hier in seiner Vollendung erscheint. Auf zwei Dinge war, bei mancher Verschiedenheit im Einzelnen, die Erziehung der Hellenen im Ganzen gerichtet, auf Gymnastik und Musik. Alles, was zur Bildung des Körpers gehörte, war unter dieser erstern begriffen; unter der zweiten, was den Geist zu bilden diente. Eine einseitige Erziehung wurde als unfrei verworfen, und selbst die spartanische Zucht, so sehr sich zur Einseitigkeit neigend, verabsäumte doch die musikalische Bildung nicht. So ward der Knabe von Kindheit an, und sobald er der mütterlichen Sorge entwachsen war, an Leib und Geist bearbeitet und nach einem Ziele gelenkt. Wie dieses geschehen, und wie auch die Gymnastik eine sittliche Richtung bekommen, verdient ein kurzes Verweilen.

Vor allen Dingen muß man sich hüten, Gymnastik zu verwechseln mit Athletik. Nur jene wurde für ein Bildungsmittel eines freien Jünglings gehalten; die Athletik hingegen für ein Geschäft, das, einem Handwerke gleich, oft den Körper verbilde und das Gemüth wild mache. Während diese ein körperliches Geschäft bis zur höchsten Vollkommenheit, oft bis zum Wunderbaren, zu bringen suchte, wollte die Gymnastik jeden Theil des Leibes und das Ganze gleichförmig ausbilden, seine Gesundheit befördern, ihn für jeden Gebrauch gewandt und tüchtig, zugleich aber auch durch einen freien, schönen und edlen Anstand zu einem würdigen Symbol eines freien und edlen Geistes machen. Es ist eine ganz irrige und falschbeschränkte Vorstellung, wenn man den Gebrauch dieser Uebungen auf den Krieg bezieht, dessen Mühseligkeiten zu ertragen sie freilich auch gewöhnte, aber nicht mehr als sie lehrte, sich in die Muße des Friedens zu schicken. Denn das, was sie unabhängig von jedem Gebrauche beabsichtigte, war, dem Geiste durch das Bewußtsein seiner freien und unbeschränkten Macht über den Leib und der vollkommensten Eintracht des gebietenden und gehorchenden Theils eine größere und ihm angemessene Ruhe zu verleihen, und in der äußern Erscheinung die innere Harmonie

darzustellen. Der Mangel derselben ward als das untrügliche Kennzeichen eines Barbaren und Unfreien angesehen; entweder durch die Erscheinung einer ungemäßigten und rohen Körperkraft, oder durch schwächliche Untüchtigkeit des Leibes und dessen ängstlichen und unbehülflichen Ungehorsam. Indem nun ferner die aufblühende Jugend unter den Augen ihrer Pädagogen und der vom Staate selbst bestellten und beobachteten Uebungsmeister ein mühsames, aber dabei erfreuliches Spiel nach der strengsten Methode und den bestimmtesten Regeln trieb, ward sie nicht nur gewöhnt, sich mit Lust dem Gesetze zu fügen, sondern lernte, was noch herrlicher war, sich gewöhnen, bei äußerer Aufforderung zur Schamlosigkeit, die heilige Scheu, die Quelle aller Sittlichkeit, festgeschlossen, rein und unverletzt im Innern zu bewahren. Mit Unrecht hat also die ängstliche Ascetik der spätern Welt die Nacktheit der Hellenen in ihren Gymnasien gerügt, und da eine Quelle des schlimmsten Sittenverderbnisses gefunden, wo ursprünglich nur Unschuld und Sitte wohnten. Nicht alles ist unsittlich zu nennen, was gegen unsere Sittsamkeit anstößt, die oft nur eine Hülle tiefer Verdorbenheit ist. Denn der Unschuld gerade entgegengesetzt ist jene falsche Scham, aus welcher die geheime Lüsternheit quillt, dieser verderbliche und verschlossene Brand, der so viele Jugendblüthen zerstört und oft ein ganzes Menschenleben zu großen und edlen Anstrengungen untüchtig gemacht hat. Wer aber war züchtiger als die hellenische Jugend in des Lebens gewöhnlichem Verkehr? Wo wurde die Unschuld sorglicher bewahrt und die heilige Scham weiser gepflegt? Ohne Arges trieben sie ihr erfrischendes Geschäft, von der eigenthümlichen Würde schöner bekleidet, als von dichten Gewändern, und in kräftigen Anstrengungen begriffen, und von dem regen Streben nach Vorzug und Auszeichnung begeistert, waren sie in ihrer Nacktheit hinlänglich gepanzert gegen den Gifthauch der Lust. So wirkte die Gymnastik sittlich wie die Kunst. Wie hier der irdische Stoff von der in ihm lebenden Idee durchdrungen, dem sinnlichen Auge, indem es ihn faßt, zu verschwinden scheint, und nur die Idee in ihrer reinen Göttlichkeit dem Gemüthe bleibt; so sank auch hier die Lust an des Körpers flüchtigem Reiz in der begeisterten Vorstellung rühmlicher Zwecke zu Boden. Diese sittliche Wirkung der Gymnasien tönte durch das ganze Leben der Griechen fort, und weit entfernt, Schulen der Schamlosigkeit zu sein, reinigten sie vielmehr Auge und Sinn, und gewöhnten die Schönheit nicht blos zu unterscheiden, sondern zu ehren. Unter welchem Volke, um nur eines anzuführen, hat die Kunst an männlichen und weiblichen Körpern die Nacktheit mit größerer Keuschheit behandelt und sich weiter von der niedrigen Lüsternheit entfernt, welche die neuere Kunst, wenn sie sich des Schleiers zu ent-

ledigen wagte, so häufig entwürdigt? In diesen Schulen entzündete sich fern von entehrendem Verdacht die freie und zarte Freundschaft schöner Jünglinge, die das Zeitalter der Heroenwelt gleichsam fortsetzte, und eben so eine Quelle als Wirkung der Tugend ward. Diese Art der Freundschaft, in welcher sich die zarteste Sinnlichkeit zu dem reinsten und edelsten Enthusiasmus läuterte, wurde von der Verfassung der hellenischen Welt so gebieterisch gefordert, daß sie, auch ohne alle Zeugnisse der Alten, dennoch als nothwendig müßte vorausgesetzt werden. Allerdings zwar trat durch sie das weibliche Geschlecht etwas mehr in das Dunkel des Gynäceums zurück, aber wie konnte dies überhaupt anders sein in der Demokratie, die keine Weichlichkeit erträgt, sondern nur durch Männer, im großen Style gebildet, blühen und gedeihen kann? Wenn aber auch, wie in Sparta, die Weiber selbst zu diesem großen Style gebildet wurden, wodurch ihnen aber auch eingestandener Weise eine nicht gebührende Herrschaft zubereitet ward, so blieb dennoch dem Manne, in dem Umtriebe des öffentlichen Lebens, eine Sehnsucht nach freier Liebe in dem Umgange mit einem schönen Freunde, den er mit den Flammen seines Enthusiasmus durchglühte und in dessen aufblühender, durch sein Bemühen veredelter Kraft er eine Fortsetzung und Verlängerung seiner eignen Blüthe liebte. Daß diese schöne und sittliche Liebe in einzelnen Menschen verwilderte, ist eben so bekannt, als der Sache nicht nachtheilig. Weit öfter erscheint sie dagegen groß, heilig und rein; eine Quelle der schönsten Thaten und der glorreichsten Opfer; frei von aller Weichlichkeit; eine Mutter männlicher Stärke und vornehmlich jener göttlichen Begeisterung, die das Gemüth mit großen Gedanken befruchtet. Es ist ferner nicht unwichtig zu bemerken, daß die Gymnasien, als eine Schule rühmlichen Wetteifers, den Ehrgeiz zu reinigen dienten. Den Wetteifer eben sowohl zu beleben als zu mäßigen, ist eine der schwersten Aufgaben der neuen Erziehungskunst, und es war dieses Problem in der alten Welt von noch größerer Wichtigkeit, da den freien Staaten alles daran lag, daß nicht der schlimme und verderbliche, sondern der edle und heilsame Ehrgeiz unter den Bürgern Wurzel fasse. Nun ist aber jeder Ehrgeiz verderblich, der um etwas anderes, als um den Besitz und Ruhm der Vortrefflichkeit streitet, oder diesen Ruhm durch Täuschung zu erbeuten sucht. Diese beiden Klippen drohen derjenigen Art des Wetteifers, die nur auf das Wissen gerichtet wird, als wobei keineswegs immer erkannt werden kann, ob der Kämpfende nach einem hohen oder niedrigen Ziele ringe, und wo es geschehen mag, daß auch das niedrige, durch allerlei Trug und Nebel, in einer unverdienten Höhe erscheine. Wenn daher unsere gelehrten Schulen oft einen Dunst der Eitelkeit und Prahlerei entwickeln, welcher wohl

ein ganzes Leben hindurch den Sinn umdüstert, so scheint dies ein fast unvermeidliches Uebel unserer Bildung zu sein, welches da am höchsten steigt, wo der Erregung des Wetteifers in noch unbefestigten Gemüthern der meiste Vorschub gethan wird. Die Gymnasien der Alten hingegen waren eine Schule des offensten und aufrichtigsten Bestrebens, und so wie dieses auf etwas gerichtet war, das an sich gut schien, freie Ausbildung der körperlichen Kraft, ohne alle Rücksicht auf weitern Gebrauch oder künftigen Lohn, so war dabei auch keine Täuschung möglich, sondern der Kampf war ehrlich und der Sieg verdient. Wer nur darum lernt, um mehr als Andere zu wissen, und dieses, um künftig einmal früher oder reichlicher als Andere für seine Mühe belohnt zu werden, schreitet in dem Ganzen seiner Bildung zurück; wer aber seine Kräfte auf die vorgeschriebene Weise stärkt und seinen Leib gewandt und geschmeidig macht, indem er sich gegen Andere versucht, der thut hier eben, was er in der Palästra thun soll, und jeder Sieg über einen Nebenbuhler ist ein Fortschritt in der Art der Bildung, die hier allein gesucht wird und allein gewonnen werden kann.

Die Verwandtschaft des Gegenstandes erinnert hier an die heiligen Kampfspiele, diese ächt hellenischen Institute, die, bei übriger Verschiedenheit, doch eben so wie die gymnastischen Uebungen, und wegen der großen und begeisterten Theilnahme, die sie erregten, in einem noch höheren Grade, den Sinn für uneigennützige, ruhmvolle Anstrengungen und Opfer nährten. Um dieser Rücksicht willen waren jene Spiele heilig und verdienten es zu sein. In ihnen glaubte man der Götter wahrhafte Gegenwart zu fühlen, die, um ihre eigne Feier unter den Menschen zu verherrlichen, die Kämpfer des Ruhms mit der unauslöschlichen Begeisterung erfüllten, die sie durch unsägliche Mühen und fast unglaubliche Anstrengungen in die Schranken führte, wo an dem Ziele ein schnell verwelkender Kranz der Lohn oder vielmehr nur das Symbol einer Belohnung war. Jedermann weiß, wie hoch ein solcher Sieg, der doch zu nichts weiter führte, in den Augen des ganzen Volkes stand, und welchen Glanz er nicht nur über die Person des Siegers, sondern über alles verbreitete, was ihm angehörte. An eine Rücksicht auf den Gebrauch im Kriege ist auch hier nicht zu denken. Denn die Anwendbarkeit der Athletik auf den Krieg angenommen, welche doch unbedeutend oder ganz nichtig war, wie sollte diese Rücksicht einen solchen Enthusiasmus entzündet haben, daß man wähnte, die höchste Stufe irdischen Glücks sei von dem Sieger erklimmt, und er habe zu sorgen, daß er nicht schwindelnd der Mäßigung vergesse, und die Strafen der Nemesis reize? Aus einer reinen Quelle also floß diese Begeisterung. Das kraftvolle, freie, uneigen-

nützige und gottbegünstigte Spiel war ihnen ein Symbol des Lebens großer Menschen, welche die lange und mühsame Bahn dorniger Pflichten durchkämpften, um an dem hochgesteckten, schwer errungenen Ziel sich des erquickenden Anhauchs der geahneten Unsterblichkeit zu freuen.

Um nun auch von der musikalischen Erziehung zu reden, die, wie schon gesagt, alles umfaßte, was zur Bildung des Geistes erforderlich schien, so will ich zuerst der Musik selbst erwähnen. Daß diese Kunst nicht blos ein Gegenstand, sondern ein Mittel der Erziehung sei, und die sittliche Bildung hemme oder fördere, wird in diesem Zeitalter wenig erwogen; ja, bei aller Verbreitung des Geschmacks an derselben, scheint sie doch den Wenigsten würdig genug ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit und der Gesetze zu sein. Denn der neuern Welt ist die Musik, so wie auch andre Künste, die Musik aber vorzüglich, eine anständige Beschäftigung freier Muße, die theils wegen ihrer schwierigen Ausführung gefalle und Bewunderung errege, theils auch das Gemüth, wie ein gesellschaftliches Spiel, nur mannigfaltiger und zarter, anrege und belebe. Daß diese Anregung eine sittliche Wirkung haben, und daß diese eben so heilsam als verderblich sein könne, wird nicht in Betracht gezogen. Nun ist aber doch wohl unverkennbar, daß dasjenige, was recht getrieben, das ganze Gemüth auf das Gewaltigste ergreift, ebenfalls, bei einer andern Anwendung, es herabziehen und erniedrigen könne. Es wird aber diese Kunst bei der jugendlichen Erziehung auf eine doppelte Weise gemißbraucht, einmal, indem man in ihr ein Maximum der Künstlichkeit zu erreichen sucht, und unbekümmert um Sinn und Inhalt, nur Schwierigkeiten häuft, um darüber obzusiegen, wodurch diese bezaubernde Kunst den Künsten der Equilibristen verähnlicht und zu einer Schule der Eitelkeit erniedrigt wird; zweitens aber, indem man sie allzuoft von dem Geleite der Worte entbunden zu einem entnervenden Spiele unbestimmter Anmuth und Reize macht. Denn in ihrer freisten Gestalt führt diese wunderbare Kunst, durch die unendliche Fülle der Ideen, die sie gestaltlos und unentwickelt in das Gemüth versenkt, unvermeidlich zu einer Melancholie, die wiederholt genossen, durch ihre Anmuth und Süßigkeit den Geist entmannt. Dem unbestimmten Sinn der Jugend aber muß das Bestimmteste geboten werden. Daher ihr keine Musik wahrhaft heilsam ist, als die, welche schöne und erhabene Worte vergeistert und gehaltvollen Gedanken ihre ätherischen Schwingen leiht. Ueber diese Grundsätze waren die Alten vollkommen einverstanden. Die Verbindung der Poesie mit der Musik, als einer freien Heldenkunst, war ihnen aus den frühesten Zeiten vererbt worden. In dem Lager der Achäer, bei dem fernen Getöse der Schlacht, rührte der Sohn des Peleus die Saiten der

Leier, der ungestümste und feurigste aller Heroen pflegte der mildesten Kunst, und erleichterte sein bekümmertes Gemüth von den lastenden Fesseln des Unmuthes, indem er den Ruhm und die Thaten alter Heroen sang. Chiron, der untadelige Centaur, war auch ein Sänger, und die in seiner Ritterschule gebildeten Heldensöhne lernten von ihm die erquickende Kunst. Aber überall, wo wir sie finden, steht sie im Bund mit der Poesie; oft auch knüpften beide zugleich den Knoten der Charitinnen um den verschwisterten Tanz. In dieser Gemeinschaft lenkte sie die Gemüther zu den höchsten Zielen und wirkte Wunder. Denn nicht erträumt sind die Sagen von einem thracischen Orpheus, einem Amphion und andern Sängern der grauen Vorwelt, die nicht durch eine unbegreifliche Kunst, sondern durch ihren weisen Gebrauch die Gemüther des rohen Menschengeschlechtes bis in ihre innersten Tiefen erschütterten, und die Natur selbst, die ihre begeisterten Lieder wunderbar beseelten, vor den Augen der ergriffenen und staunenden Menge zu beleben schienen. So wurde die Musik auch dem spätern Geschlechte ausgehändigt. Ihrer alten Gestalt getreu, blieb sie in den Schulen der Jugend ernst und streng, und erschien in ihrer edlen Einfalt mit einfachen und begeisterten Worten alter Lieder verbunden, wie eine heilige Stimme der Vorwelt, kräftig anregend, tief bewegend und durch hohe Rührung stärkend. Alles war hier harmonisch und Eins. Das fromme und ernste Gedicht bewegte sich in feierlichen Rhythmen, und war mit der zarten Hülle einer ungekünstelten Melodie umschleiert, die gleichsam nur mit wenigen bedeutenden Farben den kräftigen Umriß belebte. Nun ist aber wohl nicht zu zweifeln, daß eine Kunst das Gemüth reinigen könne, die sich seiner gänzlich bemächtigt, um es in den Aether der höhern Welt zu erheben, aus welcher die Geisterstimme der Musik herabzusäuseln scheint; damit aber das Gefühl nicht in einem unmännlichen und passiven Genusse zerrinne, ihm zugleich durch das Medium der plastischen Poesie hohe Gestalten zeigt, in deren Beschauung der Geist erstarke und sich mächtig fühle. Auch herrschte über diese Wirkung bei den Alten nur e i n Urtheil. Da es jedermann bekannt sei, sagt Aristoteles, daß durch diese verschiedenen Arten der Musik die ganze Stimmung des Gemüthes verändert werde, so könne man auch nicht zweifeln, daß Gesang und Rhythmus die Seele sittlich zu bilden vermöge. Auch scheine zwischen der Natur der Seele und der Natur der Rhythmen und der Harmonie eine innige Freundschaft zu sein; daher auch viele Philosophen behauptet hätten, die Seele sei entweder selbst Harmonie, oder enthalte Harmonie in sich. Und Plato behauptet in mehrern Stellen seiner Werke, daß, indem Rhythmus und Harmonie tief in die Seele drängen und sie auf das Gewaltigste ergriffen, sie Sittlich-

keit und würdevollen Anstand herbeiführten. Diesen Ideen ist es ganz gemäß, wenn das Verderben der Sitten von der Nichtachtung dieser Grundsätze und von der Ausartung der Musik das Sinken ganzer Völker abgeleitet wird, wie dieses von Einigen gethan worden, die über allen Verdacht der Schwärmerei oder Paradoxiesucht erhaben sind. Durch diese Ansicht der Musik ward bestimmt, wie und auf welche Weise sie bei der Erziehung anzuwenden sei. Das Bestreben, das überaus Künstliche hervorzubringen, wurde als unfrei verworfen. Nur so weit müsse sie gebildet werden, daß man im Gesange und Rhythmus das Schöne erkennen könne. Daher sei auch der Unterricht auf solchen Instrumenten zu tadeln, die eine allzukünstliche Handlung forderten; weßhalb die böotische Flöte keinen Beifall verdiene, welche noch überdies nichts zur Bildung der Seele beitrage, und statt eine sittliche Fassung zu erzeugen, vielmehr eine Störerin der Ruhe und Besonnenheit sei. Auch dürften bei dem jugendlichen Unterrichte nicht alle Rhythmen ohne Unterschied verstattet werden, sondern nur die, welche die Leidenschaften reinigten; weßhalb man denn auch der dorischen Tonart unter allen den Vorzug ertheilte, weil sie die Ruhe am vollkommensten ausdrücke und am meisten den Charakter des Muthes und der Männlichkeit an sich trage.

Wenn diese und ähnliche Betrachtungen, die von den Alten mit der größten Ernsthaftigkeit, als über einen der wichtigsten Gegenstände angestellt zu werden pflegen, unserm Zeitalter entweder ganz fremd oder gleichgültig sind, so beweist dieses nicht etwa ihre Grundlosigkeit, sondern vielmehr, daß wir in dem Gefühle des Sittlichen und Unsittlichen und in frommer Achtung desselben weit hinter den Alten zurückstehen. Voll des Wahns, durch Lehren und Predigen die Zwecke des Lebens und der Menschheit hinlänglich zu fördern, überlassen wir alles Uebrige der Laune des Zufalls, der denn auch nicht unterlassen hat, die Bildung der modernen Welt zu einem Chaos der Willkür und der feindseligsten Elemente zu machen. Durch den öffentlichen und fast allgemeinen Gebrauch der künstlichsten Musik ist ihre sittliche Wirkung in unserm Zeitalter fast gänzlich vernichtet worden. Denn da sie die Kenntniß der meisten, auch der musikalisch gebildeten Zuhörer größtentheils übersteigt, so betrügen sich einige mit unmäßiger Bewunderung der sich immer mehr überbietenden Fertigkeit, andere mit einem dumpfen Brüten über unbestimmten Gefühlen und sinnlichen Reizungen. Je weiter nun die Kunst diese Richtung verfolgt, desto größer wird das Uebel und desto häßlicher die Verworrenheit, aus welcher auch keine andere Rettung zu erwarten steht, als daß der Mißbrauch den höchsten Gipfel ersteige und sich durch seinen Uebermuth selbst vernichte.

Es ist nun zunächst von der Dichtkunst zu reden, welche unter den musikalischen Bildungsmitteln, neben der eigentlichen Musik, den ersten Platz behauptet. So wie diese Kunst in dem Jugendalter der aufstrebenden Griechenwelt am meisten gewirkt hat, die zarte Blüthe der Sittlichkeit hervorzulocken, so ist ihr auch in spätern Zeiten ihre Kraft und Würde bei der Erziehung des jüngern Geschlechts ungekränkt erhalten worden. Ohne den Vorwurf einer Uebertreibung zu fürchten, darf man behaupten, daß die größten Wohlthäter der Hellenen jene classischen Schriftsteller waren, die so früh, wie ein Wunder der Natur, in Griechenland aufwuchsen, und indem sie, selbst erleuchtet von Prometheus' Feuer, die heilige Flamme zuerst auf dem Altare der Humanität anzündeten, eine Reihe von Jahrhunderten mit wohlthätigem Lichte und Wärme erfüllten. Wie die Beschaffenheit des Himmels am frühen Morgen die Witterung des ganzen Tages zu bestimmen pflegt, so hat das Morgenroth des hellenischen Himmels seine Heroenzeit und die nächste Periode nach dieser über die ganze Bildung dieses Volkes entschieden. Aus seinem grauen Alterthume strahlten ihm, durch einen Zeitraum vieler dunkler Jahre, und eben darum nur desto herrlicher, von dem Nimbus der Heldenpoesie umglänzt, die Thaten edler Vorfahren und ein großes, den Göttern verwandtes Geschlecht. Diese leuchtende, mit hohen Gestalten erfüllte Welt war die ihrige; es waren die Häupter ihrer Stämme, die Stifter ihrer Staaten, die Könige ihrer Städte, die sich in diesem Glanze bewegten und mit vernehmlicher Stimme jedes hellenische Herz zur Nachfolge aufriefen. Mit diesen Stimmen wurde die Seele des Knaben befreundet, sobald er in sich selbst zu erwachen begann; und wie Homers Gedichte die Quellen aller griechischen Kunst wurden, so waren sie auch eine Schule der Sittlichkeit, in welcher die Jünglinge wie die Greise lernten. Ein solches Buch hat kein anderes Volk besessen, in welchem die Vollendung der Form mit dem Reichthum und der Herrlichkeit vaterländischen Stoffes so wetteifert, daß es schwer ist, zu sagen, ob die Alten mehr aus ihm gelernt, oder sich mehr durch ihn gebildet haben. Aus dieser Schule der Heldenpoesie, die auch den gar nicht unbedeutenden Vorzug einer alten, aber nicht veralteten, und gleichsam geheiligten Sprache besaß, brachte der Jüngling eine Götterwelt in das Leben, und wie Athene dem herrlichen Tydiden unsichtbar zur Seite steht und im Gewühle der Schlacht mit leichter Hand feindliche Geschosse ihm abwehrt, so gingen ihm jene hohen und ewiglebenden Gestalten zur Seite, um ihn in des Lebens verworrenem und feindlichem Gedränge auf ihren Wolken zu retten und einer höhern Welt zu sichern. So waren also die Götter, deren milder Verkehr das heroische Leben verschönert hatte, auch der spätern Zeit nicht

entwichen; ihre Gestalten umwandelten sie noch, und ihre Stimmen tönten durch das Organ der Dichter, die nicht dem Volke allein, sondern auch den Weisesten und Besten für heilige Dolmetscher der Unsterblichkeit galten.

Von dieser Seite betrachtet, wird der Gebrauch des Alterthums die ältesten Dichter und den Homer insbesondere als ein Mittel der sittlichen Bildung zu nützen auf das Vollkommenste gerechtfertigt. Zwar kann nicht verborgen werden, daß seine Gedichte, so wie die heiligen Schriften der Hebräer, vieles enthalten, was eine Prüfung nach strengen Grundsätzen nicht verträgt; und die Alten selbst sind hierdurch bisweilen irre geworden, wenn sie die begeisternde und ächt sittliche Wirkung der homerischen Poesie als eines Ganzen vergessend, ihre Blicke zu scharf auf das Einzelne richteten. Aber man ist doch wohl jetzt ganz einverstanden, daß ein Gedicht am besten durch das lehrt, was nicht bestimmt ist zu lehren, und daß das weiseste nicht immer das sei, was von Weisheit überfließt. Die wahre Weisheit eines Gedichtes liegt in seinem Innersten, wie der Fruchtkeim in dem tiefsten Schooße der zarten Blume den Augen verhüllt; und seine Sittlichkeit ist der Abglanz der verklärten, in seinem Ganzen vollendeten Menschheit. Aus dieser Quelle, und aus ihr allein entspringt das sittliche Wohlgefallen an dem Schönen eines jeden Kunstwerkes; und das Entzücken, mit welchem sein Anschauen das Gemüth durchdringt, was ist das anderes, als die Freude über die göttliche Harmonie, Reinheit, Unschuld, Größe und Uneigennützigkeit, zu der sich die menschliche Natur zu erheben vermag? Dieser himmlische Aether einer zarten Sittlichkeit, mit großer Kraft, ergreifender Wahrheit und tiefem Sinne gepaart, ist über die homerische und über die ganze hellenische Poesie ausgegossen. Obgleich ursprünglich ein Kind schöner und glücklicher Natur, erfüllt sie doch schon in diesem Ursprunge mit tiefer Bewunderung über die Mäßigkeit, welche hier die überschwängliche Fülle des Stoffes beschränkt, und das schöne Gleichgewicht und die bewußtlose Weisheit in dem Gemüthe der begeisterten Sänger beurkundet. Das Gemüth aber, das sich in den Werken dieser Kunst spiegelte, warf seine Strahlen auch wiederum in die Zuhörer und Leser, und die göttliche Ruhe und das hohe Leben, in welchem jene ihre Gebilde empfangen hatten, gingen in die Beschauenden über und erzeugten sich fort. So ist der sittliche Geist der alten Naturpoesie auch auf die folgenden Geschlechter übergegangen; und auch in den Zeiten gesunkener Kraft erhielt sich der ganze Sinn für das Sittliche in dem Urtheile und meist auch in den Werken der Nation. Der berühmte feine Geschmack der Griechen war nichts anderes als ein zarter sittlicher Sinn. Daher fand sich in Athen,

als dem Mittelpunkte des Geschmacks, die höchste Blüthe desselben mit der Blüthe der Sitten zusammen, als auch die Poesie den Gipfel der Vollendung erstiegen hatte. Dieser Geschmack war also nicht angelernt, so wenig wie die Kunst studirt; und nichts weniger als das Resultat theoretischer Einsichten, um die man sich noch wenig bekümmerte. Nur ein Mal ist in der Geschichte der Völker diese Einheit, nur ein Mal ist die Harmonie zwischen dem Leben, der Kunst und den Sitten erschienen, nicht aber als ein Zufall, sondern als das nothwendige Resultat der freien Entwickelung eines glücklich begabten, geistreichen und kräftigen Menschenstammes. Daher spiegelt sich für Augen, welche sehen können, in dem Leben der Griechen ihre Kunst und in ihrer Kunst das Leben. Das eine entblüht dem andern, und schafft und bildet sich in gegenseitiger Wirksamkeit. Zwar können die Sitten einer Zeit ihren Einfluß auf die Kunst, als ein Ganzes betrachtet, nie ganz verlieren; aber oft kann der Künstler den Sitten voraneilen, indem er sich losreißt von den Wurzeln des wirklichen Lebens, und in einer andern Welt, einem andern Zeitalter einheimisch macht. Wer sieht aber nicht ein, daß hierdurch die Wahrheit ihrer Werke höchlich gefährdet, und hinwiederum durch den Mangel an Wahrheit ihr sittlicher Einfluß vermindert werde? denn daß die alte Poesie die moderne an innerer Wahrheit bei weitem übertreffe, ist auch dem blödesten Auge sichtbar. Und warum anders, als weil sie Menschen und Sitten nehmen durfte, wie sie waren ohne Travestirung in ein fremdes Costüm. Und warum wirkte sie mächtiger? Aus dem nämlichen Grunde. In ihr fand der Grieche immer seine Welt, eine Welt, die ihn eben darum auf das Mannigfaltigste anregte, und in dem poetischen Lichte, das sie umglänzte, zerfloß doch nie die wahre Gestalt und der feste Umriß jener ächt hellenischen Natur. Wie viel sind aber der Werke des schaffenden Geistes auf dem Gebiete der neuern Kunst, von denen ein Gleiches zu rühmen wäre? Sind nicht die meisten der Wiederschein einer fremden Welt? oft auch nur der Reflex des Wiederscheins, ja noch weniger? Und wie oft dringt in diese fremde, mühsam construirte Welt die häßliche Ungestalt der wirklichen übermächtig ein, wie etwa die repräsentirende Steifheit in die Römer- und Griechenwelt der französischen Tragödie! Und wie die moderne bildende Kunst, um höheren Forderungen Genüge zu leisten, in der Darstellung des Wirklichen die Wahrheit verlassen, und bei dem Alterthume oder in der Fremde eine schöne Lüge erbetteln muß, oft mit Gefahr, die ganze Individualität ihres Objectes zu verdüstern; so auch die Poesie, die eben darum einen so unsichern und bestrittenen Stand hat, weil sie den wirklichen Boden zu betreten scheut, und auf dem erträumten nur eine schwankende Grundlage

findet. Die Stimme vaterländischer Poesie, die, als eine milde und göttliche Lehrerin, den Sinn der hellenischen Jugend für das Schönste und Höchste der Menschheit öffnete, verstummte auch dem erwachsenen Geschlechte nicht. Und nicht in den todten Buchstaben der Schrift eingekerkert erschien sie ihm, als ein gelegentlicher Zeitvertreib für leere Stunden, sondern in den heiligsten Momenten des Lebens trat sie im festlichen Schmucke, meist von Tanz und Tonkunst geleitet, begeistert und begeisternd, zu ihm hin. Wie sie, die Tochter der Musen, aus der Gesellschaft der Götter unter die Sterblichen getreten war, so erschien sie auch immer fort am liebsten in der Gemeinschaft der Götter, bei ihren heiligen Festen und Spielen, und führte, indem sie den Nebel der Gegenwart theilte, die Blicke der Menschen zu einer höheren Welt hinauf. Die Liebe der Athenäer zu dem Schauspiele ist oft als ausschweifend und verderblich getadelt worden. Was sich aus ökonomischen Gründen für diesen Tadel sagen lasse, mag auf sich beruhen; aber die Liebe zu einem so hohen und ernsten Spiel, als die Tragödie war, möchte eher ein Lob als ein Tadel sein. Hier oder nie ist die Bühne eine Schule gewesen; denn in seiner vollendeten Gestalt war das Trauerspiel ein Symbol menschlicher Sittlichkeit. In ihm vereinigte sich die reichste Fülle des Stoffes mit der weisesten Beschränkung, und die freiste Natur war dem strengsten Gesetze auf das Innigste vermählt. In dem Kelche Melpomenens mischt sie, was den Geist stärken und mildern, erheben und mäßigen kann, und indem sie ihm die Menschheit in ihrer höchsten Erhebung und in ihrer größten Abhängigkeit zeigt, zerstört sie die Willkür der Selbstsucht und reinigt das Gemüth, indem sie es bis in seine zartesten Fibern erschüttert. Immer zielte die alte Tragödie auf das Höchste hin, ohne schielende Zweideutigkeit, und ohne einen Vertrag zu schließen mit der Verworrenheit der Welt. Hier wurde in den mannigfaltigsten Beispielen Furcht der Götter, Scheu vor dem Uebermuthe und thörichtem Selbstvertrauen gelehrt, und der Sturz und die Noth der Mächtigen und der Könige war nicht etwa, wie Manche in ihrer Gemeinheit wähnten, als ein Vergnügen für den demokratischen Pöbel gemeint, sondern als ein Aufruf an die Starken und Stolzen zu weiser Mäßigung, und als eine Aufforderung, durch Erkennung der engen Schranken menschlicher Willkür die unendliche Kraft sittlicher Freiheit zu ehren.

Die höchste Vollendung hat das griechische Trauerspiel in den Werken des Sophokles erhalten. So wie in den Tragödien des Aeschylus durch ein unverhältnißmäßiges Streben nach dem Gigantischen, so wird beim Euripides das Gleichgewicht durch sein Streben nach mancherlei Effect gestört. Bei ihm vermissen wir zuerst das schöne Selbstvergessen

jener alten Dichter, die in die Beschauung ihrer poetischen Welt versunken, den Ansprüchen des eignen Ich keine Stimme verstatten; und die Einmischung eigner Gefühle und Ansichten stört bei ihm je zuweilen die stille Größe und den ursprünglichen Adel der tragischen Bühne. Ob er schon bei jeder Gelegenheit, oft auch zur ungelegenen Zeit, Lehren ausstreut und überall von nützlicher Weisheit überfließt, so steht doch seine Poesie an ächter poetischer Weisheit und an sittlicher Vollkommenheit der sophokleischen nach. Die Ueppigkeit des allzugehäuften Stoffes, die Heftigkeit, mit welcher sich die Leidenschaften ergießen, der Mangel an Mäßigung in Erregung schmelzender Gefühle, dieses und anderes ist nicht nur in ästhetischer Rücksicht tadelnswerth, sondern auch in sittlicher. Die Poesie wird unsittlich, sobald sie gemein wird. Es ist merkwürdig, daß die Komödie es war, welche dieses Gebrechen der Euripideischen Manier aufdeckte und ihren verderblichen Einfluß auf die Sitten rügte; und daß unter allen komischen Dichtern gerade der diesen Fehler am unerbittlichsten strafte, dessen eigne Unsittlichkeit durch das gemeine Urtheil in den übelsten Ruf gebracht worden ist.

Indem nun hier von dem Einflusse der Poesie auf die Bildung der hellenischen Sitten gehandelt wird, darf die Komödie um desto weniger übergangen werden, da sie leicht als ein Beispiel der größten Unsittlichkeit, nicht blos des Volkes, sondern der griechischen Poesie überhaupt unsern Behauptungen entgegengestellt werden könnte. Da aber das ganze wunderbare Wesen dieser Gattung hier zu zergliedern der Raum nicht gestattet, so müssen wir uns begnügen, die Sittlichkeit dieser Dichtungsart, deren einziger vollständiger Repräsentant für uns Aristophanes ist, durch einige Bemerkungen zu rechtfertigen. Hier ist vor allen Dingen zu erwägen, daß die alte Komödie, in bacchischer Trunkenheit empfangen, bestimmt war, in dem Wahnsinne des Dionysos den Muthwillen zu entfesseln, dessen Bedürfniß tief in dem Innersten einer kräftigen Menschheit gegründet ist. Die Feste des Bacchos, wie so manche, aus demselben Bedürfnisse entsprungene Feste des kräftigen Mittelalters, die in dem Schooß der Kirche ohne Gefahr gepflegt wurden, verstatteten dem Menschen bisweilen eine kurze Rast von dem drückenden Joche, womit der Verstand ihn in dem alltäglichen Leben belastet, und die ursprüngliche Freiheit brach in der Gestalt einer muthwilligen, aber harmlosen Freude durch die willkürlichen Schranken, welche dieser besonnene Lehrmeister zur Erhaltung der Zucht und Ordnung überall errichtet hat. Indem sich nun die alte Komödie dieses Triebes nach Ungebundenheit bemächtigt, reinigte sie ihn durch Poesie, indem sie den Schein an die Stelle der gemeinen Willkürlichkeit setzt und das Gesetzlose mit dem Gesetze vermählt.

Dabei aber kann sie der Wirklichkeit nicht entbehren. Sie bedarf eines festen Bodens zum Auftritt, und von der derben Sinnlichkeit, ohne welche jener Muthwille sich gar nicht regen konnte, steigt sie zu ihrer poetischen Höhe auf. Die Sinnlichkeit selbst aber und der rohe Trieb wird gereinigt, nicht durch Lehren, die an tauben Ohren vorübergleiten, sondern durch die Auflösung seiner Erscheinungen in ein geistiges Spiel des Witzes, das, weit entfernt ihn zu nähren, ihn abkühlt. Daher ist die von Witz trunkene Muse des Aristophanes mitten in den Umgebungen der Unkeuschheit züchtig, und mitten in dem scheinbaren Rausche des Muthwillens zeigt sie auf ernstem Gesichte den tiefen Sinn ihres Spiels. Auch in dem bacchantischen Getümmel, das die Einbildungskraft des Dichters schafft, bewahrt er ein besonnenes Gemüth, in welchem ein tiefer Unwille über die Nichtswürdigkeit lodert, die sein Muthwille dem Gelächter und Hohne des Publicums preis giebt. Dieser Unwille allein hätte nur poetische Satyren erzeugt; der Witz allein hätte nur auf der Oberfläche gespielt; aber indem hier beides der flammenden Begeisterung zur Nahrung dient, dringt es in die geheimsten Tiefen des Lebens ein. Wie in den bildenden Künsten die Wahrheit, so ist auch sinnliche Derbheit nicht unsittlich, wenn sie Grundlage und Stoff poetischer Begeisterung wird; denn nur das ist es, was den thierischen Trieb allein so beschäftigt, daß es den Geist zugleich gefangen nimmt; nicht aber, was den Geist befreit und aus den Banden des sinnlichen Triebes löst. Die nackte Entschleierung des Geschlechtstriebes in den Komödien des Aristophanes ist freilich für moderne Augen, die nicht leicht den Stoff über der Form vergessen, zu roh; aber ihm war sie als Ingredienz einer komischen Welt unentbehrlich. Und nie hat er es auf Erregung der Lüsternheit angelegt. Nun sind aber nicht die Dinge an sich schändlich, sondern der Gebrauch, den man von ihnen macht, und die verschleierten Gemälde vieler neuern Dichter, die, wenn sie Tugend und Sünde freundschaftlich gepaart und den dünnen Schleier des Anstandes über die thierische Roheit gebreitet haben, für züchtig gelten wollen, sind nicht nur viel tadelnswerther als Aristophanes' geistreiche Rhyparographien, sondern recht eigentlich sittenlos. Auch bei heiligen Festen wurde die unverhüllte Natur von ehrbaren Matronen umhergetragen, und dieses schien Niemandem unsittlich; denn die Würde des Festes heiligte den Gegenstand, der durch das Medium der Religion von dem innern Auge unschädlich angeschaut ward. So verwandelt und vergeistigt sich auch der Stoff der aristophanischen Komödie durch die Kühnheit der Dichtung; und wie die Mänade in den unberechneten Bewegungen ihres Enthusiasmus nicht Begierden entzündet, sondern Erstaunen erweckt und sympathetische Begeisterung erregt, so auch die mäna-

dische Muse dieses wunderbaren Dichters, dessen Gemüth einer der keuschesten Weisen des Alterthums, der auch nicht sein Freund war, als ein ewiges und unvergängliches Heiligthum der Charitinnen preist.

Wir sind durch die Poesie, als eines der Bildungsmittel der Jugend, allmälig aus der Schule in die Welt der Erwachsenen geführt worden, und es kommt uns zu, noch dasjenige aufzusuchen, was hier, außer dem Erwähnten, gefunden wurde, um den Keim der Sittlichkeit, welchen die erste Erziehung geöffnet hatte, zu bewahren und weiter zu entwickeln.

Hier laden uns nun zuerst die Schulen der Philosophen in die Gärten des Akademus, oder an des Ilissus Ufer, und in die Hallen der Gymnasien ein, wo Jünglinge und Männer an dem Munde der Weisen hingen, und gemeinschaftlich mit ihren oft jüngern Lehrern die Räthsel der Welt und ihres eignen Herzens zu lösen bemüht waren. Was nun hier durch das Wort der Lehre und bestimmt ausgesprochene Gesetze der Tugend habe geleistet werden können, ist zu erwähnen und anzupreisen nicht nöthig; die neuere Welt besitzt diese Gaben in gleichem Grade und reichlicher; aber warum sie nicht Gleiches wirke, oder warum die Schulen der Wissenschaft und Weisheit des Alterthums ihre Jünger meist nicht blos gelehrter, sondern besser entließen, diese Frage kann nicht unberührt bleiben. Hier darf nun zuerst nicht vergessen werden, daß manche Schulen der Philosophie eigentliche Bildungsschulen und Erziehungsinstitute für Erwachsene waren, wie die des Pythagoras, welcher nicht blos lehrte, sondern erzog. Dieses gilt aber, nur in einem geringeren Grade, auch von den meisten andern. Die Schüler waren nicht blos Zuhörer, sondern Gesellschafter ihres Lehrers; sie lebten mit ihm, und wurden durch ihn in die meisten Verhältnisse des Lebens eingeführt. Auch hier wirkte das Beispiel mehr als das Wort. Selten war einem Philosophen das Dunkel eines Hörsaals so werth, daß er nicht auch mit seinen Mitbürgern häufig verkehrte, und da beides, ihr Thun und ihre Lehre, öffentlich war, so war auch damit eine größere Nothwendigkeit der Uebereinstimmung zwischen beiden gegeben, durch welche ihr Leben lehrreich und ihre Lehre belebter wurde. So berührte der lebendige Verkehr zwischen dem Jünger und dem Meister in den verschiedenartigsten Verhältnissen das Gemüth auf die mannigfaltigste Weise, und die also empfangenen Lehren geleiteten den Jüngling und den Mann, als wohlwollende Dämonen, durch das Labyrinth seiner bürgerlichen Verhältnisse. Da geschah es denn, daß weise Männer, die ihren tiefen Glauben an das Göttliche durch begeisterte Worte und ein heiliges Handeln offenbarten, ganze Geschlechter der mitlebenden Menschen wie an Zeus adamantenen Ketten emporhoben; und daß Jünglinge, Männer und Weiber, von frommer Begeisterung

ergriffen, das Andenken und den Unterricht des dämonischen Lehrers durch ein würdiges Leben ehrten.

So ward, wenn schon nicht bei dem ganzen Volke, doch bei den Edelsten und Besten, den Mängeln abgeholfen, die in der Religion des Alterthums lagen. Daß die hellenische Religion in ihren einzelnen Elementen keine Muster der Sittlichkeit darbot, fällt in die Augen; doch haften alle sittlichen Gebrechen der Götter an ihrer Verkörperung. Nachdem die unbegrenzte göttliche Natur einmal in den Schranken einer menschlichen Gestalt gefesselt war, schien ihre Göttlichkeit nur noch dadurch gerettet werden zu können, daß man sie den Zwanggesetzen der Menschheit nicht unterwarf. Ihre überschwängliche Kraft mochte frei streben, was sie wollte und konnte, und nur diese Kraft ist es, die in den wunderbaren Fabeln von ihren Kämpfen und Liebschaften hervortreten soll. Dem kräftigen und noch rohen Geschlechte, in dessen Einbildungskraft sich jene Fabeln gestalteten, konnte es nicht in den Sinn kommen, die Last des Sittengesetzes dessen freien Naturen aufzubinden, oder ihre Handlungen nach dem Maßstabe menschlicher Tugenden zu messen; so wie auch sie ihrerseits weit entfernt waren, gleiche Ansprüche mit den Göttern zu machen und eine Sittenfreiheit zu fordern, die sie jenen als ein Recht ihrer höhern und glücklichern Natur zugestanden. Daher beschränkt sich die alte Religion auf die Anerkennung der höhern Macht der Götter, deren Willen die menschliche Schwachheit unterworfen war; und da dieses Verhältniß durch jede Art des Uebermuths verletzt zu werden schien, am vollkommensten und reinsten aber in der freien Beschränkung der eignen Kraft hervortrat, so entsprang hieraus die Idee von einem richterlichen Amte der Götter, die den Uebermuth in jeder Gestalt bestraften und sich der bescheidenen Mäßigung freuten. Wenn also auch die Idee der Götter nicht zu Mustern der Heiligkeit taugte, so war sie doch tauglich, der Unsittlichkeit Schranken zu setzen. Außerdem aber wirkte die Religion, wenn wir ihre Ausübung betrachten, wie die Dichtkunst, auf das ganze Gemüth belebend und erhebend durch innere poetische Fülle und äußere Schönheit. Ihr eigentlicher Mittelpunkt war Freude und Heiterkeit, und ihre wirkende Kraft war desto mächtiger, da sie auf dem vaterländischen Boden erwachsen und überall mit dem eigenthümlichsten Leben seiner Bewohner durchflochten war. In allen ihren Theilen war sie hellenisch und ächt national, und nur durch den Nimbus des Alterthums, aus dem sie hervorgetreten war, von der Wirklichkeit getrennt. Diese Götter, deren Abbildungen Tempel und Altäre schmückten, hatten in einer schönern Zeit unter ihren Ahnen gewandelt; unter ihnen hatten sie geliebt und sich menschlich erfreut; ihr Blut hatte sich mit den edel-

sten Geschlechtern gemischt, und noch spät erfreuten sie sich der Enkel, die solcher Gemeinschaft entwachsen waren. Ihre Tempel erhoben sich an den Stellen, welche ihre Wunder geheiligt hatten, und ihre Feste feierten und erhielten die Erinnerung an die Zeiten ihrer Gegenwart und Wirksamkeit unter dem begünstigten Volk. Ganz Hellas glich einem irdischen Olymp, und auf jedem Schritte begegneten der Einbildungskraft und den Augen des Wanderers die Gestalten der Himmlischen in mannigfaltiger Schönheit und Alter. Uralte Heiligthümer, schauervolle Haine, heilige Quellen, düstre Grotten und wolkenumhüllte Gebirge, wo sie ihre Tänze und Spiele feierten, riefen ihn überall und ohne Unterlaß in ihre Gemeinschaft, und erfüllten ihn mit dem Gedanken, daß sich die Menschen in diesen, den Göttern eignen Grenzen schüchtern angebaut hätten, um sich ihrer beglückenden Nähe freuen zu können.

So wurde durch den heitern Verkehr mit selbstgeschaffenen Göttern die Einbildungskraft ohne Unterlaß poetisch bewegt und die Idee des Göttlichen genährt. Die Selbstsucht niederzuschlagen, durch heilige Scheu vor der überall nahen Macht die rohe Natur zu bändigen und durch erquickende Heiterkeit einem frommen Gemüthe zu lohnen und es über die Schranken der Gegenwart zu erheben, war auch diese mangelhafte Religion vollkommen geschickt. Und auch dadurch ward ihre Wirksamkeit vermehrt, daß ihre Offenbarungen nicht auf Eine Zeit beschränkt waren und der Mund der Unsterblichen immerfort zu den Sterblichen sprach. Ihre Stimmen erfüllten die Welt und wendeten sich an jedes stille Gemüth, das sie aufzunehmen fähig war. In Träumen, Vorbedeutungen und Ahnungen wurden sie vernommen, und aus dem heiligen Dunkel der Orakel schallten sie vernehmlich dem Volke, lehrend, ermahnend, schreckend. Denn ungereimt ist es und ein Ausspruch der Unwissenheit, bei diesen Instituten nur an frommen Betrug zu denken, welcher erst dann einriß, als der uralte Glaube erloschen war und ihn zu beleben auch der Betrug nichts mehr half. Viele derselben, vielleicht die meisten, waren auf eine natürliche Beschaffenheit der Gegend gegründet und eine Wohlthat für die Nation, welche durch sie an die Ausübung der heiligsten Pflichten mit desto größerm Nachdruck erinnert wurde, je unmittelbarer diese für göttlich geachteten Erinnerungen in das Leben eingriffen.

Eine andere Art sittlicher Offenbarungen, die auf eine andere Weise die Gemüther der Hellenen sittlich anzuregen und zu bewegen diente, bot die bildende Kunst an. Aus der Religion war sie hervorgegangen, und die Reinheit, Sittlichkeit und Würde, die in ihren Werken strahlte, zeugte für den frommen Ursprung und führte den Beschauer zu diesen Quellen zurück. Wenn man meint, die große Ueberlegenheit der Hellenen in den

bildenden Künsten von ihrer feinern Sinnlichkeit ableiten und vornehmlich die Darstellung des menschlichen Körpers aus den häufigen Gelegenheiten, das Nackte zu sehen, erklären zu können, so sollte man doch nie vergessen, daß feine Sinnlichkeit für sich nur Wollust, das Studium des Nackten aber nur sinnliche Wahrheit begründen könne. Aber nie, oder doch nur in einzelnen abschweifenden Erscheinungen ist die Kunst der Griechen wollüstig, immer ist sie unendlich mehr gewesen als sinnlich wahr. Ursprünglich bestimmt, den Himmel auf die Erde einzuführen und den Menschen das ersehnte, gefahrlose Zuschauen der Unsterblichen zu verschaffen, war sie von ihrem ersten Ursprunge an rein und keusch, und auch in ihrer steifen Unvollkommenheit durch hohe Würde und stillen Ernst wahrhaft göttlich. Nur den Stoff und die Gestaltung des todten Stoffes lieh sie dem Irdischen ab, aber das Todte wurde von dem Gemüthe des Schaffenden beseelt und das Irdische durch die Kraft einer göttlichen Begeisterung geheiligt. Wachend und träumend sahen die Künstler die Gestalten der Götter; die Flammen ihrer Andacht durchdrangen die Masse und warfen über die unverhüllte Nacktheit den mystischen Schleier der Unschuld und Reinigkeit. Wie ihr Ursprung, so war auch die Wirkung dieser Bilder. Wie vor der Gegenwart der Götter selbst unreine Dämonen wichen, so wichen auch vor ihren Bildern unheilige Gedanken, und die Dämonen der sinnlichen Knechtschaft nahten dem Gemüthe des Schauenden nicht. So war die Wirkung jener hohen, sittlichen Grazie, die aus dem Gemüthe des Künstlers in sein Werk überging. Vergebens sucht ihr diese Grazie in der Bildung und Zusammenfügung der Glieder; vergebens wähnt ihr sie aus der Vergleichung des Schönen und Schönern mühsam herauszusammeln; nur in dem Heiligthume eines keuschen und harmonischen Gemüthes wird sie, wie die Göttin der Schönheit, aus des Meeres reinem Krystall empfangen und tritt aus ihm in die Gestalt, geheimnißvoll geboren, wie alles Göttliche und auf gleiche Weise geheimnißvoll und harmonisch wirkend.

Dieselbe sittliche Grazie aber ist in gleichem Maße über die hellenischen Werke der redenden Künste verbreitet, und durchdringt, bald mit mehr Ernst, bald mit mehr Anmuth vermählt, die classischen Schriften ihrer Geschichtschreiber, Philosophen und Redner. Sie war die Bedingung jeder öffentlichen Erscheinung, und als durch die Gewalt äußerer Einflüsse die Sitten der Nation ausgeartet waren, blieb doch der Anstand, das Symbol der Sittlichkeit, und selbst der zarte Sinn für das Schöne, Gute und Große durch so viele classische Muster genährt und geübt, erhielt sich bis in die spätesten Zeiten.

Nachdem wir die geistigen Quellen angezeigt haben, aus denen die

sittliche Bildung der Hellenen geflossen zu sein scheint, wäre auch noch von den äußern Mitteln zu reden, die in ihrer Lage und Verfassung auf die Erhaltung der sittlichen Bildung wirkten. Diese sollen aber nur mit wenigen Worten berührt werden. Zuerst wollen wir an die Einfachheit des Lebens, der Bedürfnisse und Geschäfte des Alterthums erinnern, wodurch nicht nur ein schlichter Sinn erhalten, sondern auch vieles Böse und viele Verworrenheit vermieden wurde. Auch der unbemittelte Bürger durfte doch nicht sein ganzes Leben und alle seine Kraft der mühsamen Erhaltung des Daseins aufopfern, und gleichsam nur leben, um nicht zu sterben; und die Verwaltung eigner und öffentlicher Geschäfte entriß keinem den Genuß der Muße so ganz, daß er darüber sein höheres Leben verloren hätte. Es war gewiß kein unbedeutender Grund der höhern Vortrefflichkeit der griechischen Nation, daß der Staat auch seinen Verwaltern eine freiere Bewegung verstattete, und daß die Rotation der Ehrenämter in das Leben der Bürger einen erfreulichen Wechsel von Thätigkeit und Muße brachte. Ferner war der größere Theil der Geschäfte, die das gemeine Leben forderte, nicht nur eine Schule und Prüfung der Klugheit, sondern noch weit mehr der Gerechtigkeit, der Uneigennützigkeit und des Wohlwollens. Die meisten waren so an das Ganze geknüpft, daß auch das Geringfügige durch die beseelende Idee des Ganzen veredelt ward; und was der christlichen Welt die Religion leistet, auch niedrigen und gemeinen Diensten den Stempel der Freiheit und Verdienstlichkeit aufzudrücken, das leistete den Alten die Idee der Vaterlandsliebe, deren Belebung das vorzüglichste Bestreben der alten Gesetzgeber war. Diese Idee war ursprünglich ebenfalls aus der Religion abgeleitet, wie denn überhaupt die Verfassung und Gesetzgebung der alten Staaten durchaus nach religiöser Heiligung strebte. In den Hainen von Delphi, aus dem Munde des Loxias, empfing Lykurgus die Idee der spartanischen Verfassung; und die größten und weisesten Gesetzgeber des Alterthums lebten in der Gemeinschaft mit den Unsterblichen. Man denke hier nicht an unwürdigen Betrug. Jene Männer, die von der hohen Würde ihres Berufs begeistert, nicht in den Werkstätten des kalten Verstandes, sondern in der Tiefe ihres reichen Gemüthes die Mittel fanden, ihrem Berufe Genüge zu thun, fühlten allerdings die Gottheit und hörten ihre Stimme in den Eingebungen ihres eignen Geistes. Was Wunder, wenn die gemüthvolle Gesetzgebung auch fremde Gemüther ergriff? wenn sie auch auf die spätern Zeiten mit der Kraft einer Offenbarung wirkte? wenn jede Veränderung mit heiliger Scheu unternommen? wenn ihr Umsturz als ein Frevel gegen Götter und Menschen verabscheut wurde? Dieses ist mehr, als alle menschliche Sanctionen wirken können.

Die Gesetze der neuen Welt können sich mit dem Schrecken der Gewalt umgeben; sie können durch die Nützlichkeit ihrer Wirkungen gefallen; aber indem sie fast immer nur die Klugheit in Anspruch nehmen, beschränken sie das Gemüth und verletzen oft den zarten Keim der Sittlichkeit. Dagegen führte die Gesetzgebung der Alten in das Land der Ideen. Den Gesetzen zu gehorchen, war nicht blos nothwendig und klug, sondern auch fromm, und was in unserer Zeit oft erkältet und oft erbittert, ward in der alten Welt eine heilsame Flamme, welche die Selbstsucht reinigte. So erduldeten die Spartaner die gewaltige Last der Opfer, welche der Staat ihnen abforderte, und, von der Idee des Gesetzes begeistert, brachten sie ihm selbst ihr Leben mit einer rührenden Freudigkeit dar. Diese Flamme des Patriotismus aber brannte um desto gewaltiger, je mehr sie durch die enge Beschränkung der Staaten zusammengehalten wurde; und daß sie nicht erlösche, dafür ward durch eine Menge öffentlicher Einrichtungen, Feierlichkeiten und Feste von der Geburt bis zum Tode gesorgt. So waren die alten Staaten recht eigentlich auf die Tugend gebaut, und der väterliche Sinn ihrer Gesetzgeber gab den Gemüthern der Bürger eine entschiedene Richtung zu guten Sitten. Ueberzeugt von der Untauglichkeit vieler Gesetze, und daß man nicht die Hallen mit Gesetztafeln, sondern die Seele mit dem Bilde der Gerechtigkeit erfüllen müßte, suchten sie die Bürger zu dem Gefühle ihrer Würde zu erheben und hierdurch, nicht durch Strafen, gegen Fehler und Nichtswürdigkeit zu schützen. Die Bejahrten wachten über die Jüngern, und selbst mit der Glorie einer verdienten Würde umgeben, leuchteten sie der Jugend auf der Bahn des Ruhmes und der Tugend vor; die Scheu, welche sie einflößten, zügelte den jugendlichen Uebermuth; ihre Warnungen belehrten den Fehlenden, und ihr Zuruf feuerte den Muthigen an, unermüdlich nach dem Ziele zu ringen, wo sie selbst ihre Lorbeern gebrochen hatten. Die republikanische Freiheit, welche ohne strenge Sitten nicht erhalten werden kann, wurde durch eine solche Aufsicht, die nur väterlich war, nicht gekränkt; ja, diese ging aus dem Geiste der alten Verfassung nothwendig hervor. In mehrern Staaten wachten daher besondere Obrigkeiten nicht blos über die Beobachtung der Gesetze, sondern auch über die Sitten; und es ist bekannt, daß es in Athen zu den Pflichten des Areopagos gehörte, die Lebensart der Bürger zu beobachten, und diejenigen, welche unziemlich lebten, vor ihr Tribunal zu ziehen. Ein solches Gericht würde ohne alle Kraft, ja es würde eine neue Quelle des Sittenverderbnisses geworden sein, wäre es mit einer andern Sanction bekleidet gewesen, als der Sanction der öffentlichen Meinung, die auf eine Tugend gegründet war. Diese war aber bei dem erwähnten Gerichte

so entschieden, daß es ein allgemeiner Glaube war, kein Unwürdiger könne demselben beiwohnen, und wenn ein solcher der strengen Prüfung, die seiner Aufnahme vorausging, entschlüpft wäre, so würde er durch die Gemeinschaft mit so trefflichen und gesitteten Männern in Kurzem gebessert und ihnen ähnlich werden. So wurde auch in dem bürgerlichen Leben das Gute mehr durch Beispiel als Lehre, mehr durch väterliches Einwirken, als durch Gesetz und Strafe hervorgebracht. So lange dieser Geist in Griechenland herrschte, und er ist nicht eher ganz erloschen, als bis die Einmischung der feindseligsten Gewalt die innere Ordnung zerstörte, war die Jugend sittsam und nüchtern, und auch der bessere Theil der Erwachsenen, bei aller Brennbarkeit des südlichen Charakters, mäßig, edel und wohlwollend.

Wenn nun schon dem Leben der Neuern vieles ermangelt, was die Hellenen zu bilden diente, so daß kaum zu erwarten steht, daß je ein ganzes Volk sich zu gleichem Range erheben werde, so darf doch darum kein Einzelner verzagen, als ob er nicht für seine Person die Höhe erschwingen könnte, die er an den Heroen griechischer Tugend bewundert. Das Beispiel der alten Welt, so wie jedes von Größe und Heldentugend, wo es sich auch finden mag, soll nicht niederschlagend wirken, sondern erweckend, damit wir in unsern eignen Busen schauen und die in uns schlummernden Kräfte aufrufen, und an uns darstellen mögen, was uns in Andern entzückt. Das Große und Edle ist nicht an Ein Land, noch an Ein Zeitalter geknüpft; es ist kein Boden, der es nicht trüge, und überall wartet das schwellende Samenkorn nur auf den günstigen Strahl, der seine Keime hervorrufe. Was in dem Alterthume frei gedieh, kann auch noch jetzt, wenn schon bei geringerer Begünstigung, dennoch in einzelnen Erscheinungen wirklich werden, und wer in seiner Tiefe den lebendigen Funken prometheischen Feuers spürt, der sündigt, wenn er ihn nicht aus allen Kräften zur Flamme anfacht. Er sündigt an sich und an dem mitlebenden Geschlecht. Auch noch jetzt wirkt, wie vormals, des Beispiels begeisternde Kraft; und wie der Blitzstrahl überall den verwandten Stoff aufsucht und ergreift, so geht auch die Flamme des Guten und Großen von einem verwandten Herzen zu dem andern, und schlägt, sich verbreitend, durch die Mittheilung herrlicher empor.

So hat uns die Anwendung dieser Betrachtungen mitten in die neue Welt und in dieses Land geführt, dessen erfreuliche Mitbürgerschaft durch die Gnade des weisesten und gütigsten Königs dem Redenden zu Theil geworden ist. Indem dieser hier zum ersten Mal in der Gesellschaft der berühmtesten und verdienstvollsten Männer und vor dem hohen und aufgeklärten Publicum dieser Königsstadt zu reden die Ehre hat,

kann er es seinem Herzen nicht versagen, das Glück zu preisen, dessen er genießt, Zeuge des reinen und ruhmvollen Strebens zu sein, das dieses Land und den edlern Theil seiner Bewohner erfüllt, andern Völkern Germaniens Muster und Beispiel zu sein. Hier, wo alles Gute, Große und Schöne mit solchem Eifer aufgesucht und mit so vieler Gewissenhaftigkeit gepflegt wird, wo die Muster schöner, erhabner und liebenswürdiger Tugend auf dem Throne sitzen, wo die Besten den Thron umringen, wo Gerechtigkeit sich mit Milde, Macht mit Liebe und Güte umschlingt, wo die aufblickenden Augen des glücklichen Volks über sich einen Sternenhimmel leuchtender Beispiele sehen; wo jede Kunst ihren Tempel, jede Wissenschaft ihre Altäre hat: hier darf das Aussterben alter, angestammter Tugenden nicht gefürchtet, hier darf das Aufblühen neuer und herrlicher Saaten mit Gewißheit erwartet werden.

Das sittliche Verhältniß des Menschen zu den Thieren.

Rede, gehalten vor der Hauptversammlung der Mitglieder des Vereins gegen Thierquälerei zu Dresden am 23. Mai 1843 von Dr. Christoph Friedrich v. Ammon.

Als wir vor einigen Jahren nur in geringer Anzahl in einen Schutzverein der Thiere zusammentraten, übersahen wir noch die Hindernisse nicht, welche seiner Wirksamkeit im Wege standen. Die Sache war neu, und alles Neue hat einen Reiz und Gegenreiz, eine Lichtseite und Schattenseite; man betrachtete die Thiere noch immer als einen bloßen Gegenstand der Naturkunde, welcher nicht in das Gebiet der Pflicht herüberreiche; man sprach von weicher Sentimentalität, die sich wichtig machen und einen kleinen Ruhm erringen wolle; selbst der Spott richtete die ernste Mahnung an uns, lieber die Zahl der Menschenquälereien zu vermindern, als uns unberufen und unbeglaubigt zu Schutzherren der Thiere aufzuwerfen. Alle diese Einreden blieben indessen ohne merklichen Erfolg; der Verein erstarkte und verfolgte ruhig seine Bahn; es war der gerechte Unwille über so viele Mißhandlungen der Thiere, die unser Gefühl empörten; es war die Theilnahme an den Leiden der seufzenden Creatur, die uns näher an einander schloß; es war zuletzt der gemeinschaft-

liche Vorsatz, die geplagten Thiere, so weit wir es vermögen, gegen die Mißhandlungen des Menschen zu schützen und dafür eine angemessene Behandlung derselben in das Leben zu rufen, was unsere Stellung befestigte und ihr einen geselligen Wirkungskreis verschaffte. Ihn zu ordnen, zu erweitern, die nöthigen Mittel zur Erreichung jener Endzwecke herbeizuschaffen und durch das Gedeihen der Thiere unserm Geschlechte selbst zu nützen, sind wir heute abermals versammelt. Das zu wollen, was wir aussprechen, ist eine löbliche und leichte, es mit Klarheit, Bestimmtheit und Festigkeit zu wollen, eine rühmliche und schwere Aufgabe, namentlich in der Mitte dieses ehrwürdigen Kreises, der mir das Wort an ihn zu richten gestattet hat.

Lange genug, sagt ein naturhistorischer Polyhistor des zweiten Jahrhunderts (Aelian), habe ich Tugend und Pietät bei den Menschen gesucht, bis es mir gelungen ist, sie ohne Freiheit und Willkür bei den Thieren zu finden. Er beruft sich nun in seiner lehrreichen Schrift von der Natur der Thiere auf das Beispiel der Tauben, Störche, Elephanten, Hunde, Delphine, und führt dann den Beweis von der moralischen Seite, wie ihn Oken so genial von der physischen entwickelt hat, daß die Beobachtung des Thierreichs den Menschen zur Kenntniß seiner selbst führe.

Dafür spricht denn schon in unsern heiligen Büchern die Vision eines jüdischen Propheten, vor dessen begeisterten Blicken ein Mensch, Löwe, Stier und Adler als verwandte Gestalten auf feurigen Rädern vorüberschweben; auch der berühmte Maler des thierischen Laokoon (Tischbein) pflegte alle menschliche Physiognomien nach ihren Grundzügen auf gewisse Thiergattungen zurückzuführen, und unser eigener Scharfsinn gefällt sich häufig in der Beobachtung, daß einzelne Menschen und zuweilen ganze Familien mit besonderen Thiergestalten eine auffallende Aehnlichkeit haben. Ist nun diese Bemerkung gegründet, so folgt aus ihr, daß der Mensch als sichtbare Erscheinung den Thieren näher steht als den Pflanzen und der unorganisirten materiellen Natur; so wie er wieder als vernünftiges Wesen der Geisterwelt und ihren vielfach gedachten Abstufungen angehört. Will daher unser Verein als Anwalt und Beschützer der Thiere gegen unbefugte Drangsale auftreten, so liegt ihm, um zu wissen, was er will und beginnt, ein doppeltes Geschäft ob. Er muß nämlich genau in dieser Beziehung zuerst das sittliche Verhältniß erörtern, in welchem der Mensch zu dem Thiere in der Schöpfung steht, damit er nicht unbefugt in die Ordnung der Dinge eingreife und entweder zu viel oder zu wenig leiste; dann aber muß er aus diesen Ansichten die Rechte und Pflichten ab-

leiten, welche er mit Rücksicht auf diese Geschöpfe in das Leben zu rufen und zu verwirklichen gedenkt. Dieser doppelte Gegenstand soll uns nun kürzlich beschäftigen; jener gehört der Betrachtung, dieser dem Leben und seiner freien Thätigkeit an; beide bilden ein Ganzes, wie Licht und Wärme, wie der Gedanke und die zu beschließende That. Möge nun auch beiden in der Darstellung die Klarheit und Faßlichkeit zur Seite gehen, die das Siegel der erkannten Wahrheit sind.

Unleugbar waltet zwischen Thieren und Menschen ein nahes und in vielfacher Aehnlichkeit sich berührendes Verhältniß ob. Mag es immer zweifelhaft erscheinen, ob das Leben, diese dem Menschen so liebe Gewohnheit zu sein, erst mit der Pflanze beginnt, oder ob es als rege Krystallisation auch in das Reich der Metalle und Gesteine hinüberreicht, so bleibt doch so viel gewiß, daß die Thiere wie wir leben, aus einem zarten Keime sich entwickeln, eine Beweglichkeit und Organisation besitzen, die auf einem vielfach abgestuften psychischen Grunde beruht, daß sie wie wir sich nähren, wachsen, gedeihen und, wenn sie den Mittelpunkt ihres Daseins erreicht haben, wieder rückwärts schreiten, bis die Natur das stufenweise auflöst, was sie wunderbarer Weise gebildet und zusammengehalten hatte. Dabei haben sie dieselben Sinne, denselben Trieb der Selbsterhaltung, dieselben technischen Instinkte und Anlagen, die bei dem Menschen in das Gebiet seiner natürlichen Freiheit fallen, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich bei den Thieren naturgemäßer entfalten und eben daher auch die unsrigen oft an Schärfe, Fertigkeit und Zweckmäßigkeit übertreffen. Eben so denken, träumen, sprechen die Thiere auf ihre Weise; sie dichten zu gewissen Zeiten, wie das ihre Gesänge und Klagen beweisen; sie sind in ihrer Art verständig, schlau, verschlagen und mit einem bewunderungswürdigen Vermögen ausgerüstet, die nahe Zukunft zu ahnen; als gesellige Thiere endlich beweisen sie Wachsamkeit, Vorsicht, Ordnung und Gehorsam, und ergänzen das durch Gewohnheit und natürliche Fügsamkeit, was bei uns Erziehung, Ueberlegung und die Achtung für das Gesetz leisten. Auch die Gelehrigkeit und Bildungsfähigkeit der Thiere ist bekannt, vom Insecte an bis zum Murmelthiere, von diesem an bis zum Hausthiere, und wieder von diesem an bis zum Löwen und Elephanten; aber diese thierische Cultur ist nicht freie Reflexion, sondern nur eine Abrichtung und Nachahmung, welche einzig und allein durch das Gedächtniß vermittelt wird; eine Herde Affen lagert sich wohl um ein Feuer, welches Menschen verlassen haben, aber keiner unter ihnen denkt daran, es durch nachgelegtes Holz zu unterhalten, oder einen neuen Zündfunken aus dem Steine hervorzurufen. Nicht einmal die Tugenden des Fleißes, der Thätigkeit, der Mäßigkeit, der

Anhänglichkeit, Treue und Dankbarkeit können dem Thiere abgesprochen werden; aber sie ermangeln alles sittlichen Werthes, weil sie nicht durch freie Erinnerung, sondern immer nur von dem sinnlichen Bedürfnisse, oder von der sinnlichen Anschauung dessen hervorgerufen werden, der sie gepflegt oder ihnen Gutes erzeigt hat. Was aber hieraus folgt, ist von selbst klar: die Thiere sind gewordene, bewegliche, lebende, unserer leiblichen Gestaltung nahe verwandte, sie sind sogar nach einem verkürzten Maßstabe denkende, begehrende, für Lust und Schmerz empfängliche Wesen wie wir: obschon unter sich selbst durch weite Zwischenräume getrennt, füllen sie doch eine Lücke in der Schöpfung aus, welche ohne sie weder unsern Bedürfnissen genügen, noch die nähere Kenntniß unserer Selbst und unserer geistigen Bildung befördern würde. Wenn daher schon ein heidnischer Weltweiser den Armen einen Bruder des Reichen und den Knecht den niedrigen Freund seines Herrn nennt, so muß sich uns als Christen noch überdies die Ueberzeugung aufdringen, daß die Thiere als irdische Erscheinungen unsre Mitgeschöpfe sind, die von einem Hauche der Allmacht beseelt und uns als dienstbare Gefährten unserer kurzen Laufbahn zur Seite gestellt werden.

Diese organische Verwandtschaft stellt sich indessen bald von Seiten des Menschen als ein die Thiere geistig überragendes und sie von der höheren Ordnung der sittlichen Freiheit ausschließendes Verhältniß dar. Das wird zwar allen denen ein hartes Wort zu sein scheinen, die das Hochwild des Feldes, den Vogel in der Luft, den sich zu fernen Himmelshöhen aufschwingenden Adler freier nennen, als den von so manchen Fesseln des Zwanges und Bedürfnisses zur Erde herabgedrückten Menschen: und wer sich vollends einbildet, die wahre natürliche Freiheit bestehe in dem Vermögen zu thun, was man wolle, der wird, der kann nicht anders urtheilen, als es von der ungebildeten, ihre eigene Persönlichkeit verkennenden Menge geschieht. Dennoch leidet es keinen Zweifel, daß die äußere Bewegung im Raume, die man als ein wesentliches Merkmal des organischen Lebens betrachtet, sich eben so bestimmt von der innern Freiheit des Willens unterscheidet, als das körperliche Leben von dem geistigen, die Wuth des Thieres von dem Unwillen des Menschen, oder als die niedrige Liebe des Wüstlings von der Liebe eines reinen Herzens zu Gott. Die Thiere leben daher nicht in der Freiheit, sondern nur in einem Traume der Freiheit, genau so wie sie nicht selbstständige und wachende, sondern nur geistig schlafende und ihrem Schlummer zur Zeit noch nicht entronnene, animalische Seelen sind. Noch mehr werden wir durch diese Behauptung bei Andern anstoßen, welche die Affen zur Ebenbürtigkeit mit unserm Geschlechte zu

erheben, die Spuren derselben bei einem afrikanischen Volke nachzuweisen und die aufrechte Stellung des Menschen, so wie die gegenwärtigen Vorzüge seines Geistes nur als zufällige und glückliche Ergebnisse seiner geselligen Bildung zu betrachten versucht haben. Aber abgesehen von offenbaren Mythen und Traditionen des Fetischism weiß kein Classiker der Vorzeit etwas von dieser Verwandtschaft; so weit die Geschichte reicht, werden die Menschen des entferntesten Alterthums immer als vernünftige und sittlichfreie Wesen beschrieben; da, wo die natürliche Anlage zur Vernunft und Willensfreiheit fehlt, ist es schlechterdings unmöglich, sie durch Uebung und Nachahmung hervorzurufen, und wenn das geschehen könnte, so würde der unsägliche Fleiß, den die Menschen seit Jahrtausenden auf die Abrichtung der Thiere verwendeten, längstens zu andern Resultaten als zu bloßen Kunststücken geführt haben. Eine stete und zusammenhängende Reihenfolge körperlicher und geistiger Kräfte findet sich daher zwischen Menschen und Thieren nicht; es ist zwischen beiden vielmehr eine Kluft befestigt, welche sie nicht überschreiten können; obschon beide körperlich und psychisch befreundet, unterscheiden sie sich doch durch den Geist oder die Vernunft, durch das tiefere Selbstbewußtsein und den Urgedanken, welcher die Unendlichkeit erfaßt, durch eine Freiheit des Willens, welche jedem äußern Zwange der Natur zu widerstehen vermag, und durch die Ichheit, die als der unveränderliche Centralpunkt unsers Daseins sich unaufhörlich aus seiner Individualität zur reinen Persönlichkeit herausbildet. So hoch der Gedanke des Menschen über dem thierischen und seine Sprache über dem sehr beschränkten Umfange thierischer Laute steht, eben so unterscheidet sich die menschliche Persönlichkeit von der thierischen Individualität, die nur ein eigenthümliches Concretum ihres organischen Daseins ist. Darum ist dem Menschen eine aufrechte Gestalt verliehen, sich von der Erde zum Himmel zu erheben; darum fühlt er überall seine Abhängigkeit von der Natur und ist doch wieder frei genug, sich eine kleine Welt in den Tiefen seines Gemüthes zu erbauen; darum geht sein anschauliches Bewußtsein der Außenwelt in dem geistigen Bewußtsein seiner Selbst, und dieses wieder in dem höheren Bewußtsein Gottes auf, dessen heiliges Bild er in seinem Innern trägt; darum bildet sich allmälig in seiner Gesammtbewußtheit eine Welt des Lichtes, der Wahrheit, der Gerechtigkeit, Liebe und Seligkeit, welche das höchste Vorbild seines Denkens und Glaubens, seines Strebens und Handelns, seiner gewissen Hoffnung und Zuversicht wird. Suchen Sie von dem Allen etwas Gleiches oder auch nur Aehnliches bei den

Thieren, und Sie werden sich umsonst bemühen; der Mensch allein ist von Gott mit Ehre und Schmuck gekrönt und zum Herrn gemacht über seiner Hände Werk.

Diesen Ansichten gemäß kann nun vor dem Richterstuhle der Vernunft das wahre Verhältniß der Menschen zu den Thieren kein gegenseitig gleiches, sondern nur von Seiten unseres Geschlechts ein sittliches und rechtliches sein. Kein gegenseitig gleiches Verhältniß von Seiten der Thiere zu dem Menschen überhaupt; denn das würde bei ihrer vereinten physischen Kraft für uns eben so furchtbar und zerstörend sein, wie der schlaue Angriff räuberischer Wölfe auf eine Herde von Schafen, die ihrer Wuth nicht zu entgehen vermag. Aber glücklicher Weise ist die Denkkraft der Thiere auf den niedrigsten Grad derselben, die anschauliche Vorstellung und Erinnerung, beschränkt, so daß sie keinen Plan zu entwerfen, keinen Angriff zu regeln, und, wenn sie von ihrem Socialtriebe verlassen sind, nicht einmal ein eigentliches Bündniß einzugehen im Stande sind. Noch viel weniger sind die Thiere eines Rechtsanspruches an den Menschen fähig, weil ihnen der freie Wille und die Persönlichkeit abgeht, welche die einzige Quelle vernünftiger Befugnisse gegen Wesen von gleichen Eigenschaften ist. Man glaubt vielleicht einen selbstsüchtigen und trüglichen Spruch zu fällen, wenn man das unermeßliche Thierreich für rechtlos in Beziehung auf die Menschen erklärt, weil ihm dann auch der Schutz des Staates durch heilsame Gesetze gänzlich entzogen zu sein scheint. Die Selbsttäuschung in dieser Folgerung leuchtet aber bald von selbst ein; der Staat nimmt sich der Thiere keinesweges darum an, weil er von ihnen zum Schutze ihres unterdrückten Rechtes aufgefordert worden wäre. Denn da sie sich unter einander selbst ohne Schonung zerfleischen, so führen sie den Beweis durch die That, daß sie einen Rechtszustand unter sich und Andern gar nicht kennen und folglich auch nicht wünschen, desselben theilhaftig zu werden. Tritt daher der Staat dennoch für die Thiere als Gesetzgeber auf, so thut er das in seinem eigenen Interesse, und hieraus erklärt es sich auch, daß die Rechtsgesetzgebung über die Behandlung der Thiere unter Christen und Nichtchristen noch so abweichend, unbestimmt, willkürlich und schwierig in der Vollziehung ist, daß sie nur in einzelnen Fällen mit Erfolg angerufen und verwirklicht werden kann. Geht man nämlich tiefer in die Natur und den Ursprung jener Gesetze ein, so wird man fast immer finden, daß sie weder aus dem Rechtsprincipe der Freiheit und Persönlichkeit, noch aus alten geschichtlichen Quellen, sondern aus bloßer Gewohnheit und Tradition, aus Rücksichten der Nationalökonomie, Polizei und Humanität, vorzugsweise aber aus einem gemischten

Gefühle des Rechtes, des Anstandes und der Pflicht geschöpft sind, aus Quellen also, die zwar zusammen einen Fluß bilden, aber einen trüben, ungleichen, hier versandeten, dort von Klippen gehemmten, auf welchem sich die Barke des geselligen Lebens nur schwerfällig und langsam bewegt. Wir haben bereits bemerkt, daß diese Unvollkommenheit der Gesetzgebung auf dem animalischen Gebiete in der Natur der Sache liegt, und setzen nur hinzu, daß weitere und umfassendere Ansprüche an sie, wenn sie in das Leben treten sollten, dieselben Hindernisse und Schwierigkeiten finden würden, welche jedem neuen Gesetze in den Weg treten, in dem sich Recht, Pflicht und Gefühl in ungemessenen Räumen berühren. Der kräftigste Schutz der Thiere liegt daher immer in der vernünftigen Natur des Menschen selbst, die ihm für seine Rechte und Pflichten gegen sie ein bleibendes Gesetz vorhält. Denn wie überall sich die Vernunft erhebt über die Unvernunft, so soll der Mensch auch über die unvernünftigen Thiere herrschen, die ihm zum Dienste und zur Nahrung in das Dasein gerufen wurden, so wie das Gras auf dem Felde wieder ihnen zur Weide und zum Unterhalte angewiesen ist. Der Mensch kennt daher im Lichte des Christenthums nicht mehr den alten Unterschied zwischen heiligen und unheiligen, reinen und unreinen Thieren, weil die sittliche Unlauterkeit nur aus dem Herzen kommt und Alles gut ist, was mit Dank gegen den Schöpfer empfangen wird. Und da uns bei einer tieferen Kenntniß der Natur der Unterschied zwischen Blut, Leben und Seele deutlicher geworden ist, als den Patriarchen und selbst den jüdischen Zeitgenossen der Apostel, so geben wir auch unserm Rechte gegen die Thiere nicht die Ausdehnung mehr, ihnen das Blut erst in langer Todesqual aus dem Leibe zu ziehen, damit nicht mit ihrem Blute auch ihr Leben und ihre Seele in unseren Körper übergehe. Der Gebrauch dieses Rechtes aber, dessen Umfang durch äußere Gesetze schwer zu bestimmen ist, wird dafür durch die eigene Stimme des Gewissens und der Pflicht beschränkt, die sich auf alle freie Handlungen des Menschen bezieht, und also auch die Behandlung der Thiere unter ihre sittliche Leitung stellt. Auch sie sind Geschöpfe Gottes, der sie bei der ersten Entwickelung unserer Naturordnung zwischen die Pflanze und den Menschen in die Reihe setzte, und ihnen dadurch die Stellung anwies, die sie in der Schöpfung einnehmen sollen; auch sie gehören zu dem großen Haushalte der Natur und tragen ungemein viel zur Erleichterung unsers Berufes, zu unserm Vergnügen, zu unserer Bildung, Erheiterung und Wohlfahrt bei; auch in ihrer Abstufung, Bildung, Erhaltung und abgemessenen Wirksamkeit offenbart sich eine Macht und Weisheit, die jeden aufmerksamen Beobachter in Verwunde-

rung setzt, und wenn ihre Zukunft in einen Schleier gehüllt ist, der selbst den weisesten König des jüdischen Volkes beunruhigte, so ist das für uns eine neue Hinweisung auf die Heiligkeit der Pflicht und Tugend, welche uns die Unendlichkeit unseres künftigen Daseins verbürgt. Daher der Opferdienst der alten Welt, in welcher Thiere so oft die Vermittler sittlicher und religiöser Ideen für unser sinnliches Geschlecht waren; daher die erhebenden Schilderungen heiliger Dichter von einzelnen Thieren, als lauten Zeugen der göttlichen Größe; daher das mosaische Verbot der zu großen Anstrengung der Thiere und die Ermahnung, die Brut der Vögel zu schonen, daher endlich der alte Spruch des Weisen: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes," und die Weihe desselben durch die noch umfassendere Lehre der Apostel: „Ist irgend ein Lob, irgend eine Tugend, der strebet nach; denn wer da weiß Gutes zu thun und thut es nicht, dem ist's Sünde." Gegen alle diese Pflichten in Beziehung auf die Thiere, die uns Vernunft und Schrift so eindringend an das Herz legen, giebt es kein Recht, sie zu mißhandeln, zu peinigen und zu quälen, und wer sich das dennoch erlaubt, dem darf man frei und unumwunden erklären, daß ihm bei einer beschränkten Weltansicht der Beruf des gebildeten Menschen und Christen noch nicht klar geworden ist.

Tragen wir nun dieses dreifache Verhältniß unseres Geschlechtes zu den Thieren auf den ehrwürdigen Verein über, der sich zum Schutze derselben in unserer Mitte gebildet hat, so bleibt uns für seine Dauer, für sein Wachsthum und seine segensvolle Wirksamkeit nur ein dreifacher Wunsch übrig. Er bedarf zuerst erleuchteter Freunde der Thierwelt, welche dieses unermeßliche Reich in seiner netzförmigen und dennoch progressiven Ausdehnung, so weit das menschlichen Augen vergönnt ist, überschauen, und da das nur von dem Naturforscher und Naturweisen erwartet werden kann, sich wenigstens in ihren freien Stunden mit einzelnen Abschnitten, oder auch nur Individuen des Thierreichs beschäftigen, wie das in trefflichen Monographien des Löwen, des Rosses, der Biene, und namentlich der Weidenraupe geschehen ist. Die moralisch-religiöse Zwecklehre, welche die eigentliche Seele unsers Vereins ist, hat keine festere Unterlage als die physische in der Erforschung des Baues und der Triebe der Thiere. Als unsere Väter die Weisheit und Größe Gottes noch aus den Elementen und Gestirnen, als sie dieselbe noch anschaulicher aus dem Reiche der Insecten, der Fische, Vögel, Land- und Seethiere bewiesen und vor Augen stellten, hatte auch ihr religiöser Glaube eine tiefere Wurzel als jetzt, wo man nur die Ideologie, Dialektik und Autorität des Buchstabens kennt, welche dem Anfänger das bei weitem nicht gewähren, was ihm die fromme Naturanschauung täglich und

stündlich an das Herz legt. Ich muß diese Bemerkung namentlich denen empfehlen, die so oft von dem rechten Sinne und Geiste unserer heiligen Bücher sprechen, und doch nicht einmal die Namen der vielen Pflanzen und Thiere kennen, die für die tiefere Erfassung jener heiligen Schriften so wichtig und bedeutungsvoll sind. Wie weit hier unsere Zeit, wie weit sie namentlich in der vergleichenden Anatomie der Menschen und Thiere, ja selbst in der Psychologie der letzteren fortgeschritten ist, wissen wir Alle, und lassen daher gewiß auch kein Ergebniß jener Forschungen für unsre eigene Bildung verloren gehen. Ihr verdanken wir das lebhafte Interesse, welches achtungswürdige Männer aus allen Ständen, welches namentlich berühmte Naturforscher, die Säulen unseres Vereins, seiner Begründung gewidmet haben; ihr verdanken wir ferner die kräftige Theilnahme, der er sich von der großen Mehrzahl würdiger Geistlichen und wohlwollender Schullehrer des Landes zu erfreuen hatte, ihr die Anerkennung und den Schutz, den ihm unser hochverehrter König, die hohen Ministerien des Innern und des Cultus gewährten; ihr die freundliche Aufmerksamkeit verschwisterter Vereine, ja selbst fremder Regierungen, die von unserm Beginnen Kenntniß nahmen. Diese genauere, eifrige, fortschreitende Kenntniß des Thierreiches wollen wir denn auch in unserer Mitte als das Lebenselement, als das eigentliche Kleinod unserer Gesellschaft bewahren; sie in faßlichen, zweckmäßigen und wohlfeilen, wo es sein kann, sogar unentgeltlich dargebotenen Schriften zu verbreiten, und in einzelnen Fällen zuweilen durch angemessene Preisaufgaben hervorzurufen, soll auch künftig unser Bestreben sein. Namentlich aber soll der Entschluß, uns an Kirche und Schule, diese gemeinschaftliche sittliche Pflegeschule des Volkes, immer inniger anzuschließen, bei uns fest und unerschütterlich stehen; denn ohne ihren Beistand würden auch die glücklichsten Leistungen manchen Wagnissen und Wechselfällen unterworfen sein.

Dennoch sagt man nicht zu viel, wenn man behauptet, daß von unserm Vereine auch das Beispiel eines musterhaften Verhaltens gegen die Thiere ausgehen muß, wenn das Volk seiner Mißhandlungen derselben entsagen soll. Ich will nichts von der übertriebenen Sentimentalität derer sagen, die es für Sünde halten, nur zufällig eine Fliege oder einen Wurm zu tödten, das sind Regungen eines ängstlichen und kranken Gewissens, weil das niedrigste und niedrige organische Leben der sich nur regenden Thierwelt noch von geringer Bedeutung ist, und seinen Preis erst in der Annäherung der Psyche des Thieres an die menschliche erhält. Auch den Gegensatz von dem täglichen Hinschlachten ganzer Heerden und dem Einflusse des überwiegenden Fleischgenusses auf

die Gesundheit und Sittlichkeit unseres Geschlechtes will ich nicht berühren; die alten und neuen Pythagoräer, namentlich der unsterbliche Verfasser der Metamorphosen, haben uns hier nach dem Beispiele der Aegypter und der mosaischen Gesetzgebung sehr ernste Warnungen hinterlassen, und es ist wohl möglich, daß die mit der Wasserflasche angefangene Reform unserer Diät erst durch eine bedeutende Ermäßigung des Fleischfraßes (Kreophagie) ihre Vollendung erhält. Dafür giebt es einen Luxus in dem Einfangen und Halten vieler Thiere zum Prunk und Vergnügen, welcher viele Nachtheile hat; es giebt eine Vertraulichkeit mit gewissen Thieren, wie Hunde, Pferde und gezähmte Bestien, welche oft nachtheilig auf den sittlichen Charakter einwirkt; es giebt endlich eine falsche Zärtlichkeit gegen besondere Lieblingsthiere, welche die Menschen verwöhnt, verweichlicht, ja zur Härte und Ungerechtigkeit gegen ihr eigenes Geschlecht verleitet. Und nun denke man erst an das unbefugte Wegfangen der Singvögel, an die Excesse in der Pflege, und wieder der Ausrottung ganzer Thierarten, die Unregelmäßigkeit ihrer Zucht und Abwartung, an ihre muthwillige Verstümmelung und frivole Vernachlässigung, an ihr Hetzen, Peitschen, Ueberbürden, an die ganz unnützen Gewaltthätigkeiten und Peinigungen vor und in dem schmerzlichen Tode, den wir ihnen unter grausamen Qualen und Zuckungen bereiten. Das Alles nicht allein zu meiden, sondern es auch in der häuslichen Umgebung nicht zu dulden, ist Pflicht für jedes würdige Mitglied unseres Vereins; es ist schon eine Tugend von bedeutendem Umfange, gerecht und wohlwollend gegen die Thiere, beides ohne Mangel und ohne Uebertreibung zu sein; aber je pflichttreuer wir hier Anderen mit gutem Beispiele vorangehen, desto schneller wird auch die Besserung des Volkes auf diesem Gebiete seiner Pflichten wachsen; und das ist gerade der zweite Wunsch, dessen Erfüllung uns heute nahe liegt.

So bleibt mir für den dritten und letzten, der allerdings problematischer und kritischer Natur ist, nur noch ein kurzes Wort übrig, welches ich nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Sie sehen, daß hier von der Disciplin, oder doch von den elenktischen und correctiven Mitteln die Rede ist, die unser Verein für seine Zwecke in Anspruch nehmen darf. So viel ist klar, daß uns ein persönliches Strafrecht gegen die Thierquäler nicht zur Seite steht, weil dieses ein ausschließendes Attribut der Obrigkeit und Familienhäupter in ihrem Kreise ist; der Staat hat sich hier, wie wir bereits eben bemerkten, in seiner polizeilichen und criminellen Gesetzgebung auch in einer neuen Berathung dieses Gegenstandes sehr kurz gefaßt; wir haben überdies weder die Lust, noch das Befugniß, als Beamtete und Diener des Gesetzes aufzutreten

und uns dadurch in persönliche Mißverhältnisse zu verwickeln. Es ist merkwürdig, daß einzelne, sonst gebildete Völker in der milden und zarten Behandlung der Thiere dem Türken, Araber und Russen nicht gleichkommen, ja vielleicht nicht einmal die Vergleichung mit andern Bewohnern unsers Welttheils, den Britten und Spaniern, aushalten, eine Erscheinung, die sich nur aus dem Festhalten einzelner Nationen an alten Gebräuchen und Gewohnheiten, an altem Rechte und Unrechte erklären läßt.

Man darf indessen auch von der anderen Seite nicht übersehen, daß unser Verein kein blos meditativer und theoretischer, sondern auch ein praktischer und das Volksleben unmittelbar berührender sein will. Eine solche Gesellschaft kann ohne Disciplin nicht bestehen; sie muß bei offener Verletzung oder gar Verhöhnung ihrer Gesetze zuerst ermahnen, dann aber auch drohend und bessernd einschreiten; wer nicht hören will, der mag empfinden und büßen, um es auf dem Wege schmerzlicher Erfahrung zu lernen, daß man die Gesetze der Natur und Humanität nicht ungestraft übertreten darf. Gewiß wird hier unsere Gerechtigkeitsliebe immer von Klugheit und Vorsicht geleitet werden; die Belohnungen, welche wir von Zeit zu Zeit armen und ausgezeichneten Thierfreunden gewähren, werden den Unwillen der Barbarei über wohlverdiente Strafen reichlich aufwägen; die höchste Gewalt unseres Vereins wird immer die siegende Gewalt der Wahrheit und des guten Beispiels sein, weil nur der freie Gehorsam Gott und Menschen wohlgefällt.

Rede am Geburtstage Friedrichs des Großen,

am 24. Januar 1817 in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin öffentlich vorgelesen von Dr. Schleiermacher.

Zwei wohl gleich herrliche und selige, aber sehr verschiedene Zeiten giebt es für die Wirksamkeit eines großen Mannes. Die eine geht an, wenn er die ihm gebührende Stelle in der Welt eingenommen hat und anerkannt zu werden beginnt für das, was er ist, wenn seine belebende Kraft die Stockungen auflöst im gesellschaftlichen Zustand oder in den geistigen Bestrebungen, wenn sein gebietender Muth das Böse und Verkehrte in die Flucht schlägt, wenn er seine Zeitgenossen hebt und erzieht,

und den ihm angewiesenen Theil der menschlichen Dinge allmälig ordnet und bildet. Von wie viel Hindernissen er auch bedrängt werde, wie Vieles auch unvollendet bleibe, was er gestalten wollte, ja wie vorübergehend sich auch die schönste Blüthe seiner Schöpfung zeige: herrlich und selig für ihn ist diese Zeit immer, nach Maßgabe seiner Größe; denn nur der ist groß, der selbst, indem er auf die bewegliche, veränderliche Welt wirkt, in der ruhigen, sich immer gleichen lebt, über die Zufälligkeiten des Erfolgs erhaben, in seiner Ueberzeugung, in seinem Gefühl die Uebereinstimmung seiner Ideen und Zwecke mit der nothwendigen Entwickelung der Dinge trägt und unaufgehalten vorwärts schreitet und sich nur durchdringend und siegend erblickt. Die zweite herrliche Zeit tritt ein, wenn dem irdischen Streit längst entrückt der große Mann endlich ganz der Geschichte angehört, und von dort aus schon ungehemmt und immer gleich auf die fernen Geschlechter der Menschen wirkt nach dem Maße der Empfänglichkeit eines jeden. Denn nicht nur, mit Platon zu reden, in den überhimmlischen Räumen der Weisheit, wo die ewigen Ideen auf unverrückbaren Grundlagen stehend geschaut werden, nährt sich das Edelste der Seele, sondern gedeihliche Nahrung kommt ihm auch her aus den irdischen zwar, doch verklärten, in heiterer Höhe schwebenden Gärten der Geschichte, wo die einzelnen ausgezeichneten Gestalten der Menschheit, denen vergönnt gewesen ist, einen größern Theil ihres Geschlechtes zu leiten und eben dadurch zu höherer Vollkommenheit herauf gebildet den irdischen Schauplatz zu verlassen, nun in gereinigtem Glanze wandeln und bestimmt sind, je nachdem sie zu dem ersten oder zweiten Platz durchgedrungen waren, längere oder kürzere Zeit, denn ewig ist nichts auf dem sterblichen Gebiet, durch das Mittel einer ungetrübten Luft geschaut, die Nachkommen zu erleuchten, und je tiefer ihr Licht eindringt durch das Auge in verwandte Seelen, um so mehr diese zu stärken und zu erheben. Daß dieses, unbeschadet des eignen Lebens, was sie in uns unerreichten Welten führen, das selige und herrliche Schattenleben der edlen Geister auf dieser Erde sei, wird Niemand bezweifeln.

Aber zwischen diesen beiden Zeiten müssen auch sie durch ein dunkles und verworrenes Dasein sich durchwinden. Denn nicht gleich, wenn sie dem Irdischen entrückt sind, gelangen sie zu jener geschichtlichen Ruhe, sondern erst, wenn die menschlichen Dinge, denen sie vorstanden und die der Schauplatz ihrer Größe waren, nicht mehr in denselben Kreisen sich bewegend in einen neuen Abschnitt ihrer großen Bahn eingeschritten sind. Bis dahin nämlich dauert, sind sie selbst gleich verschwunden, ihre unmittelbare Wirksamkeit in nur allmälig sich verkleinernden Schwingungen noch immer fort; aber weil sie sich doch vermindert, weil doch neue

Bewegungen geahnet werden oder gefühlt, die mit jenen im Streite sind: so ist dies die Zeit, wo die Kurzsichtigkeit das Vorhergehende immer mit dem Bleibenden, das Zufällige mit dem Nothwendigen verwechselnd, mehr Uebel als Gutes auf ihre Rechnung schreibt, wo die Verkehrtheit, die neidisch alles Große zu hassen wünscht, ihr boshaftes Verkleinerungsgeschäft mit dem besten Erfolg treiben kann; wo dankbare Treue und hohe Einsicht sich vereinigen müssen, um das Geliebteste und Verehrteste zu vertheidigen, das keiner Vertheidigung je bedürfen sollte. Dies ist der Prozeß, welcher der Seligsprechung eines großen Mannes vorangeht, das Fegefeuer, durch welches er hindurch muß, um in den geschichtlichen Himmel einzugehen.

Und diesem Schicksale unterliegt noch immer jener große König, welcher der Held des heutigen Tages ist. Freilich wurde er auch lebend schon ungleich genug empfunden und beurtheilt; aber für seine unmittelbare Wirksamkeit war das unbeschadet. Denn wenn er handelte, bewunderte doch Alles; wenn er hintrat unter die Menschen, war doch Alles bezaubert; wenn er gebot, eilte doch Alles zur Vollziehung. Freilich ist er auf der andern Seite jetzt nicht mehr so, als ehe jene westliche Sündfluth uns erreichte, als jene höllische Erscheinung uns verblendete, die in vielen Stücken sein Gespenst war und sein wollte, so ist er nicht mehr der einzige, mit dessen Gesetz und Weise Alles verglichen wird in der bürgerlichen Welt. Die ruhigeren Impulse, die er dem gesellschaftlichen Zustand gab, sind größtentheils verdrängt durch stärkere, stürmische Bewegungen; die Institutionen, die er unter seinem Volke gründete, haben theils allmälig ihre Gestalt sehr verändert, theils haben sie schon weichen müssen der Zeit; das Geschlecht, das unmittelbar sein politisches Leben empfing, ist größtentheils schon abgetreten vom Schauplatz, und die Meisten haben nur noch von seiner alternden Erscheinung einen lebendigen Eindruck empfangen und bewahrt. Aber doch ist noch zu viel von seinem unmittelbaren Lebenshauch übrig, doch steht er uns mit seinem Wollen und Wirken noch zu nah, als daß wir ihn schon im reinen geschichtlichen Lichte erblicken sollten. Vielmehr wie neben dem noch unbegrabenen Leichname streiten sich noch Wahrheit und Lüge, streiten sich noch gute und böse Genien um den hohen Geist, und dieser Streit erneuert sich noch oft lebhaft genug als ein Zeichen, welches diejenigen theilt, die, wie wir denn an der Grenze eines Alten und eines Neuen stehen, sich dem oder jenem leidenschaftlich hingeben. Je stärker aber die entgegengesetzten Urtheile über den Helden des vorigen Jahrhunderts aus einander treten, um desto mehr ist zu besorgen, daß sie nur der Spaltung der Gemüther dienen. Nur schnöde Undankbarkeit und frevelnder Uebermuth kann behaupten,

Friedrichs Sinn und Geist sei nur einer sowohl roheren als schlafferen Zeit angemessen gewesen, und seine Weisheit und Kraft würden nicht hingereicht haben, die gegenwärtige Zeit zu tragen, viel weniger zu lenken. Nur feige Unfähigkeit und blödsinnige Hartnäckigkeit, verzweifelnd an der Lösung der Aufgabe, die unserm oder dem künftigen Geschlecht gestellt ist, kann behaupten, könnte jener fortregiert haben, so hätten alle diese Bestrebungen, die eine neue Ordnung gestalten wollen, sich nicht entwickelt, und dürfte der Heros wiederkehren, sein kräftiges Scepter auf's Neue schwingend über sein Volk und weit umher Ruhe und Ehrfurcht gebietend, dann würden bald alle diese Bestrebungen sich in die verborgensten Winkel flüchten, er aber würde nur die vorige Weise wieder geltend machen, und Alles würde zufrieden und glücklich sein.

Nicht etwa von diesen Urtheilen selbst sei die Rede, nur von der Form, in welcher sie sich alle, die Nüchternen wie die Leidenschaftlichen, die Wohlmeinenden wie die Uebelwollenden bewegen, daß man nämlich den großen König aus der Zeit, der er angehörte, die ihn und die er bildete, in die unsere herabziehen und bestimmen will, wie er erschienen, was er wollen, was er leisten würde; nur in welchem Sinne eine solche Frage sollte aufgeworfen werden, und wie weit nur man sie beantworten kann, will ich prüfen, um an diesem seinem Andenken geweihten Tage das Andenken selbst von einer schlüpfrigen und gefährlichen Bahn abzulenken.

Kein Mensch kann getrennt gedacht werden von seiner Zeit und seiner Welt. Nicht nur ist das ganze Leben ein gemeinschaftliches Resultat der immer eigenthümlichen Kraft des Menschen und aller ihn umgebenden und auf ihn einwirkenden Kräfte, in jeder That, in jeder Sitte, in jedem Theil seines erscheinenden Wesens eben so viel von diesen, als von jener, sondern die eigenthümliche Kraft selbst hervorgewachsen aus seinen Ahnen, eingewachsen seinem Volk, kann nur gerade zu dieser Zeit und unter diesen Bedingungen da sein. Darum sind auch dieser wunderlichen verschiebenden Betrachtungsweise diejenigen nicht mehr unterworfen, die, weil wir schon in ganz andern Zeiten leben, uns auch ganz geschichtlich geworden sind. Niemand fragt, wie Platon mit der Philosophie der jetzigen Zeit umgehen, wie Homeros die Helden der jetzigen Zeit besingen würde, Niemand, wie Cäsar in Frankreich, wie Alexander von Macedonien in Rußland würde gehandelt haben; sondern ohne ein solches leeres Spiel betrachten wir diese großen Männer nur in ihrem Leben und Wirken wie es war, und begnügen uns mit dem minder handgreiflichen, aber gewiß desto innigeren und geistigeren Nutzen, den wir daraus ziehen können. Warum wollen wir denn fragen, wie Luther jetzt in der Kirche

rathen und walten, wie Bakon die erweiterte Wissenschaft ausmessen, wie Friedrich die umgestaltete Zeit regieren würde? Warum lassen wir nicht die näheren Todten ruhig ihrer geschichtlichen Auferstehung entgegen schlummern, sondern rufen sie in immer doch verzerrter Gestalt gespensterartig hervor? Freilich, wir können es nicht lassen, und das dürfen wir wohl auch gestehen, denn es ist die treue Liebe, die den neuen Einfluß der Abgeschiedenen unmittelbar an ihr eben verhallendes Dasein anknüpfen, ihre Betrachtung nicht nur den künftigen Geschlechtern überlassen, sondern sie auch selbst genießen will; es ist die gehorsame Verehrung, die noch immer unmittelbar Rath und Befehl von ihnen vernehmen möchte, und zu selbst nicht geglaubten Beschwörungen ihre Zuflucht nimmt, ob es doch etwa möglich wäre, ihre Erscheinung zu sehen und ihre Stimme zu hören. Können wir denn dieses Verlangen nicht ganz bändigen, so laßt uns wenigstens gestehen, daß wir die Aufgabe nie vollkommen lösen können, wenn wir nicht in ein leeres Gaukelspiel gerathen wollen, ja daß auch das Mögliche nur durch die größte Vorsicht gelingen kann. Denn wie wollen wir den, dessen Kindheit ein Jahrhundert, dessen Tod ein ganzes Menschenalter hinter uns liegt, in die jetzige Zeit versetzen? Mit allem dem, was die vorige an ihm und aus ihm gebildet hat? oder wollen wir ihn auf's Neue durchgebildet und erzogen denken durch eine dazwischenliegende? Wann soll das angefangen haben, wie weit soll es gediehen sein? In welchem Alter, in welcher Reife wollen wir ihn wieder eintreten lassen in das thätige herrschende Leben? Bei welchem Zeitpunkte soll er die Zügel wieder ergreifen? Hier ist der Willkür ein so freier Spielraum eröffnet, daß eben deßhalb keine bestimmte Gestalt hervortreten kann, sondern nur unstäte, unvollendete Traumgebilde, die, wenn man sie festhalten will, alle verschwinden. Daher werden wir ein lebendiges Bild nie zu Stande bringen, nur nach den innersten Kräften und Principien werden wir fragen können, was die in gleicher Vereinigung lebend jetzt bilden und wirken würden.

In einem Herrscher, soll ihm der Name eines großen Mannes gebühren, muß zweierlei sich vereinen. Er muß ausgezeichnet sein in seinem persönlichen Wesen, damit man fühlt, hätte er auch keinen Thron gezieret, er werde doch mächtig gewirkt und gewaltet, vieles bewegt und beseelt und würdige Denkmäler seines Daseins zurückgelassen haben. Er muß aber auch ausgezeichnet sein durch königlichen Geist und Sinn: er muß das Leben seines Volkes in sich tragen, von dessen Bedürfnissen durchdrungen sein, dessen Bestrebungen und Neigungen in ihren Verhältnissen und Entwickelungen fühlen und theilen, dessen unentwickelte Kräfte ahnen und zu befreien suchen, kurz nicht sowohl der Schutzgeist seines

Volkes muß er sein, als vielmehr dessen lebendige Seele, in welcher von allem, was in der Erscheinung streitend sich zu beschränken und aufzuheben sucht, die verborgenste Einheit als gemeinsame Kraft sich bewegt. Ist ein Herrscher zwar in dieser gemeinsamen und öffentlichen Beziehung groß, nicht aber in jener eigenthümlichen und persönlichen: so kann er zwar ein kräftiger Regent sein, ja unter schwierigen Umständen ein errettender und viel bewunderter, wenn er fromm und rein seinem königlichen Gewissen folgt, aber um ein großer Mann zu heißen, ist er zu sehr eine allgemeine Gestalt, ermangelnd einer glänzenden persönlichen Eigenthümlichkeit. Besitzt er diese zwar, aber jene fehlt ihm: so kann auch ein solcher ein wohlthätiger und gesegneter Regent sein, wenn ihm gelingt in die Nähe des Punktes, von dem das Ganze sich fühlen und übersehen läßt, diejenigen zu stellen, in denen das gemeinsame Leben des Volks sich kräftiger regt; aber auch im günstigsten Fall wird seinem Regiment jene frische Kraft fehlen, die ein großer Herrscher hineingelegt, und in minder günstigen wird man sagen, seine Trefflichkeit würde besser erkannt werden, wenn nicht sein Schicksal wäre, zu herrschen. Ja ein solcher, wie denn die Beispiele hierzu in der Geschichte nicht fehlen, kann bisweilen auch freiwillig dem Thron entsagen, was der große Mann nie thun wird, vielmehr, unter welchen Umständen es auch sei, lieber das eigne Leben lassen und noch viele Opfer mit sich hinunternehmen, als den erhabenen Posten aufgeben, den er sich würdig fühlt auszufüllen.

Diese beiden Seelen aber, wie wir wohl sagen mögen, sind nothwendig mit einander im Streit. Das Herrschen ist ein göttliches Geschäft; aber eben deßhalb droht es mehr als ein anderes, den Menschen in dem Strudel der Unendlichkeit zu verderben. Immer tiefer taucht, immer gewaltiger stürzt es ihn in die Masse, die er beseelen soll, unablässig vervielfältigt es nach allen Seiten die Gegenstände seiner Sorge, daß er ganz sich selbst zu verlieren in Gefahr ist. Die eigenthümliche Seele aber verlangt sich frei auszubilden, und sich ihrer selbst zu freuen nach dem Rechte jedes Erdensohnes, sie klagt unwillig seufzend über jenes fremde, unwohlthuende Leben, und will ihre Bande lösen. Siegt sie nun soweit, daß der Herrscher entweder, wie sehr er auch selbst regieren könnte, doch lieber die Zügel untergeordneten Werkzeugen überläßt, so achten wir ja den, der nicht ganz er selbst sein will, zu gering, um ihn groß zu nennen, und vergrübe er sich auch in der geheimnißvollsten Weisheit, oder opferte den edelsten Künsten. Oder siegt sie so, daß er, um weniger herrschen zu dürfen, das Leben des Volkes hemmt, oder daß er es gewaltsam zu seiner Persönlichkeit hinunterbeugt, um herrschend zugleich seine besondere Neigung zu befriedigen, so wenden wir uns von ihm als von

einem weichlichen oder eigensinnigen, immer selbstsüchtigen Gewalthaber. Siegt hingegen die gemeinsame Seele so, daß das ganze Leben dem Herrschertriebe gewidmet wird, daß immer mehr in das Geschäft vertieft ein König weniger sich selbst besitzt und sich seines Lebens und Wesens freut als sein Unterthan: so loben wir zwar seinen Eifer, aber den Ruhm der Größe verliert, wer selbst untergeht über seinem Beruf. Siegt zwar keine von beiden ganz, aber sehen wir, ohne Gesetz, nach Laune oder Zufall, jetzt der einen, dann der andern Herrschaft verwalten, so bedauern wir den, der schwankend und unsicher den schwersten Weg zurücklegen muß, weil er nicht stark genug ist für die Last, die er trägt. Also nur wo fester Wille und eisernes Gesetz den immer sich erneuenden Streit immer schlichtend zuletzt beide Seelen versöhnt, nur da ist auf dem Throne der große Mann, und desto mehr strahlt seine Größe, je kräftiger beide Triebe und also je schwerer die Versöhnung. Wie könnten wir anders als gleich von diesen Grundzügen zurücksehen auf den Helden, den wir heute feiern, wie er uns den härtesten Streit zeigt, und verlangen wir nicht Uebermenschliches, die herrlichste Versöhnung. Von Natur freigebig, Schönes um sich her zu sammeln begierig, edler Muße Freund, wie musenbefreundete Seelen pflegen, sehen wir ihn als König durchaus arbeitsam und sparsam, weil er das für den Grundton seines Volkes erkannte, für die Grundbefriedigung alles gemeinen Wohls, sehen wir ihn, den Schönheiten der Wissenschaft und Kunst sich entreißend, jährlich auch die anmuthlosen Steppen seines Staates durchwandern, um jene lebendige Anschauung vom Leben des Volkes aufzufrischen, ohne die auch das verständigste Regiment todt bleibt und kalt. Fremder Zunge ergeben durch ein nie genug zu bedauerndes Geschick, aber als König nicht ohne Ahnung von dem aufkeimenden einheimischen Geist, sehen wir ihn wenig thun, um jene auszubreiten unter seinem Volke, alles um diesen von allen Seiten zu stärken und zu entbinden. In einer unseligen Zeit des Zweifels für sich selbst ohne den festesten Anker des Glaubens, sehen wir ihn als König eben denselben Glauben hüten, und nur sorgen, daß nicht abgestorbene Formen in den höchsten Regungen des Geistes die herrliche Freiheit dämpften. Gern in friedlicher Ruhe sich pflegend sehen wir ihn als König plötzlich sich zum Helden umgestaltend den ersten Augenblick ergreifen, um durch preiswürdige Anstrengungen seines Scepters Macht zu mehren, seines Volkes Selbstbewußtsein zu erhöhen und durch gemeinsame Heldenthaten zum ersten Mal jenen Geist zu wecken, den seitdem jeder bei dem Namen Preußen erkennt und den funfzig Jahr, nachdem er den glorreichsten Frieden geschlossen, eine zweite Kette von Heldenthaten zu einer noch herrlicheren Stufe erheben sollte. Bei dem allen

aber sehen wir — und wie viel leichter müßte es dem Einsamen verziehen werden, dennoch ihn nicht ermüdet sich selbst verlieren, sondern immer wieder den geliebten Künsten huldigen und dem Ruhm der Musen nachtrachten, und so erkennen wir den großen König.

Fesselt uns aber die Bewunderung nicht so, daß uns das stärkende Anschauen dieses Bildes genügt, wollen wir es dennoch in das niedere Gebiet des Nutzens herabziehen, sei es nun, um von dem Könige für die gegenwärtige Zeit zu lernen oder um gegen ihn die gegenwärtige Zeit für ihre Abweichungen zu vertheidigen; so laßt uns wenigstens dieses bedenken, daß beides, sowohl das eigenthümliche Wesen eines Königs als auch sein königliches Leben, ein Inneres hat und ein Aeußeres, und daß wir letzteres nicht ohne Widerspruch und Ungerechtigkeit in eine andere Zeit verpflanzen können. Wer hat nicht gehört von der Ehrfurcht, welche des Königs Erscheinung jedem einflößte, die nicht Furcht war vor der nicht zu berechnenden Laune des Gewalthabers, sondern überwältigende Empfindung eines großen Daseins. Wenn uns nun Jemand den König jetzt zeigen wollte, in derselben Tracht und Sitte, mit derselben Vermischung der mühsam angelernten fremden und der ungebildeten eignen Sprache, mit seinem beschränkten Antheil an vielen jetzt gemein gewordenen Kenntnissen, und nun triumphirend fragen, ob eine solche Erscheinung uns wohl außer Fassung bringen könnte, der will entweder in strafbarem Frevel nichts anders als den erhabenen König auf unwürdigen Sokkus stellen, oder er bedenkt nicht, daß, was allerdings jetzt noch in weit größerem Mißverhältniß stehen würde mit der umgebenden Welt, auch nicht in ihr und mit ihr so könnte geworden sein, wenn doch Friedrich, sollte er jetzt leben, müßte aufgewachsen sein mit einem Theil des noch jetzt lebenden Geschlechts. Wie er aber dann reden würde und sich geberden, wie seinen Geist ausgefüllt haben und gewendet, das wäre eine Frage, deren Beantwortung die höchsten Aufgaben der Menschenkenntniß, die wir wirklich zu lösen vermögen, weit überschritte. Ist es nun etwa weiser gethan und liebreicher gefragt, wenn wir uns bei Betrachtung seines königlichen Seins und Lebens eben so nur an die äußere Seite halten und ihn mit dieser in die jetzige Welt einführen wollen? Wer uns Friedrichs Formen und Maximen im Ganzen und in einzelnen Zweigen der Regierung hinstellt, und fragt, ob sie jetzt wohl der Weg sein würden, das Volk auf der Bahn des Glücks und des Ruhms weiter zu bringen und König und Volk in höherer Treue und Liebe zu verbinden, der kann sich freilich die Antwort leicht geben; aber er wird weder sich noch uns im Ernst überreden wollen, daß Friedrich jetzt dieselben Formen festhalten, dieselben Maximen verfolgen werde. Wahrlich, so wenig er

als Herzog von Venedig das Tabaks- und Kaffeemonopol, als König von England die Cabinetsregierung, als römischer Consul die Invalidenschulmeister erfunden hätte; eben so wenig würde er sich wohl jetzt in diesen Maßregeln gefallen. Denn seine Formen und Maximen war auch nicht er selbst, sondern das Resultat auf der einen Seite freilich seiner Zwecke und seiner Persönlichkeiten, auf der andern Seite aber auch des Zustandes, in welchem sein Volk sich befand und den er nur zu genau kannte, da es erst durch ihn das Gefühl seiner wahren Bedeutung erhielt und aus seiner geistigen Betäubung geweckt ward. Sie konnten nicht anders sein, weil er zu sehr allein stand in der blühendsten Zeit seiner Herrschaft mit seinen Ansichten und Absichten, und nur wenige und unzureichende Organe sich anzubilden vermochte in jener Zeit, wo es dem Regenten, der sich ja ohnedies, wenige Länder ausgenommen, behelfen muß ohne einen wohlgeordneten allseitigen lebendigen Zusammenhang mit seinem Volke, auch noch an dem wichtigsten Organe fehlte, das zweckmäßig gebraucht viele andere ersetzen kann, das aber Friedrich erst mühsam zu schaffen suchte an einer sich frei und natürlich äußernden öffentlichen Meinung. Wie aber Friedrich in irgend einem spätern Zeitpunkt sein Regieren würde gestaltet, wie er allmälig oder plötzlich den vorigen Weg würde verlassen haben, das zu beantworten wäre weislich und kunstreich im höchsten Grade, wenn es einer auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit erreichte, aber doch von geringem Nutzen. Denn Wenige nur können sich befugt halten, nachzuahmen, was ein großer Mann in einer solchen Stellung, wo er sich am wenigsten allgemeinen Formen zu unterwerfen braucht, zu seinem eignen Gebrauch gebildet hat.

Darum bleibt das einzige Fruchtbare einer solchen Vergegenwärtigung, daß wir uns an das Innere halten seines persönlichen Wesens sowohl als seines königlichen Geistes. Erinnern wir uns, wie gebietend er auf seine größtentheils in kleinliche Bestrebungen versenkten Zeitgenossen wirkte, wir wollen uns nicht verbergen, das war die frische Kraft und der tiefe Ernst seines Willens, was sie so wenig ertragen konnten; und laßt uns fragen, ob diese nicht noch eben so wirken würden auf das an schnellem Wachsthum krankende und nach großen Anstrengungen in dumpfes Hinbrüten immer wieder versinkende Geschlecht? Ob es viel mehrere geben würde jetzt als damals, die sich nur sanft durchglüht, nicht niedergebrannt von dem Feuer seiner Augen freimüthig und gleichsam brüderlich neben ihn stellen konnten? Erinnern wir uns der Sage von seiner bezaubernden Liebenswürdigkeit, aber auch wie selten sie hervorbrach und wie bald sich diese lächelnde Sonne immer wieder verbarg, so wollen wir gestehen, das war die innere Schönheit seines Gemüthes, welches

nur selten den Versuch wagte sich zu entfalten in einer eingeschüchterten, unbelebten, ihm immer fremd und fern bleibenden Umgebung. Und laßt uns fragen, würden wir Jetzigen ihm näher stehen als unsere Väter? würde er Wahrheit und Kraft genug in unserer Bildung sehen, um sich an sie mit seinen eignen Bestrebungen anzuschließen? würde ihm das Himmlische, dessen heiligen Kern er wohl ehrte, unbefangen und rein genug hervortreten in unserer Kunst, um sich ihrer zu erfreuen und ihr seinen Genius zuzuwenden? Würden wir ihm frei und fröhlich genug erscheinen in unserer Sitte, daß er nicht mehr nöthig hätte, Erheiterungen für seinen Geist bei den Ausländern zu suchen, welche damals fast allein ihm nicht immer nur die dienstbeflissenen Unterthanen zeigten? Würde es so sein, oder würde er auch jetzt noch einer bessern Zeit warten? Das sind die Fragen, die sich, gilt es einmal eine solche Vergegenwärtigung, das Volk aufwerfe an seinem Gedächtnißtage, und wenn wir sie bejahen können, so dürfen wir uns rühmen, daß wir durch unsere Fortschritte den edlen Schatten ganz versöhnt haben mit seinem Volk. Und die Fürsten, die Staatsmänner, die Volks- und Vaterlandsfreunde und Beschützer alle, in das Innerste seines königlichen Geistes mögen sie hineinschauen. Der so sein Volk zu beseelen wußte, als es eben in unbewußtem Schlummer sein Leben begann, der es so schnell wie keines über die Kindheit zur Jugendblüthe förderte: wie würde der herrschende Genius jetzt weiter streben, wie würde er den reifer gewordenen Geist des Volkes fröhlich genießen, kräftig aufregen, fördern und gestalten; wie würde er die erhöhte Macht des Staats zum Wohl der Völker und des Welttheils benutzen, wie würde er fest in die Tiefe gründen, daß keine Erschütterung und Stolz in die Höhe bauen, daß keine Ueberragung möglich wäre, den Ruhm des Volks, das so seiner würdig gewesen ist.

An diesen Fragen mögen alle lernen, die an das Ruder berufen sind; und aus jedem auch dem kleinsten Gliede der Antwort wird die Wahrheit hervorgehen, daß nächst einem Könige, dem vergönnt ist, sein Volk dahin zu führen, wo es für immer großer Könige entbehren kann, kein größerer Segen für ein Volk möglich ist, als ein großer König.

Rede bei der Feier des Reformationsfestes,
gehalten am 5. November 1817 von A. F. Bernhardi. *)

Es scheint für den ersten Anblick ein Leichtes zu sein, bei einem Feste, wie dasjenige ist, zu dessen Begehung wir uns heute versammelt haben, denjenigen Stoff aufzufinden, welcher dem Zwecke dieser Feier am meisten entspricht, und ihn durch Wort und Ausdruck so darzustellen, daß der Größe des Gegenstandes sowohl, als auch der erhabenen Heiligkeit desselben ein würdiges und frommes Denkmal gestiftet werde. Wenn man sich aber anschickt, diesen Vorsatz auszuführen, und zu dem Ende das Leben des Mannes überschaut, dessen Andenken wir heute feiern, wenn man diesen unerschütterlichen Glauben, diese lebendige Kraft, diese unbesiegte Kühnheit, dieses Feuer und doch wieder diese innere Milde, dieses rastlose Hinwirken auf das Ziel, und diese Besonnenheit und Klugheit im Einzelnen erwägt; wenn man endlich das Werk in seinen Folgen, die Begebenheit im Ganzen anschaut, und darin eine Welt von Ahnungen, Gedanken, Ansichten, Kämpfen, Thaten und Erfolgen entdeckt, dann ist es zwar nicht schwer, in dieser Masse einen Mittelpunkt, in dieser Mannigfaltigkeit eine Einheit, in diesen wogenden Elementen eine feste und durchgreifende Ansicht zu finden; aber wenn es darauf ankommt, alles dieses, ich will nicht sagen darzustellen, sondern nur in einer Rede anzudeuten, dann wird gewiß auch der geschicktere Redner diese Grenze zu eng fühlen, und einen bedeutenderen Abschnitt der Zeit herbeiwünschen, um das Würdige würdig preisen zu können. Näher indessen und mit mehr gesichertem Erfolge scheint der Ausdruck und die Schilderung der Gefühle zu liegen, welche die Erforschung des Einzelnen und die Anschauung der großen Begebenheit begleiten, und welche, wenn der Geist sich der sinnenden Betrachtung des Ganzen dahingiebt, ein jedes Herz ergreifen, ein jedes Gemüth in seinen Tiefen erschüttern müssen. Und allerdings, wenn es uns erlaubt sein könnte, den einzelnen Mann nur vom geschichtlichen Standpunkte aus aufzufassen, und die Empfindungen, welche uns hier aufsteigen, zu schildern, dann dürfte nur der Scharfsinn und die Geschicklichkeit des Redenden anzuklagen sein, wenn

---

*) Geboren zu Berlin 1768, und daselbst als Director des Friedrichsgymnasiums gestorben im Mai 1819.

den Wünschen und den Erwartungen der Hörenden minder genügt würde. Wir müßten ihn dann darstellen als einen Mann, dessen einfaches und frommes Privatleben nur den Grad von Wichtigkeit gehabt hätte, daß sein öffentliches, lebendiges und erhabenes Wirken mehr hervorträte, und wenn wir nun das letztere in allen seinen Theilen und Richtungen dargestellt hätten, dann würden wir ihn messen und gleichstellen dürfen den verehrten Helden des Alterthums, welche von einem mächtigen Gedanken mächtig ergriffen, Gut und Ehre, Gesundheit und Leben wie er an die Verwirklichung und Schöpfung desselben setzten. Allein wenn wir das Eigenthümliche seines Gedankens in's Auge fassen, so muß der Mund, der sich schon zu seinem Lobe öffnete, sich von Neuem schließen. Denn wenn es das höchste Ziel des Bestrebens jener Helden war, eine äußere und sinnliche Ordnung zu begründen, wenn sie als die Erfüllung ihrer Wünsche die Ausführung einer kräftigen That, die Umschaffung eines einzelnen Staates, die Bildung oder die Befreiung eines einzelnen Volkes, oder die Erweiterung des irdischen Gebietes ansahen: so wollte Luther eine überirdische und himmlische Ordnung einführen, das Reich Gottes sollte auf Erden erscheinen, keinem Lande gehörte der ihn begeisternde Gedanke an, sondern der ganzen Welt, und ihr neu entdeckter vierter Theil hatte das gleiche Recht auf denselben als das letzte Dorf seines Vaterlandes. Betrachten wir endlich den Mann in Beziehung auf den Erfolg, sehen wir den Gedanken, der ihn entzündet, erst dunkel waltend in der Brust seiner Zeitgenossen, dann erzeugt und an's Licht gebracht von ihm, geläutert und genährt von den gleichgesinnten Mitlebenden, unter Leiden und Drangsalen von der Nachwelt erzogen, sehen wir ihn wachsen, mächtiger werden, siegreich aus dem Kampfe treten, eindringend in jede Einrichtung der Menschen, nicht in Kirche und Schule allein, lebendig und wohlthätig sich verbreitend auf den Staat, auf die Wissenschaft, auf die Kunst, schauen wir um uns, und erblicken uns in dem Besitze der Güter, die er uns erworben, erkennen wir sie als solche, die dem Menschengeschlecht und seinem Dasein über eine jede Zeit hinausfolgen und es beglücken werden, dann erscheint alles nicht als von Menschen begonnen, nicht als von zerbrechlichen Werkzeugen vollbracht, sondern als ein sichtbares Herabsteigen der Vorsehung selbst, und als eine neue Anschauung und Offenbarung der ewigen Barmherzigkeit und Milde des Gottes, der auf dem Sinai donnerte, der die Sonne des Evangeliums in Palästina's Fluren scheinen ließ, und der nun mit einem Blitzstrahl allmächtig und gütig das Gewölk verscheuchte, welches sich verdunkelnd um sie gelagert hatte. Wohl öffnet sich dann von diesen Gefühlen ergriffen der Mund, und sucht Worte für dieselben, allein es sind Hymnen des Dankes zu

Gott, es sind Worte des begeisterten brünstigen Gebetes, welche die Lippen als die einzig würdige Darstellung aussprechen können.

Diese Betrachtungen und diese Gefühle waren es, welche mich abhielten, das ganze Streben und die ganze Wirksamkeit dieses Mannes zu dem Gegenstande dieser Feier zu machen, und so wählte ich, immer auf etwas Einzelnes zurückgeführt und durch mein Amt sowohl als durch den Ort der Feier gleichmäßig bestimmt, zunächst die Wirksamkeit Luthers auf die Schulen. Nachdem ich nun das Einzelne erforscht und betrachtet hatte, suchte ich mich zu den Ansichten, von welchen er ausging, zu den Grundsätzen, welche er dabei verfolgte, zu erheben, die Abänderungen und Wirkungen, welche sie später erlitten, mir zu erklären, und dasjenige, wozu wir durch die jetzige Lage der Schulen aufgefordert werden, mir deutlich zu machen und darzustellen.

Bei allen, selbst den gebildetesten Völkern, welche des Lichts des Evangeliums entbehrten, erscheint das Wissen, und also auch der Unterricht, entweder als ein Zweck an sich, oder als ein Mittel zu einem äußerlichen Wirken und Schaffen. Die Richtigkeit beider Ansichten kann durchaus nicht in Zweifel gezogen werden, und wenn die erstere der Natur und der Würde des geistigen Menschen als eines einzelnen durchaus entspricht, so ist die zweite der Natur desselben in dem Zustande der Geselligkeit gedacht am angemessensten. Beschauen wir aber das Wissen dieser Nationen in seinem höchsten Glanz, betrachten wir ihren Unterricht in seiner größten Fülle, so vermissen wir oft und gerade in den schönsten und edelsten Monumenten ihrer Denker eine gewisse Vollendung und einen Schlußstein, welcher dem einzelnen Wissen Einheit und Haltung giebt. Denn woher kommt es anders, daß da, wo das Wissen sich selbst als begrenzt anerkennt, und die Sehnsucht unbefriedigt über diese Grenze hinaus drängt, Ahnungen gaukeln, Mythen spielen und sie wie ein liebliches Kind durch sinnreiche, aber dunkle, durch bunte, aber verschwimmende Mährchen in den Schlaf singen? Darum schrieben auch in Beziehung auf solche Stellen die früheren Christen einigen dieser Denker, und nicht mit Unrecht, ein Vorgefühl, einen prophetischen Sinn für die Entstehung einer neuen, einer höhern, der christlichen Religion zu. Und als sie nun endlich in die Welt trat, als sie lehrte, daß die ganze leblose Natur nur das Symbol für das Dasein Gottes sei, daß die sinnliche Welt nur seine Größe, Furchtbarkeit, Gnade und Güte sinnlich, äußerlich, zeitlich predige, daß es das einzige Geschäft der Himmel sei, die Ehre Gottes zu erzählen; als sie verkündigte, daß ein jedes Wissen todt, ein jedes Handeln unersprießlich sei, in welchem nicht mehr oder minder sichtbar und lebendig eine Beziehung und Andeutung auf eine überirdische

Welt und eine göttliche Ordnung der Dinge enthalten wäre, als sie durch diese erhabenen Lehren die Natur in einen Tempel Gottes, jeden Christen in einen Priester und das Dasein und das Leben der Menschen in einen stillen, ununterbrochenen Gottesdienst verwandelt hatte, da war es nicht nur Recht, da wurde es Pflicht, daß die Kirche sich des Lebens der Gemeinden in allen seinen Theilen bemächtigte, daß die Lehrer der Kirche auch die Lehrer der Jugend wurden, und daß das Wissen von den göttlichen Dingen als dasjenige, was den einzelnen Strebungen wie dem ganzen Leben Ton, Haltung und Hintergrund giebt, als das Höchste und Erstrebungswürdigste erschien. So lag es tief in dem Wesen des Christenthums, daß Kirche und Schule als Eine Anstalt gedacht wurden, und eine untrennbare Einheit bildeten.

Wenn aber nun gleich ein jedes Glied der christlichen Kirche zu ihrer Verherrlichung bestimmt ist, wenn kein Leben für sie verloren ist, was sich in der zarten Jugend schließt, wenn ein jedes Lebensalter Rechte und Pflichten auf die Kirche hat, so erwartet sie doch die höchste Verherrlichung Gottes, Christi und ihrer selbst nicht von denen, deren religiöses Handeln mehr aus dem dunkeln Gefühle, aus der Anweisung, der Leitung und der Gewöhnung hervorgeht, sondern da, wo es aus einer klaren Erkenntniß der göttlichen Dinge und der Freiheit und Selbstständigkeit entspringt. Die gereifte Vernunft ist es, der in das bürgerliche Leben eingetretene Mensch, die Zeit der gefährlichsten Versuchungen, Reize und Zerstreuungen, welchen die Kirche die überwiegende Sorgfalt widmet, wo sie durch Lehre und Trost ihre herrlichsten Triumphe und ihre glänzendste Verklärung erwartet und feiert, und aus dieser Ansicht entwickelte sich das Verhältniß zwischen Kirche und Schule, nach welchem diese jener untergeordnet, jene als Mutter, diese als Tochter erschien.

So knüpfte sich natürlich und nothwendig das Steigen und das Sinken der Schulen an die vorschreitende und rückgängige Bewegung der Kirche und eine Verbesserung der letzteren, ohne mitwirkenden, wohlthätigen Einfluß auf die erste, war bei dieser wechselseitigen Beziehung durchaus unmöglich.

Allein auch das Göttliche selbst, wenn es sich in einer irdischen Beschränkung offenbart, ist dem Irrthume, der Mißdeutung und dem Einflusse der Leidenschaft ausgesetzt, und so geschah es, daß in einer Periode, in welcher durch die Ungunst der Zeiten die Wissenschaften von der Erde verschwunden schienen, als Kriege und Zwietracht die Welt erfüllten, als die religiöse Bildung sich überwiegend auf das Aeußerliche lenkte und als das Christenthum zur unbeschränkten Herrschaft über den Geist und die Gemüther bestimmt, auch den weltlichen Reichen, bald aus Irrthum,

bald aus Leidenschaft despotisch gebieten wollte, auch der Unterricht der Jugend und die Schulen dem Einfluß der herrschenden Ansicht unterlagen. Ist die Kenntniß der göttlichen Dinge, ist das Christenthum das höchste Wissen, nun so ist es auch im Stande, alles Irdische zu ersetzen und entbehrlich zu machen; der dürftigste Unterricht des Volkes und der Jugend wird dem Zwecke genügen, und ein etwas erweiterter für die unmittelbaren Diener der Kirche ihrem Bedürfniß entsprechen. Ja es ist Pflicht, den Glanz des irdischen Wissens dem Auge zu verhüllen, damit nicht, abgezogen von dem Himmlischen, unchristlicher Stolz und thörichte Eitelkeit an die Stelle frommer Demuth und religiöser Einfalt trete.

So hatten sich demnach die christlichen Schulen zu einem vollkommenen Gegensatz der Schulen des Alterthums umgebildet, in diesen Anerkennung und Würdigung eines jeden Wissens, die mannigfaltigsten und verschiedensten Richtungen und Anwendungen desselben, überall Fülle, Reichthum, Glanz, aber freilich ohne einen andern Mittelpunkt als theils in dem reichen, schönen und würdigen Leben des Einzelnen, theils in den lebendigen, immer anders sich gestaltenden, immer zu neuer Thätigkeit auffordernden Elementen des Staates; in jenen nur Schätzung und Betreibung eines einzelnen Wissens, Dürre und Beschränkung überall, Mangel an Umfang und Verbreitung, Abwendung von dem schönen Dasein in der Welt, ohne Beziehung auf die wogende Thätigkeit des Staates, allein dafür allerdings strenge Einheit, und ein fester Mittelpunkt in einer höheren Welt.

Dies war der Zustand, in welchem Luther die Schulen seiner Zeit im Allgemeinen fand, und bei seinem Zwecke, die christliche Religion in ihrer früheren Reinheit und apostolischen Einfachheit wieder herzustellen, konnte es, wie wir gesehen haben, nicht zweifelhaft sein, daß seine Wirksamkeit sich auch auf diesen Theil der Kirche erstrecken müsse. Eben so natürlich war es, daß er in seinen Bestrebungen an dem Standpunkte und an dem Verhältnisse der Schule zur Kirche, welche ja unmittelbar aus dem Wesen der christlichen Religion hervorgegangen waren, nichts ändern konnte und wollte. Allein ihnen statt der Beschränkung eine gewisse Fülle, Umfang und Mannigfaltigkeit zu geben, und zwar als Reformator von dem religiösen Standpunkt aus, das lag nicht nur in seiner Macht, sondern es war auch nothwendig, daß es in seinem Plan liegen mußte.

In dem Leben und den Bestrebungen eines jeden Einzelnen liegen jederzeit zwei Elemente, von denen bald dieses, bald jenes überwiegend hervortritt, oder auch beide in ununterscheidbarer Wechselwirkung sich äußern. So auch in dem Leben Luthers, nur daß sie bei der hohen Wichtigkeit seines Werkes und dem Umfange desselben lebendiger und anschaulicher

sich darstellen. Das eine Element ist die Erhaltung und die Vermehrung derjenigen Güter, in deren Besitz wir uns befinden, das zweite die Abhaltung und Bekämpfung alles desjenigen, was den Besitz derselben zu vernichten oder ihren freien Gebrauch zu schmälern droht. In dem Leben Luthers stellt für seinen Zweck das erste sich dar als religiöse Belehrung, das zweite erscheint in der Form der Polemik oder der religiösen Bekämpfung. Als Christ aber, als Geistlicher und als Reformator war es wesentlich, daß er von dem früheren Grundsatz ausging, daß die Kenntniß der Theologie und in einem andern Kreise die der Religion das Höchste, das Wissenswertheste, wenn freilich nicht der einzige würdige Gegenstand des Wissens sei. Aus diesem Festhalten früherer Ansichten, aus dieser Durchdringung eigenthümlicher Grundsätze mit jenen läßt sich in der That die ganze Wirksamkeit Luthers für die Schulen im Allgemeinen und genügend erklären. Jene beiden Elemente bestimmten ihren Umfang, dieser Grundsatz aber mit der ihm eigenthümlichen Erweiterung gab ihr die Richtung, und brachte eine gewisse Fülle hervor. Das Element der Belehrung erzeugte in dieser Sphäre die Sorgfalt für die Volksschulen, das Element der Bekämpfung lenkte sein Auge auf die Universitäten, der Grundsatz, daß die Kenntniß der göttlichen Dinge vor allem zu befördern sei, erschuf die Beschränkung, und die ihm eigenthümliche Anerkennung eines würdigen Wissens außerhalb des Gebietes der Theologie bewirkte die Erweiterung und Fülle.

Seine einzelnen Bemühungen für die Volksschulen, als deren Stifter er anzusehen ist, seine Sorgfalt für tüchtige Lehrer, seine schriftlichen Arbeiten für die Beförderung der Religion, seine rührende und kindliche Freude, mit welcher er am Ende seines Lebens auf diese Anstalten und die durch sie bewirkte Belehrung hinblickte, sind zu bekannt, als daß ich ihrer hier erwähnen dürfte. Bei den Universitäten aber, welche zunächst den Irrthum so tapfer als gründlich bekämpfen sollten, ging das letztere Element bald in das erste, und beide in gemeine Wirksamkeit über. Denn es zeigte sich sogleich, daß der Kreis der theologischen Wahrheiten nicht geschlossen werden könne, daß von seinem Umfange der glückliche Erfolg des Kampfes abhängig sei, und daß es also tief in dem Wesen des Christenthumes liege, beide Richtungen zu vereinigen.

Sollte aber die Masse der christlichen Wahrheiten immerdar sich mehren, sollte sie klarer, zugänglicher und damit verbreiteter und wirksamer werden, so mußte das heilige Buch, durch welches sie allesammt begründet werden, wissenschaftlich erklärt, die Sprachen, in welchen es geschrieben, gründlich verstanden, und, was die Gegner so nannten, gelehrt und unumstößlich widerlegt werden. Dieses aber war ohne eine

Verbreitung und ohne Kenntniß der alten Sprachen unmöglich, und da deren Erlernung außerhalb des Kreises der Universität liegt, so richtete er natürlich seine Aufmerksamkeit auf die Anstalten, die er allerdings als allgemeines Bildungsmittel nicht verkannte, und so ward er, da das Ausland und einzelne Ausnahmen in seinem Vaterlande nicht in Betrachtung kommen, auch wenn nicht der Stifter, doch der Verbesserer der gelehrten Schulen.

Allein bei der vollsten Anerkennung der Verdienste des großen Mannes um die Schulen, bei der dankbarsten Verehrung des Schönen, Großen und Guten, was er hier bewirkt, bei der ausdrücklichen Bemerkung, daß wir ihm auch einen gewissen Reichthum der Lehrgegenstände verdanken, und daß wir noch jetzt die Früchte seiner Bemühungen genießen, dürfen wir es uns doch nicht verhehlen, daß diese überwiegende Empfehlung der alten Sprachen als Quelle zur Erkenntniß der Religion, als Schwert zur Vertheidigung derselben dem Wissen noch nicht sein volles Recht widerfahren ließ, daß das Gleichgewicht zwischen dem Irdischen und dem Wissen von dem Göttlichen noch nicht hergestellt war, sondern daß eine einseitige Ansicht stehen blieb, welche sich nothwendig zu einem neuen Kampf entwickeln mußte. Der nächste Zweck desselben konnte kein anderer sein, als dieses theologische Element noch weiter zurück zu drängen, die Gefahr dabei, es gänzlich zu verlieren, der Gewinn, die christlichen Schulen denen des Alterthums mehr zu nähern, das Höchste, beide Ansichten unter einander zu vereinigen. Die Spuren dieses Bestrebens fallen schon in die Zeiten vor Luther, und sind in dem Gegensatze zwischen dem Studium der Theologie und dem des römischen Rechts, welcher durch das kanonische nur schwach vermittelt wurde, bereits sehr sichtbar. Allein schärfer und kräftiger trat er damals hervor, als sich eine Masse von gelehrten Kenntnissen bildete, freilich ganz auf dem Alterthume gegründet, und nur durch die alten Sprachen zu erlangen, aber doch dem Studium der Theologie ferner liegend, und nicht durch eine besondere Richtung des Sprachstudiums, sondern durch eine verallgemeinerte Kenntniß derselben zu erlangen. Denn indem die Geistlichen die einseitige Richtung des Sprachstudiums für ihre Wissenschaft verfolgten, während die Schulleute dasselbe je länger je mehr als ein allgemeines Bildungsmittel betrieben, entwickelte sich nach und nach ein Gegensatz zwischen der Theologie und der Philologie, wodurch das Band zwischen Kirche und Schule lockrer geknüpft ward, aus dem Geistlichen die innere Macht für die Schulen entschwand, obgleich ihm die äußere und herkömmliche blieb. Indessen war die Nothwendigkeit des alten Sprachstudiums noch beiden Ständen gemeinsam, und es kam nur auf eine wechselseitig veränderte Richtung

desselben an, um jenes innere Gleichgewicht wieder herzustellen. Allein als sich nach und nach aus dem Schooße der deutschen Nation eine eigenthümliche von dem Alterthum ganz unabhängige Kultur bildete, als die Schulen, dem Einflusse des Zeitgeistes weit mehr unterworfen als die Kirche, und durch die Jugend und deren Eltern weit mehr mit der Welt und deren Wandelbarkeit zusammenhängend, einen Theil derselben nicht ohne momentanen Schaden für das Studium der alten Sprachen in ihren Lehrcyklus aufnahmen, als ferner durch eine verkehrte Ansicht des theologischen Studiums die alten Sprachen mit minderem Eifer getrieben wurden, und endlich da als Folge dieser Vernachlässigung der Eifer für die Religion im Allgemeinen erkaltete, und Gleichgültigkeit und Lauigkeit an die Stelle desselben traten, da liefen die Schulen, sonst ihrem Zwecke ganz angemessen, Gefahr, das christliche Element ganz zu verlieren, die Geistlichkeit alles Einflusses auf dieselbe beraubt zu werden, und so sich in zwei neben einander bestehende, aber sich gleichgültige Stände zu spalten. Daß aber dieses nicht geschehe, daß die nun erwachsene, von ihrer Mutter reichlich ausgestattete Tochter nicht ihren innern Zusammenhang verliere, und sich nicht in immer wachsender Entfernung in einem abgesonderten Kreise bewege, das ist es, wofür wir kämpfen, was wir zu erreichen suchen müssen. Ist gleich durch den Umfang beider Kreise das äußere Verhältniß weiter aus einander getreten, so giebt es doch ein inneres sicheres Band, und dieses ist kein anderes als das oben angedeutete, die alten Sprachen, welche Niemand von beiden Ständen entbehren kann, und welches daher ein unzerreißbares ist. Erkennt der Theolog diese als ein allgemeines Bildungsmittel an, bewahrt er sich davor, daß die besondere Richtung, welche er ihnen in Beziehung auf sein Studium geben muß, nicht die alleinige werde, und nimmt umgekehrt gerade diese Richtung als eine würdige und hohe der Schulmann in den Kreis seiner Studien auf, dann ist auch diese Vereinigung von neuem geknüpft, und aus dem mütterlichen Verhältniß hat sich ein schwesterliches gebildet. Und wie vieles liegt außerdem in der Natur beider Stände, welches eine solche Durchdringung und Vereinigung anräth! Der Geistliche und der Schulmann beherrschen Kirche und Schule durch keine äußerliche, sondern durch eine milde, auf Vertrauen gegründete Gewalt. Ihre Macht, ihren Einfluß, ihr Ansehen danken sie minder ihrem Amt als ihrer Persönlichkeit. Lehre, Leben, Beispiel, Treue und Eifer müssen hier wie dort die Gemüther offen und empfänglich machen, unermüdete Geduld und Liebe, immer erneuerte Thätigkeit und Strenge müssen den lauen und schlaffen rüstig und willig, den verwilderten und rohen gefügig und gehorsam machen. Und wo ließe sich diese Ausdauer, diese Herrschaft über die

Gemüther für den künftigen Geistlichen leichter lernen, als in dem Kreise lenksamer Jünglinge? wo die Wirksamkeit der Lehre unmittelbarer erproben als in den Mauern der Schule, wo der Erfolg in wenigen Wochen sichtbar wird? wo die reine Gesichtsbildung der Menschheit sich leichter ablauschen, als in dem Umgang mit Kindern und Jünglingen, die ihr Inneres, sei es gut oder böse, nicht zu verhehlen gewohnt sind? Und der Schulmann, wo dürfte er in den Jahren des höheren Alters freundlicher ausruhen, wenn das Gemüth sich von selbst schon abwendet von dem Irdischen, und sich hinneigt zum Ewigen und Unsichtbaren, als in einem Kreise, wo die Jugend, die wachsende und blühende Kraft und das sinkende Alter ihn umgeben, wo in dem Schrei des Kindes, in der stillen Freude der Braut und dem Seufzer des Sterbenden das ganze Leben vor ihm in seinen Freuden und in seiner Trauer sich ausbreitet, und eine jede Ermahnung an eine frühere Erfahrung aus einem andern Kreise inniger sich anschließt? Oder warum sollten wir in unsern Tagen an solcher Vereinigung und Durchdringung beider Stände zweifeln, welche nicht minder dem Geiste des Christenthums als dem Sinne des Mannes, dessen Andenken wir heute feiern, gemäß ist? Wenn wir in Beziehung auf das Christenthum überall jetzt eine allgemeine Bewegung erblicken, wenn wir über alle Erwartung die Gemüther vorbereitet, rege und offen finden, wenn wir das Bestreben, kirchliche Einheit und Eintracht zu begründen, grade in den Tagen dieser Feier lebendiger und inniger als jemals angeschauet haben: warum sollten wir zögern, durch eine erweiterte Richtung einer gemeinsamen Thätigkeit zu einer Wechselwirkung zu gelangen, welche nur für beide Stände wohlthätig einwirken kann? Dazu ermuntre ich Euch besonders, kräftige und edle Jünglinge dieser Anstalt, aus welcher künftige Lehrer der Schulen und des Volks hervorgehen. Nehmt und empfangt in diesen Mauern aus unsern Händen die Werkzeuge dazu. Sie werden Euch gegeben, daß Ihr diese und andre Aufgaben des Lebens mit glücklicher Hand zu lösen vermögt. Was Ihr alle aber künftig beginnen, in welche Seite und Thätigkeit des menschlichen Lebens Ihr einzuwirken gedenkt, vergeßt nie, daß der Mann, dessen Andenken wir heute feiern, zwar der ganzen Welt, aber doch vorzugsweise den Deutschen angehört, und darum, deutsche Jünglinge, schwebe Euch das Bild des deutschen Mannes jederzeit klar vor Augen, und sein erhabener und tiefer Ausspruch, daß auch weltlich Regiment göttliche Ordnung sei; dann werdet Ihr Euch überall in der Christenwelt als Mitglieder und Priester fühlen, und so Großes oder auch so Geringes Ihr erstrebt und vollbringt, es niemals vergessen, daß es in seinen letzten Verzweigungen Euch nicht angehört, sondern geschehen

sei im Dienste der christlichen Kirche, zum Lobe und Preise Gottes und seines Sohnes und Heilandes Jesu Christi.

Rede, zur Jahrhundertfeier der Augsburgischen Confession;

gehalten am 26. Juni 1830 von K. L. Kannegießer.

Hochverehrliche, christliche Versammlung!

Als ich vor wenigen Wochen den ehrenvollen und erfreulichen Auftrag erhielt, zum Andenken an die Uebergabe der Augsburgischen Confession vor dreihundert Jahren eine Feier für den heutigen Tag in dem königlichen Friedrichsgymnasium zu veranstalten, und selbst durch eine öffentliche Rede dazu beizutragen, erwog ich zuerst, ob in dem Gegenstande dieser Feier eine besondere Bezüglichkeit auf Schule, Unterricht und Erziehung liege, — wie etwa bei der Reformation, die in der That nicht blos die Kirche, sondern auch die Schule betraf; aber das dadurch entstehende Bedenken ward bald durch die Betrachtung gehoben, daß das heutige Fest, abgesehen von der kirchlichen und religiösen, auch eine sittliche und daher allgemein menschliche, und zumal eine Wichtigkeit für Lehrer und Erzieher, für Lernende und Zöglinge enthalte. Denn wenn die ersteren die Ergebnisse ihrer Bemühungen und Forschungen vorzutragen und gemeinnützig zu machen, die letzteren diese zwar zuvörderst hinzunehmen, aber mit Selbstthätigkeit zu verarbeiten, und, soweit es ihre geistige und sittliche Kraft vermag, zu prüfen haben, in Beiden aber ein Streben nach Wahrheit der Erkenntniß Statt finden muß, damit ein wissenschaftliches, ein geistiges, ein höheres Leben sich bilde und gestalte; so muß ja die Erinnerung an das von den deutschen Reformatoren abgelegte schriftliche Bekenntniß, an die Gewissenhaftigkeit, mit welcher jene bei der Abfassung jenes Inbegriffes ihrer Abweichungen von den bisher gültigen und allgemein angenommenen Lehren, und bei der öffentlichen Darlegung ihres Glaubens zu Werke gingen, an die Sanftmuth und Milde, mit welcher sie den Kaiser um öffentliches Gehör anflehten und seine Zögerungen ertrugen, aber auch an die Entschlossenheit und Kraft, vermöge der sie, unbewegt von seinen Forderungen und Drohungen, nichts von dem reiflich Ueberlegten feige zurücknahmen, sondern muthig dabei beharrten,

diese Erinnerung und Beherzigung muß uns mit freudigem Erstaunen über die Würde und Herrlichkeit des menschlichen Geistes und Gemüthes, mit hoher Begeisterung für die Erforschung der Wahrheit und für die Vertheidigung der gewonnenen Ueberzeugung und mit dem festen Vorsatze der Nachahmung eines so preiswürdigen Beispieles erfüllen. Aber nicht blos im Allgemeinen wollen und sollen wir den heldenmüthigen Kämpfern folgen; warum nicht auch in jenem Besondern und Wichtigsten, was es für den Menschen geben kann, in der Erforschung der religiösen Wahrheit, in der Prüfung unserer bisherigen christlichen Ueberzeugung, ja warum nicht auch in der Darlegung desselben, sofern es Noth thäte? Zu einer solchen öffentlichen Darlegung giebt der fromme Herrscher, der auf Preußens Throne sitzt, wenigstens den Rednern durch die Anordnung dieses Festes Veranlassung.

Wie aber, wenn gleich den protestantischen Fürsten und Ständen im sechszehnten Jahrhundert, welche ihrer Pfarrherren Glaubensbekenntniß und Lehre übergaben, auch in unserer Zeit eine gleiche Aufforderung an Prediger und Gottesgelehrte von ihren Obern ergangen wäre, die Aufforderung, gleichfalls ein gemeinsames Bekenntniß aufzusetzen und der Welt vorzulegen? Freilich wäre das nicht das Werk weniger Wochen, eine Aufgabe wäre es gewesen, vielleicht für mehrere Jahre, ein schwieriges, aber auch ein wichtiges, und im Falle des Gelingens ein segenbringendes Unternehmen! Schwierig, wegen der Verschiedenheit, ja, wie können wir es uns verhehlen, wegen des Zwiespalts der Meinungen. Zank und Streit, Krieg und Blutvergießen waren mit der Reformation unvermeidlich verbunden, Kämpfe, mörderische Kämpfe nicht blos zwischen Protestanten und ihren Gegnern, auch zwischen Protestanten unter einander. Voll von öffentlichen Hinrichtungen und von meuchlerischen Ermordungen sind die Blätter der Religionsgeschichte der Jahrhunderte, und zumal der beiden nächsten nach der Reformation. Die neueste Zeit ist menschlicher geworden, die Religionskriege haben aufgehört, dem Henkersbeile verfällt Niemand mehr wegen seines Glaubens, aber das Gezänk dauert fort, selbst von ärgerlichen Auftritten zwischen Lehrern auf Hochschulen ist uns erst jüngst Kunde geworden, und der im Finstern schleichende Dämon der Schwärmerei verblendet auch jetzt noch Manche, und entflammt sie zu der Raserei, Hand an sich selbst zu legen oder sich dem Opfertode darzubieten.

Zwar auch eine erfreuliche Seite läßt sich, nicht diesem Blutvergießen, diesen Verketzerungen und Angebereien, wohl aber dem Zwiespalte der Meinungen abgewinnen. Scheint er doch wenigstens bei seiner gegenwärtigen Erneuerung nach einer Zeit der Lauheit in der Religion, der

Gleichgültigkeit gegen das Heiligste, von regerer Theilnahme, von wiedererwachendem religiösem Geiste Zeugniß zu geben. Und so wollen wir ihn nicht sofort verdammen, sofern er nur, dieser Zwiespalt, nicht in Zwietracht ausartet, und die eigene Ansicht auf bescheidene, des Kämpfers und seines Gegners würdige Weise dargelegt wird, sofern nur nicht falscher Eifer und Leidenschaft, Ehrbegier, Herrschsucht und Haß dabei die Feder führen oder gar zu unedlen, tadelnswürdigen, strafbaren Handlungen hinreißen. Verschiedenheit der Meinungen möge denn immerhin sein! Und ein Aufruf, wie ich ihn meinte, zur Abfassung eines abermaligen Bekenntnisses, und zwar nicht eines lutherischen, kalvinistischen oder eines Bekenntnisses irgend einer einzelnen und besonderen protestantischen Sekte, sondern eines evangelischen, würde diese Verschiedenheit erst recht an's Licht bringen. Aber wenn es den ersten Reformatoren gelang, sich über ihren Glauben und ihre Lehren zu vereinigen, wer möchte behaupten, daß eine solche Uebereinkunft trotz der größeren Schwierigkeit in unsern Tagen unmöglich sei? Welch eine Regung der Gemüther würde ein solcher Versuch veranlassen? Die Gottesgelehrten, die Gelehrten insgemein, Hohe und Niedere, Fürsten und Völker, würden bei diesem Unternehmen nach Vermögen thätig sein, mit gespannter Erwartung würde die ganze evangelische Christenheit dem Ausgange entgegensehen, und selbst Katholiken, ja alles, was nur Sinn für Religion hat, würde auf ein so großes und wichtiges Schauspiel mit Theilnahme hinblicken. Eine allgemeine Bewegung würde in ganz Europa entstehen, wie einst zur Zeit der Völkerwanderung oder der Kreuzzüge, aber nicht sinnlichphantastischer, sondern geistigsittlicher Natur, ein Ringen würde es sein nicht nach einem irdischen, sondern nach einem überirdischen Gute, ein Kampf würde entbrennen, nicht um das Grab Christi zu erobern, nicht um ein weltliches Königreich aufzurichten, sondern um das Reich Gottes zu gründen, oder vielmehr nur fester zu gründen und auszubreiten, ein Krieg würde geführt werden, nicht gegen einen fremden, sondern gegen einen im Geist und Herzen der Kämpfer selbst wohnenden innern Feind, gegen Thorheit und Uebermuth, Blindheit und Frevel, um die Trugbilder zu zerstören, um das wahre Palladium zu sichern, um die Heiden und Götzendiener unter den Christen von den wahren Verehrern des Stifters unserer Religion zu sichten, um das Evangelium in seiner ursprünglichen Einfachheit, Klarheit und Reinheit den trüben Blicken und verkehrten Gemüthern zu zeigen.

Wer aber sind die Kämpfer in diesem theils offenen, theils heimlichen Kriege? Evangelische Christen allzumal, doch mit verschiedenen Namen sich nennend, Lutheraner, Kalvinisten, Mennoniten, Socinianer, Anglikaner, und wie viele ließen sich ihnen noch beifügen? Aber wenn

wir bedenken, daß der Sektenunterschied bei Einigen zwar Glaubenslehren, bei Andern, insbesondre bei den Lutherischen und Reformirten, fast nur noch äußere Einrichtungen und Gewohnheiten betrifft, so möchte es wichtiger sein, nicht nach den kirchlichen Namen, sondern nach einem geistigen und wesentlicheren Unterschiede zu fragen. Nicht leicht zwar wird diese Sonderung werden; die meisten von ihnen würden, wenn wir ihnen die Wahl vorlegten, selbst nicht wissen, zu welcher Fahne sie schwören sollten, nämlich alle die Gleichgültigen, die sich, nachdem sie in ihren früheren Jahren in den Christenbund durch den Unterricht und die segnende Hand des Geistlichen aufgenommen wurden, nicht eben weiter um die Religion bekümmerten, vielleicht noch die Kirche besuchen und das Abendmahl mit genießen, vielleicht auch dies unterlassen, und es mit dem Drang der Geschäfte entschuldigen, und sich mit dem Bewußtsein, rechtlich, gemeinnützig, tugendhaft zu sein, beruhigen, den Besuch des Gotteshauses auch wohl gar als einen äußern Dienst betrachten und nichtachten, am wenigsten aber sich ernst und innig, sei es in stiller Betrachtung, sei es im Gedankenaustausch mit andern von ihrer eigenen religiösen Ueberzeugung vergewissern, am wenigsten die Quelle unsers Glaubens, die heilige Schrift, zur Hand nehmen und darin forschen. Und solcher Halbchristen, wenn dieser Name nicht vielleicht schon zu ehrenvoll für sie ist, giebt es gewiß sehr viele, nicht minder in den höhern Ständen als in den niederen, unter den Geschäftmännern wie unter den Gelehrten; und selbst die Strafgerichte Gottes, Kriege und verheerende Naturbegebenheiten, haben ihre Zahl wohl nicht bedeutend verringert, und wenn auch das äußere, weniger gewiß das innere Christenthum vermehrt.

Unter diesen irreligiösen Christen giebt es überdies eine und auch wohl nicht spärliche Anzahl von solchen, welche selbst auf den Namen der Christen Verzicht thun sollten, insofern sie zwar vielleicht weniger gleichgültig, aber mit einem durch Thorheit, Bequemlichkeit oder Hochmuth irregeleiteten Verstande die christliche Religion für etwas Wohlthätiges, aber für etwas Ueberflüssiges halten, meinend, daß die zur Führung eines sittlichen Lebens und zur Beruhigung in Leiden abzweckenden Vorschriften Christi schon den Weisen des Alterthums bekannt gewesen, und das Nachdenken und die Ueberlegung jeden selbst dahin führe. Es sind diejenigen, welche der sogenannten natürlichen Religion anhangen, und die geoffenbarte von sich weisen, freilich von einer um so größeren Täuschung befangen, weil sie, ohne es zu wissen, ihre eigene Moral dem in der Jugend empfangenen christlichen Unterricht, und ihrem Umgang, ihrer Verbindung mit Christen verdanken, die sittlichen Grundsätze aber selbst der edelsten

Griechen, eines Sokrates und Plato, an Reinheit, Klarheit und Sicherheit der christlichen Moral bei weitem nachstehen.

Diesen, welche die Religion, wenigstens die christliche, verschmähen und deswegen ihrer kaum erwähnen, es müßte denn sein, um sie von sich zu weisen, stehen die gegenüber, welche die Religion zur Sache des Herzens gemacht haben, welche warm für sie fühlen und von ihr sprechen, und wer wollte nicht diese auf's Höchste achten und lieben, so lange sie sich nicht der Uebertreibung schuldig machen und in Fehler verfallen, die theils für andere etwas Widerwärtiges haben, theils aber auch sehr nachtheilig besonders auf sie selbst wirken. Wenn der Zartfühlende es schon mit Recht vermeidet, die Empfindungen der Liebe und Freundschaft, die er für einen andern hegt, vor allen Leuten auszubreiten und gleichsam zur Schau zu tragen, so ist es um so mißfälliger, wenn jene Gefühlsmenschen religiöse Ausdrücke und zumal bildliche, dichterische, z. B. von dem Verhältnisse der Seele zu Christus, in die alltäglichen Geschäfte des Lebens mischen und jede Aeußerung dieser Art mit den Geberden der tiefsten Demuth begleiten. Das Heilige soll man nur zu gelegener Zeit und vor empfänglichen Herzen würdig und besonnen aus der Tiefe der Brust über die Lippen gehen lassen, und die fromme Geberde, die nur Angewöhnung, nicht Ausdruck der innern Bewegung ist, hat etwas Heuchlerisches und Knechtisches. Aber auch wo das Gefühl wahr ist, wache man um so mehr darüber, daß es nicht blos eine Art von Rausch werde, und den Geist, statt ihn zu erheben, zur Sinnlichkeit hinabziehe, daß die Einbildungskraft nicht den Verstand verdunkle, und den zuerst wahren und achtungswerthen Pietisten zum trübsinnigen Schwärmer oder gar zum unduldsamen, wilden und mordsüchtigen Fanatiker mache.

Wenn diese Frommen oder Frömmler die Erkenntniß, die Einsicht, das Licht, die Gelehrsamkeit verschmähen, so setzen andere dem Forschen in der Schrift wenigstens sehr bestimmte und enge Gränzen. Sie machen einen Unterschied zwischen dem, was darin zu verstehen, und dem, was nicht zu verstehen sei; sie verlangen, daß man das Nichtbegreifliche auch nicht zu begreifen suchen solle, eine sehr zu beherzigende Forderung, wenn die Unbegreiflichkeit nur völlig ausgemacht wäre; sie sprechen von einer übernatürlichen Offenbarung Gottes an die Menschen, bei welchem Ausdrucke vor allen Dingen die Bedeutung desselben klar bestimmt werden müßte, sie weisen hin auf die Wunder, welche bei der Geburt und bei dem Tode Christi sich ereignet haben, und von Christus und den Aposteln gethan sind, ohne zu bedenken, daß der Begriff des Wunders sehr unbestimmt ist, und daß, da nichts ohne hinreichende Ursache gedacht werden kann, jedes Wunder einer Erklärung fähig sein muß, so bald dies aber

geschieht, ein Wunder zu sein aufhört; sie machen es allen Christen zur Pflicht, den Buchstaben der Bibel anzunehmen, oder vielmehr den Sinn, welchen sie dem Buchstaben beilegen, ohne doch zu wissen, ob der von ihnen aufgefundene, oder der bisher gültige, ja selbst der von den Reformatoren bestätigte Sinn der einzig rechte und unantastbare ist. Nach ihrer Meinung soll der Christ, der doch als Mensch vermöge seiner Geisteskräfte sich bildet und vervollkommnet, und in seiner übrigen Erkenntniß, z. B. der Natur, unwidersprechlich fortschreitet, nur in seiner religiösen Erkenntniß auf einem bestimmten Punkt stehen bleiben, ja vielmehr gar nicht eigentlich erkennen, sondern nur annehmen. Dies ist die Schaar derer, welche sich sonst mit papistischem Stolze Orthodoxen oder Rechtgläubige, jetzt Supernaturalisten oder Uebernatürlichkeitsgläubige, ihre Gegner Heterodoxe, Andersgläubige, jetzt insgemein Rationalisten, Vernunftgläubige, nennen, und wenn gleich auf die Namen wenig ankommt, mit dieser letzten Bezeichnung wahrlich etwas sehr Ehrenvolles aussprechen. Denn was giebt es Auszeichnenderes und Höheres für den Menschen als die Vernunft? Vernehmen, aufnehmen in sein Inneres muß doch der Mensch alles, wovon ihm Kunde werden soll, auf diesem Wege muß also auch die Religion zu ihm gelangen; aber nicht blos wahrnehmen soll er das sich ihm Darbietende, sondern auch zu Vorstellungen und Begriffen, niederen und höheren, erheben, und je deutlicher diese sind, desto mehr verdient seine Kenntniß den Namen der Erkenntniß. Daß aber ein Theil und ein sehr bedeutender Theil der Religion eingesehen und zur vernünftigen Erkenntniß erhoben werden könne, das werden auch jene Supernaturalisten zugeben müssen, und es kommt also wohl nur darauf an, die Gränze zu bestimmen, und wenn die Rationalisten diese Gränze immer mehr zu erweitern, ja der Vernunft endlich das ganze Gebiet der Religion zuzuweisen suchen, so thun sie damit doch nur etwas in der geistigen Natur des Menschen Gegründetes.

So hätten wir denn nun die Uebersicht vollendet und Namenchristen oder Naturalisten, Gefühlschristen, auch Mystiker genannt, Vernunftscheue und Vernunftliebende gefunden, und es wird sich wohl jeder Christ entschließen müssen, einer von diesen vier Abtheilungen, oder sofern doch keiner gern zu der ersten wird gehören wollen, und die zweite sich meistens mit der dritten oder vierten vereinigen läßt, sich einer der beiden letzteren zuzugesellen. Diese beiden sind es auch, welche recht eigentlich in stetem Kampf mit einander stehen und nur selten und auf kurze Zeit die Waffen ruhen lassen, und deren Feindseligkeit nicht erst in neuerer Zeit ihren Anfang genommen hat, sondern so alt fast wie die christliche Religion selbst ist und einen bedeutenden Theil der christlichen Kirchen-

geschichte ausmacht. Die Grundzüge dieses Kampfes werden nun wohl dieselben sein und bleiben, und wenn nicht eben viele prophetische Kraft dazu gehört, um der vernünftigen Ansicht in der Religion, eben weil sie die vernünftige ist, den endlichen Sieg zuzusprechen, so möchte es auch nicht schwer sein, die Gründe dieser Vermuthung anzugeben. Sie liegen aber vorzüglich in dem, was geschehen muß, wenn man sich nur recht bewußt wird, was man will oder nur wollen kann und darf. Den rechten Glauben will man erfassen, um die wahre, ungetrübte Lehre Christi handelt es sich. Wo ist aber diese zu finden? Wo anders als in dem neuen Testament, zunächst in den Evangelien, und zwar in dem rechten Verständniß derselben? Denn da sie in einer fremden Sprache geschrieben, und zwar übersetzt, aber selbst von dem vielleicht trefflichsten unter den Uebersetzern hin und wieder falsch verstanden sind, so wird das Forschen in dem Grundtext, die Erläuterung der schwierigen Stellen und eine möglichst deutliche und Mißverständnissen vorbeugende Uebertragung das erste und wichtigste, lange noch nicht zu beendigende, und wegen der wirklichen oder scheinbaren Widersprüche, die sich in dem neuen Testament finden, um so schwierigere Geschäft sein, und es wird sich theils auf die Darstellung der Lehre, theils auf die Ermittelung des Geschichtlichen beziehen.

Ich halte das erstere unbedingt für das Wichtigere, und wollte Gott, dies geschähe von allen Christen, so würde des Streites und Haders bald weniger werden. In der That ist die ganze Christenheit über den Hauptinhalt der christlichen Sittenlehre wohl nie verschiedener Meinung gewesen. Wollte man demnächst alle diejenigen Lehren, welche nicht in den Evangelien befindlich sind, welche wir also nicht als eigentliche Lehren Christi ansehen dürfen, zumal alle die, welche aus späterer Zeit herrühren, für unwesentlich halten, wollten wir zugeben, daß diese, da sie menschlichen Ursprungs sind, auch irrig sein können und der Beurtheilung unterliegen müssen, da sie, so fern sie den klaren und gewissen Lehren Christi widersprechen, geradehin verwerflich und nicht christlich sind, so würden gewiß schon eine Menge von Streitpunkten wegfallen. Denn wenn ich als Laie nicht irre, so gehören die Erbsünde, die Unfähigkeit des Menschen, sich aus eigener Kraft und Freiheit zu bessern, die Gnadenwahl, die stellvertretende Gewalt Christi, die übernatürliche Kraft der Taufe und des Abendmahls zu solchen spätern aus einem beliebigen Verständnisse biblischer Aussprüche entstandenen dogmatischen Begriffen, und erst die menschliche Streitsucht, nicht die wahre Frömmigkeit hat auf diese Punkte einen höhern Werth gelegt, als auf die unantastbaren Lehren von Gott, von dem geistigen Wesen und der geistigen Verehrung Gottes, von seiner

Liebe als Vater aller Menschen, ihm ähnlich zu werden und sich unter einander zu lieben, friedfertig und mild zu sein.

Wie viel aber auf die Auslegung der heiligen Schrift ankommt, die doch nur durch Vernunft und Verstand, verbunden mit Gelehrsamkeit, besonders mit Kenntniß der Sprache und des Ausdrucks der heiligen Schrift, der Sitten und Gebräuche jener Zeit erwirkt werden kann, und wie viel dadurch für die reinere Darstellung des Christenthums gewonnen wird, davon geben die neuesten Forschungen die überzeugendsten Beweise, selbst mit Rücksicht auf den historischen Theil des neuen Testaments und insbesondere der wunderbaren Ereignisse, welche den Heiland selbst betreffen. Hier die Wahrheit in allem Einzelnen zu finden, wird vielleicht nimmer gelingen, da der Zeugnisse und Berichte zu wenige sind, und da fast nur Vermuthungen aufgestellt werden können. Hängt denn aber auch das Heil der Seele ab von der Beantwortung z. B. der Frage, ob Christus auf die von Matthäus erzählte, oder auf gewöhnliche Weise in die Welt getreten sei? Glauben kann man nur das, wovon man durch Gründe überzeugt ist. Was für Gründe haben die Supernaturalisten für die übernatürliche, eigentlich doch nur ungewöhnliche Art und Weise? Die Worte des Evangelisten! Und also eines Menschen, der nicht unfehlbar ist, werden die Vernünftigen sagen. Aber auch die göttliche Inspiration zugegeben, so hat dieses und andere sogenannte Wunder keine so große Wichtigkeit für den Bekenner Christi. Man sollte sie der Glaubensfähigkeit der Einzelnen überlassen, gerade wie es auch jetzt mit ungewöhnlichen Naturerscheinungen, z. B. mit dem thierischen Magnetismus, oder mit den wunderbaren, nur selten aber, wie es scheint, unbestreitbaren Kräften der Seele, z. B. der Ahnung und des zweiten Gesichts, der Fall ist. Mögen diese religiösen Wunder doch von dem angenommen werden, dem die christliche Religion dadurch zu gewinnen scheint; der Wunderscheue wird ihre Erklärung geduldig abwarten, denn für ihn sind sie als Erscheinungen, sofern nur die Richtigkeit der Erzählung vollkommen auszumitteln wäre, höchst merkwürdig, in Rücksicht der Religion gleichgültig. Eine Frage aber möchte man den Orthodoxen vorlegen: wie, wenn die christliche Religion ohne Wunder wäre, würdet ihr sie deßwegen weniger schätzen? Freilich ohne Wunder kann keine Religion sein, und ist die christliche Religion am wenigsten. Nicht aber meine ich jene der Erzeugung und Geburt, der Auferstehung, der Himmelfahrt, der Verwandlung von Wasser in Wein — ist doch die ganze Natur, die gewöhnliche Entstehung des Menschen, ja des geringsten Grashalms ein eben so großes Wunder, nur ein gewöhnlicheres — sondern das psychologische und moralische, ein Wunder sonder Gleichen, der Mensch Christus,

ein Muster der reinsten Sittlichkeit, ein Vorbild jeglicher Tugend, lauter und fleckenlos in seinem Leben und Sterben. Ein größeres Wunder hat die Erde nicht gesehen und wird es nimmer wiedersehen; hier, darf man sagen, steht der Verstand still, hier tritt die stumme Verwunderung, die höchste Ehrfurcht ein, er war ein göttlicher Mensch, die Lehre des Heilands ist nicht edler als sein Wandel, hier tritt auch das Gefühl in seine Rechte, und wer mag es nicht gut heißen, wenn der Mensch in den Augenblicken der tiefsten Rührung niederfällt vor Gott, und sich der Anbetung, der Demuth, dem bittern Bewußtsein eigner Unwürdigkeit in Vergleich mit diesem seinem Meister und Heiland ganz hingiebt und sich darin verliert? O der Anblick eines solchen Frommen hat ja auch für den Kälteren etwas Hinreißendes und Erhebendes, und wehe dem, der an dem wahrhaftigen, aufrichtigen, auch äußerlich stark hervortretenden Gefühl Anstoß nehmen könnte! Und sollte etwa jemand meinen, daß der Vernünftige solcher Empfindungen baar wäre! Der Vernünftige grade ist der Begeisterte, und seine Begeisterung ist eine helle, heitere, wohlthätige; der Vernünftige ist selbst der wahrhafte Offenbarungsgläubige, denn er glaubt an die geistige Offenbarung Gottes, an die Vergeistigung und Geistwerdung des Menschen und der ganzen Schöpfung, an die sittliche Erlösung aus den Banden der Sinnlichkeit durch die göttliche Lehre Christi.

In solchem Geist und in solcher Begeisterung konnten denn auch die Reformatoren ihr hohes Werk nur beginnen und vollenden, können noch jetzt die Missionare sich den Gefahren und Schrecknissen in Wüsten und unter wilden Thieren und Völkern aussetzen, konnten und können nur wahrhaft edle und christliche Thaten vollbracht werden. Nur bei einer solchen Verfassung der Gemüther könnte auch der Friede zwischen den streitenden Parteien zu Stande kommen. Christus heute und morgen, Christus immerdar ist die Losung, der wir alle folgen. Und die Friedensbedingungen sind erstens eine vorurtheilsfreie, gelehrte, fromme Schrifterklärung, um uns über das Unwesentliche zu verständigen, über die bisher etwa noch nicht klaren einzelnen evangelischen und insbesondere über die nicht evangelischen, zumal spätern Lehrsätze, und zweitens Friedfertigkeit über diejenigen Punkte, welche auch durch Schrifterklärung noch nicht sogleich, oder überhaupt nicht aufzuhellen sein möchten; Duldung und Liebe. Wenn demnach jede kirchliche Sekte ihre eigenthümlichen, nicht evangelischen Satzungen aufgäbe, so würde nur Eine evangelische Kirche, und wenn man in der kirchlichen Einrichtung des Gottesdienstes und der einzelnen Geschäfte nach einer möglichst einfachen und würdigen Form strebte, so würde sich mit geistiger Einheit auch äußere Ueberein-

stimmung verbinden, und der Kunst dennoch ihr Recht auch auf diesem Felde unbenommen bleiben. Ja, wenn auch die griechischen und katholischen Christen den aufgestellten Grundsatz anerkennen wollten, daß nur aus dem Evangelium der wahre Kern des Christenthums zu schöpfen sei, und wenn die Evangelischen die Ueberlieferung des unaufgeschriebenen Wortes Gottes, aus dem mündlichen Vortrage Jesu und der Apostel, welche die Katholiken als zweite Quelle des Glaubens annehmen, nicht gradehin verwerfen, ja sogar sie hochhalten wollten, so weit sie dem Evangelium nicht widerspricht, (und o, wie scheint doch diese Bedingung so natürlich und billig!) wenn wir dann im Fortschritt der Zeit Alle den Ausspruch der Bibel: Prüfet Alles und das Beste behaltet! für die weitere Forschung in der heiligen Schrift befolgen wollten, so würde unser Glaube nicht blos ein warmes Gefühl sein, nicht blos ein, wenn auch noch so festes, doch dunkles Vertrauen bleiben, etwa wie das des Kindes zu der Liebe und Fürsorge seines irdischen Vaters, oder der plötzlichen Zuneigung zweier Menschen gegen einander, sondern eine begründete Ueberzeugung, so würde endlich nach dem Ausspruche der Schrift Ein Hirt und Eine Herde werden. Bis dahin ist es freilich noch weit, sehr weit! Aber dennoch soll jede Zeit, jedes Geschlecht, jeder Einzelne nach seinem Theile zur Verwirklichung beitragen. — Ich habe einen Aufruf der evangelischen Fürsten zu einem gemeinsamen Bekenntniß gewünscht, und mir davon viel versprochen. Doch es bedarf dessen wohl nicht. Forsche nur jeder in der Schrift, so weit es ihm möglich ist, und zumal die Schriftgelehrten, werde nur jeder in sich fest und mache sich täglich bereit, daß er, noch ehe es Abend wird, nicht zu einem Augsburgischen Bekenntniß, sondern zu einem Bekenntniß vor Gottes Thron geladen werden könne, sei jeder standhaft in der Behauptung des für wahr Anerkannten, aber empfänglich für jede sich durch Gründe ihm aufdrängende Wahrheit, vor allem aber sei der Christ freundlich und mild, wie er, nach dem er sich nennt, wie Christus. Lasset uns denn die einfachsten und höchsten Lehren unserer Religion nie vergessen, und durch unser Leben, durch unsern Wandel und unser Christenthum bethätigen. Mit solchen Vorsätzen und Gesinnungen wollen wir das Jahrhundertfest der Augsburger Bekenntnißschrift, das Fest der Erinnerung an die kühne und demüthige, an die fromme und christliche Gesinnung, welche die Reformatoren beseelte, und gewiß auf eine würdige Weise begehen!

Rede, bei der Einweihung des Dampfschiffes „Gutenberg" in Mainz

gehalten am 15. August 1838 vom Bischof Kaiser zu Mainz. *)

Verehrteste Anwesende! Die Erinnerung zweier großen Ereignisse tritt vor unsere Seele, indem wir vor diesem Schiffe bereit stehen, demselben zur Erreichung seiner wohlthätigen Bestimmung den Segen des Himmels zu erflehen, es durch das Gebet der Kirche zu seinem Dienste einzuweihen und ihm unter Beilegung des gefeierten Namens Gutenberg die sogenannte Taufe zu ertheilen. Ich meine die beiden Ereignisse der Erfindung der Buchdruckerkunst und der Schifffahrt, insbesondere nun der Dampfschifffahrt. Zwei herrliche Zeugen menschlichen Scharfsinnes und Fleißes! Ich will nicht von unserm Gutenberg und seiner Erfindung, nicht von den weltumfassenden Folgen, die sie gehabt, reden; es ist dies bereits von unsern Mitbürgern in Mainz bei der vorjährigen Inaugurationsfeier geschehen, und durch Wort und Handlung in würdiger Weise ausgesprochen worden.

Wenn aber, will ich nur bemerken, wenn die Buchdruckerkunst das Mittel ward, die Hervorbringung des einen Geistes zum Gemeingute Aller zu machen und von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben, vordersamst aber die beseligenden Offenbarungen des höchsten ewigen Geistes, das theure Wort, im Ländchen Juda gesprochen, die heiligen Urkunden unserer Religion mehr und mehr zu verallgemeinen und auch den Minderbemittelten zugänglich zu machen, so wie überhaupt Alles, was auf dem einen Punkte der Erde Wahres und Gutes, Schönes und Nützliches hervortritt, in tausend und aber tausend Stimmen auf allen andern Punkten der Erde vernehmbar werden zu lassen: so dient hinwieder das Dampfschiff dazu, die Communication zwischen Völkern und Ländern zu erleichtern, zu erhöhen, und die Producte eben jener Kunst und des menschlichen Denkens, Sinnens und Thuns, so wie des Bodens und Klimas auf den die Erde umgebenden Wassern, durch die Gewalt des Feuers getrieben, von Strom zu Strom, von Meer zu Meer, von einem Pol zum andern zu tragen; ja nicht nur die Producte menschlicher Thätigkeit,

*) Geboren 1783 zu Mühlheim.

sondern die Menschen selbst aus dem einen Welttheile in den andern zu bringen und mit Leichtigkeit und wie mit Blitzesschnelle sich in die Arme zu führen, so daß die Hindernisse der Zeit und des Raumes unendlich gemindert, fast aufgehoben erscheinen.

Fürwahr, wir staunen ob so großer menschlicher Erfindung, und der Mensch könnte bei ihrer Erwägung stolz sein auf die Macht, die seinem Geiste inwohnt; aber solch ein Stolz hat doch nur dann einen guten Grund und Werth, ist nur dann wahrhaft ehrwürdig und wohlthuend, wenn er zugleich der Demuth und Bescheidenheit nicht ermangelt, wenn der Mensch dem die Ehre giebt, dem sie gebührt, Gott; wenn er nicht vergißt, daß er nicht der Schöpfer, sondern das Geschöpf ist, daß sein Geist Gottes ist und er mit Gottes Kraft schafft, was er schafft; wenn er nicht vergißt, daß der Geist Gottes es ist, der das Wollen und das Vollbringen giebt, daß es des Menschen Sache sei, bei der Gabe mitzuwirken, daß aber seiner Arbeit Segen von Oben kommen muß. Von dieser Ueberzeugung sind auch Sie, verehrte Herren Besitzer dieses Dampfschiffes, ausgegangen, indem Sie das Ansinnen an mich gestellt haben, demselben die sogenannte Taufe, d. i. die höhere Weihe und kirchliche Segnung zu ertheilen. Ich entspreche gern Ihren frommen Wünschen und verrichte die Handlung im Namen des Herrn und seiner heiligen Kirche, und nach der Leitung unseres Diöcesan-Rituals.

So sei denn, du Schiff unseres Gutenberg, und bleibe im Schutze des Allmächtigen, dem wir dich betend empfohlen haben. Seine Rechte wahre dich vor allem Unglück. Der Herr, der die Abgründe durchschauet, wache über dir und denen, die dich lenken. Der Herr, der auf dem Meere gewandelt, den Winden und Wellen geboten und dem sinkenden Petrus die schützende Hand gereicht, reiche sie, wie wir gefleht, allen denen, die auf diesem Schiffe reisen werden, und bewahre sie und alle Habe, die sie ihm anvertrauen werden, vor allen Gefahren, vor Sturm und Ungewitter, errette sie aus jeglicher Noth und führe sie jederzeit in den gewünschten Hafen, damit sie in Friede und Fröhlichkeit die Fahrt beginnen, fortsetzen und vollenden und nach glücklicher Vollbringung ihrer Geschäfte wohlbehalten zu den Ihrigen heimkehren. Amen.

Rede bei der feierlichen Grundsteinlegung zur Walhalla,

am 30. October 1830 gehalten von Eduard v. Schenk.*)

Das Wort Sr. Majestät unsers allergnädigsten Königs hat uns heute an erhabener Stätte zu einer erhabenen Feier versammelt. Die Stätte, auf der wir stehen, ist ein Berg (Breuberg bei Donaustauf), umkränzt von Eichen, dem Sinnbild deutschen Sinnes; zu unsern Füßen rauscht der mächtige Donaustrom und bringt uns die Grüße eines verbrüderten Nachbarlandes, in dem er entsprungen; nordwärts wölben sich beschattete Hügel, die bis an den gewaltigen Böhmerwald reichen; südwärts glaubt unser Blick, über die mit Getraide gesegnete Ebene Bayerns weggleitend, die schneeigen Gipfel seines fernen Hochgebirges zu entdecken; neben uns ragen die Trümmer der Veste Stauf, wo ein starkes Rittergeschlecht gehaust, und aus dem nahen Regensburg, dem ersten Sitze der Bayernfürsten, wo Otto von Wittelsbach belehnt wurde, erhebt sich wie ein Fels der herrliche Dom.

So umgeben uns ringsum Bilder deutschen Fürstenthums, deutscher Kraft, Gottesfurcht und Kunst. Doch wenn auch jene Gebirgswände gegen Nord und Süd niedersinken, unser Horizont sich noch zehnfach erweitern und das ganze deutsche Vaterland offen vor uns liegen könnte, wir würden in keinem seiner Gauen ein Gebäude erblicken, dem ähnlich, dessen Grundsteinlegung wir an dieser Stätte feiern. Wohl wurden, seit Bildung und Gesittung in Deutschland einheimisch geworden, viele herrliche Gebäude darin gegründet; Jahrhunderte lang übte sich die beharrlichste Kunst oft am Bau Eines Domes; die deutschen Lande sind erfüllt mit Kirchen und Palästen, Burgen und Schlössern, und die jüngste Zeit hat jeder Art von Kunst Tempel und Hallen geschaffen, würdig des alten, schönen Vaterlandes der Kunst.. Auch haben einzelne große Männer Standbilder und Denksteine erhalten, mehr jedoch im Sinne der einzelnen Völkerstämme, als im Geiste des deutschen Gesammtvolkes. Nie aber noch ist allen großen Männern, die Deutschland seit den zwei Jahrtausenden seiner Geschichte erzeugt hat, ein Denkmal gesetzt worden.

*) Geboren 1788 zu Düsseldorf, gestorben 1841 in München.

Der Gedanke, ein solches Denkmal zu gründen, war dem Könige Ludwig von Bayern vorbehalten, und wer war würdiger, der erste diesen Gedanken zu fassen? — Er, der von früher Jugend an für des gemeinsamen Vaterländes Wohl und Ehre glühte, den als Herrscher, Krieger und Dichter Lorbeern und Eichenkränze schmücken, er ist es werth, die Bilder, gleichsam die Geister der größten deutschen Fürsten, Feldherren, Weisen, Künstler und Gelehrten in einer prächtigen Walhalla, wie in einem Wohnsitze der Seligen, zu vereinen. Es war in den Tagen der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, zu Anfange des Jahres 1807 — wo das deutsche Reich nach gerade tausendjähriger Dauer, mehr noch durch innere unheilbare Mängel, als durch äußere Gewalt zusammengebrochen und dessen einzelne Trümmer allmälig unterjocht wurden, — in dieser düstern Zeit war es, als der Kronprinz von Bayern, damals ein zwanzigjähriger Jüngling, den Entschluß faßte dem deutschen Ruhme ein Denkmal zu stiften, mit ahnungsvoller, vom Erfolge nicht getäuschter Seele vorherschauend, daß derselbe nur augenblicklich verdunkelt, nicht erloschen sein, und daß aus den Trümmern des veralteten Reichsverbandes dereinst, nach heldenmüthiger Befreiung, ein kräftig verjüngter Staatenbund erstehen würde.

Mit jugendlichem Feuer ergriff der Prinz die begeisternde Idee, mit männlicher Beharrlichkeit pflegte er sie und verfolgte ihre Ausführung. Umsichtig und streng wurde die Wahl der für Walhalla bestimmten Namen mit selbst großen Männern berathen, sinnvoll der Ort ausgesucht, und schon waren viele Brustbilder, — alle aus Marmor und alle das Werk von Künstlern deutscher Zunge, — vollendet, als der Kronprinz im Jahr 1821 die Ausführung des Gebäudes, welches alle diese Bilder aufnehmen sollte, nach einem von ihm genehmigten Plane dem trefflichen Baumeister Leo von Klenze (geb. 1784) übertrug. Noch in dem nämlichen Jahre wurde die Ausführung der einzelnen Theile in den Marmorbrüchen des Unterberges, eines Eigenthums Sr. Maj. des Königs, begonnen, und diese Vorarbeiten sind nunmehr so weit gediehen, daß heute, — am siebzehnten Jahrestage der Leipziger Schlacht, am Tage eines glorreichen, echt deutschen Sieges, der Grundstein Walhallas gelegt, und dieselbe in sechs Jahren vollendet sein kann.

Ueberspringen wir mit geistigem Auge die Jahre bis zu Walhallas Vollendung, und denken wir uns das Gebäude prangend auf dieser Höhe in seiner ganzen Majestät, welch' ein Anblick wird den Wanderer, der sich dem Ufer der Donau naht, — den Schiffer, der sie durchsegelt, hier überraschen! Er gewahrt auf dem Gipfel dieses Berges einen großartigen Tempel von weißem Marmor, würdige Hallen der Verklärten, ruhend

auf mächtigen dorischen Säulen, umgeben vom Abhange des Berges von cyklopischen Mauern und bis tief hinab von prächtigen, nach beiden Seiten auslaufenden steinernen Treppen, in deren Mitte sich die für die Brustbilder der noch Lebenden bestimmte Halle der Erwartung befindet.

Der Wanderer geht jene Stufen hinauf, von den Giebelfeldern des Tempels leuchten ihm Bildwerke in runder Arbeit entgegen, dem Andenken der Besiegung der Römer durch die Cherusker und des jüngsten Befreiungskrieges gewidmet. Er tritt in den Tempel, und sein erster Blick fällt auf ein, in die Wände desselben umlaufendes Fries, darstellend der deutschen Urbewohner Einwanderung, Religion, Sitten und Gebräuche, Krieg und Verkehr bis auf Wittekinds und seiner Sachsen Taufe, die Deutschlands christliche Umgestaltung geschlossen. Und unter diesem Fries umringen den Wanderer die Bilder und Namen großer Männer, die unser herrliches Vaterland, das Herz von Europa, in allen öffentlichen Verhältnissen, in allen Zweigen des Wissens und Könnens hervorgebracht hat. Die Reihe dieser Großen beginnt mit jenen alten Helden, an deren Urkraft zuerst die römische Weltmacht sich gebrochen; ihnen folgt der Name Pipins von Heristal, einziges Beispiel einer vier Generationen hindurch fortdauernden Geistesgröße; dann, nachdem diese Größe in Carls Nachkommen allmälig erloschen, die Reihe der edelsten und kräftigsten Kaiser aus sächsischem und fränkischem Geschlechte, die Hohenstaufen, mit ihrem weit über ihr Reich und weit über ihre Zeit hinaus ragenden Streben; endlich die Habsburger, vor allen der friedebringende Rudolph, der erste Maximilian, mit Recht der letzte Ritter genannt, und die größte der Frauen, welche je geherrscht, Maria Theresia.

An diese Reihenfolge der Kaiser schließen sich die großen und guten Fürsten, die nicht dem gesammten Reiche, sondern nur ihrem eigenen Lande, oder, in Deutschland geboren, fremden Völkern vorgestanden in verhängnißvoller Zeit mit bleibendem Ruhm, wie Bayerns Otto und Maximilian, Hessens Amalia, Zweibrückens Carl auf dem schwedischen, Wilhelm von Oranien auf dem englischen Throne, Preußens einziger Friedrich, Anhalts Catharina als Selbstherrscherin aller Reußen. Alle diese Fürstenhäupter sind umgeben von den größten Männern, die mit ihnen für Glauben und Wahrheit, für Ruhm und Freiheit, für Wissenschaft und Kunst gelebt, gekämpft, gestorben. Feldherren, von dem Cherusker Hermann, der die Römer, — bis auf Schwarzenberg und Blücher, die heute vor siebzehn Jahren das französische Kaiserthum besiegten; — Glaubensmänner, wie Nicolaus von der Flue und Thomas von Kempis, — Weise, wie Leibnitz und Haller; — Deutschlands erste Dichter, von

dem Verfasser des gewaltigen Niebelungenliedes bis auf Schiller (möge Göthe noch lange in der Halle der Erwartung verweilen)! — Die Heroen der deutschen bildenden Kunst, der unser König neues Leben eingehaucht, von den ältesten Meistern bis auf Mengs, — endlich die erhabenen Dioskuren der deutschen Tonkunst, Gluck und Mozart.

Die Geister all dieser großen Deutschen scheinen in dieser feierlichen Stunde sich niederzusenken und dankbar den edelsten der Könige zu segnen, der ihrem ewigen Andenken hier eine herrliche Stätte bereitet. Ihr Segen ist nicht fruchtlos, er ist vereint mit dem des Himmels, — er liegt schon in diesem Momente selbst. Während in manchen andern, ach! auch deutschen Staaten Empörung oder Mißtrauen die heiligen Bande zwischen Fürsten und Völkern zu zerreißen oder loser zu machen drohen, steht hier der glückliche, weit beglückende König Bayerns fest und ruhig, voll Vertrauen, mit klarer Ansicht seine Zeit erkennend, mit ernstem Blicke seinen hehren Beruf erwägend, mit Beharrlichkeit ihn erfüllend, und im Bewußtsein des tiefsten innern Friedens den Grundstein legend zu einem Denkmal deutscher Größe, die Ihn erfüllt, und deutscher Treue, die sein biederherziges Volk Jahrhunderte bewährt hat und bewähren wird.

Rede, gehalten bei der Uebergabe des Gutenberg-Monumentes

vom Präsidenten Pittschaft.*)

Hochachtbare, Hochgeehrteste Versammlung!

Die feierliche Handlung, welche uns heute zuerst, im Tempel Gottes, und hier unter Gottes freiem Himmel in so großer Menge vereinigt, bietet reichen Stoff zu eben so wichtigen, wie erfreulichen Betrachtungen dar.

Johann Gutenberg — der schon seit vier Jahrhunderten in dem Danke der gebildeten Welt fortlebte — dem wohlthätigsten aller Erfinder! gilt die heutige Feier. Der große, unsterbliche Mann hatte bis jetzt noch kein öffentliches Denkmal allgemeiner Anerkennung erhalten — dieses soll ihm heute werden.

---

*) Geboren 1786 zu Mainz.

Die Geschichte weist uns zwar nach, daß unter den ehemaligen, sich meistens durch Geist und Herz auszeichnenden Churfürsten von Mainz, dieser Gegenstand schon manchmal beherzigt worden war, und unter den, das Churfürstenthum so sehr beglückenden Regenten: Schönborn, Ostein, Breidenbach und Erthal, wurden sogar schon Einleitungen getroffen, ihn ins Leben zu führen; ausgezeichnete Männer im Staate und in der Wissenschaft, wie Leibnitz, Faber, Steigentesch, Sickingen, Benzel und andere, traten selbst schon mit Vorschlägen zu einem öffentlichen Denkmale hervor — allein man konnte nicht einig werden, nach welchem Maßstabe, in welcher Form es gesetzt werden sollte, — vorherrschend war aber dabei fast allemal der Gedanke: „das weite humane Europa zu beleidigen, wenn man es nicht daran Antheil nehmen lasse.“ Doch diese schönen Wünsche, wie überhaupt der Gedanke an eine großartige Abtragung der allgemeinen Schuld gegen unsern Gutenberg, stießen damals, wie auch noch später, 1804 unter Napoleon, auf unerwartete Hindernisse, so daß erst mit dem Ende des Jahres 1827 diese Idee, mit voraussichtlichem Erfolge, von dem Mainzer Kunst- und Literatur-Vereine wieder kräftig angeregt und zugleich damals schon bei der feierlichen Enthüllung des Standbildes im Hofe zum Gutenberg — die bestimmte Voraussage gethan werden konnte: „daß gewiß noch früher, als mit dem Jahr 1840, das große Denkmal Gutenbergs auf dem schönen Platze in Ausführung gebracht sein werde, der bereits seit Jahren seinen Namen trägt.“

Achtzehnhunderteinunddreißig trat auch schon die zur Errichtung dieses großen, öffentlichen Monuments durch die gleichzeitige freie Wahl des hiesigen Gemeinderathes und Kunst- und Literatur-Vereins bestellte Commission ins Leben. Hier mußte aber auch, wie natürlich, die von unseren Vorfahren auf uns übertragene, von einheimischen, wie fremden Gelehrten und namentlich von einem gelehrten Neapolitaner in einer, in Aquila gedruckten Schrift, ausgesprochene Idee wieder festgehalten werden: „Nicht allein Deutschland, nicht allein Europa — sagte er — sondern der ganzen Welt gebührt es, dem Mainzer Gutenberg ein Denkmal der Dankbarkeit zu errichten.“ Eine Idee, die sich aber auch in der That auf keinen andern der großen Menschen mehr, als gerade auf unsern Gutenberg anwenden läßt, und daher auch das Motto unseres öffentlichen Aufrufes bildet.

Und so erließ denn auch die Errichtungs-Commission im Februar 1832 ihren „Aufruf an die gebildete Welt“, indem sie es für Pflicht hielt, gleichsam im Auftrage des Geistes der älteren wie der neuesten

Zeit, die ganze Mitwelt anzurufen, daß sie zur Stiftung eines erhabenen Monumentes für Johann Gutenberg die Hand bieten möge!

Unser Aufruf wurde verstanden und die Gegenwart fühlte sich bald durchdrungen von dem Gedanken, daß es endlich an der Zeit sei, daß den Manen Gutenbergs Das werden müsse, was ihm die nähere Nachwelt bis jetzt zu gewähren nicht vermochte! Es ist ihr gelungen! — der jetzigen Generation — und in dem Erfolge selber stiftet sich der Geist des Jahrhunderts eine erfreuliche Urkunde seines hohen Standes der Cultur!

Aus allen Ländern, von allen Klassen der staatsbürgerlichen Gesellschaft sind Beiträge erfolgt; Könige bis zum Handwerker haben sich dabei betheiligt, und alle Rangklassen der Gesellschaft finden sich heute dabei repräsentirt. Alle diese Beförderer fragten nicht erst, welchem Boden diese Kunst entkeimte; wo sie geschaffen, die göttliche, die ihren wohlthätigen Einfluß über die ganze Welt verbreitet; die sich als Trost für den Gebeugten, als Schutzwehr für die Unschuld und als Geißel für jedes Unrecht bewährt, — und so zum reichen Quell des Segens für die leidende Menschheit geworden! Sie fragten nicht, wo sie geschaffen, die mächtige, die gewaltiger als das Schwert den finstern Geist der Barbarei, des Aber- und Unglaubens bekämpft und ohne Rücksicht auf Clima und Farbe neue, kräftige Bande der Civilisation, der Religion und der Liebe, des geselligen wie commerziellen Verkehrs unter den Menschen geknüpft hat — und so gleich einem Engel des Lichtes, belebend, schützend und tröstend ihre Fittige über die gesammte Welt ausbreitet; die fort und forthin das einfachste, weit umschlingendste äußere Band zwischen einer schönen Vergangenheit und den Tagen der Gegenwart bildet; die alle Völker der Erde in eine fortlaufende Correspondenz über die Erfahrungen der Vergangenheit, die Vortheile der Gegenwart und die Aufschließungen der Zukunft setzt; — die den Schwingen der Zeit selbst die Vortheile, die sie auch nur augenblicklich gebracht, bleibend entwindet und vermittelst schnell gefesselter Wahrnehmung unter den Menschen und auf der Welt fixirt und so die geflügelte Zeit selber in allen ihren Momenten zur Trägerin der reichsten, geistigen und materiellen Gaben gemacht hat! Genug war es für diese Beförderer unserer Monumentssache, daß sie wußten, daß es Gutenberg, der ahnete: „daß Gott die deutsche Nation gewürdigt, ein solch' herrlich' Licht in ihr aufgehen zu lassen" — daß er es war, dessen Geistes Zauberkraft so unzählige Wohlthaten über uns herabgerufen; in ihm der reiche Born entsprungen, aus dessen Quelle sich alle diese wunderbaren Segnungen ergossen! mehr zu wissen bedurfte es für seine werkthätigen Verehrer nicht. Und ihm — dem

in Mainz Gebornen — konnte daher auch nur in seiner Vaterstadt zuerst ein öffentliches Monument allgemeiner Anerkennung errichtet werden! Von hier aus — er sagte es selber — ging der Buchdruck in die Welt; hier erfand nicht blos das Genie, sondern es vollendete auch, und gab mit Bewußtsein des Werthes der Welt die höchste Gabe schneller Mittheilung der Gedanken!

Gutenbergs Vaterstadt hatte daher auch, bei der Bethätigung des öffentlichen allgemeinen Dankes, die größte Pflicht zu üben, und hat es redlich gethan! und nach ihr war es Deutschland, welches im Vergleiche zu allen übrigen Ländern, sich dabei den Vorzug gegen seinen großen Landsmann treu bewahrt hat.

Dieses Alles verpflichtet uns zu lautem, ewigem Danke!

Und wie Gutenberg — der geniale, aber auch kindlich fromme Mann — vor seinem Wirken sprach: „Gottes Güte und Eingebung hat diese Erfindung in einem Mainzer geweckt!" — Nur Gott gebührt der Dank! — und daher auch das Buch der ewigen göttlichen Weisheit, die Bibel, an seinem Herzen ruht, weil frommes Wissen ihm am Meisten an der Seele lag — so sprachen auch wir Alle, im Hause Gottes und hier unter Gottes freiem Himmel, dem weit gewölbten Dome des Herrn, dort, wie hier, zuerst gegen Ihn unsern feierlichen Dank aus.

Aber an dieser Stelle darf nunmehr auch die Erneuerung unseres tiefgefühlten Dankes gegen alle Diejenigen nicht fehlen, bei denen unser europäisches Unternehmen so viele hilfreiche Sympathie erweckt und gefunden, und wodurch es der mit dem Vertrauen so vieler Tausende beehrten Errichtungs-Commission allein nur gelingen konnte, ihre ehrenvolle Aufgabe zu lösen, treue Pflichterfüllung zu üben, und durch die That selber zu danken — und mit wahrhaft beseligendem Gefühle verkünden wir es hier laut: daß das Gelingen nicht unser, sondern ihr — das Werk dieser Tausende ist!

Der Antheil Aller, die sich dabei betheiligt, ist, in der Urschrift, in einem Buche eingetragen, das — so wie wir es in unserm öffentlichen Aufrufe versprochen — zu Jedermanns Einsicht und zu ewigem Gedächtniß sich auf hiesiger Stadtbibliothek niedergelegt findet, und dem lesenden Publikum ist er ohnehin durch unsere öffentliche Rechenschafts-Berichte bekannt; und die, welche an der Geschichte unserer Monumentssache Interesse zu nehmen so gütig waren, konnten sich gleichsam Schritt vor Schritt in den gelesensten Tagblättern jedesmal davon genaue Kenntniß verschaffen, da wir allemal die wichtigsten, sich darauf beziehenden Urkunden getreu abdrucken ließen, und zugleich die Unterstützung, Förde-

rung und Beiträge von Allen zur Anerkennung und Ermunterung beifügten. Und darauf hin verweisend — würde es uns an dieser Stelle viel zu lange aufhalten müssen, wollten wir heute noch einmal wiederholen, — obgleich dies gerade den schönsten Theil unserer Mission ausmacht! — wie großmüthig unser allverehrter, geliebter Souverain, wie wohlwollend alle Behörden des Landes, von der höchsten im Staate bis zu jenen in unserer Stadt, alle dasige Institute, unserm Unternehmen die kräftigste Vorsorge, Unterstützung und Förderung angedeihen ließen; was Thorwaldsen — unser durch sein großartiges und uneigennütziges Benehmen errungener Ehrenbürger, gethan; wie artistisch ausgezeichnet Crozatier dabei gewirkt; wie zwei Kunstinstitute unsers nahegelegenen Frankfurts sich auf die freundnachbarlichste Weise direct, partiell dabei betheiligt haben! u. s. w.

So warm, so allgemein war von vielen Orten, allen Behörden, Instituten und Personen aller Klassen des In- und Auslandes, die Theilnahme für die Bethätigung des Pflichtsoldes gegen unsern, schon seit mehreren Jahrhunderten dahin geschiedenen Mitbürger! Das beweist für die geprüfte Größe! — denn das geistig Große gewinnt mit jedem Tage! — und darum konnten auch vier Jahrhunderte — die hier die Beginnungsperiode, dem Zeitmaße nach, decken — das Andenken an die Wohlthat einer Erfindung nicht erlöschen, die selbst zwei Jahrtausende der Vergessenheit — ja der Zeit selber, den größten Theil ihrer vernichtenden Gewalt entrissen hat!

Daher ist es auch eine echt historische Wahrheit, was die in Erz gegossene und in dem Fußgestell ruhende Urkunde jedem Beschauenden gleich in's Angesicht — der Mit- und Nachwelt verkündet:

JOANNEM GENSFLEISCH DE GUTENBERG
PATRICIUM MOGUNTINUM
AERE PER TOTAM EUROPAM COLLATO
POSUERUNT CIVES
MDCCCXXXVII.

Und solcher Weise ist denn auch nunmehr in regem, immer neuem Andenken an die Wohlthat seiner Erfindung unserm Gutenberg ein europäisches, dauerhaftes Monument des öffentlichen, allgemeinen Dankes, der Liebe und Verehrung an dem Orte seiner Geburt, seiner Erfindung und seines Hinscheidens entstanden, das — so wie wir es in unserm öffentlichen Aufrufe zum Voraus verkündet — „dem großen Publikum verschiedener Länder sein Dasein verdankt" — und wobei von dem Modelle an bis zur Inschrift die Errich-

tungs-Commission — treu ihrer Aufgabe und frei von allem Geiste der Isolirung — allemal ganz Europa die Concurrenz willig eröffnet hatte.

Eine gebührende Ehre für das Verdienst des unsterblichen Mannes! aber auch Ehre und Dank Allen, die seinem die ganze Welt umfassenden Verdienste die unverwelkliche Krone brachten! Sie werden es mit Bewunderung erblicken, dieses großartige Monument in Erz, das, mit des Himmels Segen und bei dem Schutze einer stets steigenden Humanität, ihm Festigkeit und Dauer, für eine lange — sehr lange Zeit, geben wird!

Das Standbild zeigt Ihnen in unserm Gutenberg jene frische urkräftige Gestalt, welche Geist und Gemüth erheben — schön und einfach in ihrer Composition, rein und edel in allen ihren Verhältnissen, gediegen und wahr in der geschichtlichen Haltung, frei in der Charakterdarstellung und endlich meisterhaft durchgeführt in allen ihren Einzelheiten!

Das Ganze steht vor uns in den Formen der Wahrheit, gepaart mit plastischer Schönheit! — Nichts Störendes hat sich beigesellt — und die gerade, herabfallende Kleidung hebt die schönen, kräftigen Formen um so mehr hervor! — Es ist eine der imposantesten männlichen Erscheinungen! — sinnend und erhaben, mit der Würde und dem Blicke des edelsten Ernstes, steht er vor uns — der große Aufklärungs-Triumphator — in colossaler Statue von Erz, auf hohem Postamente von edlem Stein, zur ewigen Verehrung aller Gebildeten!

Die zwei Figuren in jedem der Basreliefs, welche das Fußgestell schmücken, machen das Hauptsächlichste der Erfindung: das Anwenden mobiler Buchstaben bis zur Hervorbringung der Druckschriften — ganz anschaulich, und dehnen sich so mit bewunderungswürdiger Grazie und Leichtigkeit auf die ersten Beginnen der Geschichte der Erfindung, bis zur Hervortretung derselben, aus.

Und dies Alles ist nun das Eigenthum der Geburtsstadt Gutenbergs! — „Proprietas Moguntiae," wie es in den Sockel der Statue mit erzenem Griffel unauslöschlich eingegraben ist.

Dem bewahrenden Wohlwollen unserer Mitbürger, dem vorsorglichen und kräftigen Schutze des städtischen Vorstandes übergebe ich im Namen der Errichtungs-Commission dieses zweimal erhabene Denkmal: der Pietät und der Kunst, dem die Bürgerschaft und Stadt hier repräsentirenden Herrn Bürgermeister, heute bei uns vertreten durch seinen ersten Herrn Adjuncten.

„Einem Volke" — sagt ein ausgezeichneter Staatsmann, — „kann man keine schönere — keine kräftigere Lehre geben, als die: Ehret Eure großen Männer!"

Das Volk — der Mensch jeden Alters, jeden Geschlechtes — wird unsern Gutenberg ehren!

Hier steht er an einem öffentlichen Orte; mitten unter dem Volke! ganz an rechter Stelle! denn er ist selbst der Masse nicht gleichgültig, Alle haben von ihm gelernt; Alle schätzen sich glücklich, daß er gelebt; denn Alle verstehen ihn! und für die, welche in das Geheimniß der Natur-, Welt- und Menschen-Betrachtung tiefer eingedrungen, oder in Zukunft noch eindringen werden — ist an ihm etwas unendlich Erhabenes — etwas Göttliches! sie sind seine auserwählten Verehrer.

Kein Mensch wird also an ihm vorübereilen, ohne ihm einen Blick zuzuwenden; Alle einen Blick des Dankes — Viele einen Blick der Bewunderung!

Diese Stelle sei also für Alle eine geweihte, eine geheiligte, angemessen der Liebe, dem Danke und der Verehrung, die ihn — den Unsterblichen — uns Allen so werth machen!

Der Tribut, der ihm heute gezollt wird, ist kein vorlauter — kein sich wieder auflösbares Urtheil ist über ihn ergangen! Jahrhunderte haben über ihn entschieden, und ihm einen unzerbrechlichen Kranz gewunden, den keine Partei verzerren, oder wohl gar zerstören könnte! — denn an die Gemeinschädlichkeit der Presse glaubt heute Niemand mehr!

Vier Jahrhunderte treten uns aus dem Anblicke unseres — in Erz neu belebten — Mitbürgers entgegen! — welche Masse ernster Betrachtungen taucht nicht in uns auf bei der Ueberschauung einer so langen Periode! — welche Wirren der Zeit hatten seitdem nicht Statt! welche Religions- und Staaten-Veränderungen sind nicht erfolgt! — Doch es ist dieselbe Sonne, die ihn damals beschien, die uns heute wieder erwärmt: — und unter der Sonne des Friedens, als der besten Vorbedeutung, begrüßen wir heute sein Bild. Noch lange und allerwärts ergieße sie ihr segenvolles Licht über das lebende und zukünftige Geschlecht, ungetrübt von der blutigen Flamme des Krieges!

Und in dem Besitze des Friedens fast aller Länder Europa's erhalte der segnende Wunsch aller so glücklich regierten Völker von dem Himmel selbst eine erhöhte Kraft, daß der alle Parteien ausgleichende Geist der Liebe und Versöhnung, der sich so glücklich in den gegenwärtigen Herrschern personificirt findet — daß das Leben Derjenigen noch recht lange erhalten bleibe, welche die Mission des Friedens und der Aussöhnung

aller störenden Leidenschaften der Völker übernommen und bis jetzt auf so segensreiche Weise erfüllt haben!

Und so bestehe denn fort und fort hin die Thätigkeit der Presse, ihre bewunderungswerthe Kraft, auch nur in Zukunft in der Entwickelung und Beförderung der religiösen, sittlichen, wissenschaftlichen, artistischen, staatsrechtlichen und legislativen, der geselligen, wie der commerziellen Interessen, und ihre Wirkung, weit und tief eingreifend, nütze auch nur in Zukunft den allgemeinen Zuständen der Bewohner aller Länder!

Und so mögen denn die freudigen Acclamationen einer großen Hochachtbaren Versammlung, als Repräsentantin aller Stände der gebildeten Welt, diesem Acte allgemeiner Dankbarkeit gegen Gott und den von ihm begünstigten Erfinder die feierliche Weihe geben — und unter dem segnenden Gruß der Menge erfolge nunmehr die Enthüllung des Monuments!

Rede zum Andenken Friedrich August Wolf's gehalten am 28. Aug. 1824, von Varnhagen von Ense.*)

Sei es uns erlaubt, an diesem Ehrentage, der uns hier zu froher Feier versammelt hat, auch des Mannes zu gedenken, der, Göthe's Freund und Genosse, vor einem Jahre an unserer Spitze stand, und durch seine Geistesart uns heiter anregte, jetzt aber nicht nur diesem Kreise fehlt, sondern auch der Welt für immer entrissen worden.

Friedrich August Wolf starb am 8. August zu Marseille, wohin er gereist war, um einer beginnenden Krankheit zu entfliehen. Er unterlag schon im 66. Jahre seines Alters, nicht unvertraut mit dem Gedanken eines solchen nahen Ausganges, den das Feuer und die Festigkeit seines ernsten Willens, allzuthätig nach Entscheidung seines Zustandes strebend, vielleicht beschleunigt haben.

Von den Verdiensten seiner gelehrten Laufbahn soll hier nicht die Rede sein. Was er im Felde der Alterthumsforschung geleistet hat, ist der Welt bekannt. Er ist Urheber und Vorbild einer neuen, großartigen Verhandlung dieser Wissenschaften geworden, die aus dem verjährten

*) Karl August Varnhagen von Ense, geboren den 21. Februar 1785 in Düsseldorf, lebt als geheimer Legationsrath in Berlin.

Staube der Schule durch ihn mit geistvoller Gründlichkeit in die freie Gemeinschaft aller Bildungskreise emporgeführt worden. Den Scharfsinn seiner Untersuchungen, den Umfang und die Tiefe seiner Kenntnisse, den Werth seiner zahlreichen und mannigfachen Schriften, vor allen seiner unsterblichen Forschungen über die homerischen Gesänge, mögen die Berufenen des Faches würdig darstellen. Auch von den großen, schwer zu überschauenden Arbeiten, der beseelten Thätigkeit und ergreifenden Wirkung, welche er als Universitätslehrer durch eine lange Reihe von Jahren ausgeübt, worin er mehr als funfzig verschiedene Lehrgänge, und deren manche in doppelt und dreifach, ja bis zu zehnmal wiederholten Vorträgen, vor einer zahlreichen, durch ihn der Weihe des klassischen Alterthums zugeführten Jugend mit stets belebter Kraft gehalten; von seinem antiken Geiste und von seinem klassischen Talent, in welchem die Welt der Griechen und Römer eine neue Stätte des Lebens und Wirkens gefunden; von seiner bildnerischen Beweglichkeit endlich, die ihm erlaubte, nach dargelegten Werken einer in römischen Formen sich aussprechenden Genialität, dann auch in deutscher Zunge mit schöpferischer Meisterschaft eigenthümlich aufgetreten: von allen diesen, wovon jedes Einzelne hinreichte, den herrlichen Ruf eines preiswürdigen Mannes zu begründen, überlassen wir Andern zu reden.

Desto eifriger aber mögen wir hier die Züge festhalten, die den Mann selbst in seiner Persönlichkeit uns vor Augen stellen, und sein entrücktes Dasein uns noch für Augenblicke vergegenwärtigen.

Was ihn auszeichnete, war die hohe Eigenthümlichkeit seiner vollständigen, durch und durch in alle Bezüge seines Wesens gedrungenen, gleichmäßig nach allen Richtungen seines Wollens und Thuns belebten, ununterbrochenen Geistesbildung. In der Lebensäußerung dieser Eigenthümlichkeit gab es keine Lücken, keine Stillstände; er hatte sich immer selbst, er hatte sich immer ganz, und keine seiner Eigenschaften war ihm nur fragmentarisch verliehen.

Daher die große Geistesgegenwart, die große Ueberlegenheit, mit welcher er allen Begegnissen des geistigen Lebensverkehrs gegenüberstand, sie prüfend aufnahm, mit treffendem Urtheil an ihren Platz stellte, und mit geistreichen Zügen festhielt oder entließ. Daher die heitere Gelassenheit, in welcher er dem Witze, der ihm zu Zeiten entgegen trat, den Verlegenheiten, welche Zufall oder Absicht ihm zuwenden mochte, mit glücklichem Ueberbieten stets so leicht und siegreich zu entsteigen wußte.

Gedacht hatte er über Alles; die Gebiete des Lebens wie der Wissenschaften konnten einem so lebendigen Sinne nicht fremd bleiben; in dem Lichte seines Geistes erleuchtete sich auch jede zufällige Umgebung; seine

Eigenschaften wirkten nach allen Seiten. Die Wendung seines Geistes war in den geringsten Dingen merkwürdig; ja bis in die kleinlichsten, durch die er bisweilen, mehr der scherzenden Nachrede doch als dem eigentlichen Tadel, Raum gab, blieb sie noch immer mit dem Reize seiner Größe behaftet.

Er war umgänglich und mittheilend; allzu reich, um zu kargen, gab er willig jeder Ansprache von seinen geistigen Schätzen, und verschmähte nicht, zu empfangen, wo er schon längst besaß. Eine neuerschlossene Ansicht, ein bedeutend leitendes Wort von ihm hat bis auf die letzte Zeit Männer und Jünglinge in seiner Umgebung mehr als manche anderweite vielfache Anstrengung gefördert.

Nie vergaß er seiner Würde; er hielt darauf in angeborner Vornehmheit; in ihr stellte er die Ehre des Gelehrten dar, wie in dem Fleiße dessen Tapferkeit. Seinen Werth kannte er, wie jeder Tüchtige aus innerer Thatsache sich als solchen fühlt und kennt. Und wie hätte er seinen Ruhm nicht kennen sollen, der ihm aus allen Ländern Europa's zurückstrahlte, aus allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst, sei es, daß ihn die berühmtesten Anstalten in ihre Mitte begehrten, sei es, daß Göthe in den Elegien verherrlichend ihn grüßt, oder Alexander von Humboldt einen kostbaren Ertrag seiner naturwissenschaftlichen Forschungen ihm zugeeignet! Seine Schüler, Freunde und Verehrer sind über das ganze Gebiet der Wissenschaften ausgesäet; sie hingen ihm mit einer Treue und Liebe, mit einer Begeisterung und Zuversicht an, deren Dokumente in Hunderten von Schriften öffentlich dastehen, und noch viel glänzender und reicher in den Schätzen eines Briefwechsels aufbewahrt sind, dessen Umfang und Inhalt neue Regionen seines Geistes erblicken läßt.

Sein Herz, reich an Empfindung und Antheil, entzog sich der weichen Offenheit gewöhnlicher Aeußerungen; aber nicht allen seiner Freunde blieb hinter dem Walle von Witz, launiger Schärfe und vornehmer Erscheinung, womit er es verwahrte, dessen leichte Erregbarkeit verborgen. In schmerzlicher Wehmuth allgemein menschlicher Betrachtungen, in gerührten Thränen inniger Theilnahme konnte er durch langverschwiegene Wärme den staunenden Entdecker überraschen.

Der theure Mann, dessen Verlust wir beklagen, hatte innige Freunde, unter ihnen die Angesehensten und Größten seiner Zeit. Ein strebender und bewegender Geist, wie er, blieb auch nicht ohne Gegner. Leider wurden ihm, wie das Geschick der Welt es ja so unvermeidlich mit sich führt, auch aus Freunden solche. In den Verwickelungen, welche die Verschiedenheit der Richtungen und Ansichten, in den Reibungen und Fehden, welche das Zusammentreffen starker und eigenthümlicher Geistes-

arten unter den Genossen gleicher Bahnen hervorgebracht, möge jetzt Niemand das Urtheil verlangen; das Recht und Unrecht trage die Zeit hinüber zu künftigen Richterstühlen, vor denen die Sache ohne gehässige Zuthat persönlicher Leidenschaft erscheinen kann.

Der Hingeschiedene hat Allen, Freunden und Feinden, als Vermächtniß eine große, niederschlagende Aufgabe hinterlassen, die: ihn zu ersetzen!

Uns aber sei hier die Zuversicht gestattet, daß das Andenken des großen Mannes, bei der Nachricht seines frühen Hintritts, in der Würdigung edler Geister über jede Berührung hinweggehoben ist, die nicht Trauer wäre und Verehrung.

Und so leb' er denn fort und fort in unserm Gedächtniß, der Mann, der endlich, vom Namen Homeros kühn uns befreiend, uns noch stets ruft in die vollere Bahn!

Am 9. Mai 1839.*)

Rede von F. Gustav Kühne.

Am heutigen Tage, meine Herren, hat man in Stuttgart mit den Glocken geläutet. Einige kleine tyrannische Seelen hatten sich anfangs dagegen gesträubt, waren aber glücklich durch die Gesammtheit überstimmt. Es war die Ansicht erhoben worden, daß Glockentöne nur der Kirche Gottes zukämen. Man entgegnete, daß auch Fürsten diese Ehre zuerkannt sei, und darauf äußerte sich denn die Weisheit eines hohen Magistrats: ein Fürst stehe der Gottheit näher als — — nun als wer? Welch einem Wesen gilt die Todtenfeier in Stuttgart? — Einem Poeten, d. i. Versemacher? — Unmöglich, um einen solchen trauert keine Nation Jahrzehente lang. Als ein Prophet, hätte man sagen sollen, um die Rede zu Ende zu führen; die Fürsten stehen der Gottheit näher als Propheten! So lautete dann die Ansicht, die spurlos zerfällt, wie jeder falsche Gedanke, wenn man ihn zu Ende denkt. — Ein Prophet. War denn aber Schiller ein Prophet? Für einen Priester hat er Allen längst gegolten, für denjenigen unter allen Geistern Deutschlands, der mit dem heiligsten Ernst, ja mit Gebet und Andacht seinem großen Dienst oblag. —

*) Schiller's Todestage.

Und dieser sein großer Dienst war die Erziehung der Deutschen zu einer Nation. In diesem Sinne war er also ein Lehrer des Volks. Wie aber war er ein Prophet? denn nur das Haupt eines Propheten vielleicht ragt über Fürstengröße. — Es giebt Propheten, die in kränklicher Aufregung der Nerven an kleinen Symptomen Dinge voraus wittern. Es giebt eine Talleyrand'sche diplomatische Speculation, es giebt einen laubfroschartigen Instinkt, den manches Naturkind äußert. Das sind die kleinen Prophetengattungen. Schiller aber war in seinen Sympathien für die Menschheit ein Prophet der Weltgeschichte. Mit seinen Räubern begannen die Herzschläge dieses großen Propheten. Was wollte er mit den Räubern? Welches Gemälde gab er hier den Zeitgenossen? Er zeigte, wie ein ächter, edler Naturmensch mitten im Schooße der menschlichen Gesellschaft nach seinem Rechte aufschreit, wie er sich plötzlich ihren Banden entwindet, wie er verwildert, und bei aller Verwilderung doch immer groß und edel bleibt. Er schrieb die Räuber im Jahre 1777, mit dem Jahre 1782 begannen sie von der Bühne herab die deutsche Jugend zu entzünden. So früh schon vor der Revolution in Frankreich! War es nicht ein Vorgefühl davon? Und gab die Revolution etwas anderes als das Schauspiel, wie sich der Naturmensch, der Mensch an sich, gegen den Fluch und die Tücke des Herkommens auflehnt, wie er aus den Banden der Gesellschaft springt, wie er in diesem Kampfe verwildert, — und noch groß, noch erhaben zu bleiben vermag? Mich dünkt, Schiller witterte die Revolution des Menschengeschlechts, mich dünkt, er war in Deutschland ihr Prophet. Und in seinem Fiesko führte er die Revolution aus der Sphäre der Gesellschaft in das Staatsleben über. Es gilt einen Tyrannen zu stürzen. Aber auch den neuen Günstling des Volks gelüstet nach dem verführerischen goldnen Reife, und wie ein ehernes Schicksal steht dann Verina, die Republik, hinter ihm. Dies dichtete Schiller 1782. Und in demselben Jahre Kabale und Liebe, abermals das Schauspiel einer Revolution mitten im Schooße des Familienlebens, der trauervolle Untergang der Naturgefühle unter der Tücke und der Tyrannei des Herkommens. Und vier Jahre darauf schrieb Schiller seinen Karlos. Der Lieblingssohn seiner Idealwelt, Marquis Posa, erhebt sich kühn gegen den Tyrannen und ruft: Geben Sie Gedankenfreiheit! Mich dünkt, Schiller war ein Prophet. Dieser Seufzerhauch einer großen Seele: Geben Sie Gedankenfreiheit! hat noch keine Wirklichkeit, er will noch seine Zukunft, er war und blieb noch immer der Hülferuf, der Segensspruch eines Propheten. — In Frankreich machte sich Alles praktisch, die Fragen der Zeit gingen rasch über in Blut und Saft; was in Deutschland Gedanke blieb, wurde dort zur That. Schiller warf sich in

die Geschichte, er schrieb den Abfall der Niederlande, schilderte den Aufstand eines Volkes, das sich frei machte. 1789 wurde die Bastille erstürmt, eine Nation war beisammen. Schiller las seit jenem Jahre Geschichte in Jena. Er wollte den Quellen nachgehen, er wollte wissen, warum die Menschheit zur Revolution genöthigt sei. Die Republik von Frankreich übersendete ihm das Bürgerrecht, ein Ereigniß, das später der deutsche Kaiser durch Ertheilung des Adelsdiploms wieder gut zu machen suchte. In Frankreich ging aber alles rasch und feurig vorwärts. Die Constitutionen wechseln, das absolute Menschenrecht badet sich wollüstig in Blut, ein wildes Gewühl wird laut, alle Nachestimmen der Jahrhunderte lang unterdrückten Menschheit erheben sich und schreien aus den Höhlen heraus, in die man sie gebannt hat, und blutrothe Feuersäulen steigen gen Himmel auf. Aus diesem Chaos erhebt sich allmälig und allmächtig eine einzelne Heldengestalt, immer höher steigt sie an, alles stürzt, ebenet sich um ihren Fußtritt. Das Herkommen, die Größen der alten Zeit waren zertrümmert, man lechzte nach einer neuen Größe, und mit Napoleon wurde das Talent weltgeschichtlich, es drängte sich mit ihm in den Mittelpunkt der Historie. Und Schiller? — Er schrieb gleichzeitig seinen Wallenstein. Auch hier eine Feier des Talentes, das sich heraufdrängt und in die Zügel der Ereignisse greift, nicht nach Herkommen, sondern nach Maßgabe seiner inneren Kraft. 1799 Bonaparte erster Consul; 1799 erscheint Wallenstein auf den Brettern der deutschen Bühne. Es giebt hier keinen Zufall, meine Herren, es giebt hier nur Nothwendigkeit, und die Nothwendigkeit ist eben diese, daß ein großer Mensch nur in den Sympathien einer großen Zeit dichtet und denkt. Ich will hier nicht die Parallele zwischen Schillers Dichtungen und den Ereignissen seiner Zeit verfolgen, ich will nicht behaupten, ob er bei seiner Jungfrau von Orleans an das Heldenthum wirklicher Naturen zur Zeit der Revolution gedacht hat. Aber der Zusammenhang ist da, der Zusammenhang zwischen Gedanken und That, zwischen einem Propheten und seiner Zeit. Und als Napoleon Kaiser ward, 1804, dichtete Schiller Wilhelm Tell. Hat er geahnet, daß die Völker aufstehen müßten, um selbst frei zu werden? — Weiter reicht sein Leben und seine Prophetie nicht. Was auf diesen Völkeraufstand in Europa folgte, hat der Prophet nicht gesehen. Soll man ihn deßhalb nicht glücklich preisen? Oder hat er als seliger Geist die Geschichte der Menschheit still mit durchlebt bis auf unsre Tage? — Hier steht unsre Weisheit still. Nur soviel wissen wir, daß ein Prophet ewiger ist, daß ein Prophet der Gottheit näher steht als jede andere weltliche Größe. Wir

haben keine Glocken zu Schiller's Todestage, wir haben zur Feier nicht einmal ein lautes Wort, nur unsre stillen Gedanken. Wer diese Feier mit begeht, hebe seine Rechte in die Höhe und rufe mit mir drei Mal den Namen unsers Propheten, Schiller!

Anhang.

Humoristische Reden.

Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter.

Von J. A. Leisewitz *).

Glücklich ist der, meine Herren, der Pasteten isset und utramque rempublicam gehen läßt, wie sie geht! dem sein Schutzgeist, der bei seiner Geburt den ganzen Zweck seines Daseins übersah, nichts wünschte als eine gesegnete Mahlzeit! Der Kitzel alles zu wissen, versagt ihm den schmausenden Morgentraum nicht; ein Floh im Strumpf ängstigt ihn mehr, als alle Zweifel über seine Bestimmung, und er verlangt von dem göttlichen Lorbeer nur wenige Blätter — um sein Rindfleisch zu würzen. Nichts erinnert ihn an seine Sterblichkeit, als wenn zu viel Knochen im Fricassee sind, und nie geräth er in tiefes Nachdenken, als wenn er mit Erstaunen ausruft: was für Geheimnisse stecken in einem Ragout!

Und was haben wir denn davon, daß uns alle Morgen der Fleiß sein Erwache! in's Ohr donnert, daß wir der Natur, Freundschaft, Liebe und uns selber entsagen, daß uns das nämliche Alter als Greise findet, kurz, was bezahlt uns das Unglück, gelehrt und berühmt zu heißen? Etwa, daß wir uns mit offnem Hemde vor einem Duodezband, oder in einer gestickten Weste und neben uns unser Wappen vor einem Quartanten sehen? Daß ein reisender Uffenbach unsere krummen oder geraden Beine bemerkt? Oder daß wir in einer schwärmerischen Minute die Ewigkeit bei allen vier Zipfeln zu halten glauben?

Es ist noch nicht ausgemacht, meine Herren, ob Salomo sein „Alles ist eitel!" zu seinem Minister, seinem Koch, seiner Mätresse,

---

*) Geboren 1753 zu Hannover, gest. 1806 in Braunschweig.

oder vielmehr zu seinem Bibliothekar sagte. Doch er mag gesagt haben, was er will; auch das gelehrte Leben ist eitel, von der Zeit des Eseltragens in den Schulen an, bis wir in die lange Nacht kommen, wo der Schriftsteller und sein Lichtputzer, der Schauspieler und sein Commentator ruhig neben einander schlafen.

Freilich wird alles, was unser ist, unter die Sterne versetzt. Aber haltet Ihr es einem rechtschaffenen Manne für anständig, die Sterne in ihren wohlhergebrachten Rechten zu beunruhigen, daß bald der Krebs seine Scheeren, bald die Jungfer ihren Reifrock einziehen muß, um unserem vielsylbigen Namen Platz zu machen? Die Sterne sind billiger als wir. Wann hat der Wassermann Verse gemacht, oder der Scorpion Recensionen?

Aber im Ernste, ist die Ewigkeit denn der Name Eurer Prinzessin? — Denkt Ihr denn wirklich durch Eure Strohhälmchen den Strom aufzuhalten, der Roms Staatsverfassung untergrub, in dessen trüben Strudeln Königreiche, philosophische Secten und alexandrinische Bibliotheken wie Spreu schwimmen? — Aber möchte schwimmen, was schwimmen könnte, wenn nur nicht zuletzt die Geschichte hinten nach schwämme — oder ohne Figur zu reden, das ist eben der Henker, wenn die Welt verbrennt, so verbrennt die Universalhistorie mit.

Glaubt ihr denn, daß Ihr das erste Menschengeschlecht seid, das diese Erde bewohnt? Andere Leibnitze haben sie erleuchtet und andere Alexander verwüstet, bis sie Feuer, oder Wasser, oder ein ausgestorbenes Element umschuf. Nichts geschieht, was nicht geschehen ist: und nichts geschieht, was nicht geschehen wird. Neue Heinriche w.rden regieren und neue Ravaillacs sie ermorden, die Fackel der Philosophie wird verlöschen und noch unerschaffene Barbaren de universali a parte rei disputiren. — Das große All ist ein umlaufendes Rad; jede Speiche kömmt zu ihrer Zeit oben. — Alles wird Staub und ein berühmter Name in der Geschichte kömmt mir vor, wie ein Thierchen in Spiritus — eine kurze Frist zwischen Tod und Verwesung!

Ein altes Sprichwort sagt: Großes Glück fordert starke Schultern. Und sollte Witz und Gelehrsamkeit keinen Schultern zu schwer sein, da jenes zu den Dingen gehört, die außer uns sind, diese aber in das innerste Wesen der Seele eindringen? Und doch prüft Niemand, wie viel sein Herz und sein Verstand tragen können. Allein beide gehen auch oft unter der Last ihrer Kenntnisse zu Grunde; sie gleichen dem alten Schlauch mit gährendem Moste. Der Schlauch zerreißt und der Most wird verschüttet. — Auch fordert das Beste der Menschheit nicht ungeheure Gelahrtheit von uns — der natürliche Mensch ruft, unter unsern

Wissenschaften, wie Sokrates auf einem Jahrmarkte, aus: Gott sei Dank, wie viel ist hier, was ich nicht brauche!

Sie sehen, meine Herren, ich scherze. — Lassen sie uns von etwas anderem — aber ernsthaft reden; und was ist ernsthafter, als Ihre Charaktere und ihre Geschichte? Wir wollen sehen, wie mir mein Ehrentempel oder Bildersaal geräth.

Melamp hat Witz; aber was gilt ihm die Tugend eines Weibes, die Ruhe eines Mannes, wenn er einen Einfall hat? Seine weichen lydischen Lieder sind Lockspeisen in die Netze des Lasters; seine Muse gleicht der Missionarin eines Bordells und beide flistern einerlei in die Ohren des erröthenden Jünglings. Sein grüngelber Genius nährt sich von der Ehre des Nächsten und seine Werke gleichen einem Galgenfelde, wo Pasquille, wie eine Schaar von Raben, an dem Aase guter Namen nagen. Ich will ihn gerichtlich belangen; denn auf mich hat er keine Schmähschrift gemacht und auch ich bin ein ehrlicher Mann. Was ist ihm heilig? Er würde seinen Vater ermorden, wenn er eine satyrische Grabschrift auf ihn wüßte; und selbst der Religion spottet er — so lange es hell ist. Sein Unglauben geht mit der Sonne auf und unter; denn um Mitternacht sieht er Gespenster und den Teufel, zählt unter der Bettdecke die Krallen an seinen Klauen und hört gar deutlich das Pfeifen der Luft, wenn er mit dem Schwanze wedelt. Ist Melamp glücklich? das Kaffeehaus wiehert und die Assemblee zischelt: er hat einen Einfall! Ich gestehe es, meine Herren, das ist eine herrliche Belohnung; aber — verzeihen Sie — ein guter Mann zu sein, ist auch nicht übel. Allein muß man denn ein Melamp sein, wenn man ein witziger Kopf ist? — So gebt mir einen Karst und einen Pflug und verbrennt mein Herz!

Wohlaufgeschaut! Markulf kömmt! Markulf, der keinen für ein Genie hält, der nicht zweierlei Strümpfe an hat und der den Wohlstand nicht mit Scorpionen züchtigt, der Spinnen essen würde, wenn Virgil Spinnen gegessen hätte, und das alles, damit die Markulfiana ein unterhaltendes Buch werden. Wie schlecht wählen die Menschen oft ihre Mittel! Markulf ist sonderbar, um ein Genie zu sein und doch ist nichts gewöhnlicher, als ein gewöhnlicher Kopf, der sonderbar sein will.

Er ist vorbei — und noch lächelt Luzil in stiller Demuth, Luzil, der das moralische Wunderelixir erfand. Es heilet alle Krankheiten der Seele, Wassersucht, Brüche, Gicht, die heillose Schwindsucht und die sogenannten galanten Krankheiten — reinigt auch die Leberflecken

des Charakters; sollte Jemand sogar gestorben sein — zwei Tropfen auf Zucker — aber Diät gehalten! Probatum est!

Aber lassen Sie uns den Staub dieser Pedanten mit einem glänzender Auftritte vertauschen. Der seidene Sabinus liebäugelt mit jedem Pförtner, ist in jedem Vorzimmer zu Hause und canonisirt jeden Reichen, für Braten und Bewunderung, zum Mäcen. Der Satrap sieht ihn gern, aber nicht weil Sabin ein Mann von Talenten ist. — Wir wissen es alle aus der Gelehrtengeschichte, wie es Leute gibt, die witzige Dinge sagen, um zu essen, so gibt es auch einige, die zu essen geben, um witzige Dinge zu sagen. Seine Herrlichkeit haben einen Einfall auf große Nasen — er ist ihnen lieb, denn er ist der einzige Stammhalter ihrer Einfälle — und kein Mensch in der Stadt hat eine größere Nase, als Sabin.

Meine ganze Seele ergrimmt, wenn Talente vor Reichthümern kriechen und wenn ich die Stimme des Mäcen höre: Gebt dem Herrn einen Stuhl, ein Glas Wein und einen Schnitt Biscuit!

Drängt euch nicht zu den Königen, ihr Genien! die ihr über Königreiche und Jahrhunderte herrscht und keinen Unterthanen habt, der es nicht sein will!

Kein Fürst erschafft Talente. Die deutsche Literatur sei Zeuge! — Da waren keine Mediceer, die die Flecken ihres Ruhms mit castalischem Wasser auswuschen; kein eitler Ludwig, der unsterbliche Dichter ergriff, um sich mit ihnen in den Tempel der Unsterblichkeit einzudrängen. Aber bei uns war der Funken des Himmels.

Die deutsche Literatur wand sich mit eigner Kraft aus ihrem Chaos hervor und ward durch sich, was sie ist. Ohne Unterstützung schwimmt sie durch ihre weite Sphäre, wie ein Erdball — gestützet durch sich selbst, gehalten durch ihre Schwere.

Es giebt ein Geschlecht von Menschen, das nur eine Wissenschaft kennt und diese Wissenschaft in Alles mischt. Sie glauben, das, was sie wissen, sei Salat zu jedem Braten und wuchern in fremden Ländern, wo ihre Münze Zahlpfennig ist. Ich kenne Logiker, die Verse in alle Figuren bringen, und Aerzte, die die Gesetze mit Wachs ausspritzen. Gurdus ist ein Geograph, aber redet mit ihm eine Stunde, so ist sein Gedankensystem eine Provinz des eurigen. O hören Sie auf, guter Gurdus! Ich weiß Alles. Um Mitternacht will ich ohne Laterne den Weg von Athen nach Megara finden und von Leipzig nach Rom — wie vom Teller in den Mund.

Oder sind wir alsdann glücklich, wenn Gehirn und Eingeweide in ewigem Kriege liegen. Wenn der Hypochonder über uns herrscht und

Wesen, Form und Farben der Dinge ärger vermischt, als der Philosoph Pontius! Wenn unser Schädel dem Gewölbe eines Tollhauses gleicht, wo jeder Gedanke ein Narr ist? Wenn der Strudel der Phantasie alle Wirklichkeit in den Abgrund stürzt und die unterste Möglichkeit oben schwimmet? — Was für Tollheiten gehen nicht täglich durch die gelehrte Seele des Pedrill! Oft hält er einen Bücherkasten für einen Polyhistor und einen Geldbeutel für eine Hure, die ein Schwert und eine Wage in den Händen hält, bemerkt Gänse mit Ordensbändern und einem Stern auf dem Kopfe, sieht Raben in Toga und Hasen in Sago, hält seinen Papagei für einen Magistrum legentem, und wenn er: wacker Päpchen! ruft, so glaubt er, daß er Wolfen widerlegt.

Entblößen Sie ihre Häupter, meine Herren! der große Paphnucius kömmt! Ein Mann, der das ganze Gebiet der Wissenschaften von Dan bis gen Bersaba, von der Algeber bis zu den Feenmährchen durchreist ist! In der Geschichte hat er sich umgesehen, ist mit der Chymie bekannt, in der Rechtsgelahrtheit kein Fremdling und spielt auch mit Sätzen unter den vier logikalischen Taschenspieler-Bechern — auch aus der Hippokrene hat er getrunken, aber nur im Vorbeilaufen, wie ein ägyptischer Hund aus dem Nil. — Wunderbar! aber noch wunderbarer, Paphnucius ist ein Ignorant! Ein Mann, der alle Kenntnisse halb hat, auch die, die er ganz haben sollte, gleicht er einem Stutzer, der um alle Mädchen buhlte und den sein eig'nes Weib zum Hahnreih macht.

Aber Crispus ist doch wirklich, was Paphnucius sein will — ein Buch mit Händen und Füßen. Man kann sein Gehirn nicht mit einer Nadelspitze berühren, ohne eine Idee zu spießen. Aber seine Seele ist wie eine Schöpfung ohne leeren Raum, nach den Begriffen gewisser Philosophen; alles ist todt; mehr Leeres — Leben und Bewegung wird erwachen.

Soll ich einige Stufen tiefer heruntersteigen und Ihnen Gemälde im Geschmack des Tenier und Ostade liefern?

Sehen Sie die trunkenen Magister bei einem Inauguralschmause? Sie zerschmeißen mit ihren Beweisen Systeme und mit ihren langen Aufschlägen Gläser. Vor ihren Augen tanzen Tische und Stühle, die Monaden und die Allgemeine Bibliothek im wunderbaren Gemisch. Wenn sie nicht trinken, verbrennen sie Ketzer; denn freilich ist es bequemer, den Autor zu verbrennen, als das Buch zu widerlegen. — „Ihr Herren Confratres, der Morgenstern winkt, unsere Weiber warten, der Wein siegt — noch ein Mal stoßen Sie an, auf's Wohl der besten Welt!"

Oder soll ich Ihnen, meine Herren, das verzerrte Gesicht eines Kunstrichters malen, der ein Buch liest, an dem er nichts zu tadeln findet? — Unnütz für ihn! denn das fehlerhafteste ist ihm das liebste. So zieht ein hochfürstlicher Kammerjäger eine Hütte mit Ratzen einem Pallast ohne Mäuse vor.

Ein Franzos — Sie wissen meine Herren, wenn ein Franzos niest, wünscht ganz Europa: Prosit! — ein Franzos sagt an einem Orte, die politische Geschichte ist die Geschichte des menschlichen Elends, die gelehrte der menschlichen Größe.

Ich weiß nicht, und denke vielmehr, alle menschlichen Dinge unter eine philosophische Capelle gebracht, geben immer dasselbe Resultat — den Menschen.

Ueberdem hat man die gelehrte Verfassung ziemlich richtig mit einer Republik verglichen; und da sie nun, mit aller logischen Genauigkeit zu gehen, einer wohleingerichteten Anarchie gleicht, so sehe ich den Grund der Verschiedenheit beider Geschichten nicht ein.

Sie haben ihre Haller, Sextus, Klotz, Scioppius, wir unsere Cäsar, Attila, Greifenfeld und Nero; bei ihnen ist noch keine Verfassung ewig gewesen, bei uns noch kein Grundsatz: in ihrer Geschichte drängt ein Staat den andern, bei uns eine Meinung die andere; dort machen die Zerstörer die ersten Rollen — was thun unsere größten Köpfe anders als zerstören? Etwas in der Gelehrten-Republik bauen, ist ein Verdienst, nicht weil etwas gebaut wird, sondern daß Andere etwas einzureißen haben.

Dort gründet ein großer Geist ein Reich und eine Reihe namenloser Könige folgt; hier erschafft ein Genie ein System und dann eine Reihe babylonischer Schriftsteller, bis muthige Köpfe jene mit ihren Spinnrocken und diese mit ihren Kompendien vertilgen. Neue Dynastien nehmen ihren Anfang und die verdrießliche Geschichte muß denselben Weg zwei Mal gehen.

An großen Begebenheiten aus kleinen Ursachen sind wir eben so reich als sie; die kranken Augen einer Prinzessin stürzen Aegypten, die Nase des Newton, auf die ein Apfel fiel, die Monarchie des Cartesius. Unserer Cabalen darf sich kein Gewissensrath schämen und oft würde ihnen das sonst ganz gewöhnlich eingerichtete Gewissen eines Hofmanns zu eng werden. Nur haben wir bei allem diesen den Vorzug des Lächerlichen, und das mag dem Gedanken des obgedachten Franzosen eine schiefe Wendung gegeben haben.

Unsere Kriege sind eben so weltkundig und in eben so sonderbare Glücksfälle verwebt. Hat nicht oft eine leichte Instanz den am besten

bewaffneten Syllogismus von seinem Streitroß gehoben, daß er die geharn'schten Beine gen Himmel kehrte? Hat nicht oft ein witziger Einfall, der vor den Fürsten eine Hypothese spielen sollte, den Pfosten derselben ergriffen und umgerissen, daß alles darin umkam, Männer, Weiber und Kinder, an die dreitausend Seelen?

Auch den schnellen Wechsel der menschlichen Dinge, auf den Tacitus oft so rührend hinweist, finden wir unter den Gelehrten. Sagt, war Gottsched, als er blühte, nicht so reich an Lobsprüchen, als Krösus an Golde? Seine literarische Schatzkammer hatte alles, was einen Solon in Erstaunen setzen kann. Da hing die Bewunderung von Deutschland, das Lächeln vornehmer Gönner und das Nicken einsichtsvoller Damen, die Rauchfässer der Journalisten, das Jauchzen der studirenden Jugend und selbst schon der Tadel der Narren. — Jetzt alles im Monde! Mit diesen meinen Ohren habe ich es gehört, als Gottsched auf dem Scheiterhaufen stand, und die kritische Flamme schon loderte, rief er aus: Allerseits werthgeschätzte Anwesende, vor seinem Ende ist Niemand berühmt!

Eulenbeck's Rede bei einem Weingelage.

Aus Tieck's Novelle: die Gemälde*).

Nichts in der Welt wird so mißverstanden, Freunde, als der scheinbar einfache Actus, den die Menschen so obenhin trinken nennen, und keine Gabe wird so verkannt, so wenig gewürdigt als der Wein. Könnt' ich wünschen, der Welt einmal nützlich zu werden, so möcht' ich eine aufgeklärte Regierung dahin bewegen, einen eignen Lehrstuhl zu errichten, von wo herab ich die unwissende Menschheit über die trefflichen Eigenschaften des Weines unterrichtete. Wer trinkt nicht gern? Es gibt nur wenig Unglückselige, die das mit Wahrheit von sich versichern können. Aber es ist ein Erbarmen, anzusehen, wie sie trinken, ohne alle Application, ohne Styl, Schatten und Licht, so daß sich kaum die Spur einer Schule findet; höchstens Kolorit, was die Uebermüthigen dann auch gleich sich und der Welt auf die Nase binden und zur Schau aushängen. Und wie muß man es eigentlich anfangen?

---

*) Ludwig Tieck, geb. zu Berlin den 31. März 1773.

Anfangs muß man durch stille Demuth und einfachen Glauben, wie in allen Künsten, den Grund legen. Nur ja keine vorzeitige Kritik, kein spürendes naseweises Schnüffeln, sondern ein edles, vertrauenvolles Dahingeben. Kommt der Schüler weiter, nun so mag er auch unterscheiden; und trifft der Wein nur Lehrbegier und Sitteneinfalt, so unterrichtet auch sein Geist von innen heraus und weckt mit dem Enthusiasmus zugleich das Verständniß. Nur nicht die Uebung, als das Hauptsächlichste, hintangesetzt, keine leere Schwärmerei; denn nur die That macht den Meister.

Wäre das Trinken keine Kunst und Wissenschaft, so dürfte es auch nur einerlei Getränk auf Erden geben, sowie das unschuldige Wasser schon diese Rolle spielt. Aber der Geist der Natur versenkt sich auf lieblich anmuthige Weise wechselnd und spielend hier und dort in die Rebe und läßt sich im wundersamen Ringen keltern und verklären, um über den magischen Weg der Zunge in unser Inneres zu steigen und dort aus altem Chaos alle glänzenden Kräfte aus Betäubung und Schlummer aufzuwecken. Seht, da geht der Säufer! O meine Freunde, so schalten und spotteten auch diejenigen, die die Eleusinische Weihe nicht empfangen hatten. Mit dieser goldnen und purpurnen Fluth ergießt sich und breitet sich in uns ein Meer von Wohllaut aus und dem aufgehenden Morgenroth erklingt das alte Memnonsbild, das bis dahin stumm in dunkler Nacht gestanden hatte. Durch Blut und Gehirn rinnt und eilt frohlockend der holde Ruf: der Frühling ist da! Da fühlen alle die Geisterchen die süßen Wogen und kriechen mit lachenden Augen aus ihren finstern Winkeln hervor; sie dehnen die feinen kristallnen Gliederchen und stürzen sich zum Bade in die Weinfluth, und plätschern und ringen, und steigen schwebend wieder heraus und schütteln die bunten Geisterschwingen, daß mit Gesäusel die klaren Tropfen von den Federchen fallen. Sie rennen umher und begegnen einander und küssen frohes Leben einer von des andern Lippe. Immer dichter, immer leuchtender wird die Schaar, immer wohllautender ihr Gestammle, da führen sie gekränzt und hoch triumphirend den Genius herbei, der kaum mit den dunkeln Augen aus vollen Blumengewinden hervorschauen kann. Nun fühle der Mensch die Unendlichkeit, die Unsterblichkeit; er sieht und fühlt die Millionen von Geistern in sich und ergötzt sich an ihren Spielen. Was soll man dann von den gemeinen Seelen sagen, die einem nachrufen: Seht, der Kerl ist besoffen!

Sodann muß ich noch bemerken, wenn es auch mit dem Vorigen gar nicht zusammenhängt, daß mir die Art, wie Menschen und Aerzte den Nahrungsprozeß und die sogenannte Assimilation ansehen, höchst ein-

fältig vorkommt. Der Eichenbaum wird aus seinem Samenkorn eine Eiche und die Feige bringt den Feigenbaum hervor; und wenn sie auch Luft, Wasser und Erde bedürfen, so sind es doch diese Elemente nicht eigentlich, aus denen sie erwachsen. So erweckt die Nahrung in uns nur die Kräfte und das Wachsthum, bringt sie aber nicht hervor; sie gibt die Möglichkeit, aber nicht die Sache und aus sich selbst quillt der Mensch wie eine Pflanze hervor. Es ist eine platte Ansicht, zu glauben, daß der Wein unmittelbar, an sich selbst, alle die Wirkungen hervorbringt, die wir ihm zuschreiben; nein, wie ich sagte, sein Duft und Hauch *erweckt* nur die Qualitäten, die in uns ruhen. Nun stürzen sich die Kräfte, Gefühle und Entzückungen hervor, wenn sie von diesen Wellen getränkt werden. Meint man denn, daß es in aller Kunst und Wissenschaft anders sei? Ich brauche doch wohl die alte platonische Idee nicht von neuem vorzutragen. Rafael und Correggio und Titian regen nur mein eigenes Selbst an, das in Vergessenheit schlummert, und das größte Genie, der tiefste Kunstsinn können sich die Gebilde mit aller Imagination nicht erfinden, die ihnen von den großen Meistern vorgehalten werden; und doch wecken diese Werke selbst nur die alten Erinnerungen auf. Daher auch die Sucht nach den neuen geistigen Genüssen, die sonst nicht löblich sein würde; daher der Wunsch, Unbekanntes aufzufinden, Originelles hervorzubringen, der außerdem nur Unsinn wäre. Denn wir ahnen die Unendlichkeit der Erkenntniß in uns, diesen weissagenden Spiegel der Ewigkeit, und was diese uns werden kann, ein unaufhörlich neues Erkennen, das sich im Mittelpunkt einer himmlischen Ruhe sammelt und von hier aus weiter nach neuen Regionen ausbreitet. Und darum eben, meine lieben Brüder, muß es auch viele und mancherlei Weine geben.

Aber, welcher vorzuziehen sei? diese Frage ist zu verwickelt, setzt unendliche Erfahrung, historischen Ueberblick, abgelegtes Vorurtheil und einen nach allen Richtungen ausgebildeten Geschmack voraus, den nur viele Jahre, fortgesetzte Arbeit und unermüdliches Studium, so wie die Mittel dazu, die nicht in Jedermanns Händen sind, fassen und lösen können. Einiges Encyklopädische wird hinreichen. Fast jeder Wein hat sein Gutes; fast alle verdienen gekannt zu werden. Ist in unserem Vaterlande der Neckar fast nur, den Durst zu löschen, da, so erhebt sich der Würzburger schon zum Edeln, und die vielfachen hohen Sorten des Rheinweins lassen sich nicht in der Eile charakterisiren. Ihr habt sie hier vor euch stehen gehabt und genossen. Diese trefflichen Wogen, vom leichten Laubenheimer bis zum starken Nierensteiner, gewaltigen Rüdesheimer und tiefsinnigen Hochheimer, mit allen ihren verwandten Fluthen

gehörig zu preisen, dazu gehört mehr als die Zunge eines Redi, der in seinem toskanischen Dithyrambus doch nur mittelmäßig gefaselt hat. Diese Geister gehen rein und klar, kühlend und den Sinn erläuternd den Gaumen hinunter. Soll ich es vergleichen, so ist es die ruhige Gediegenheit trefflicher Schriftsteller, Gemüth und Fülle ohne Phantasterei oder schwärmerische Allegorie. Was ist nun der heißere Burgunder demjenigen, der ihn vertragen kann! Wie die unmittelbare Begeisterung fällt er in uns hinab, schwer, blutig; heftig erweckt er unsere Geister. Die Rebe von Bordeaux dagegen ist heiter, geschwätzig, ermuntert, aber begeistert nicht. Doch schon voller und wunderlicher dichtet die Provence und das poetische Languedoc. Dann das heiße Spanien im Xerez und ächten Malaga und den glühenden Weinen von Valencia. Hier verwandelt sich der Weinstrom, indem wir ihn genießen, schon an unserem Gaumen in Kugelgestalt, die sich weit und weiter ausbreitet und uns im Tokayer und St. Georgenausbruch noch weit inniger und sinniger so erscheint. Wie erfüllt Mund und Gaumen und den ganzen Sinn des Gefälls nur ein Tropfen des edelsten Capweins! Diese Weine muß der Kenner nippen und züngeln und nicht mehr trinken wie unsern braven Rhein. Was sag' ich von euch, ihr lieblichsten Gewächse Italiens, und namentlich Toskana's, du geistreichster Monte-Fiascone, du wahrhaft rührender Monte-Pulciano? Nun so kostet denn, Freunde, und versteht mich! Aber nicht konnt' ich dich aufsetzen, dich, König aller Weine, dich rosenröthlicher Aleatico, Blume und Ausbund alles Weingeistes, Milch und Wein, Blume und Süße, Feuer und Milde zugleich! Diesen Wundergesellen trinkt, kostet, nippt und züngelt man nicht, sondern dem Beseligten erschließt sich ein neues Organ, das sich dem Unkundigen und Nüchternen nicht beschreiben läßt.

Die Scala des modernen Gesellschafts-Tones.

Von Saphir *).

Der Text, den wir unserer heutigen Devise zum Grunde gelegt haben, findet sich aufgezeichnet in allen Annalen der deutschen Städte und Städtchen: es ist das „ut-re-mi-fa-sol-la“ des allgemeinen Gesellschaftstons. Dieser Text zerfällt in zwei Theile: in „Nichts“ und in „Et-

*) Geb. 1794 zu Pesth.

was." Ich erbitte mir Ihre freundliche Aufmerksamkeit zu dem ersten Theil meiner Devise, zu —

Nichts.

Nichts, meine freundlichen Zuhörer, ist bei weitem keine solche Kleinigkeit, als man glaubt; nicht etwa, weil die ganze Welt aus dem Nichts entstanden, denn das Nichts, welches vor der Erschaffung der Welt da war, ist wahres Nichts gegen das Nichts, das mit der Welt zur Welt kam. Man könnte sagen: Im Anfange war Alles Nichts, und aus diesem Nichts entstanden mehrere Nichts, als da sind:

Die Welt und das Licht; die Menschen und die Türken; die Thiere und die Ultra's u. s. w.

Wenn das Licht z. B. mehr als ein Nichts wäre, so müßte es doch irgendwo sein, nachdem es erschaffen wurde; wo ist aber nun das Licht? Beim Lichte betrachtet ist nirgends Licht, ja man steht sich im Lichte, wenn man nur vom Lichte spricht. Das Bischen Licht, das etwa im Paradiese gewesen sein mag, war unser erstes Unglück; wäre kein Licht da gewesen, so hätte Adam Eva nicht gesehen, Eva hätte die Schlange nicht gesehen, die Schlange hätte den Apfel nicht gesehen und wir wären Alle noch im Paradiese, also mit dem Licht ist's auch nichts; wir haben Kerzen, aber keine Lichter, und auch von diesen nur so viel, als nöthig ist, um zu sehen, wie finster es ist. Sie sehen also, daß aus dem präadamischen Nichts ein ganzes Nichtsheer herausgeschachtelt wurde, und eins von diesem Nichtsheer ist auch der Grundton oder die „Tonica" unserer modernen Gesellschaften.

Die Tonart einer jeden Gesellschaft bedeutet ursprünglich den Klang oder den Gehalt derselben in Beziehung des Verhältnisses der Höhe und Tiefe; wir aber sind darauf reducirt, die Grundbedeutung dieser Tonart in Rücksicht des Verhältnisses von Länge und Breite zu suchen. —

Die Systeme haben von jeher die Kunst zu Grunde gerichtet. So wie man nun eine Bank ein System von Stühlen, eine Gasse ein System von Häusern und die Frisur unserer Damen ein System von Lockungen nennen könnte, so kann man jede Gesellschaft ein System, ein Tonsystem nämlich von einzelnen Tönen oder von einzelnen Menschen nennen.

Die bestimmte Abmessung dieser Töne aber nennen wir *bon ton* — allein es gibt zwei *bon*, die oft sich gegenseitig fliehen, das ist der „bon sens" und der „bon ton," nur wo diese zwei bon zusammen sind, da findet man die Bonbon der geselligen Konditorei.

Zur geselligen Harmonie muß man eine ganze Octave in sich fassen, nämlich:

C D E F G A H.

Das C: Cultur, das D: Denken, das E: Einfälle, das F: Feinheit, das G: Geschmack, das A: Anstand und das H: Heiterkeit.

Alle diese Dinge, und wohl noch mehrere gehören dazu, um im gesellschaftlichen Gespräche, in diesem rüstigen Zweikampfe der Ideen, in der Gesellschaft, in welcher man nicht nur durch den Strom der eigenen Rede, sondern auch durch den des Gegners gedrängt und gehoben wird, glänzen und unterhalten zu können.

Das Lesen eines Buches, des besten Buches, ist eine schleppende Geistesbewegung gegen den lebendigen Buchstaben des Gespräches. Das Gespräch läutert die Begriffe, schärft die Urtheilskraft, erzeugt eine Fülle von Gedanken, befördert den improvisatorischen Scharfsinn, regt den Witz und den Humor an und legt die weichen Folien des anständigen Scherzes, der heitern und fröhlichen Laune um die scharfen Ecken und um die schneidenden Kanten des Lebens und des Ernstes. Eben deshalb ist das weibliche Geschlecht im Allgemeinen weit scharfsinniger als das männliche, weil es viel spricht, weil es ohne Sprechen nicht leben kann, weil es spricht, um zu leben und lebt, um zu sprechen. — Legen wir heut zu Tage unsere geheimsten Gehörtrichter an die Thüren unserer Gesellschaftssäle und Sälchen, Zimmer und Zimmerchen, Zirkel und Zirkelchen, so ist es immer ein herausgeputztes Nichts, um welches wir, wie die Wilden um einen erschlagenen Feind, herumtanzen und herumjubeln. Da sitzt man auf der langen Bank eines Winterabends, um die Riesin „Langeweile“ todtzuschlagen; zuerst wird diese Riesin mit Thee gebeizt und mürbe gemacht, sodann marschiren die Damen mit Stricknadeln und die Männer mit Spielkarten und Tabackspfeifen auf sie los, aber es geht dieser Riesin, wie dem Gespenste in der Fabel, was man ihr unten abschneidet, setzt sie oben wieder an.

Das einzige Schwimmkissen, welches uns auf der Fluth der Conversation oben aufhält, ist das Theater, also wieder ein Nichts, wir sprechen also ein Nichts mit Nichts zu Nichts. Wirft einmal ein außerordentlicher Sturm der Zeit oder ein Aufruhr der Ergebnisse irgend einen Neuigkeits-Wallfisch aus dem Strom der Ereignisse an unsern öden Strand, da läuft Jung und Alt zusammen, mit Töpfen und Schüsseln, mit Kannen und Schalen, und jeder zapft am Neuigkeits-Wallfisch schnell ein Bischen Thran ab und läuft damit nach Hause. Sodann Morgen und Uebermorgen und Ueberübermorgen und einen Monat lang laden

wir uns und unsere Gevatterinnen, Nachbarinnen, Basen und Vettern gegenseitig ein und setzen uns gegenseitig denselben Thran vor, und finden ihn immer sehr schmackhaft, und alle Basen sagen: der Thran, er ist delicat. Früher hatten wir fünf Sprachwerkzeuge, wir haben aber zwei davon mit Napoleon auf St. Helena begraben, zwei davon sind über den Balkan gegangen und sind nicht wieder zurückgekommen, und wovon wir jetzt zu reden haben, dafür ist ein Sprachwerkzeug auch schon ein Luxusartikel.

Wenn der ewige Friede noch lange fortdauert, so werden wir dieses eine Sprachwerkzeug auch quiesciren, und sodann dürfte für die Ehemänner wenigstens, nicht nur ein ewiger, sondern auch ein zeitlicher Friede eintreten. Das Nichts unserer Gesellschaften ist aber nicht etwa blos deßhalb so leer, weil es ein Nichts ist, sondern weil wir es noch so emsig und mit aller deutschen Beflissenheit ausädern und präpariren. Wir rädern ein und dasselbe Nichts Kopf ab und Fuß auf, zerfasern es, zupfen es zu Charpie und zermalmen es dann noch erst mit den Zähnen. Dieses Nichts geht mit dem Klingelbeutel herum, Jeder wirft seinen Silberling hinein und dankt dann dem lieben Herrgott im Stillen, daß er seiner Pflicht sich entledigt hat. Die gesellschaftliche Rede soll eine leichte, faßliche und angenehme Prosa sein, wir Deutsche können aber keine Prosa schreiben und unsere besten Dichter sind nicht im Stande, eine kleine Zeitungs-Annonce fehlerfrei aufzusetzen. In England hat der Sprecher die Sprache, in Deutschland die Sprache den Sprecher in der Gewalt, deßhalb spricht in England in den Gesellschaften stets nur Einer, wir aber sprechen in Gesellschaften Viere und Sechse auf einmal, gleichsam als wollten wir eine Rede zusammenschießen, da wir einzeln zu arm dazu sind.

In Frankreich sieht man darauf, hübsch zu reden und schnell zu denken; wir sehen darauf, recht schwer zu denken und recht langsam zu sprechen. Darum rollt die französische Conversation wie ein rasch bespanntes Cabriolet munter vorwärts, unser Gespräch aber bewegt sich wie ein deutscher Frachtwagen langsam vorwärts und hält alle Augenblicke hübsch stille, um sich von seiner Pein zu erholen. Wenn der Franzose in Gesellschaft geht, so legt er im Vorzimmer nicht nur seinen Mantel und seinen Hut ab, sondern er hängt auch da seinen Minister, seinen Financier, seinen Coeseiller, seinen Savant, seinen homme de lettres, seinen Deputé u. s. w. an den Nagel und tritt als bloßer Gesellschafter in die Gesellschaft. Bei uns aber gibt es keine Gesellschaft, ein Jeder bringt sein Amt und seinen Titel mit und hängt sich dieselben als Serviette vor den Mund, daß ihm ja nur nichts Menschliches ent-

falle. Es gibt bei uns blos gesellschaftliche Menschen-Repositorien, in verschiedene Fächer abgetheilt, als z. B.: ein Minister, ein Rath, ein General, ein Professor, ein Banquier, eine Ministerin, eine Räthin, eine Professorin, eine Generalin, eine Banquierin, es sind zusammengefügte Sorten, aber es ist keine Gesellschaft. Der Reiche bringt seine Kisten mit und rangirt sich nach ihrem Inhalte, als Ganzer, Halber, Drittel und Viertel-Millionär; wir haben demnach nicht nur einen Kastengeist in der Gesellschaft, sondern auch einen Kistengeist. Das Gespräch spielt also nicht, wie ein schönes Farbenspiel, leicht und frei, in und durch einander, sondern einzelne Gesprächtheile schwimmen, wie Essig und Oel neben einander, ohne sich je zu verbinden.

Dieses schroffe und vereinzelte Dastehen in Gesellschaften eben läßt uns so unbeholfen und steif; darum ist unser Conversationston schwerfällig und pedantisch, gekünstelt ohne Zierlichkeit, derb ohne Feinheit, kurz, wir sind wie Göthe's Musen in der Mark, nicht fein und manierlich, sondern derb und natürlich. Einen Beweis aber, was selbst unsere Dichter unter Conversation verstehen, können uns unsere Conversations-Stücke, mit welchen man in neuerer Zeit uns auf den Bühnen martert, liefern. Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen kennen diejenigen dramatischen Stücke, in welchen das gewöhnliche Leben ausgebalgt und pfundweise, mit Bein und Knochen ausgehackt wird. Der Verfasser nimmt drei Fingerspitzen voll Natur, läßt sie in einem Maß lauwarmen Gesprächwassers aufkochen und die Tisane ist fertig. Dazu kömmt ein großes Elend oder ein großer Jammer, am meisten aber eine große Armuth, mit zwei oder drei Criminalverbrechen belegt, wie Spinat mit Setzeiern.

Kotzebue und Iffland lassen ihre Helden stehlen, einbrechen, silberne Löffel einstecken, dem Manne entlaufen, Nachschlüssel haben u. s. w. In England würden alle diese Helden aufgeknüpft werden; unsere Dichter bestrafen sie härter, sie bringen sie auf das deutsche Theater. Das Laster wird belohnt. Die Einkleidung dieser Stücke ist alltäglich wie das Lächeln einer Tänzerin, schleppend wie ein unglücklicher Bräutigamstand und ausgedörrt wie das Gewissen eines Jesuiten. Die Personen dieser Stücke stampfen mit den Füßen, prügeln, stoßen Flüche aus, sind alles Geistes und Anstandes beraubt, und das nennen unsere Theaterdichter: Conversations-Stücke.

Es ist also nicht einmal ein allgemeines Nichts, sondern ein zerstückeltes Nichts, welches der Gegenstand unserer Gespräche ist. Aus dem großen Vorweltnichts erstand also nicht nur das allgemeine Weltnichts, sondern aus diesem allgemeinen Weltnichts entstand das

zerstückte Gesellschaftsnichts, aus diesem Gesellschaftsnichts entstand das Nichts dieses ersten Theils meiner Vorlesung, und meine freundlichen und aufmerksamen Zuhörer werden wenigstens zugeben, daß ich dem Stoffe „Nichts" ganz gewachsen bin und werden mir daher ihre gefällige Theilnahme nicht versagen, wenn ich Sie durch „Nichts" auf „Etwas" vorbereiten will.

Etwas.

Unleugbar muß es aber doch ein Etwas sein, welches uns in unsere Gesellschaft zieht, ein Etwas, welches uns an unsere Gesellschaften fesselt, es ist: Das weibliche Geschlecht. Der Gesellschaftston hat auch zweierlei Tonarten, die Dur- und die Moll-Tonart. Die Männer bilden die Dur-Tonart, die Frauen die Moll-Tonart. Die Durtonart trägt den Charakter einer großen Lebhaftigkeit, eines raschen, bestimmten, aber scharf markirten Gepräges; die Molltonart trägt den Ausdruck der Weichheit, des Zarten, des Elegischen und der feinen Empfindung an sich. — Die Freude wie der Schmerz, sie stören beide gleich die geistige Natur des Menschen aus ihrem ruhigen Gleichgewichte auf; die geistige Natur muß also streben, wieder Herr beider Empfindungen zu werden; dazu ist ein Austönen, ein Aussingen, ein Ausschreien oder ein Austoben derjenigen Empfindung nöthig, die dem Herzen zu übergewaltig wird. Die Empfindungen in Musik oder Gesang übertragen, geben der geistigen Natur ihre gleichschwebende Temperatur wieder. Jede Stimmung aber kündigt sich durch eigene, ihr angehörige Töne an. Wie es in der Musik ist, so ist es in der Rede, nur mit dem Unterschiede, daß die Musik auf das Nervensystem und die Rede auf den Geist wirkt, daß die mathematische Meßbarkeit der Musik sie einschränkt, die lebendige Rede aber die Freiheit ihrer Bewegung in Zeit und Raum unbeschränkt besitzt, daß die Musik auf physischem Wege und quantitativ operirt, während die Rede, das Gespräch auf physischem Wege qualitativ zu Werke geht.

Wie die Musik, so hat die Rede, der gesellschaftliche Ton, eine Dur- und eine Moll-Tonart, jene geht von dem männlichen Theile der Gesellschaft, diese von dem weiblichen aus. Die Männer kommen in die Gesellschaft nach den Mühen des Tages, erschöpft, geistig oder physisch, sie bringen nicht einmal den Willen mit, zu unterhalten, sondern sie wollen unterhalten sein, sie wollen sich erholen, sie betrachten den Abend oder die Geselligkeit wie ein Sopha, auf das sie sich hinlehnen in nichtsthuender Bequemlichkeit. Das weibliche Geschlecht hingegen bringt alle seine Kräfte mit in die Gesellschaft, der ganze Tag ist ihm nur eine Vorschule des Abends, das gesellige Leben ist den Frauenzim-

mern Geschäft und Instinkt zugleich. Wir Männer bedürfen eines Impulses, eines Anstoßes, um zu sprechen überhaupt, wir bedürfen einer Begeisterung, eines Rausches oder einer fixen Idee, um eindringend und hinreißend zu sprechen.

Die Frauen hingegen sprechen aus freier Lust, sie improvisiren, sie sagen nichts langsam, nichts ängstlich, es ist stets eine angenehme, eine gefällige Form. Selbst die geistreichsten Männer unter uns, wenn sie eine kleine Rede vom Stapel laufen lassen, suchen erst alle Sinne und Sprachwerkzeuge zusammen, man sieht ihr Gesicht schon Minuten lang früher wetterleuchten und blitzen, ehe der Donner der Rede folgt, welcher noch oft ein Wasserschlag ist; die Frauen hingegen, selbst die nur halbgebildeten, bereiten sich auf das, was sie sagen wollen, gar nicht vor, ihre Unterredung fließt wie ein Bach aus heiterer Quelle hervor, und ist der Bach auch nicht tief, so ist er doch hell, und in ihm spiegeln sich die gemüthliche Bläue des Himmels und die am Ufer blühenden Blümlein ab. Wir Männer haben den Reichthum an Ideen, allein wir besitzen denselben in großen Münzen, die wir im geselligen Leben nicht in Curs bringen können. Die Frauen aber wissen das Nadelgeld, welches sie von Wissen und Bildung haben, rouliren zu lassen, und in kleinen, klingenden und lieblichen Scheidemünzen in Umlauf zu setzen. Wir Männer vergessen uns im Gespräche sehr oft, die Frauen nie, es ist immer die feine Linie des Zarten, Schicklichen und Graziösen, auf welcher sie sich bewegen.

Wie in der physischen Natur sich der Mann durch derben Bau, durch eckige Umrisse von der Zartheit und von den runden und weichen Lineamenten des weiblichen Baues unterscheidet, so äußern sich auch im geselligen Leben die Männer mehr durch die Idee der Kraft, eckig und schroff, die Frauen hingegen mehr durch die Idee der Schönheit, in der Form rund und zart, glatt und weich. Aber in gewisser Hinsicht tritt ein umgekehrtes Verhältniß ein; im gewöhnlichen Leben ist der Mann das begeistigende, und die Frau das fortbildende Prinzip, in der Gesellschaft hingegen sind die Frauen das begeistigende Prinzip und wir Männer bilden den gegebenen Stoff fügsam fort. Es ist eine Naturerscheinung, daß der kleine Mund der Frauen gerade die größten Worte liebt: Gottheit, Engel, Himmel, Triumph, Urtheil, Verdammung oder Vergötterung sprudeln, mir nichts, dir nichts, aus dieser kleinen Zaubergrotte hervor. Selbst in Hinsicht der Complimente zeichnet sich der richtige Takt der Frauen vor dem der Männer auffallend aus, der geistreichste Mann läßt sich durch ein fades Kompliment,

durch eine plumpe Schmeichelei gewinnen. Die Frauen aber verlangen ein geistreiches Compliment, eine sinnige, ungewöhnliche Schmeichelei.

Nicht nur unsere Schöngeister alle erschließen ihre Liebenswürdigkeit und ihr Schatzkästlein von Grazie, Witz und Galanterie, in den Sonnenstrahlen der weiblichen Gesellschaft, sondern auch der ernstere Beschauer des Lebens findet im geselligen Umgange der Frauen die Polirmühle feiner Sitten, und das Maximenbuch des Schicklichen. Leider, gottlob, sind die Frauen auch selbst von dem geringen gesellschaftlichen Talente der Männer überzeugt, und rücken mit Waffen gegen die Langweile in jede Gesellschaft ein. Ein halber Strumpf, ein Knäul Zwirn und fünf Nadeln machen die Besatzung aus, mit welcher sie sich defensiv gegen die zu erwartende Langeweile decken. Ich bin weit entfernt, mit Jean Paul das weibliche Geschlecht wegen seines „vernähten und verstrickten Lebens," wie er es nennt, zu tadeln; ich ehre das Strickzeug und den Nätisch als die Reichsinsignien der häuslichen Tugend, ich liebe es, wenn das weibliche Geschlecht verstrickend strickt, Schlingen schlingt, Häckchen häckelt, Netze netzt und Stückchen stückt, aber wenn ich ein Frauenzimmer sehe, wenn es in Gesellschaft die Prosa aller Prosa: das Strickzeug aus dem Strickbeutel herauszieht, da bricht mir der helle Angstschweiß aus, da sehe ich ordentlich den ganzen Abend wie einen zähen wollenen Strumpf vor mir liegen, wie die guten Frauen an diesem sich immer länger dehnenden Abend peinlich herunterstricken, wie sie den Abend abnehmen, hie und da eine Masche fallen lassen, und am Ende den Abend fest zusammenstricken, damit er nur ja nicht wieder aufgehe.

An diesen Strumpf knüpft sich auch sogleich die nüchterne Alltäglichkeit des hausgebackenen Lebens mit an, mit sammt dem Waschzettel und dem Bügeleisen. Fast sollte man glauben, die Frauen hätten ihre Hände zu ewigem Arbeitszwang verurtheilt, entweder weil dieselbe Hand schon eine Ruhe gemordet hat, oder noch morden will. Man weiß jetzt fast gar nicht mehr, ob das Frauenzimmer den Strumpf oder der Strumpf das Frauenzimmer mit in die Gesellschaft bringt, und die Männer erzählen sich gegenseitig: Wir waren gestern funfzehn Frauen, funfzehn Männer und funfzehn Strümpfe beisammen.

Unleugbar ist es, da durch das Stricken die Frauen so mancher Verlegenheit entgehen, sie können so Manches übersehen und überhören, was sie gern übersehen und überhört haben möchten, die fünf Nadeln sind eben so viele Ableiter von Erröthungen und Entfärbungen; die bequeme Gelegenheit die Augen sogleich senken zu können, ist eine Gelegenheit aus einer Verlegenheit zu kommen; man kann das Gespräch mit der Masche zugleich fallen lassen, und mit der neuen Masche ein

neues Gespräch aufnehmen. Wenn wir jedoch wüßten, wie viel Seufzer, Wünsche, Verlegenheiten, heiße Gebete und bittergesalzene Thränen in manchen Strumpf mit eingestrickt werden, wir würden mit ehrfurchtsvollen Augen einen solchen Strumpf, den einzigen heimlichen Vertrauten stiller Lust und stillen Wehs, betrachten. Wir Männer wissen aber mit unsern Händen gar nicht, wo aus, wir spielen mit den Uhrketten, wir schreiben mit den Fingern auf den Tisch oder auf die Knie, oder wir streichen uns das Schöpfchen, oder wir zupfen an dem Halskragen, oder wir wickeln uns den Schnurrbart um den Finger, oder wir spielen mit der Dose, oder wir wenden und drehen ein Stückchen Papier zwischen den Fingern, anstatt daß wir den Gegenstand der Conversation drehen und wenden sollen.

Um es uns aber ja nicht zu verhehlen, daß wir Langeweile haben, nehmen wir noch zwei oder drei Zeugen dazu, und spielen Karten. Denn eine Parthie Whist oder l'Hombre oder Boston ist doch gar nichts anders, als ein stillschweigendes Geständniß, welches sich vier Personen gegenseitig machen, daß sie nicht wissen, was sie mit einander anfangen sollen.

Wir könnten unsere zweiundfunfzig Wochen ohne die zweiundfunfzig Karten gar nicht mehr herumbringen. Den Damen verzeihe ich es noch, denn sie finden, in der ihnen eigenen Scharfsinnigkeit, in den dreizehn Kartenblättern ein ganzes Sitten- und Lebensbüchlein; bei der Eins denken sie: einen Gegenstand muß man lieben und keinen mehr; bei der Zwei: daß es doch besser ist ein Paar zu sein; bei der Drei an die Gewalt der Grazien; bei der Vier an die weise Einrichtung der vier Temperamente; bei der Fünf an die Macht der fünf Sinne; bei der Sechs an die häuslichen Geschäfte der sechs Wochentage; bei der Sieben und Acht, daß die Männer sich in Acht nehmen keine böse Sieben zu heirathen; bei der Neun an die neun Musen, ohne welche es doch keine Grazien giebt; bei der Zehn an die sonderbare Einrichtung, daß eine Null durch eine hinzugefügte Einzelheit erst zu hohem Werthe kommt, diese Einzelheit aber wieder durch diese Null zehnmal mehr werth wird. Bei den Buben denken sie sich, was sie sich bei allen Gecken und Laffen denken: sie sind gerade gut genug, um mit ihnen zu spielen. Mit den Damen gehen sie wie mit den Damen im Leben um, machen ihnen anscheinlich die Honneurs, können sie ihnen aber bei guter Gelegenheit einen Stich versetzen oder sie tüchtig abtrumpfen, so unterlassen sie es auch nicht; bei dem König endlich zeigen sie sich als gute Royalistinnen. Wenn die Frauen zum Spieltisch eilen, so ist das reine Satire auf die Männer, wenn aber die Männer spielen, so machen sie keine Satire auf die Frauen, sondern eine auf sich

selbst. Die Frauen legen auch mit den Karten das Spiel selbst aus der Hand, die Männer hingegen, die legen blos die Karten aus der Hand, aber nicht aus dem Sinne; sie spielen in Gedanken noch nach, und oft kommt der Mann nach Hause, und glaubt in seiner Frau Coeur- oder Caro-Damen zu sehen. Doch nein, hier thue ich ihnen unrecht; wenn das wäre, so würden sie ihre Frauen zärtlicher und aufmerksamer behandeln, als es gewöhnlich der Fall ist. Denn in der Regel ziehen die Männer nur wenn sie in Gesellschaft gehen den schwarzen Galla- und Bratenrock und den rosenfarbenen Humor an; wenn sie aber zu der armen lieben Frau nach Hause kommen, da nehmen sie schnell wieder das aschgraue Sorgengesicht und die nußbraune häusliche Brumen-Schlafmütze hervor.

Sie gehen also mit Coeur- und Caro-Damen gefälliger um, als mit ihren Frauen. Ueberhaupt sind sie in der Gesellschaft schon glücklich, wenn sie durch das Spiel der Qual des Redens überhoben werden. Aber nicht nur das nicht Reden ist ein Uebel unserer Gesellschaften, sondern auch und mehr noch das nicht gut Hören, das nicht gut Zuhören nämlich. Denn die Kunst des Zuhörens ist eines der ersten Bedürfnisse einer guten Gesellschaft. Wie oft haben wir zwei Stunden lang gar nichts gesprochen, sondern blos einem Andern zugehört, und der Andere sagte sodann: das ist ein recht scharmanter, artiger, beredter Mann.

Ein großes Uebel unserer Gesellschaften sind die Schönsprecher und die Zierwörtler, die Redecoquetten, die alle Welt anziehen, und keine Seele festhalten. Ein solcher Schönsprecher sucht in aller Stille erst das schönste Wortkleid für seine Gedanken zusammen; während des Sprechens sucht er immer noch den Flitterstaat, den er seinen Worten umhängen will, die Mühe des Redens tödtet die Kraft seiner Meinung und der Gedanke erliegt unter dem Schwall des leeren Geklingels. Noch ein größeres Uebel sind die Generalpächter der Unterhaltung, die jeden Gegenstand allein verschlingen wollen, und die Alleinherrschaft des Zirkels gewaltsam behaupten.

Diese fallen jedem Andern in die Flanken, schneiden ihm das Gesprächsterrain ab, und behaupten das Schlachtfeld ganz allein. Der natürliche König jeder Gesellschaft hingegen ist der Gelegenheitsmacher, das heißt, derjenige, der andern Gelegenheit giebt und macht, ihr Schäfchen auch in die Herde der Sprecher zu treiben und die allgemeine Wiese der Unterhaltung mit abweiden zu können; ein Sensal fremder Einfälle und Worte verdient und erndtet auch am meisten Dank. Zur Geselligkeit ist Talent allein nicht hinreichend, man muß ein Gesellschaftsgenie sein. Das Genie sprudelt; es überlegt, es wählt, es sucht nicht lange, es

wirft den Gedanken hin, schnell wie es ihn empfing, schleppt im Nu Worte und Einkleidungen aus allen vier Welttheilen, aus allen Reichen der Natur zusammen, drappirt seine Gedanken flüchtig mit denselben, und alles paßt und kleidet wohl, sieht wohl zuweilen phantastisch, aber nie bizarr aus. Zuweilen verfängt sich ein solches Genie, verwickelt sich, ja zuweilen wird es völlig besiegt, allein es ist ein Triumph in der Niederlage und er fällt wie Leonidas, sein Fall vermehrt seinen Ruhm. —

Der Satiriker, der witzige Kopf, ist die Argand'sche Lampe der Gesellschaft, er überstrahlt alles. Doch muß er pikant sein und nicht beißend, sein Witz sei ein Schröpfkopf, der mehr kitzelt als sticht, aber nicht eine Lanzette, welche in die Ader des Nächsten fährt und eine schmerzliche Verblutung nach sich zieht. Der Witz muß leuchten aber nicht zünden, erhellen, aber nicht blenden. Der Witz steige wie eine Rakete in die heitere Luft, er öffne sein Lustspiel über den Köpfen der Zuschauer, die ihr fröhliches „Ach!" ausrufen; kein Funken falle zündend herunter und die ausgebrannte Nußdüte senke erst weit von ihnen sich hernieder.

Eine ganz eigene Erscheinuug in der Gesellschaft bieten uns die Verliebten dar. Ein Verliebter, und wäre er das komischste, das geistreichste Genie, ist zwar ein Gott, wenn der Gegenstand seiner Liebe mit in der Gesellschaft ist, aber eine Null, eine bodenlose Lyra, wenn er nicht da ist. Hier giebt es aber noch viel zu unterscheiden, ob es die wirklichen Blattern oder die Schafblattern sind, das heißt, ob es Liebende oder blos Verliebte sind; in welcher Periode der Krankheit sie sind, ob in der Entwickelungsperiode, ob in dem Ausbruch, ob in der Krisis derselben, oder in der Reconvalescenz.

Auf jeden Fall bilden die Verliebten in der Gesellschaft einen Staat im Staate, und sind deßhalb zur Gesellschaft nicht mitzurechnen.

Ganz unerträglich aber in geselligen Zirkeln sind die Vornehmthuer, die Gespreizten, die petrifizirten Gesichter, die nie lachen, und nur selten sich hie und da ein Lächeln unter dem Fette zu Schulden kommen lassen. Diese affectiren geläuterten Geschmack, ihr Antlitz liegt wie gepreßter, falber, zweifarbiger Sammt da, und man ist versucht, sich eine Weste daraus machen zu wollen. Das sind die geselligen Holzäpfel, wenn man in die sauren Gesichter hineinbeißt, bekommt man lange Zähne. Soll ich nun noch ein Wort über die sogenannten privilegirten Gesellschafts-Spaß- und Lustigmacher sagen? Wer kennt nicht ein Heer solcher Fabriane, die einen und denselben Spaß immer von neuem vornehmen, und sich dadurch so zu sagen das Bürgerrecht in gewissen Zirkeln errungen haben?

Der Eine kann funfzehn Minuten auf einem Fuße stehen; der Zweite kann mit der Stirne eine Haselnuß aufknacken; der Dritte kann durch den Schatten seiner Finger einen Hasen und einen Hund an der Wand erscheinen lassen; der Vierte kann wie eine Katze miauen und wie ein Hund bellen; der Fünfte kann mit dem Munde sägen und hobeln; der Sechste kann sich ein brennendes Licht in den Mund stecken; der Siebente kann sich die Augenlider wie Ermelaufschläge emporschlitzen; der Achte kann drei Eierdotter auf einmal verschlucken; der Neunte kann mit seinem Gesichte wetterleuchten, blitzen und einschlagen; der Zehnte kann mittelst Schnupftaback und einer Serviette einen Türken vorstellen; der Elfte kann mit dem Mund einen Groschen vom Boden aufheben; der Zwölfte kann einem beliebten Schauspieler nachahmen; der Dreizehnte kann seine Nase nach Gefallen heben und senken wie einen Regenschirm; der Vierzehnte kann Kartenkunststücke machen; der Funfzehnte kann aus Krebsscheren einen Husaren zusammenstellen; der Sechszehnte kann aus Aepfelkörnern einen Maikäfer schnitzen, und so giebt es ein Heer solcher Kraftkünstler, die alle Tage in allen Gesellschaften eben dieselben Stückchen produziren.

Wenn man nun oft es mit ansieht, wie sich Gesellschaften dieselben Späße zum hundertstenmal vormachen lassen, und immer wieder neuerdings davon erfreut sind, so muß man mit jenem französischen Derbdenker ausrufen: „Der Mensch ist ein geselliges Thier!"

Ich glaube nun, daß Sie, meine freundlichen Zuhörer, mit mir glauben, unser geselliges Etwas stehe nicht viel höher als unser geselliges Nichts. Wir kommen, um uns zu sagen, daß wir uns nichts zu sagen haben, und davon zu sprechen, daß man gar nicht weiß, wovon man sprechen soll, und wir gehen auseinander, um zu gleichen Zwecken wieder zusammen zu kommen.

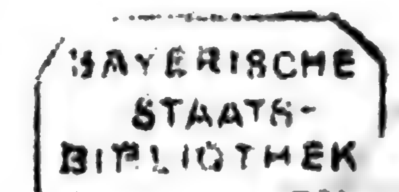
Wenn Sie aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, heute zusammen gekommen sind, um zu hören, wie man viel spricht und wenig sagt, so werden Sie doch beim Auseinandergehen mit Recht sagen können, daß ich mehr geleistet habe, als Sie erwarteten. Denn Sie erwarteten Etwas, ich habe aber nichts mehr geleistet.

Ich schließe hiermit meine erste Vorlesung, denn es ist nichts als gerecht, daß, wenn die Vorsehung Sie nicht fesseln konnte, daß sie selbst geschlossen werde.

Ich bin überzeugt, daß Sie dies keinen voreiligen Schluß nennen werden.

Das Thema meiner nächsten Vorlesung soll das ff des Lebens „Frühling und Frauen" sein.

Ende des zweiten Bandes.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



